August Reichensperger.

1808—1895.

Sein Leben und sein Wirken
auf dem Gebiet der Politik, der Kunst und der Wissenschaft.

Mit Benutzung seines ungedruckten Nachlasses

dargestellt von

Ludwig Pastor.

Erster Band.

Mit einer Heliogravüre und einem Lichtdruck.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1899.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.

August Reichensperger.

1808—1895.

Sein Leben und sein Wirken
auf dem Gebiet der Politik, der Kunst und der Wissenschaft.

Mit Benutzung seines ungedruckten Nachlasses

dargestellt von

Ludwig Pastor.

Erster Band.

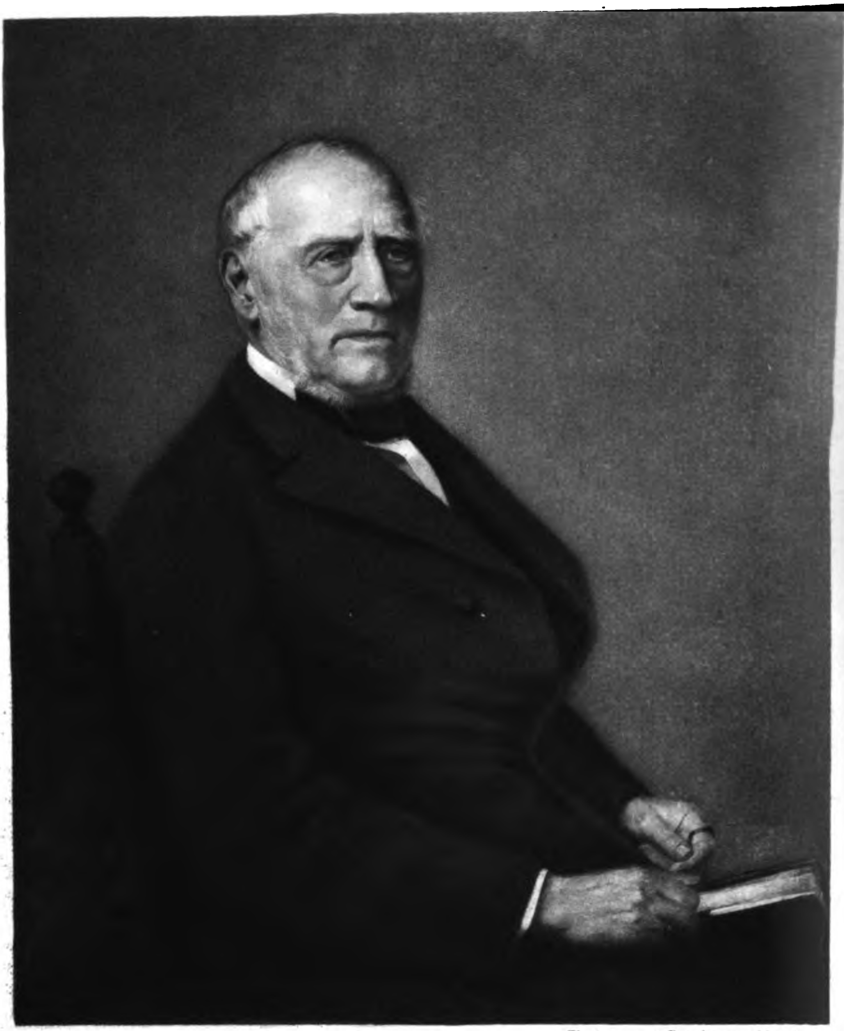
Mit einer Heliogravüre und einem Lichtdruck.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1899.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.

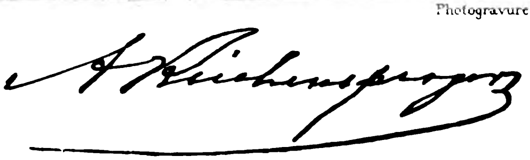
i. 311

August Reichensperger.

Erster Band.



Photogravure Bruckmann, München



August Reichensperger.

1808—1895.

Sein Leben und sein Wirken
auf dem Gebiet der Politik, der Kunst und der Wissenschaft.

Mit Benutzung seines ungedruckten Nachlasses

dargestellt von

Ludwig Pastor.

He was a man, take him for all in all.
Shakespeare.

Erster Band.

Mit einer Heliogravüre und einem Lichtdruck.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1899.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Meiner lieben Mutter

zum fünfundsiebzigsten Geburtstage.

Vorwort.

Schon in jugendlichem Alter hatte ich das Glück, den Mann näher kennen zu lernen, dessen Leben und Wirken auf den nachfolgenden Blättern darzustellen versucht wird. Der Anregung und Belehrung, die August Reichensperger mir während der Studienjahre und auch noch später zu theil werden ließ, verdanke ich einen nicht geringen Theil meiner Ausbildung. Als mich später mein Beruf weit von der theuern rheinischen Heimat fortführte, blieb ich doch stets mit dem väterlichen Freunde in lebhaftem Briefwechsel; fast in jedem Jahre sah ich denselben wiederholt in Köln, in Bonn bei meinem unvergeßlichen Schwiegervater, Oberbürgermeister Leopold Kaufmann, in Limburg bei dem seligen Bischof Klein, in Frankfurt bei Steinle, Janssen, Münzenberger und im Hause meiner lieben Mutter.

Die mehr als zwanzigjährigen nahen persönlichen Beziehungen sowie die Bestimmung Reichenspergers, seinen gesamten handschriftlichen Nachlaß nach seinem Tode mir zur freiesten Benutzung zu übergeben, ließen noch zu Lebzeiten des theuern Freundes den Plan reifen, eine Biographie desselben zu verfassen. So hatte ich den unschätzbaren Vortheil, mit ihm persönlich die wichtigsten Momente seines Lebens wiederholt eingehend zu besprechen und von ihm werthvolle Fingerzeige zu erhalten, wie das vorhandene Material zu verwerthen und zu gestalten sei.

Den ersten Rang unter den Quellen vorliegender Arbeit nehmen die Tagebücher Reichenspergers ein, welche mit dem Jahre 1825 beginnen und, allerdings mit Lücken, bis zum Jahre 1892 reichen. Sie waren ursprünglich nur bestimmt, Eindrücke, namentlich über Personen und Zustände, festzulegen, um im politischen und parlamentarischen Leben sich gegebenen Falles frühere Aeußerungen und Verhältnisse vergegenwärtigen zu können; sie erweitern sich zuweilen zu einer vollständigen Geschichtsdarstellung, zu deren Verwerthung Reichensperger mich wiederholt autorisirte. Die Tagebücher sind der unmittelbare Ausdruck des lebhaften Geistes, der Reichensperger eigen war. Ich habe sie vielfach wörtlich wiedergegeben, trotz ihrer Schärfe und urwüchsigen Geradheit, weil sie die Stellung Reichenspergers zu den Zeit-

ereignissen am klarsten widerspiegeln; wo noch lebende Persönlichkeiten in Betracht kommen, war natürlich Discretion geboten; alles, was der Geschichte angehört, wurde auch dementsprechend behandelt.

Eine weitere Hauptquelle bildete Reichenspergers weitverzweigter Briefwechsel, der für alle Perioden seines fast das ganze Jahrhundert umspannenden Lebens die eingehendsten Nachrichten darbot. Der deutsche Montalembert, wie man den Kölner Appellrath wohl genannt hat, gehörte zu jenen immer seltener werdenden, von dem jetzigen Geschlechte als altmodisch betrachteten Menschen, die sich noch die Zeit nehmen, viele und lange Briefe zu schreiben. In dieser weit ausgreifenden Correspondenz, für welche er auch in den arbeitsreichsten und bewegtesten Jahren Zeit zu finden wußte, offenbart sich am besten die seltene Vielseitigkeit seines Wissens und die kernige Kraft seines Wesens.

Concepte, wie dies Böhmer zu thun pflegte, hat Reichensperger zu seinen Briefen nur ausnahmsweise gemacht; es mußten daher seine Schreiben, soweit sie nicht wie diejenigen an Steinle bereits im Druck vorliegen, von den Empfängern erbeten werden. Diese sehr zeitraubende und mühselige Arbeit hat fast stets zum Ziele geführt: unerreichbar blieben nur die Briefe an den englischen Staatsmann Beresford Hope. Unwiederbringlich verloren sind allem Anschein nach die Schreiben an Peter Reichensperger, der überhaupt so gut wie gar keine Schriftstücke hinterlassen hat. Die außerordentlich wichtige Correspondenz mit Montalembert wurde durch Vicomte de Meaux in dem Materialienschatz seines Schwiegervaters fast vollständig wieder aufgefunden und mir zur Verfügung gestellt. Für diese große Liberalität spreche ich dem Genannten auch hier meinen tiefgefühlten Dank aus. Nicht minder verpflichtet bin ich einer Reihe von andern Freunden Reichenspergers für die gütige Unterstützung, die sie mir durch Mittheilung von Erinnerungen und Ueberlassung von Briefen haben zu theil werden lassen. Mit ganz besonderem Dank müssen in dieser Hinsicht genannt werden Maler Karl Andreae in Sinzig, Dr. med. Crull in Wismar, Professor Paulsen in Berlin, Freiherr v. Langwerth-Simmern, P. A. Baumgartner in Luxemburg, endlich die hochverehrte Gemahlin des Verstorbenen, welche mir ohne jede Einschränkung sämtliche Familienbriefe zur freiesten Verfügung stellte. Reichenspergers Sohn, Herr Landgerichtsdirector Karl Reichensperger, dem die Tagebücher des Vaters unbekannt geblieben waren, nahm an der Abfassung des vorliegenden Werkes keinen Antheil, so daß mir in jeder Hinsicht die vollste Freiheit blieb, meines Amtes als Historiker zu walten.

Werthvolle Ergänzungen zu den Tagebüchern und Briefen boten noch sonstige Aufzeichnungen Reichenspergers sowie die treu bewahrten Briefe fast aller seiner zahlreichen Freunde in Deutschland, Frankreich und England. Vielfach benutzt wurden auch mündliche Aeußerungen Reichenspergers, die

ich mir aus seinen stets interessanten Gesprächen aufgeschrieben hatte. Das sehr zerstreute gedruckte Material zu sammeln, wurde keine Mühe gescheut.

Auf Grund dieser Quellen war es mein Bestreben, ein möglichst zuverlässiges und vollständiges Bild von dem langen Leben und dem weitverzweigten Wirken Reichenspergers zu entwerfen. Wo es anging, habe ich ihn — ‚ohne viel eigenes Zwischensprechen und Betrachten' — selbst redend eingeführt: seine überaus eigenartige Persönlichkeit, seine Ansicht von den Ereignissen treten auf diese Weise dem Leser unmittelbar und ungefärbt entgegen. Die Darstellung seiner politischen Wirksamkeit ist mit Absicht möglichst referirend gehalten, weil die hier in Betracht kommenden Dinge noch zu sehr im Flusse sind, als daß sie eine völlig abschließende Betrachtung zuließen. Anders liegt die Sache hinsichtlich der Wirksamkeit Reichenspergers auf dem Gebiete der Kunst: demgemäß mußte hier auch ein anderes Verfahren eingeschlagen werden. Durch eigene Studien glaubte ich befähigt und der Sache wegen auch verpflichtet zu sein, hier auf ein kritisches Urtheil nicht zu verzichten. Durch diese kritische Beleuchtung dürfte das Charakteristische in Reichenspergers künstlerischen Bestrebungen in schärfern Umrissen hervortreten und ein ruhiges Urtheil über lange Zeit leidenschaftlich behandelte Streitfragen ermöglicht werden.

August Reichensperger war ohne Frage eine der vielseitigsten, eigenartigsten und interessantesten Gestalten nicht bloß im frühern Centrum, sondern überhaupt im geistigen und politischen Leben unserer Zeit. In mehr als einer Hinsicht bietet deshalb das vorliegende Lebensbild auch wichtige Beiträge zur Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts.

Das als Anhang beigefügte Verzeichniß der an den verschiedensten Orten zerstreuten größern und kleinern literarischen Arbeiten Reichenspergers dürfte vor allem den Kunsthistorikern willkommen sein. Bei Zusammenstellung desselben hat mich namentlich Prälat F. Schneider durch seine reichen Sammlungen wesentlich unterstützt. Auch für sonstige Beihilfe bin ich dem Genannten sowie dem Herrn Dr. Julius Bachem zu Köln und dem Leipziger Privatdocenten Dr. A. Tschermak, endlich meinem lieben Schwager Dr. Franz Kaufmann zu lebhaftem Danke verpflichtet.

Innsbruck, den 2. Juli 1899.

Ludwig Pastor.

Inhalt.

I. Jugendjahre und Universitätsstudien. 1808—1830.

1.

2.

3.

II. Beginn der juristischen Laufbahn. Studienreise nach Paris und Nordfrankreich im Jahre 1833. Ende der Sturm- und Drangperiode. Entscheidende Einwirkung des Kölner Kirchenstreites und der Schriften von Görres auf Reichenspergers Entwicklungsgang.

1.

III. Italienische Reise. 1839—1840.

1.

2.

3.

3.

4.

VII. Politische Thätigkeit im preußischen Landtage. Reichensperger als Führer im Kampfe für das Verfassungsrecht und für die Parität der preußischen Katholiken. 1851—1863.

1. Die katholische Fraction (Fraction Reichensperger) und die ‚Reaction'. 1851—1858.

Beilagen:

I.

Jugendjahre und Universitätsstudien.

1808—1830.

1.

Die siegreichen Fahnen des französischen Imperators wehten auf den Wällen von Koblenz, napoleonische Beamte führten die Regierung in der alten fränkischen Rhein- und Moselstadt, der einstigen Residenz der Trierer Kurfürsten, als dort am 22. März 1808 August Reichensperger das Licht der Welt erblickte [1]. Sein Vater Franz Joseph, am 18. April 1768 in Simmern auf dem Hunsrück geboren [2], hatte in Heidelberg die Rechte studirt, war dann Friedensrichter in Kirn an der Nahe, später Untersuchungsrichter in Simmern geworden; in dieser Eigenschaft nahm er an dem Verfahren gegen den Schinderhannes (Johann Bückler) theil, welcher durch seine verwegenen Einbrüche und räuberischen Ueberfälle jahrelang die Bewohner der Gegend zwischen Mosel, Nahe und Rhein in Furcht und Schrecken versetzt hatte.

---

[1] Der Geburtstag wird noch immer vielfach falsch angegeben, so auch von Herbst (Encyklopädie der neuern Gesch. IV [Gotha 1889], 377). In dem Geburtsregister der Stadt Koblenz ist ausdrücklich gesagt, August Reichensperger sei geboren le vingt deuxieme jour a dix heures du soir du mois de mars 1808.

[2] Zum Verständniß des Folgenden diene nachstehende Stammtafel:

Heinrich Knoodt, verh. mit Frl. Serger.

Peter Franz. — Margarethe. — Wilhelm. — Beatus. — August, verh. mit Louise Coenen.

(Kinder des August:) Anna Maria, Gemahl v. Baring. — Elisabeth, — Margarethe, Gemahl Franz Joseph Reichensperger. — Heinrich.

(Kinder der Margarethe:) Louise. — August. — Peter. — Elisabeth.

Nach der Tradition stammte die Familie aus dem bayrischen Frankenland; der Name kommt dort noch vor. Ein Augsburger Geistlicher Namens A. Reichensperger publicirte 1866 eine Schrift ‚Bildungsschule fürs Leben'. Es bleibt trotzdem möglich, daß zur selben Familie auch Nikolaus Georg Reichensperger gehörte, der, geboren in Thionville, es zum Kanzler des Erzbischofs von Mainz und Rath des Kaisers brachte; als kurfürstlich trierischer Gesandter nahm derselbe an den Friedensverhandlungen in Osnabrück theil; sein Bild hängt noch im dortigen Friedenssaale. Nikolaus Georg Reichensperger starb 1651 zu Frankfurt a. M.; vgl. Biogr. Luxemb. II (1861), 73, wo weitere Literaturangaben.

1.

Die siegreichen Fahnen des französischen Imperators wehten auf den Wällen von Koblenz, napoleonische Beamte führten die Regierung in der alten fränkischen Rhein- und Moselstadt, der einstigen Residenz der Trierer Kurfürsten, als dort am 22. März 1808 August Reichensperger das Licht der Welt erblickte [1]. Sein Vater Franz Joseph, am 18. April 1768 in Simmern auf dem Hunsrück geboren [2], hatte in Heidelberg die Rechte studirt, war dann Friedensrichter in Kirn an der Nahe, später Untersuchungsrichter in Simmern geworden; in dieser Eigenschaft nahm er an dem Verfahren gegen den Schinderhannes (Johann Bückler) theil, welcher durch seine verwegenen Einbrüche und räuberischen Ueberfälle jahrelang die Bewohner der Gegend zwischen Mosel, Nahe und Rhein in Furcht und Schrecken versetzt hatte.

---

[1] Der Geburtstag wird noch immer vielfach falsch angegeben, so auch von Herbst (Encyklopädie der neuern Gesch. IV [Gotha 1889], 377). In dem Geburtsregister der Stadt Koblenz ist ausdrücklich gesagt, August Reichensperger sei geboren le vingt deuxieme jour a dix heures du soir du mois de mars 1808.

[2] Zum Verständniß des Folgenden diene nachstehende Stammtafel:

Heinrich Knoodt, verh. mit Frl. Serger.

Peter Franz. — Margarethe. — Wilhelm. — Beatus. — August, verh. mit Louise Coenen.

(Kinder des August:) Anna Maria, Gemahl v. Baring. — Elisabeth, — Margarethe, Gemahl Franz Joseph Reichensperger. — Heinrich.

(Kinder der Margarethe:) Louise. — August. — Peter. — Elisabeth.

Nach der Tradition stammte die Familie aus dem bayrischen Frankenland; der Name kommt dort noch vor. Ein Augsburger Geistlicher Namens A. Reichensperger publicirte 1866 eine Schrift ‚Bildungsschule fürs Leben‘. Es bleibt trotzdem möglich, daß zur selben Familie auch Nikolaus Georg Reichensperger gehörte, der, geboren in Thionville, es zum Kanzler des Erzbischofs von Mainz und Rath des Kaisers brachte; als kurfürstlich trierischer Gesandter nahm derselbe an den Friedensverhandlungen in Osnabrück theil; sein Bild hängt noch im dortigen Friedenssaale. Nikolaus Georg Reichensperger starb 1651 zu Frankfurt a. M.; vgl. Biogr. Luxemb. II (1861), 73, wo weitere Literaturangaben.

[illegible] Verwendung war es, daß Franz Joseph Reichensperger [illegible] Regierung nach Koblenz, der Hauptstadt des Rhein- und [illegible] zum Richter am Criminalgericht und Gouvernements-[illegible]gerichte berufen wurde. Man erkannte hier bald seine [illegible] Befähigung und eiserne Arbeitskraft. Reichensperger ward in [illegible] Bureauchef an der Koblenzer Präfectur, Präfecturrath und [illegible] Conseil de discipline et de renseignement de l'école [illegible]

[illegible] einer Dienstreise kam Franz Joseph Reichensperger nach Boppard [illegible] dort durch den Präfecten Lameth in die Familie Knoodt ein-[illegible]. Man begriff, daß diese Einführung in der Absicht einer ehelichen [illegible] stattgefunden, dachte dem Präfecturrath aber die älteste Tochter [illegible] Allein Reichensperger hatte seine Wahl bereits getroffen. Am 25. März [illegible] machte er schriftlich der jüngern Tochter Margarethe Johanna Theresia [illegible] 24. November 1778) einen Heiratsantrag; noch in demselben Monat [illegible] die Verlobung und bereits im April die Hochzeit statt. Letztere wurde [illegible] Zell an der Mosel bei Verwandten der Braut gefeiert. Mit sehr karger Aussteuer und geringer Mitgift fing das junge Ehepaar in Koblenz seine Häuslichkeit an. Sie bewohnten ein dem Castorstifte gehöriges Häuschen an der Ecke des Castorplatzes und der Rheinzollstraße[1]. Es war, wie der Bräutigam seinem ‚geliebten Gretchen‘ schrieb, ‚ein schönes, niedliches, neues Haus samt geschlossenem Hof, Brunnen, Waschküche, Holzschuppen und Garten; zwar etwas still, doch aber wegen der Aussicht auf den Rhein und ins Thal schön gelegen; zudem nahe bei der Präfectur und der Kirche‘.

Das Familienleben Reichenspergers war ungemein glücklich; er hing mit schwärmerischer Liebe an seiner Frau, die er in Gedichten besang. Alsbald nach der Verheiratung und später sehr oft mußte er Dienstreisen unternehmen, welche bei den damaligen Verkehrsverhältnissen ungemein anstrengend waren. Mochte aber die Ermüdung noch so groß, die Anforderungen des Dienstes noch so ausgedehnt sein, er vergaß nie, seine theure Frau durch eingehende Berichte zu erfreuen; viele derselben sind noch vorhanden und ein Beweis der innigen Liebe der Gatten.

Auch in Koblenz waren die Aufgaben, welche Reichensperger erwuchsen, sehr ausgedehnt, da viele französische Beamten kein Deutsch verstanden. Der rastlose Eifer, mit welchem der heftige, jedoch sehr liebenswürdige Präfecturrath sich seinen Dienstpflichten widmete, gewann ihm immer mehr das Vertrauen seiner Vorgesetzten; die verschiedenen Präfecten waren

---

[1] Dieses Haus wurde im Jahre 1891 niedergelegt; an seine Stelle trat zu besonderer Freude August Reichenspergers ein gotischer Bau.

mehr seine Freunde als seine Chefs. Ein Decret Napoleons I., datirt aus dem Lager von Tilsit vom 20. Juni 1807, ernannte Reichensperger zum Generalsecretär an der Präfectur des Rhein- und Moseldepartements mit einem jährlichen Gehalt von 4000 Franken. In dieser neuen Stellung wurden ihm die schwierigsten Arbeiten übertragen, da seine Redlichkeit sprichwörtlich war. Der Entwurf zu dem Decret über die Unterscheidung zwischen den durch die Revolution beseitigten droits seigneuriaux, die auf dem Grundbesitz gehaftet hatten, und den Grundabgaben, die auf einem Privattitel beruhten, ward von Reichensperger verfaßt: im Bulletin des lois trägt das betreffende Decret seine Namensunterschrift [1].

Franz Joseph Reichensperger war häufig leidend, namentlich plagten ihn Kopfschmerzen. Er besuchte die Bäder in Aachen, wo er Gast des Präfecten war. Auf einer dieser Reisen wurde ihm die Andeutung gemacht, daß seine Ernennung zum Präfecten in Belgien in Aussicht genommen sei. Hätte sich dieser Plan verwirklicht,‘ so sagte mir einmal August Reichensperger, ‚so wären wir Franzosen geworden: so hängt das Schicksal eines Menschenlebens oft an einem Haar.‘

Die ganze Freude Franz Joseph Reichenspergers war das Leben in seiner Familie. Die älteste Tochter Louise (geb. 26. October 1806) war ein reizendes, anmuthiges Kind, der Liebling aller, besonders der Großeltern, die sie öfters zu sich nahmen [2]. Zu ihr gesellten sich zwei Brüder, August und Peter. Letzterer (geb. 28. Mai 1810) ‚war ein jähzornig eigenwilliges Bürschchen, so daß der Vater oft strafend einschreiten mußte. August war schwerfälliger, litt längere Zeit an den Augen und war sehr weinerlich, so daß der Vater ihm ein schönes Messerchen versprach, wenn er einen Tag, schließlich nur eine Stunde nicht weine; er konnte es sich nicht verdienen‘ [3].

Die Koblenzer Präfecten widmeten sich hauptsächlich der Repräsentation; die riesige Last der Amtsgeschäfte fiel dem Generalsecretär zu, der sich buchstäblich ‚zu Tode arbeitete‘. Vergebens suchte derselbe Stärkung in einem Seebade. Im Jahre 1812 traf ihn ein Schlaganfall, der im März des nächsten Jahres seinen Tod zur Folge hatte. Fünf Monate vorher (7. November 1812) war ihm noch eine Tochter geboren worden, welche den Namen Elisabeth erhielt.

Die Lage der Wittwe gestaltete sich schwierig. Es war wenig Vermögen vorhanden; auf besondere Verwendung und Eingabe der befreundeten Prä-

---

[1] Obige Mittheilungen sind einem autobiographischen Fragment August Reichenspergers entnommen.

[2] Sie starb schon im Jahre 1818 infolge eines chronischen Leidens.

[3] Handschriftliche Familienerinnerungen von Augusts Schwester Elisabeth Reichensperger († 6. December 1895). Sie sind im folgenden oft benutzt.

2.

3.

Beilagen:

I.

Jugendjahre und Universitätsstudien.

1808—1830.

1.

Die siegreichen Fahnen des französischen Imperators wehten auf den Wällen von Koblenz, napoleonische Beamte führten die Regierung in der alten fränkischen Rhein- und Moselstadt, der einstigen Residenz der Trierer Kurfürsten, als dort am 22. März 1808 August Reichensperger das Licht der Welt erblickte [1]. Sein Vater Franz Joseph, am 18. April 1768 in Simmern auf dem Hunsrück geboren [2], hatte in Heidelberg die Rechte studirt, war dann Friedensrichter in Kirn an der Nahe, später Untersuchungsrichter in Simmern geworden; in dieser Eigenschaft nahm er an dem Verfahren gegen den Schinderhannes (Johann Bückler) theil, welcher durch seine verwegenen Einbrüche und räuberischen Ueberfälle jahrelang die Bewohner der Gegend zwischen Mosel, Nahe und Rhein in Furcht und Schrecken versetzt hatte.

---

[1] Der Geburtstag wird noch immer vielfach falsch angegeben, so auch von Herbst (Encyklopädie der neuern Gesch. IV [Gotha 1889], 377). In dem Geburtsregister der Stadt Koblenz ist ausdrücklich gesagt, August Reichensperger sei geboren le vingt deuxieme jour a dix heures du soir du mois de mars 1808.

[2] Zum Verständniß des Folgenden diene nachstehende Stammtafel:

Heinrich Knoodt, verh. mit Frl. Serger.

Peter Franz. — Margarethe. — Wilhelm. — Beatus. — August, verh. mit Louise Coenen.

Kinder des August: Anna Maria, Gemahl v. Baring. — Elisabeth. — Margarethe, Gemahl Franz Joseph Reichensperger. — Heinrich.

Kinder der Margarethe und des Franz Joseph Reichensperger: Louise. — August. — Peter. — Elisabeth.

Nach der Tradition stammte die Familie aus dem bayrischen Frankenland; der Name kommt dort noch vor. Ein Augsburger Geistlicher Namens A. Reichensperger publicirte 1866 eine Schrift ‚Bildungsschule fürs Leben'. Es bleibt trotzdem möglich, daß zur selben Familie auch Nikolaus Georg Reichensperger gehörte, der, geboren in Thionville, es zum Kanzler des Erzbischofs von Mainz und Rath des Kaisers brachte; als kurfürstlich trierischer Gesandter nahm derselbe an den Friedensverhandlungen in Osnabrück theil; sein Bild hängt noch im dortigen Friedenssaale. Nikolaus Georg Reichensperger starb 1651 zu Frankfurt a. M.; vgl. Biogr. Luxemb. II (1861), 73, wo weitere Literaturangaben.

Von der größten Bedeutung war es, daß Franz Joseph Reichensperger durch die französische Regierung nach Koblenz, der Hauptstadt des Rhein- und Moseldepartements, zum Richter am Criminalgericht und Gouvernements-commissar am Zuchtgerichte berufen wurde. Man erkannte hier bald seine hervorragende Befähigung und eiserne Arbeitskraft. Reichensperger ward in rascher Folge Bureauchef an der Koblenzer Präfectur, Präfecturrath und Mitglied des Conseil de discipline et de renseignement de l'école de droit.

Auf einer Dienstreise kam Franz Joseph Reichensperger nach Boppard und wurde dort durch den Präfecten Lameth in die Familie Knoodt eingeführt. Man begriff, daß diese Einführung in der Absicht einer ehelichen Verbindung stattgefunden, dachte dem Präfecturrath aber die älteste Tochter zu. Allein Reichensperger hatte seine Wahl bereits getroffen. Am 25. März 1805 machte er schriftlich der jüngern Tochter Margarethe Johanna Theresia (geb. 24. November 1778) einen Heiratsantrag; noch in demselben Monat fand die Verlobung und bereits im April die Hochzeit statt. Letztere wurde in Zell an der Mosel bei Verwandten der Braut gefeiert. Mit sehr karger Aussteuer und geringer Mitgift fing das junge Ehepaar in Koblenz seine Häuslichkeit an. Sie bewohnten ein dem Castorstifte gehöriges Häuschen an der Ecke des Castorplatzes und der Rheinzollstraße [1]. Es war, wie der Bräutigam seinem ‚geliebten Gretchen' schrieb, ‚ein schönes, niedliches, neues Haus samt geschlossenem Hof, Brunnen, Waschküche, Holzschuppen und Garten; zwar etwas still, doch aber wegen der Aussicht auf den Rhein und ins Thal schön gelegen; zudem nahe bei der Präfectur und der Kirche'.

Das Familienleben Reichenspergers war ungemein glücklich; er hing mit schwärmerischer Liebe an seiner Frau, die er in Gedichten besang. Alsbald nach der Verheiratung und später sehr oft mußte er Dienstreisen unternehmen, welche bei den damaligen Verkehrsverhältnissen ungemein anstrengend waren. Mochte aber die Ermüdung noch so groß, die Anforderungen des Dienstes noch so ausgedehnt sein, er vergaß nie, seine theure Frau durch eingehende Berichte zu erfreuen; viele derselben sind noch vorhanden und ein Beweis der innigen Liebe der Gatten.

Auch in Koblenz waren die Aufgaben, welche Reichensperger erwuchsen, sehr ausgedehnt, da viele französische Beamten kein Deutsch verstanden. Der rastlose Eifer, mit welchem der heftige, jedoch sehr liebenswürdige Präfecturrath sich seinen Dienstpflichten widmete, gewann ihm immer mehr das Vertrauen seiner Vorgesetzten; die verschiedenen Präfecten waren

[1] Dieses Haus wurde im Jahre 1891 niedergelegt; an seine Stelle trat zu besonderer Freude August Reichenspergers ein gotischer Bau.

mehr seine Freunde als seine Chefs. Ein Decret Napoleons I., datirt aus dem Lager von Tilsit vom 20. Juni 1807, ernannte Reichensperger zum Generalsecretär an der Präfectur des Rhein- und Moseldepartements mit einem jährlichen Gehalt von 4000 Franken. In dieser neuen Stellung wurden ihm die schwierigsten Arbeiten übertragen, da seine Redlichkeit sprichwörtlich war. Der Entwurf zu dem Decret über die Unterscheidung zwischen den durch die Revolution beseitigten droits seigneuriaux, die auf dem Grundbesitz gehaftet hatten, und den Grundabgaben, die auf einem Privattitel beruhten, ward von Reichensperger verfaßt: im Bulletin des lois trägt das betreffende Decret seine Namensunterschrift [1].

Franz Joseph Reichensperger war häufig leidend, namentlich plagten ihn Kopfschmerzen. Er besuchte die Bäder in Aachen, wo er Gast des Präfecten war. Auf einer dieser Reisen wurde ihm die Andeutung gemacht, daß seine Ernennung zum Präfecten in Belgien in Aussicht genommen sei. Hätte sich dieser Plan verwirklicht,' so sagte mir einmal August Reichensperger, ‚so wären wir Franzosen geworden: so hängt das Schicksal eines Menschenlebens oft an einem Haar.'

Die ganze Freude Franz Joseph Reichenspergers war das Leben in seiner Familie. Die älteste Tochter Louise (geb. 26. October 1806) war ein reizendes, anmuthiges Kind, der Liebling aller, besonders der Großeltern, die sie öfters zu sich nahmen [2]. Zu ihr gesellten sich zwei Brüder, August und Peter. Letzterer (geb. 28. Mai 1810) ‚war ein jähzornig eigenwilliges Bürschchen, so daß der Vater oft strafend einschreiten mußte. August war schwerfälliger, litt längere Zeit an den Augen und war sehr weinerlich, so daß der Vater ihm ein schönes Messerchen versprach, wenn er einen Tag, schließlich nur eine Stunde nicht weine; er konnte es sich nicht verdienen' [3].

Die Koblenzer Präfecten widmeten sich hauptsächlich der Repräsentation; die riesige Last der Amtsgeschäfte fiel dem Generalsecretär zu, der sich buchstäblich ‚zu Tode arbeitete'. Vergebens suchte derselbe Stärkung in einem Seebade. Im Jahre 1812 traf ihn ein Schlaganfall, der im März des nächsten Jahres seinen Tod zur Folge hatte. Fünf Monate vorher (7. November 1812) war ihm noch eine Tochter geboren worden, welche den Namen Elisabeth erhielt.

Die Lage der Wittwe gestaltete sich schwierig. Es war wenig Vermögen vorhanden; auf besondere Verwendung und Eingabe der befreundeten Prä-

---

[1] Obige Mittheilungen sind einem autobiographischen Fragment August Reichenspergers entnommen.

[2] Sie starb schon im Jahre 1818 infolge eines chronischen Leidens.

[3] Handschriftliche Familienerinnerungen von Augusts Schwester Elisabeth Reichensperger († 6. December 1895). Sie sind im folgenden oft benutzt.

fecten erhielt Frau Reichensperger durch ein von Napoleon am 13. August 1813 zu Dresden ausgestelltes Decret eine jährliche Pension von 500 Franken [1]. In dieser schlimmen Lage bewährte sich wieder die sprichwörtliche Liebe der Eltern, welche die Tochter mit ihren vier Kindern und zwei Mägden nach Boppard zu sich nahmen.

Der frühe Tod des Vaters ist Ursache, daß den Kindern wenig Erinnerungen an ihn wie an seine Familie blieben. August Reichensperger behielt im Andenken, wie sein Vater Sonntags seine Uniform anlegte und sich dabei unwillig darüber äußerte, daß er auf Befehl des französischen Kaisers zur Kirche gehen mußte [2]. Besonders lebhaft im Gedächtniß des Sohnes haftete ein anderer Vorfall, über welchen er in einem autobiographischen Fragment folgendes berichtet:

‚Meine früheste Erinnerung von Bedeutung geht in das Jahr 1812 zum Geburtstage des Königs von Rom zurück. Am Abend dieses Tages gab zu Koblenz der Präfect des Rhein- und Moseldepartements eine glänzende Gesellschaft. Mein Vater, welcher Generalsecretär und mit dem Präfecten nahe befreundet war, bekam von demselben die Erlaubniß, mich in die Gesellschaft mitzubringen. Vom Balkon des Präfecturgebäudes (jetzt das Generalcommando) aus sah ich, wie unten auf dem Castorplatz der noch dort befindliche Brunnen zur Feier des Tages zum erstenmal in Function trat, indem er Wein statt Wasser ergoß; massenhaft drängte man sich fortwährend zum Brunnen hin, um in Gefäße Wein aufzufangen, so daß die Polizeidiener nur mit größter Anstrengung das Getümmel bändigten.‘

‚In seinem blinden Vertrauen auf den Stern Napoleons ließ der Präfect auf die Vorderseite des Brunnenkörpers die Inschrift setzen: An 1812, mémorable par la campagne contre les Russes. Nach dem Einzuge der Russen ward diese durch folgende Inschrift bescheinigt: Vu et approuvé par nous, commandant russe de la ville de Coblenz le 1 janvier 1814.‘ [3]

Je spärlicher die Erinnerungen an den Vater, um so reichhaltiger sind die an die Mutter und deren Familie. Dieselbe pflegte den Kindern namentlich viel von ihrer Mutter Louise Katherina, geborene Coenen, zu erzählen.

‚Meine Großmutter‘, berichtet Augusts Schwester, Elisabeth Reichensperger, in ihren Familienerinnerungen, ‚heiratete im Jahre 1773 mit neunzehn Jahren August Knoodt und zog mit ihm als Amtsverwalterin auf das Schloß Daun in der Eifel. Sie war ein zartes Stadtfräulein und hatte von Landbau,

---

[1] Mercur du Rhin vom 10. September 1813.

[2] Mit Bezug hierauf urtheilte Reichensperger: ‚Mein Vater war ein napoleonischer Katholik.‘

[3] Die hervorragendsten Theilnehmer an diesem Feste erhielten goldene Medaillen mit dem Bilde Napoleons und seines Sohnes; eine solche Medaille trug August Reichensperger bis zu seinem Lebensende an der Uhrkette.

Stall und Küche keinen Begriff; sie war aber sehr gescheit, wußte alles am rechten Ende zu fassen, sich in alles zu schicken, so daß sie bald eine wackere Hausfrau wurde. Und das war keine kleine Aufgabe. Der Großvater, ein ganz vortrefflicher Mann, der sich durch seine Tugenden im spätern Leben in seiner nähern Umgebung das Prädicat eines Heiligen erwarb, war Keller- und Amtsverwalter, eine Stellung gleich der eines Magnaten oder kleinen Fürsten. Er sprach Recht, schlichtete die Streitigkeiten des Kreises, bekam den Zehnten von Vieh und Getreide, hatte große Jagd und Fischerei, trieb Landbau, Käserei und Pferdezucht. Die Schwiegermutter des Amtsverwalters, eine idealschöne Erscheinung, zog nach wenigen Jahren zu ihren Kindern und half mit Rath und That; sie wurde von den Enkeln abgöttisch verehrt. Sie ließ Flachs spinnen, weben, hatte Schuhmacher und Schneider im Hause, kleidete ihre und arme Kinder mit eigenem Gewebe, zupfte und spann Seide und ließ sie verarbeiten. Sonstige Bedürfnisse brachten Fuhrleute und Hausirer, deren Erscheinen immer ein Fest im Hause war; denn da gab es allerlei Herrlichkeiten für Leib und Magen und Neuigkeiten aus der Welt. Das Schloß in Daun ward zur Zufluchtsstätte der Kranken, Armen und Reisenden. Der Kinder hatte das Ehepaar Knoodt vier: die älteste Tochter Anna, ein Sohn Heinrich, dann Elisabeth und unsere 1778 geborene Mutter Margarethe. Ihren Unterricht erhielten die Kinder vom Hausgeistlichen, da Kapelle und Gottesdienst im Schlosse war. Die älteste Tochter kam als sechzehnjähriges Mädchen nach Nancy in ein Institut, der Sohn nach Lüttich in eine Anstalt. Die beiden jüngern Schwestern schlossen einen Herzensbund und blieben sich stets in Liebe verbunden. Das Leben in Daun war sehr still. Ein Besuch des Trierer Kurfürsten und Landesherrn Clemens Wenzeslaus war ein außerordentliches Ereigniß, und wir Kinder hörten noch von den kostbaren Anschaffungen, die damals gemacht wurden. In der Umgegend von Daun gab es wenig Familien, mit denen ein Verkehr möglich war. Nur die Pfarrer und Schöffen der bedeutenden Orte waren zuweilen Gäste. Ausflüge wurden besonders häufig nach den verschiedenen Klöstern und Abteien gemacht, namentlich nach Springiersbach und St. Maximin in Trier, dann auch zu den Verwandten in Zell und Boppard. An letzterem Orte wohnte der Vater des Amtsverwalters Knoodt; der alte Herr war Bürgermeister und hatte sich das schöne, große Haus am Rhein gebaut, wo wir unsere ganze Jugendzeit verlebten[1]. Bei den Eltern wohnte noch eine unverheiratete Tochter Margarethe, die ihren klösterlichen Beruf den Ihrigen zulieb aufgab. Der älteste Sohn war in Köln angestellt, verlobt mit einer reichen Patriciertochter, starb aber nach kurzer Erkrankung.

[1] Nach der Chronik der Stadt Boppard von Wilh. Schlad (1854, Heft 1) ward das Haus 1778 erbaut. Es dient jetzt als höhere Töchterschule der Ursulinerinnen vom Calvarienberge.

Zwei Söhne, Wilhelm (mein Pathe) und Beatus, waren Jesuiten und als Professoren der Theologie bezw. Mathematik am Gymnasium zu Koblenz thätig. Bald nach der Aufhebung des Ordens starb der letztere an einem Blutsturz, der andere ward Canonicus in Limburg, wo er wie ein Heiliger verehrt wurde. Seine Gedenktafel ist noch dort in der Nähe des Domes erhalten. Er unterhielt immer einen freundlichen Verkehr mit den Seinigen.'

'Nach dem Tode der Eltern[1] blieb Margarethe allein in Boppard, machte die Greuel des Krieges mit durch, bis die Verwandten von Daun wegzogen und sich in Boppard niederließen. Was soll ich von den Kriegszügen sagen, die Daun berührten? Verhungerte, ausgeplünderte Soldaten in Menge zogen durch das arme Land; Requisitionen aller Art sogen die Leute aus. Großvater sollte für alles sorgen; sie selbst gaben alles hin; Speicher, Keller, Leinwandschränke waren leer, die Pferde geholt, das Silber hatten sie ins Nassauische geflüchtet. Für das junge Volk gab es viel Interessantes. Berühmte französische Generale waren im Schlosse einquartiert; da gab's Huldigungen, Eheanträge, besonders für Tante Anna, die aus der Pension zurückgekehrt elegante Toilette machte, Musik trieb, französisch und italienisch sprach, überhaupt die Prinzessintochter spielte. Die Eltern erklärten aber ein für allemal, daß sie keinem Kriegsmann eine Tochter geben würden. Tante Elisens Neigung zu einem interessanten Offizier, dessen romantischer Lebensgeschichte ich mich nicht mehr genau erinnere, wurde auch durchkreuzt, und sie blieb immer unverheiratet. Sie wurde meine Pathin und uns allen eine zweite Mutter. Brachte der Krieg entsetzlich viel Sorgen, Schrecken und Unruhe, so kam ein anderes Leid dazu von oben her. Der Günstling und Minister des Kurfürsten, Duminique, sah mit Neid die vortheilhafte und so gesegnete Wirksamkeit des Großvaters und hatte einen Verwandten, den er gern an seine Stelle gesetzt hätte. Er spiegelte seinem Herrn vor, daß Knoodt einen zu großen Einfluß übe und daß er gegen Gebrauch und Gesetz zwei Aemter besitze; der Kurfürst schenkte auch hierin seinem Günstling williges Gehör; man sandte einen Commissar und forderte vom Großvater die Niederlegung eines seiner Aemter. Großvater fügte sich augenblicklich, vorbehaltlich seiner Rechte und wählte die Kellerei, da mit ihr das Schloß, der Zehent, die Jagd u. s. w. verbunden waren. Da er aber in diesem Vorgehen seine Ehre gekränkt sah, da er ohne Urtheil und Rechtspruch abgesetzt wurde, verklagte er den Kurfürsten am Reichskammergericht zu Wetzlar. Der Proceß hing viele Jahre, und da das Gericht aufgelöst werden sollte, also Gefahr im Ver-

[1] Heinrich Knoodt starb nach gütiger Mittheilung von Pfarrer Nick zu Salzig als Amtsverwalter zu Boppard im Jahre 1787. Er schrieb: De Moguntia litteraria comment. hist. Mogunt. 1743. Beatus Knoodt veröffentlichte Elementa matheseos. Confluent. 1777.

zuge und Großvater krank war, reiste die Großmutter nach Wetzlar, plädirte ihre Sache so gut, daß endlich der Spruch gegen den Kurfürsten gefällt ward, und die Fürsten, welche sich unterdessen in das Kurfürstenthum Trier getheilt hatten, im Verhältniß zu ihrem Antheil zum Schadensersatz verpflichtet wurden. Es war ungefähr eine Summe von 80 000 Reichsthalern; Nassau zahlte seine Quote; Preußen schleppte es auf die lange Bank, schob vor, daß unser Gesuch in Aachen, wo die betreffende Schuldentilgungscommission ihren Sitz hatte, nicht rechtzeitig eingereicht worden sei. Später geschahen alle möglichen Schritte durch meine Brüder, Universitätsgutachten wurden eingeholt und die Sache an den Bundestag gebracht. Unsere Ansprüche waren anerkannt, allein die Auszahlung wurde verweigert, unser Anrecht sei erloschen. So blieb der Staat Preußen unser Schuldner! Das Zerwürfniß des Großvaters mit seinem Fürsten, die Wirren des Krieges, die Vereinsamung seiner Schwester in Boppard veranlaßten ihn, zu Ende des Jahrhunderts Daun zu verlassen und ins elterliche Haus nach Boppard zu ziehen.'

Auch im neuen Wohnorte machte sich der Krieg mit all seinem Wechsel und tragischen Episoden sehr fühlbar. Berühmte Generale waren, wie früher in Daun, jetzt in Boppard Gäste der Familie. ,Es war dies', erzählt Elisabeth Reichensperger, ,ein unerschöpflicher Redestoff für Großmutter und Mutter. Den Franzosen gaben sie vor allen den Vorzug, sie waren galant, bescheiden, dankbar, sie schützten nach Kräften die Familie [1]. Eine Menge Anekdoten waren traditionell. Die Russen waren schrecklich, schmutzig, unsittlich, hinter äußerer Politur gewaltig roh. Die Preußen waren aber am meisten gehaßt, weil voll Dünkel und Ansprüche. Sie hatten öfters ihre Frauen, ja Kinder bei sich, und erstere wollten immer „Gnädige Frau" titulirt sein, was ihnen beharrlich verweigert wurde, so daß einer der Offiziere einmal sagte: man meint, sie würden ob dem Worte ersticken. Die Einbuße an Vermögen war unberechenbar.'

Auch August Reichensperger bewahrte manche Erinnerungen aus der Zeit, als der Kriegslärm in das Stillleben des Bopparder Hauses drang, und die Durchzüge fremder Truppen kein Ende nehmen wollten. Gern erzählte er, wie sich unter dem Fußboden des Wohnzimmers ein gemauerter Behälter befunden habe, in welchen Geld und Werthgegenstände vor den durchziehenden Feinden bewahrt wurden. ,In einem kleinen Stübchen saß der Großvater und studirte die Kirchenväter. Oben in dem großen Saal lag lange der General Bernadotte in Quartier; eines Tages ließ er die Regimentsmusik darin spielen, da sandten, vom andern Rheinufer her, vorüberziehende Preußen einige Kugeln zur Begrüßung durch die Fenster. Große Aufregung erregte die Ankunft der bei

[1] Vgl. hierzu P. Kaufmann, Gesch. der Familien Kaufmann und Pelzer (Bonn 1897) 19.

Leipzig geschlagenen Franzosen; sie kamen in einem unbeschreiblichen Zustande, Kähne voll von Verwundeten und Halbtodten; die Todten warf man in den Rhein. An einem Neujahrsabend erschienen die Kosaken. Eines Tages stürmte jemand mit der Nachricht herein: „Wißt Ihr was Neues? Wir sind preußisch geworden.“ Da gab's laute Schreckensrufe. Nun kamen „die Hungerleider“, welche die Rheinländer „bilden“ wollten.‘[1]

Conflicte zwischen den Eingeborenen und den ‚Preußen‘, welche alle guten Stellen mit Beschlag belegten und mit großer Anmaßung auftraten, waren an der Tagesordnung. Die Religion hatte an dieser Spannung zunächst keinen Antheil[2]. Das ‚kalte, starre Preußenthum‘ stieß die Rheinländer ab, besonders da letztere sich allenthalben zurückgesetzt sahen.

In den Familien Knoodt und Reichensperger hatten sich inzwischen mannigfache Veränderungen vollzogen, über welche Elisabeth Reichensperger in ihren Erinnerungen folgendes berichtet: ‚Heinrich, der einzige Sohn Knoodts, zog sich im Jahre 1814 als Bürgermeister der Stadt Boppard bei der Erfüllung seiner Amtspflichten am Krankenlager französischer Soldaten das Nervenfieber zu; nach kurzer Zeit war er eine Leiche. Seine Wittwe nahm gegenüber unserem großelterlichen Hause Wohnung. Mit ihren drei Söhnen[3] und einer Tochter wuchsen wir drei dann gleichwie Geschwister auf. Die älteste Tochter der Großeltern Knoodt, Anna Maria, hatte sich bald nach der Vermählung meiner Mutter mit Herrn Ernst v. Baring verheiratet, einem sehr unbedeutenden, aber gutmüthigen Manne. Tante war von ihren hohen Ansprüchen sehr heruntergekommen. Sie zogen nach Heiligenthal, einem Gut im Hessischen, welches sie aber nur in Pacht hatten. Beide verstanden nichts von der Landwirtschaft; Tante musicirte, las italienische und französische Romane, bekam zwei Kinder, August und Louise, und bald war alles verhaust. Die Eltern mußten auch hier in die Bresche treten, und schließlich kam die ganze Familie gleichfalls ins großelterliche Haus, in welchem die zweite der Schwestern, Elisabeth, stets geblieben war.‘ Auch der Tod des Großvaters, der in dem entsetzlichen Hungerjahre 1817 erfolgte, änderte an diesem Zusammenleben nichts.

‚In dem Hause in Boppard‘, berichtet Elisabeth Reichensperger weiter, ‚spielte eine Welt im Kleinen; viel Originelles und Tragisches ist daraus zu

---

[1] Man vergleiche zu diesen Aeußerungen Reichenspergers Wegeler, Beiträge zur Gesch. der Stadt Koblenz (Koblenz 1881), wo S. 115 angeführt wird, daß man damals im Rheinlande Preußen als ein gemäßigtes Rußland ansah und beurtheilte.

[2] Vgl. Hist.-polit. Blätter III, 394. S. auch Treitschke, Deutsche Gesch. II, 273.

[3] Der eine von ihnen mit Namen Peter (geb. 1811) ward später ohne Beruf Priester, als seine Absicht, sich mit Elisabeth Reichensperger zu verloben, vereitelt wurde, dann Professor der Philosophie in Bonn und seit 1870 eifriger Parteigänger der ‚Altkatholiken‘ († 1889).

berichten. Drei Generationen kamen unter dem einen Dache zusammen, eine jede mit ihren berechtigten und unberechtigten Eigenheiten und Ansprüchen. Die Großmutter, eine gescheite und entschiedene Frau, war das Haupt, zumal nach des gütigen Großvaters Tod. Tante Elise war ihre rechte Hand, Geschäftsführerin und Kellermeisterin. Sie war in allem und für alle die Vermittlerin, die gütigste, liebevollste Schwester unserer Mutter und Tante für uns Kinder. Sie lebte nur unserer Freude, unserem Troste. Mutter hatte mit uns Kindern genug zu schaffen; sie arbeitete alles für uns, im Winter beim Dämmerlichte saß sie oft beim Ofen, um beim Scheine des Feuers zu stricken. Sie war die treueste, sorgsamste Mutter für die heranwachsenden Söhne, ging ihnen nach, wenn sie Verdacht hatte, sie liefen an der Schule vorbei. Sie war sehr sparsam, vermehrte allmählich ihr Vermögen, wodurch sie später in stand gesetzt wurde, uns die kostspielige Erziehung und Ausbildung zu geben. Daher auch ihre unaussprechliche Dankbarkeit für ihre Eltern, die sie ins Haus aufgenommen hatten. Außer uns war auch noch einige Zeit der Großonkel Coenen im Hause, der nach dem Tode seiner Frau das Städtchen Zell an der Mosel verließ und abwechselnd in Wehlen und Boppard wohnte. Tante Baring frischte auch ihren Jugendeinfluß, wo sie der Liebling gewesen, wieder auf, schmeichelte der Mama und drängte andere in den Hintergrund. Das gab traurige Episoden. Es gelang endlich, Herrn v. Baring eine Bürgermeisterstelle in Rhense zu verschaffen; sie kamen aber oft nach Boppard, und das alte Spiel begann von neuem. Der Sohn Barings, August, ein kräftiger, kühner, ritterlich angelegter Mensch, machte ihnen viel Kummer; er hat meine Brüder zu vielen losen Streichen angeführt.'

Im allgemeinen wurden die Kinder sehr streng gehalten. Das Hauptfest war Weihnachten. Als August Reichensperger in Berlin studirte, versetzte er sich noch gern in diese selige Zeit zurück. ,Ein paar Wochen vorher schwebte mir der Tag schon vor,' schrieb er damals in sein Tagebuch, ,nicht nur weil sich an ihn ein paar Spieltage hängen sollten, sondern zugleich auch als wirklich umgeben mit einem gewissen Heiligennimbus. Je näher der Tag kam, desto schwerer ward mir der Schulriemen mit seinem Inhalt, die Stunden wurden gezählt und eine jede mit Frohlocken zu Grabe getragen; die Nächte waren mir am liebsten, weil ich da nicht merkte, wie langsam die Stunden schwanden, und wie oft wünschte ich, nur schlafen zu können immerfort, bis man mich zur Mette weckte. Endlich kam der Tag vor Christtag. Ungewöhnlicherweise war des Nachmittags die Küche voll Leben und Bewegung. Mandeln wurden geschält, der große Schinkenkessel aufgehangen und seinem schwarzen, kräftigen Inhalt wacker mit Feuer zugesetzt. Der Metzger brachte viel Fleisch, ein paar Katzen speculiren darauf und lassen sich durch derbe Ermahnungen mit dem Besenstiel vor dem Wiederkommen nicht abschrecken.

Meine Großmutter zieht auf einmal als Donnerwolke durch den Küchenhimmel. Das Kupfergeschirr blitzt dazu, es glänzt neugeputzt im Feuerwiderschein; das Herz lacht einem im Leibe, wenn man hineinsieht. Abends nach dem Essen wird debattirt, wer um 4 Uhr in die Mette gehen soll und wer um 5 Uhr. Schon dieses frühe Aufstehen, dieser ungewöhnliche Nachtrumor hatte etwas Feierliches für mich, besonders wenn ich an das mächtige Glockengeläute dachte, welches durch die sonst so stillen Nachtstunden hallen sollte. Es hatte etwas Ergreifendes, etwas Geisterartiges für mich, ohne schaurig zu sein. Ich war bestimmt, um 5 Uhr in der Karmeliterkirche in den rothen Prachtkleidern mit goldenen Borten die Messe zu hören, ja vielleicht gar das Rauchfaß zu halten. Das allein hätte schon hingereicht, mich vor Lust und Freude, herrlichen Aussichten und schönen Hoffnungen in Schlummer zu wiegen. Vor dem Bette lagen schon die Festkleider für morgen, gewöhnlich etwas Nagelneues darunter. Die liebe Mutter nahm das Licht mit, indes sie uns erinnerte, ja das Nachtgebet nicht zu vergessen oder vielleicht gar das „Schutzengel mein" zugleich mit uns betete. Am Morgen kommt die Magd mit einer Lampe; kaum schlage ich die Augen auf, so bin ich auch schon ganz gegen meine sonstige Gewohnheit aus dem Bette, um ja nichts zu verfehlen. An Essen und Trinken ward gar nicht gedacht, ein wenig nur an das neue Kleidungsstück, welches ich auf mir trug. Die rothen Gewänder mit den goldenen Fransen und die fünfzig Leuchter mit den Kerzen auf dem Hochaltar leuchteten und schimmerten schon im meinem Kopfe durcheinander und vertrugen sich mit nichts Gewöhnlichem und Gemeinem. Das Dorchen packte mich endlich in die scharlachenen Ueberzüge, die mich damals so glücklich machten, wie jetzt allenfalls ein Purpur; der Ritus und die Ceremonien beim Messedienen werden noch einmal recapitulirt, und nun ging's in die Kirche, oder vielmehr ich schwebte hinein. Ich kam mir gar nicht vor wie ich selbst, wenigstens nicht wie mein gewöhnliches Ich, als ich auf einmal im Gefolge von drei glänzend gekleideten Geistlichen das dampfende Rauchfaß haltend in das Glanzmeer trat, welches über die ganze Versammlung ausgebreitet war, die todtenstill auf der Erde kniete. Der Hochaltar war eine Flammenpyramide, alles, was glänzend im Kirchenvermögen, war daran angebracht, um die Lichter zu vertausendfachen. In der Mitte des Altars, gerade ober dem Tabernakel, stand die heilige Familie (die Mutter Gottes im Reifrock, aber dafür hatte ich weder Sinn noch Auge). Langsam ging es auf den Altar zu, wo sich auf einmal der Gesang erhob, den die Orgel mit ihrer ganzen Macht begleitete. Das große Amt diente ich und noch zwei stille Messen obendrein, ohne an den Hunger oder an die Kälte zu denken. Dann ging's nach Hause, wo wir kleine Geschenke fanden und einen herrlichen Kaffee und einen warmen Ofen. Alles

verſammelte ſich nach und nach aus der Kirche mit rothen Naſen und einem Schnuf Schuk im Munde. Die Großmutter kam aus dem Bette herunter und wurde pflichtmäßig abgeküßt. Der übrige Morgen ging herum mit Erzählen, mit Verkoſten der Geſchenke bei uns Kindern; die andern hatten vollauf in der Küche zu thun. Am Mittag langten endlich die erwarteten Gäſte in der Wohnung an, wo es über den Gang in das freundliche Sälchen geht, das jetzt beinahe noch allein hinreicht, mich feſtlich zu ſtimmen. Da wurde tüchtig gegeſſen und getrunken, worauf es, nicht ſo leicht wie am Morgen, wieder in die Kirche ging. Abends ward geſpielt, geraſt, gegeſſen, dann zuletzt die Geſellſchaft mit einem Schnaps oder gar mit Punſch verabſchiedet und der Kopf auf das Kiſſen gelegt mit dem wonnigen Gefühl, daß es ſich morgen recht ausſchlafen und ausſpielen könne, weil ja keine Schule war.‘

Der Director des Bopparder Gymnaſiums, welches Auguſt und Peter Reichensperger beſuchten, war der frühere Hauskaplan von Daun, Stelkens mit Namen. Er war ein treuer Freund der Familie und ſagte zur Mutter und Tante Reichenspergers noch immer Du. ‚Abends, wenn Herr Stelkens und andere Gäſte da waren,‘ erzählt Eliſabeth Reichensperger, ‚ſchlüpften wir Kinder in die Geſindeſtube; die Brüder ſollten dann Aufgaben machen. Da wurde aber geſpielt; ein guter, redſeliger Gärtner erzählte Stückchen, ſang Lieder, indes er Weiden ſchälte und uns die dicken Enden geſpalten auf die Naſe ſetzte. Die Alten trieben unterdeſſen Politik, disputirten über alte und neue Zeit, machten noch öfters eine Solopartie. Nach Tiſch war oft das luſtigſte Treiben; es wurde Crambambuli gemacht, ſchwarzer Peter geſpielt, wobei die Alten wie Kinder wurden, ſich Striche geben ließen, und ſchließlich ein Kehraus getanzt, d. h. zwei faßten ſich an den Händen, hüpften gegeneinander und ſangen abwechſelnd: Wie geht's, Herr Nachbar, Herr Nachbar, will fragen, will fragen; und dann gings zu einem andern. Es war zum Todtlachen, wenn die Großmutter und der alte Paſtor von Boppard, dieſer mit einer kohlſchwarzen Perücke, die Großmutter mit dem großen Hut, den ſie faſt immer im Hauſe trug, und den ſchwarzgemalten Geſichtern ſo gegeneinander hüpften. Nein, ſo etwas kommt jetzt in der ganzen weiten Welt nicht mehr vor, ebenſowenig der Verlauf der Familienfeſte oder ſogenannten Tractamente. Das war ein Raſen und Toben durch die Zimmer und großen Gänge bei uns und Tante Knoodt, daß die Thürbekleidungen nicht ſtandhielten, wie viel weniger die Fenſter und Möbel; die Jugend war damals wilder und luſtiger als jetzt, aber nicht moraliſch verdorben. Die jungen Studenten gaben eine Zeitung unter ſich heraus, wobei Bruder Auguſt ſehr betheiligt war. Sie ſpielten an den freien Tagen alle zuſammen vor unſerem Hauſe auf einer großen Wieſe wilde Spiele. Das war ein Rennen und

Springen, daß einem angst ward; August brach dabei zweimal den Arm. Die sogen. Repetition, d. h. die große Prüfung im Herbst war ein Kapitalfest. Da wurden im großen Gymnasialgebäude, einem ehemaligen Karmeliterkloster, alle Zimmer und Säle den Schülern eingeräumt; die Eltern kamen samt ihren Gästen mit einer Fülle von Speise und Trank dort zusammen, Musik spielte zum Tanze, und da lief alles wie eine Familie kunterbunt durcheinander und ergötzte sich.'

Bei solchen Festen war August Reichensperger in seinem Element. Ungemein lebhaft interessierte er sich für alles — auch schon früh für die alten Bau- und Kunstwerke in Boppard. Die Stadt bot damals in dieser Hinsicht noch weit mehr wie jetzt; indessen wird auch heute noch der Wanderer, der durch das Kronenthor eintritt, plötzlich in längst vergangene Jahrhunderte versetzt: ‚enge Gäßchen bergen sich halb hinter vorgeschobenen Häusern, und kaum vermag das helle Tageslicht durch die Enge der oben fast zusammenstoßenden Häuser zu dringen, die in altem Fachwerk bis zu vier Stockwerken übereinander aufsteigen, so daß immer eins über das andere hinausragt. Aus den kleinen runden Fenstern kann man sich fast über die Straße die Hand reichen. Die Balken sind noch mit altem Schnitzwerk verziert; alte Wappen und Reichsadler schauen herab in die dunkeln, armen Gäßchen, als wollten sie von ihren früheren Insassen erzählen'[1]. Von den alten Bauwerken interessirte sich Reichensperger am lebhaftesten für die Bopparder Karmeliterkirche, welche in künstlerischer Hinsicht so viel Schönes bot: meisterhaft geschnitzte Chorstühle und ein mit einem durchbrochenen Baldachin überdachter Dreisitz rechts vom Hochaltar, die zu dem Zierlichsten und Edelsten gehören, was das an solchen Arbeiten so überaus productive fünfzehnte Jahrhundert uns hinterlassen hat, merkwürdige Grabmäler, eine schöne gotische Orgelbühne, endlich eine Reihe der prächtigsten Farbenfenster von kolossalen Dimensionen. Letztere wurden leider im Jahre 1816 verkauft und durch viereckige Scheiben von grünlichem Fensterglas ersetzt. Reichensperger, welcher 1847 mit Entrüstung diesen Vandalismus besprach, betonte, daß jene Farbenfenster noch immer ‚in seine Erinnerung herein leuchten'[2].

Nicht mindern Sinn wie für die Kunst zeigte der frühreife Knabe für die herrliche rheinische Natur, die schattigen Wälder und prächtigen Aussichten; nur am Lernen fand er sehr wenig Geschmack. Infolgedessen wurde für nöthig befunden, ihn auf ein anderes Gymnasium zu thun; er kam im Jahre 1823 nach Köln zu Pastor Ditges in der Kupfergasse, leider keine gute Wahl; ohne Aufsicht und Sporn vernachlässigte er gänzlich seine

[1] S. Grundschöttel, Das alte Boppard, im Feuilleton der Frankf. Ztg. vom 18. Juli 1887. [2] Vermischte Schriften S. 420.

Studien, so daß Ditges der Mutter schrieb, sie solle ihn holen und ihn zu einem Handwerker bringen, es würde doch nichts aus ihm!

Ueber seinen damaligen Zustand sagte Reichensperger später selbst: ‚Ich war auf dem Wege eines verbummelten Genies. Statt zu studiren, verschlang ich unzählige Romane und überhaupt alle Bücher, deren ich habhaft werden konnte. Der alte Lambert Bachem, der eine Leihbibliothek hielt, warnte mich wiederholt und verweigerte mir zuletzt weitere Werke. Meine Schulbücher hatte ich verkauft, um aus dem Erlös das Theater besuchen zu können. Ich dachte daran, Schauspieler zu werden, war überhaupt aus Rand und Band.‘

Das eine Gute aber hatte der Aufenthalt in Köln, daß er in dem beweglichen Knaben ein begeistertes Interesse für den Dom erweckte. Als Greis betonte Reichensperger wiederholt, wie er dieses Interesse ‚gleichsam mit der Kölner Luft eingeathmet habe. Oftmals stand ich als Knabe sinnend vor dem südlichen Domthurm. Ich sah, wie derselbe abbröckelte, wie durch die großen Fenster der Sturm zog, so daß sie mit einemmal hätten zusammenfallen können. Da hab' ich oft für den Dom gezittert‘. Sein keimendes Interesse für das Mittelalter zeigte sich auch darin, daß er das Kölner Theater vorzugsweise dann besuchte, wenn Ritterstücke gegeben wurden. Auch die Dichtungen Shakespeares zogen ihn schon damals ‚mächtig‘ an; er las dieselben in der Eschenburgschen Uebersetzung. Ans Lernen aber dachte er nicht. Im Frühling 1825 ward seine Mutter durch die Nachricht erschreckt, der Wildfang sei durchgebrannt und treibe sich mit seinen Vettern Franz Knoodt und August von Baring in Koblenz herum. Die Mutter brachte ihn nun durch Vermittlung eines Freundes auf das Gymnasium nach Bonn. Mehrere Lehrer dieser Anstalt gewannen bald einen so günstigen Einfluß auf den jungen August, daß er jetzt anfing, fleißig zu werden, und im Frühjahr 1827 mit einem guten Zeugniß seine Gymnasialstudien beendete.

2.

August Reichensperger blieb zunächst in Bonn[1], wo er im Sommer Institutionen, Logik und juristische Encyklopädie, im Winter 1827/28 Pandecten und Erbrecht hörte. Er verkehrte während dieser Zeit viel mit dem jungen Alfred Reumont, der schöngeistige Interessen mit ihm theilte. Noch vorhandene Auszüge zeigen, mit welchem Eifer und Ernst er die deutschen Klassiker, vor allem Goethe, Herder und Jean Paul, las. Daneben wurden auch Tasso, Young, Walter Scott, Rousseau und Byron vorgenommen. Letztern stellte er zeitlebens sehr hoch als einen der genialsten Dichter des

[1] Er wohnte im ersten Semester Markt 446 (jetzt Nr. 42), Ecke des Marktes und der Bonngasse.

Jahrhunderts. Sein eigentlicher Lieblingsschriftsteller aber war Jean Paul (Friedrich Richter). Er blieb es noch lange; Ende 1829 schrieb er in sein Tagebuch: ‚O Richter, herrlicher Richter, schimmernder Stern, der noch das hellste Licht in meinem Innern verbreitet, an dem meine Augen so oft mit brennender Sehnsucht gehangen, wie mußt du so glücklich gewesen sein. Du sollst mein Leitstern durchs Leben sein. Dir verdanke ich die süßesten Stunden, die es mir bisheran gab; aber hier erneuert sich wieder mein Schmerz, wenn ich versuchen wollte, den Eindruck zu beschreiben, welchen du auf mich machst. Keiner, keiner war je so für mein ganzes Wesen geschaffen wie du, alle Saiten meines Innern erklingen vor deinem Hauche, alle meine Ahnungen und Wünsche weckst du auf, du gibst ihnen Sprache, alle Seelenzustände ruft dein Zauberstab beliebig in mir hervor. Ja in den Himmel wie in die Hölle führst du mich ein; aber ich fürchte, du bist es auch gerade, der mir das feine, süße Gift der Ideale zu trinken gab, welches den Aufruhr in meinem Innern stiftete, du bist es, der mich mir in meiner Nichtigkeit zeigt, mich des süßen Glücks beraubt, etwas auf mich zu halten. Du bist es, der mich beinahe lehrt, mich zu verachten, wenn ich bedenke, was ich bin und was du warst, und du warst doch auch nur ein Mensch. Aber nichtsdestoweniger will ich den Pfeil nicht herausziehen; auch glaube ich, daß er zu tief sitzt, ich würde verbluten, ich gehe lieber damit herum, ob er auch schmerzt.‘

Ueber der schönen Literatur vergaß Reichensperger sein eigentliches Fach, das Jus, keineswegs. Nur für eines legte er gar kein Interesse an den Tag, für religiöse Dinge. Der Zug der Zeit hatte auch ihn, den Sohn einer gut katholischen Mutter, erfaßt und mit freigeistigen Ansichten erfüllt. Wie die meisten Gebildeten jener Tage, so war auch er der Kirche entfremdet und hing nur noch äußerlich mit ihr zusammen. ‚Fast kein Student besuchte damals in Bonn Sonntags die Messe, die Mehrzahl war arg verbummelt.‘ Reichensperger war durch seinen Vetter Knoodt in enge Verbindung mit dem Corps ‚Westphalia‘ [1] und damit in ‚eine schlimme Gesellschaft‘ gekommen. Unmäßiges Trinken, schlechte Reden, völlige Vernachlässigung der Studien waren in diesen Kreisen an der Tagesordnung. Reichensperger hatte damals auch ein Duell, bei welchem er eine schwere Wunde an der Schulter davontrug; die Heilung derselben verdarb ihm seine ganzen Ferien, was er später jungen Leuten gerne zur Abschreckung erzählte [2].

---

[1] Mitglied des Corps wurde er nicht und ebensowenig Conkneipant. Dies ergibt sich aus den Acten der Westphalia mit voller Klarheit.

[2] Der Anlaß zu diesem ‚Ehrenhandel‘ war, wie Reichensperger später unter großer Heiterkeit im Abgeordnetenhause mittheilte, daß er einem Freunde Geld geliehen und sich dasselbe nun wieder holen wollte.

Zu seinem Glücke wurde Reichensperger indessen noch vor dem Schlimmsten bewahrt. Als Greis konnte er von sich sagen: ‚Ich hielt mich stets rein von der Ausschweifung und habe auch fleißig auf der Universität studirt.‘ Im Kreise der Westphalen hieß er deshalb ‚der gelehrte Fuchs‘.

In Bonn gehörte die Mehrzahl der Professoren dem protestantischen Bekenntnisse an. Trotzdem hätte sich Reichensperger eine richtige Ansicht von dem Wesen und der Aufgabe der Kirche, ihren Rechten und Befugnissen bei dem katholischen Canonisten Ferdinand Walter erwerben können. Allein die Vorlesungen dieses Mannes, welcher die canonistischen Studien ihrer Verflachung und unkirchlichen Richtung entriß und in andere Bahnen lenkte[1], wurden von der Mehrzahl der Studenten gemieden. Auch Reichensperger wollte bei diesem ‚Pfaffenknecht‘ kein Kirchenrecht hören und verschob deshalb das Belegen dieses Collegs bis zu seiner Uebersiedlung nach Heidelberg. Aber wie staunte er, als dort der protestantische Professor Zachariä wiederholt die große Bedeutung der katholischen Kirche betonte! „Wer von Ihnen Diplomat werden will,‘ sagte Zachariä seinen Zuhörern, ‚muß Kirchengeschichte studiren.‘

Der Aufenthalt in Heidelberg, wo Reichensperger am 10. Mai 1828 immatriculirt wurde, sollte für den jungen Studenten von entscheidender Bedeutung werden. Schon die herrliche Natur machte auf ihn einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck. Was später sein Freund Eichendorff über die romantische Neckarstadt schrieb, war ihm aus der Seele gesprochen: ‚Heidelberg ist selbst eine prächtige Romantik; da umschlingt der Frühling Haus und Hof und alles Gewöhnliche mit Reben und Blumen und erzählen Burgen und Wälder ein wunderbares Märchen der Vorzeit, als gäbe es nichts Gemeines auf der Welt.‘

Es war eine überaus glückliche Zeit, welche Reichensperger im Kreise geistreicher Freunde an den Ufern des grünglänzenden Neckars verlebte. Besondere Freundschaft schloß er mit dem poetisch veranlagten Wilhelm von Zuccalmaglio, als Dichter bekannt unter dem Namen Wilhelm von Waldbrühl (geb. 1803, gest. 22. März 1869), und mit dem später zur Autorität auf dem Gebiet des Handels- und Wechselrechts gewordenen Johann Heinrich Thöl (geb. 1807, gest. 16. Mai 1884 als Universitätsprofessor in Göttingen[2]). Von seinen sonstigen Freunden sind noch zu nennen der junge Thibaut, Eduard Baumstark, der musikalisch hochbegabte Worringen, Seidensticker und Karl Nadler, der sich später durch seine Gedichte in pfälzischer Mundart einen Namen machte (geb. 1809, gest. 26. August 1849[3]). Nadlers Sinn für

[1] Vgl. Brück, Gesch. der kathol. Kirche im 19. Jahrhundert I, 403.
[2] Vgl. Frensdorff, Zur Erinnerung an Dr. H. Thöl. Freiburg i. Br. 1885.
[3] S. Allgem. deutsche Biographie XXIII, 209 ff.

das Volksthümliche, sein Interesse für Poesie und Musik, vor allem sein unverwüstlicher Humor waren ganz nach Reichenspergers Herzen; er erschien ihm ‚wie Champagner in einer Flasche: die Hülle ist kalt, aber dahinter steckt ein gärendes Feuer, das sich in süßen, angenehmen, kitzelnden Strömen ergießt, wenn man den Kork abzieht‘.

Am Tage wurde fleißig studirt, abends trieben die Freunde gemeinsam bei einem Glase Punsch Literatur- und Kunststudien. In diesen Stunden empfing Reichensperger namentlich durch Zuccalmaglio und Worringen nachhaltige Anregungen zum Studium der mittelalterlichen Kunst, obgleich die genannten Freunde ‚nichts weniger als mittelalterlich religiös gesinnt waren‘. Zuccalmaglio pflegte vielmehr über die Romantiker wie über jede religiöse Richtung zu spotten, Nadler war ‚ohne eine religiöse Ader‘. Worringen sang gern derbe Soldatenlieder. Der Lieblingsdichter aller war Jean Paul; Reichensperger füllte ganze Bände mit Auszügen aus dessen Werken und machte in Heidelberg wie früher in Bonn Propaganda für den Verfasser des ‚Titan‘.

Schon damals pflegten die Studenten die Pfingstferien zuweilen über Gebühr auszudehnen. So unternahm auch Reichensperger mit Zuccalmaglio Pfingsten 1829 eine Fußreise, welche sie bis in die Schweiz führte. Zuccalmaglio beschrieb dieselbe in Knittelversen, Reichensperger notirte sich alle Merkwürdigkeiten und zeichnete die schönsten Punkte. Das Tagebuch dieser Reise ist noch erhalten. Es zeigt auf der Vorderseite in Federzeichnung einen Wanderstab, eine Feldflasche und eine Lyra umgeben von gotischen Ornamenten und als Motto den Ausspruch von Jean Paul: ‚Ach, nur Reisen ist Leben, wie umgekehrt Leben nur Reisen ist.‘ ‚Unserem Grundsatz getreu‘, heißt es hier, ‚hatten wir noch nichts genossen, als wir um 4 Uhr morgens Heidelberg verließen. Unser Costüm bestand in Schuh, Gamaschen, meine abgetragenste Hose, darüber bei mir ein geborgter weißer Kittel, auf dem Kopf meine alte, schwarze Mütze. In einem Umkreis von einer halben Stunde um uns war auch kein Vogel mehr zu sehen, solch einen panischen Schrecken jagten wir diesem Völkchen ein. Der Frühling hatte sein schönstes Galakleid angezogen‘. Die Freunde marschirten zunächst nach Karlsruhe, dessen Regelmäßigkeit aber für sie nichts Anziehendes hatte. ‚Deswegen und weil es gegen unsere ökonomischen Grundsätze ging, in großen Städten zu übernachten, gingen wir noch zwei Stunden weiter, nach Ettlingen. Nach unserem Grundsatz kehrten wir im schlechtesten Wirtshause ein.‘ Am folgenden Tag wurde Baden-Baden besucht, dessen ‚überaus herrliche‘ Lage Reichensperger entzückte. ‚Sobald ich Justizminister bin,‘ meinte er, ‚und der Herr Doctor mir ein Bad gegen die Gicht verordnet, heißt's gleich: Angespannt, Johann, es geht nach Baden.‘ Nun sollte Straßburg besucht werden. ‚Da wir keine

Pässe hatten,' erzählt Reichensperger, ,so kostete es uns viele Mühe, vom Kehler Stadtcommandanten eine Aufenthaltskarte nach Straßburg zu bekommen. Im Hirschen zu Kehl, dem niederträchtigsten Gasthof, den ich je gesehen habe, ließen wir unsere Sachen. Es war schon ziemlich spät, die Thore werden um 9 Uhr geschlossen. Wir nahmen uns also vor, in Straßburg zu übernachten. Die Preußen sind Engel gegen die französischen Douaniers. Zwei sehr höfliche Soldaten lenkten unsern Lauf zum Münster; sie verstanden kein Wort deutsch. Wir setzten ihnen ein köstliches Haschè von Französisch vor, ein besoffener Citoyen trieb uns gar sehr in die Enge; er ließ die ganze Stadt durch nicht von uns, war ekelhaft zudringlich und bot mir seine treuen Dienste für den jungen Napoleon an, für dessen Emissäre er uns hielt. Der Aufenthalt in Straßburg kostete uns so viel wie zwei gewöhnliche Reisetage'; aber für alles entschädigte das Münster, ,dieses Wunder und Prachtgebäude der volksbewegten Stadt'. Nun ging's bei großer Hitze nach Freiburg. Auch hier war es wieder das herrliche Münster, das Reichensperger entzückte und sein ,Gemüth unwillkürlich in die Höhe hob'. Bei einem Ausfluge in das Höllenthal wurden die Freunde von einem Unwetter überrascht und bis auf die Haut durchnäßt. Sie flüchteten sich in ein Bauernhaus und machten dort Verse, bis der Sturm vorüber war. Auch auf dem Feldberg verfaßte Zuccalmaglio ein Gedicht. Beim Eintritt in ,das freie Schweizerland' überraschte die Wanderer, daß keine ,Zollbedienten' zu sehen waren. In Schaffhausen wurden die alterthümlichen Bauten eingehend besichtigt und dann der Rheinfall besucht. ,Wir standen eine Stunde lang im Abendsonnenschein.' Reichensperger wünschte, daß sich ,das Donnergetöse im Fortrinnen auflöse in leise harmonische Stimmen', welche den lieben Seinigen im Vorbeirinnen zurufen möchten, wie innig er ihrer damals gedachte. ,Die Schweizer sind sehr höflich und zuvorkommend, vielleicht weil sie jeden Reisenden als ein Kapital betrachten, das in ihrem Lande bleibt.' Nun wanderten die Freunde dem schwäbischen Meere zu. ,Der Anblick auf Reichenau ist über alle Beschreibung herrlich. Zwei Stunden fuhren wir auf dem See. Auf der linken Seite ruhte ein schwarzes Gewitter, rechts war heiterer Himmel; zuletzt ging die Sonne blutroth unter und färbte den See ebenso. Ich kann mir keine Ansicht der italienischen Küsten reizender und erhabener zugleich denken. Obgleich wir den Tag schon zehn lustige Stunden gemacht hatten, so spürten wir kaum einige Müdigkeit.' Auf dem Thurm des Konstanzer Münsters schwärmte Reichensperger beim Anblick des großen Wasserspiegels, den ,Städte, Schlösser, Thürme, Wälder und Berge umkränzen'.

Die Rückreise ging über Heiligenberg, Sigmaringen, Hechingen, Hohenzollern, Stuttgart, Ludwigsburg, Heilbronn und Wimpfen. Ueberall wurden

die alten Kirchen und Häuser eingehend besichtigt und gezeichnet; auch Merkwürdigkeiten aus dem Volksleben wurden aufnotirt. Die Anregungen, welche diese Fußtour Reichensperger namentlich in kunstgeschichtlicher Beziehung gab, waren so bedeutend, daß er derselben noch in seinem hohen Alter mit besonderem Nachdruck gedachte.

Reichensperger hörte in Heidelberg im ersten Semester Criminalrecht bei Hofrath Mittermaier, Code Napoléon bei Hofrath Thibaut und Lehnsrecht bei Hofrath Zachariä, welche ihm alle das Prädicat ‚ausgezeichnet fleißig' gaben. Später belegte er noch Naturrecht, philosophisches Strafrecht, Kirchen- und Staatsrecht bei Zachariä, deutsches Privatrecht bei Morstadt, Pandecten bei Thibaut, Criminalproceß und Practicum über Criminalrecht bei Mittermaier, preußisches Landrecht bei Roßhirt, preußische Gerichtsordnung bei Zöpfl, Tacitus' Germania bei Woringen. Auch bei diesen Professoren erhielt er sehr gute Prädicate. Mittermaier fügte dem Testat ‚ausgezeichnet fleißig' noch bei: ‚in den praktischen Arbeiten mit Beweisen sehr großen Scharfsinnes und praktischer Gewandtheit'.

Großen Werth legte Reichensperger bereits als Student auf einen guten Stil, wozu namentlich Zachariä ermunterte. ‚Denke nur daran,' so mahnt er sich in seinem Tagebuch selbst, ‚wie oft Ariost und Byron ihre schönsten Verse durchstrichen und emendirt haben, und ich bin überzeugt, Homer selbst hat sich unendlich oft corrigirt, bis er endlich in seiner jetzigen Vollendung bei Karl Tauchnitz in Leipzig erschien.' Auch sonst enthalten die Aufzeichnungen aus seiner Jugendzeit viele geistvolle Dicta. Einige derselben mögen hier eine Stelle finden. ‚Wie der Bauer, welcher dasteht und wartet, daß der Fluß abläuft, so warten die Herren Absolutisten auf bessere Tage.' — ‚Jede Revolution ist ein am Staate gewagter Kaiserschnitt.' — ‚Mit einem Centner Schrift läßt sich mehr in die Luft sprengen als mit einem Centner Pulver.' — ‚Ein Mensch ohne Gehalt erscheint den meisten Mädchen gehaltlos.' — ‚Die Trauerweiden sprossen von allen Weiden zuerst hervor.' — ‚Wer hier auf Erden nicht unglücklich ist, ist glücklich.' — ‚Es gibt Leute, die sich eher den Kopf abnehmen lassen als — die Perücke.' — ‚Ein ehrlicher Mann hält bei seinem Worte, ein Schurke bricht seinen Eid; aber die meisten Menschen laviren gerade zwischen diesen Extremen.' ‚Der Dünkel frißt wie Rost am Verstand.' — ‚Wenn heute die Republik proclamirt würde, so fänden sich gewiß Consuln, Dictatoren, Prätoren, ja selbst Lictoren die schwere Menge, Republikaner aber blutswenig.' — ‚Die Titelwuth hat sich leider auch auf die Bouteillen erstreckt. Diese vornehmen Schmieragen steigen aber doch wenigstens durch diesen Titel im Preise, wenn auch nicht im Werthe.' — ‚Im Mittelalter bedeutete Reise Feldzug. Unser Leben ist eine Reise in diesem Sinne.' — ‚Lies Byrons Briefe, dann kannst

zu sehen, wie selbst die größten Genies sich mit der Form abrackern müssen.' — ,Die ewigen Süßlinge in der Gesellschaft sind mir widerwärtige Naturen; zuviel Wohlgeruch macht Kopfweh.' — ,Die Gedichte- und Gleichnißmacher haben die Rosen noch lange nicht hinlänglich ausgebeutet. Es bleibt noch eine reiche Nachlese für einen jungen Anfänger übrig. Mir ist es die Krone der Blumenschöpfung; ich kann minutenlang vor einer aufknospenden Rose stehen und mich in ihr süßes Geheimniß vertiefen. Es ist die Blume der Blumen. Die kräftigen derben Gartenrosen sind mir weit lieber als alle die anderen Zierpuppen der Rosenwelt. Man kann auch die Rosen eintheilen nach Temperamenten in schwarze (dunkelrothe), brünette (hochrosenroth) und schmachtende Blondinen (weiß). Die Aufknospenden werden häufiger bewundert, die Aufgeblühten häufiger gepflückt. Die Rose selbst hat keine Dornen, man darf riechen, aber nicht pflücken.' — Von jeher hatte ich einen unbesiegbaren Widerwillen vor allem, was kriecht.' — ,Es gibt kein Princip, welches nicht in eine Absurdität ausartete, sobald man es auf die äußerste Spitze treibt.' — ,Ein Deutscher bringt es in der Selbsttäuschung leicht so weit, daß er sich hinsetzen kann und schreiben: Ach wie schmeckt das Hungerleiden doch so gut!' — ,Früher konnte einer sein ganzes Leben an einem Sacramentshäuslein verschnitzeln; heutzutage consumirt man sich mit literarischer Zungendrescherei, Kunstgeschwatz und politischer Salbaderei. Die Kleinigkeitskrämerei hat sich aus dem Bereich der Malerei in das Reich des Geistes verstiegen.'

Der Abschied von Heidelberg (August 1829) wurde Reichensperger sehr schwer. Er zeichnete noch einmal das alte Schloß, schmerzbewegt wiederholte er die Verse eines alten Volksliedes:

,Ach Scheiden! immer Scheiden!
Wer hat dich denn erdacht,
Du hast mein Herz aus Freuden
In Trauren gebracht.
Du hast mein junges Herz
Aus Freuden gebracht in Schmerz.
Ade, ich fahr' dahin.'

Seinem Freunde Thöl schrieb er ins Stammbuch: ,Unser Zusammenleben war größtentheils ein wechselseitiges Ineinanderleben; völlige Trennung ist unmöglich, jeder von uns lebt unvermerkt im andern fort. Lebe recht wohl und hoffe nur wie ich auf ein baldiges Wiedersehen, dann wird es bald eintreten und mit ihm einer jener schönsten Tage, die schon jetzt hellschimmernd wie Sterne aus meiner Zukunft zu mir herüberblinken.'

3.

Nachdem Reichensperger die Ferien in Boppard zugebracht, entschloß er sich, an der Universität Berlin seine Studien zu beenden. ‚Mit künstlich leichtem Herzen‘ bestieg er das Dampfschiff nach Mainz; von dort fuhr er über Frankfurt, Fulda und Eisenach nach Weimar. Oft während des Fahrens weilten seine Gedanken ‚beim großen Franzosenkaiser, der sein ungeheures Leben großentheils unter Reisemühen vollbracht, wie Odysseus, obgleich er leben konnte in wollüstiger Ruhe, umgeben von allen Freuden, die Kunst und Natur nur immer spenden können. Aber nur Thiermenschen können hier schwanken. Herkules sinkt sehr in meinen Augen, wenn ich ihn zaudernd denke und unentschlossen zwischen der Wollust der Ruhe und dem hohen geistigen Genuß der Thatkraft und des Handelns.‘

In Weimar fand Reichensperger schlechtes Bier und ein Mittagessen aus unschmackhaften Gerichten; ‚diese‘, meint er, ‚führten mich schon in meine wahrscheinliche Lebensart in Berlin ein‘. An die Beschreibung der Merkwürdigkeiten von Ilm-Athen knüpft er in seinem Tagebuch folgende Betrachtung an. ‚Das sogenannte römische und das gotische Haus sind wirklich sehr geringfügig und den meisten künstlichen Schlössern an die Seite zu setzen. Unglückliche Verirrungen der Nachahmungssucht. Man soll die Alten studiren und ihre Ideen zeitgemäß benutzen, wenn wir selbst nichts Besseres haben, oder auf jeden Fall durch die Vergleichung der Werke der Alten unsern Geschmack verfeinern und auf eine höhere Stufe zu bringen suchen, nicht aber Einzelheiten, in denen sich der Geschmack früherer Zeit ausspricht, der ganz fremdartigen Richtung unserer Zeit aufdrücken wollen. Ein kleines Gartenhäuschen mit modernen Fenstern, Dächern und Zimmern, dem römische Basreliefs aufgeklammert sind und dessen Eingang rein römisch ist, kommt mir von dieser Seite betrachtet nicht anders vor als eine Jungfrau Maria im Reifrock. Das sogenannte gotische Gebäude hat etwas Kapellenähnliches ohne Symmetrie oder Kühnheit; zu den einzelnen gotischen Schnörkeln und dem Namen des Ganzen wollen doch fürwahr die ungeheuer hohen und breiten Fenster nicht passen, aus welchen die eine Seite des Gebäudes ganz besteht. Die Herren waren auch in Verlegenheit, was sie aus dem Kind machen sollten. Anfangs glaubte man ein Kapellchen, jetzt einen Salon!‘

In sein Gasthaus zurückgekehrt, traf Reichensperger einen jungen Schottländer Namens Blackie aus Aberdeen, mit dem er ‚gleich ins Disputiren über Napoleon und englische Politik, endlich auch über Paulus gerieth. Wir schlossen uns ziemlich aneinander an, wie Reisende so leicht thun. Am andern Morgen gingen wir auf die Bibliothek, wo mich nicht die schweinsledernen Bände, sondern besonders die Porträts unserer neuern Literaten sehr anzogen.

Goethe ist wenigstens sechs- bis achtmal da, theils als Büste, theils als Gemälde. Mich stößt diese Manie, einem Lebenden Weihrauch zu streuen, ein wenig zurück, bloß deswegen aber, weil das Original ja noch in der Stadt weilt. Goethes Stolz, den die Weimarer übelnehmen, ist sehr natürlich.' In der Hauptkirche zogen Reichensperger besonders die altdeutschen Bilder an: ‚Einfachheit, Bestimmtheit, Einfalt, Farbenpracht, gutmüthige deutsche Gesichter, ohne der Neuern Duft und Perspective und Gruppenmagie. Alles spricht einem so recht ans Herz, statt daß die neuern Gemälde mehr die Phantasie in Anspruch nehmen.'

In Leipzig wohnte Reichensperger bei einem sehr lebenslustigen Universitätsfreunde, der ihn zu allen möglichen Sehenswürdigkeiten führte. Auf dem Kirchhofe stieß er sich an den ‚geschmacklosen' Familienbegräbnissen, ‚Häuschen in französischem verschnörkeltem Geschmack, für die erdige Substanz der Nachkommen erbaut und mit den ekelhaftesten Symbolen und Decorationen des Freund Hein verziert. Ein Orientalist, ein Schauspieler und ein Bäcker haben die schönsten Monumente.'

In Berlin, wo Reichensperger durch Hegel am 4. November 1829 immatriculirt wurde, wollte es ihm gleich anfangs gar nicht gefallen. Alles stieß den fröhlichen Rheinländer ab, Natur, Stadt und Menschen. Die Berliner erschienen ihm als ‚ein pappendeckelnes, rappelgoldenes Geschlecht'. ‚Ich mußte nothwendig verkümmern', meinte er, ‚als ich aus der fetten Heidelberger Dammerde hier in den Flugsand versetzt wurde, worin nur Zwiebelgewächse fortkommen können, wie die Ehrenberliner nun einmal sind. In der That, ich begreife nicht, wie hier eine kräftige Brust gedeihen kann und ein tüchtiges Herz dahinter, hier unter all der lächelnden Misere der duftenden Alltagsmenschen. Wenn ich meine arme Seele zur Erquickung einmal spazieren führe, so wird ihr nichts zu theil als ein sehr unerquickliches Sandbad, das man hier mirabile dictu ganz umsonst zu jeder Stunde auf allen Straßen nehmen kann, ja sogar muß. Und nun erst diese Legion von Windmühlen, bei Gott, selbst Don Quixote, die unverwüstliche Blume der Ritterschaft, hätte hier um gut Wetter angehalten und sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Der hiesige Dom sieht aus wie eine plat de ménage, die Zuckerdose in der Mitte, Senf- und Pfefferbüchsen an ihrer Seite.'

---

[1] Ueber den damaligen, nichts weniger als glänzenden Zustand der preußischen Hauptstadt vgl. u. a. Treitschke, Deutsche Gesch. im 19. Jahrh. III, 425 f., der bemerkt: ‚Selbst nach deutschen Begriffen war Berlin, obwohl der Verkehr beständig wuchs, noch immer eine arme Stadt. Eine Spiegelscheibe in einem Fenster des königlichen Palastes, ein Geschenk des russischen Kaisers, war die einzige in der Residenz und wurde ebenso andächtig bewundert wie das neue Muschelgrottenzimmer in Fuchs' Conditorei unter den Linden oder die überaus bescheidenen Gaslaternen, die seit 1826 in den Haupt-

Es ward Reichensperger bald ‚ganz abscheulich zu Muthe‘. Der lustige Heidelberger Student empfand es auf das bitterste, daß er plötzlich in ‚dieses platte, langweilige Treiben geworfen worden‘. Er fühlte sich unendlich einsam, während sich in seinem Innern ‚ein Chaos‘ von widerstreitenden und unbefriedigten Gefühlen entwickelte. Sein einziger Verkehr bestand im Umgang mit dem neuerworbenen Freunde Blackie, der, begeistert für deutsche Literatur, sich damals an einer Uebersetzung des Faust versuchte. Mit Wuth warf sich Reichensperger auf seine juristischen Studien. Seine Wohnung in der Französischen Straße Nr. 52 bei Schneider Schmidt war schlecht, das Essen noch schlechter, das Spazierengehen gab er ganz auf; sein einziger Weg war zur Universität, zu einer Speisewirtschaft in der Taubenstraße und dann zur Conditorei Steheli, wo er den Saint-Simonistischen ‚Globe‘ las. Abends wurde bis 10 oder 11 Uhr studirt, dann Jean Paul gelesen. Der sittliche Ernst, der Humor und die Kampfeslust gegen alles Lügnerische und Gemeine, welche dieser Schriftsteller allenthalben an den Tag legt [1], zogen ihn nach wie vor mächtig an. An der Universität hörte er u. a. Reichs- und Rechtsgeschichte, gerichtliche Medicin und Erklärung des Shakespeare. Einmal besuchte er auch das Colleg von Hegel, ‚gehörte aber zu jenen, welche den Philosophen nicht verstanden‘. In Bezug auf Lectüre und Briefschreiben war er so fleißig, daß ihm sein Bruder bemerkte: ‚Du bist ein unersättliches Pferd, dem man nicht Heu genug vorwerfen kann.‘ [2]

Das einsame Leben, die Beschränkung auf die Bücher mußte für jemand, der von Natur so mittheilsam und gesellig war, in Verbindung mit den trüben Eindrücken und der rauhen Jahreszeit von dem ungünstigsten Einflusse sein. Reichensperger kam geistig und körperlich herunter: zusehends verdüsterte sich sein Gemüth.

Das nüchterne Wesen Berlins fiel dem poetischen Rheinländer namentlich am heiligen Abend schwer auf die Seele, wehmüthig versenkte er sich in die

---

straßen leuchteten. . . . Um die Kämpfe des Völkerlebens bekümmerte sich nur ein kleiner Kreis von Beamten und Gelehrten; der echte Berliner betrachtete den politischen Stumpfsinn geradezu als einen Vorzug seiner „intellectualen Bildung“.‘

[1] Vgl. Kreiten, Eichendorff S. 15.

[2] In einem andern, nicht datirten Briefe mahnt der Bruder: ‚Erheitere dich doch ja und sorge nur, daß du nächstens mir vergnügter schreiben kannst. Mit deinem Systemchen von körperlicher Abtödtung kann ich ebensowenig zufrieden sein. Wollte ich dir rathen, zu schwelgen, so wäre ich ein Narr; aber das kann ich mit Fug und Recht behaupten, daß körperliches Wohlbehagen das geistige gar sehr bedingt und daß bei einem eingeschrumpften und selten oder nie gekitzelten Magen auch der Geist einschrumpft und seine Spannkraft einbüßt. Sei lieber ein bißchen Materialist.‘ In seiner Berliner Wohnung hatte August gleich anfangs einen sehr deprimirenden Eindruck dadurch erhalten, daß sich dort sein Vorgänger erschossen hatte; an der Decke sah man noch das Loch der Kugel.

Erinnerungen seiner Kindheit [1]. ‚So war's', schrieb er in sein Tagebuch. ‚Wie ging's dagegen heute hier? Leider werkeltagsmäßiger als je; beinahe ärgerte es mich noch, daß die andern sich putzten und lachten; ich glaube gar, ich schnitt Gesichter über die kleinliche Aermlichkeit der Menschen, die doch darin sich glücklicher fühlten als ich in meinem angeblich erhabenen Gefühl. Der Morgen ward mit Briefschreiben verbracht und der Verfertigung von zwei kleinen satirischen Bücheranzeigen. Blackie fand mich um 1 Uhr in sehr übler Laune, die er eigentlich zum Theil erregt, ich wollte gerade keinen Menschen. Nach dem Essen las ich erst ein paar Zeitschriften, ärgerte mich über ein paar seichte Aufsätze und einen Recensenten, der sich wie auf einem Königsthron auf seinem usurpirten literarischen Richterstuhl gebärdet und zehn bis zwölf Schriftsteller auf einem halben Bogen förmlich abthut.'

‚Ich watete dann mit dem Engländer durch tiefen Schnee auf den Kreuzberg. — Mit eiskalten Füßen und bissiger Laune ging's wieder denselben Weg zurück. Die Menschen, die ich sah, kamen mir zu läppisch vor, ich dachte so hoch, daß ich mir wieder selbst läppisch vorkam und zwar sehr. Der Engländer merkte meine bittere Stimmung und vertröstete mich auf Byron, der mir gewiß zusagen würde. Hinterm Ofen bei einem Glase Weißbier lasen wir dann in Sheridans Lustspiel School for scandal, was mich wieder ein bißchen besser stimmte. Ich wollte zu Freund Sturz Guitarre spielen, fand ihn aber nicht; ohne mich darüber im geringsten zu ärgern (aus Grundsatz), ging ich vor Plitts Haus, fand ihn auch nicht und kam her, dies zu schreiben. Ja die Freuden und Leiden halten sich die Wage; wer viel hat, entbehrt viel.'

In noch trüberer Stimmung schrieb er am Neujahrsabend um $^1/_2$12 Uhr nachts in sein Tagebuch: ‚Da sieht man's, wie die Zeiten sich ändern; sonst trank und lachte ich mich über die Brücke, die das alte mit dem neuen Jahr verbindet, hin und fiel dem jungen Jahre und frohen Gesellen zugleich an die Brust.'

‚Im vorigen Jahre saß ich um diese Zeit im Heidelberger Museum, vor mir die Rheinweinflasche, neben mir Thöl. Das Herz war mir gerade sehr weich gemacht durch eine Versöhnung nach einem ziemlich heftigen Streite mit jenem. Frohe Lieder und lautes Gelächter und muntere Scherze durchhallten den Saal. Da schlug auf einmal die Todtenglocke des alten Jahres, es ward zur Vergangenheit. Alles erhob sich von den Sitzen, Gläser klangen zusammen, und Schüsse hallten draußen, die Herzen saßen auf den Lippen, und diese ertönten vom gegenseitigen Glückwünschen; der Nachbar umarmte

[1] Vgl. oben S. 11 fl.

den Nachbar, und das neue Jahr sah glückliche Menschen. Ich ging mit Kaiser auf das Schloß und schaute von der Terrasse herab auf die dicke Finsterniß. Grell zuckte hie und da das Feuer der Schüsse und zerriß den dichten Mantel der Nacht. Am Himmel sah man keine Sterne, aber die Wolken schwebten über fröhliche Menschen. Was ich damals dachte, weiß ich nicht, aber gewiß war's damals anders. Hier sind wir in der Residenz, und die gibt auch ihre Freuden, aber andere. Kein vagabundirendes Frauenzimmer, keinen Trunkenbold darf die Polizei auf der Straße molestiren, keinem das Recht streitig machen, zu prügeln und sich prügeln zu lassen u. s. w. Ich machte Musik mit Sturz bis 11 Uhr; als ich ihn verließ, wäre ich gern unter Gottes freien Himmel getreten, um so mit vollem Herzen das neue Jahr zu empfangen, dem die Sternbilder entgegenzogen. Aber ich bin in Berlin; in den niedrigsten Tempel der schmutzigsten Lust kann man treten, dagegen hat die Polizei nichts, aber nicht unter Gottes erhabenen Himmel — alle Thore sind versperrt. Ich will mich also hineinschreiben und meditiren ins andere Jahr. Lieber wäre mir's freilich gewesen, im traulichen Kreise lieber Freunde oder gar Verwandter den 1. Januar emporsteigen zu sehen, aber die habe ich nicht hier, aber ein Herz hab' ich zum Glück noch hier, und das genügt mir für jetzt. Ja, ich will fest daran halten, ich will es stählen und härten für schwere Zeiten, wie sie vielleicht schon das Jahr 1830 unter seinem Trauermantel birgt. (Vor meinem Fenster leiert eine Drehorgel ihr ewiges Einerlei, und ein Piccolo schneidet scharf durch Herz und Ohren. Gut für die Residenz, deren Leben und Treiben es vollkommen gleicht — für mich zum wild werden.) Ach, wenn es Glück und Freude bringt, meiner Mutter, Schwester und Bruder; ich kann viel ertragen an mir; wenig, sehr wenig Unglück an jenen bringt mir die bittersten Schmerzen, schlägt mir die tiefsten Wunden. Doch ich will mich meinen trüben Phantasien nicht länger hingeben, ich will lieber das beste hoffen (die Musik draußen macht mich rasend). Ich habe etwas Kopfweh, es will wirklich nicht mehr gehen, meine Gedanken sind mir eingerostet; indes glaube ich, ich habe mich richtig aus dem 31. December 1829 hinübergeschrieben in den 1. Januar 1830.

‚Fest — ehrlich — froh — rein, liebe Mutter, liebe Schwester, lieber Bruder, Gott gebe es! Ich denke sehr an euch.‘

‚Meine Sehnsucht nach Heidelberg‘, schrieb der melancholische Student am 16. Januar, ‚ist wieder sehr stark erwacht; wenn es einigermaßen geht, muß ich im Sommer dahin auf der Rückreise, um mich wieder in die lieben Arme, an die lieben Herzen zu werfen. Bis dahin soll meine Freundschaft still mir im Herzen fortglühen. O es waren herrliche Tage! Aber alles, alles vergeht. Hier hab' ich niemand, niemand, der mir besonders lieb ist. Philisterei hinten und vornen.‘

Die mißmuthige Stimmung Reichenspergers ward noch vermehrt, als ihn Ende Januar eine Halsentzündung befiel. Mehr denn je vermißte er Verwandte und Freunde; er machte sich jetzt Vorwürfe, die nicht ungerecht waren: ‚Es ist wirklich eine ewige Schande, daß ein Mensch in meinen glücklichen Verhältnissen, wozu noch das größte Glück, die Gesundheit, kam, sich auch mit dem leisesten Hauche unglücklich nennen konnte. Pfui, ich will's auch nicht mehr thun. Wie glücklich wären nicht die meisten Menschen, wenn sie nur einsehen könnten, daß sie es schon wirklich sind!‘

Es hätte besser um den Unzufriedenen gestanden, wenn er dies beherzigt hätte. Allein infolge übereifrigen Studirens und schlechter Nahrung ging er körperlich zurück; dazu gesellten sich dann noch krankhafte Einbildungen. Er hatte in Heidelberg einen Freund, den einzigen Sohn seiner Mutter, gepflegt, welcher an der Schwindsucht dahinsiechte. Man hatte ihn wegen Ansteckungsgefahr vergebens gewarnt; jetzt in seiner Berliner Einsamkeit las er medicinische Werke und ward von der Furcht befallen, daß auch bei ihm die Schwindsucht im Anzuge sei.

‚Ich bin jetzt wieder mehr als je überzeugt, schrieb er am 21. März, daß ich an der Schwindsucht sterben werde, und zwar bald. Zuweilen durchgießt mich der Gedanke mit kaltem Schauder. Tod, Tod! Man weiß nicht, was man sich denken soll bei dem Wort, und das Geheimnißvolle leiht ihm seine Furchtbarkeit. Ach, wenn's nur nicht an der Schwindsucht wäre, wenn's nur schnell ginge, ich wollte mich drein ergeben, aber so dahinzuzehren Loth vor Loth, und jedes Sandkorn zählen zu können, was hinabrollt aus der Lebensuhr! Wenn der Geist sich nur aufrecht erhalten könnte und nicht so dahinschwände mit seiner Unterlage! — So viel wird mir gewiß noch immer bleiben, um das Schicksal zu ertragen, dem ich entgegengehe, und darin unterscheide ich mich von andern der Art. Jetzt möchte ich mir wünschen, daß ich ganz allein dastände auf der Welt, ein verdorrter Stamm. Meine Mutter und Geschwister thun mir am wehesten, weil ihnen mein Hinschwinden größern Schmerz verursachen wird als vielleicht mir.‘

Die Ergebung wurde ihm aber so leicht nicht. ‚Ich möchte doch gar zu gerne auch leben,‘ gestand er, ‚ich habe es ja noch nicht verdorben mit dem Leben, ich bin ja noch empfänglich, auch für seine kleinen, unschuldigen Freuden. Großes, Glänzendes wollte ich nie, aber auch das Kleinste, was ich wünschte, werde ich nie erlangen. Es war, wie ich's ahnte. In Heidelberg befand ich mich im Culminationspunkte meines Glückes, jetzt geht's immer nur bergab.‘

‚Es ist heute der erste Ostertag,‘ heißt es in seinen Aufzeichnungen, ‚den ich ferne vom väterlichen Hause durchlebe. Die Sonne scheint zwar draußen, aber der Tag hat seinen Glanzthau verloren, der sonst auf ihm lag. Sonst

wärmte und erhob mich der Tag, heute ist's anders, weit anders. Er ist gekommen, ohne die kleinen Freuden mitzubringen, die dem Herzen so wohl thun, Nachklänge verschollener Kindheitfreuden.'

In solcher Stimmung ging Reichensperger am 30. April 1830 in das erste juristische Examen, das er gut bestand. ‚Ich fühle mich ganz leicht,' schrieb der junge Auscultator am 1. Mai, ‚eine große Last ist abgeschüttelt, ich athme wieder freier und darf wieder etwas anderes lesen und denken als immer Definitionen und Definitionen; meine Lieblingsstudien und -Schriftsteller darf ich wieder hervorsuchen; mein großes Mißtrauen in mein Glück ist bedeutend geschwächt, die Zukunft färbt sich wieder heller, das Unglück scheint doch nicht progressiv zuzunehmen, wie ich fürchtete. Aber ganz heiter, ganz froh, wie ich mir's vor Monaten dachte, machte mich dieser Glücksfall doch nicht; und wie ist dies auch möglich? Die laute Freude verträgt sich nicht mit einer engen Brust und einem kurzen Athem. Meiner lieben Mutter wird das Examen viel Freude machen, und das ist für mich die größte. In einigen Tagen will ich nach Rügen reisen, vielleicht, daß der Seewind alle Uebel, die noch in mir hausen, verweht.'

Nach der Rückkehr von dieser Reise glaubte der junge Pessimist zwar ‚im ganzen sich etwas rüstiger zu fühlen', aber geheilt fand er sich noch nicht. ‚Der eigentliche Stein des Anstoßes,' klagt er am 22. Mai, ‚ist geblieben, meine Brustschmerzen und meine Beengung im Athmen dauern noch ohne Linderung fort. Die Wahrscheinlichkeit, daß ein unvertilgbarer Wurm an meinem Lebensbaume nagt, ist größer als je, und doch meine Unruhe und Angst darüber geringer als je. Kampf und Ueberwindung kostete es zwar genug, die verwelkten Hoffnungsblumen anzuschauen und nicht zu weinen, die meiner wartenden Schreckbilder und nicht zu beben, mich selbst mir zu denken wie eine wandelnde Leiche, abgestreift alle körperlichen und geistigen Blüthen der Jugend und nicht schwermüthig zu trauern; aber ich will es, will mich mit dem Anblick vertraut machen und meinen Glauben an die höhere Bestimmung über das Erdenweh triumphiren machen. Die Idee trägt eine unendliche Kraft in sich, die man nur nähren und entwickeln muß; fast sollte man glauben, der Geist ließe sich schon im Leben ganz unabhängig vom Körper machen, wenn man die Geschichte der Martyrer für Glauben, Recht und Wahrheit, Vorurtheil oder fixe Idee betrachtet. Auch ich will versuchen, das Reich der Idee recht weit auszubreiten über das des Körpers und der niedern Sinne, mich stark zu halten bis zum letzten Athemzuge. Wenn nur der Tod in griechischer, nicht in der widerlich gotischen Gestalt mir entgegenkäme, um wieviel beherzter wollt' ich ihm ins matte, halberloschene Auge als in die schwarze, leere Augenhöhle blicken —! Ach, wenn nur nicht mit meinem Leben meiner Mutter ein Theil ihrer Lebensfreude

dahinginge! Es ist schön, in den Armen eines geliebten Menschen zu sterben, aber der Abschied macht's viel schwerer. Wie Gott will! Sic sunt facta hominum. Hätte ich das vor drei Jahren geträumt, als ich die Vergangenheit abschüttelnd das Herz voll schöner Zukunft und guter Vorsätze die Universität bezog! Die schöne Zukunft kam wirklich, sie ward in Heidelberg zur Gegenwart, Berlin soll ihr Grab sein, wie es scheint. Den guten Vorsätzen bin im ganzen stets treu geblieben, und ich habe die Früchte meines Handelns geerntet; ich hoffte, sie wieder aussäen zu können, damit sie noch einmal aufgingen zur reichen Ernte, aber es scheint schon genug zu sein. Komme es nun, wie es wolle, ein Trost bleibt mir immer, und zwar ein großer, das Bewußtsein eines guten Strebens.'

Da ‚die Auspicien sich immer schlimmer stellten', entschloß sich Reichensperger, einem Professor der Medicin sein ‚Körperleid vorzutragen'. Dieser sagte ihm: ‚Ein junger Mann wie Sie sollte eigentlich gar nicht wissen, daß er einen Puls hat', und erklärte die Brustschmerzen für Rheumatismus, indem er bemerkte, ‚er wünsche, er hätte das große Los so sicher, als ich von Schwindsucht nicht das geringste zu fürchten habe'. Von derlei ‚geistreichen Tröstungen' wollte indes der Selbstquäler nichts wissen. Er ‚marterte Körper und Seele zugleich' und hielt fest an der Ansicht, er sei ‚kein melancholischer Narr, sondern ein Candidat fürs Beinhäuschen'. Aber einen letzten Versuch zu seiner Wiederherstellung wollte er noch machen durch eine große Fußreise. ‚Ich habe mich ganz auf den Hund gepackt,' schrieb er in sein Tagebuch; ‚mein Gesichtchen sieht aus so lieblich zart, so wunder delicat, daß es einen elegischen Freund Hein im Trauerspiel zieren könnte. Ob die Maschine die Reise aushält? Sonst wird wohl die große Reise zugleich mit der kleinen beschlossen. — Meine Gesundheit und mein Glück laß ich hier. O leb wohl, du theures, theures Berlin!' Und einige Tage später: ‚All die Packereien zu meiner Reise gemahnen mich fast wie Vorbereitungen zum Leichenbegängniß. Ich fühl' es deutlich, es ist meine letzte Reise; ob ich stark genug bin, sie zu vollenden?'

Bevor Reichensperger Berlin verließ, machte er noch mit seinem Freunde Radler einen Ausflug nach Potsdam. Zuerst ward die Pfaueninsel besucht. ‚Fast alle Gebäude auf dem überaus freundlichen Eilande sind moderne Ruinen, welchen Zwittergeburten ich nun einmal keinen Geschmack abgewinnen kann. Das moderne Eselsohr guckt doch immer zu augenfällig aus der übergeworfenen Löwenhaut hervor.' In Sanssouci machte er sich lustig über ‚die bizarren Stellungen der Marmorfiguren am Fuße der Treppe'. Einen günstigen Eindruck hinterließ dagegen die Galerie mit ihrem Reichthum an holländischen und italienischen Bildern. ‚Eine prächtige, überaus zarte, wunderschön gefärbte Madonna aus Raffaels älterer Periode, und dann das Hauptstück der Samm-

lung, ein Christuskopf aus dessen spätern Jahren. Das schönste, zartest Gesicht drückt die tiefste Wehmuth aus. Goldstrahlen umgeben das Haupt. Das Ganze ist etwas dunkel gehalten.' Das Schlößchen Sanssouci selbst wollte ihm gar nicht gefallen. ‚Es schleppt sich noch recht mit der hypereleganten Frisur Ludwigs XIV. Das Innere ist widerlich geschmacklos. Ueberhäufte Goldverzierungen, gepuderte und à la française frisirte Venusse, steife Stadtansichten, prächtige, plumpe Möbel beleidigen fast überall das Auge. Der Erbauer dieses Schlößchens gehörte auch wirklich in die Periode des größten Abgeschmacks: das Ganze kam mir fast vor wie ein großartiger Prunksarg. — Potsdam sieht man an, daß es par force zur zweiten Residenz im Range sowohl als der Schönheit gemacht wurde. Keine etwas großartigen Privatgebäude, alles zierlich und auf den Schein gebaut, helle, breite, menschenleere Straßen, hundsschlechtes Bier u. s. w.'

Am Morgen des 1. Juli verließ Reichensperger apathisch ‚das schlangenkalte Berlin', diese ‚Folterkammer', welche ‚die wahrscheinliche Ursache meines ganzen Unglücks' ist. Er wandte sich zunächst nach Dresden. Hier interessirte ihn besonders die Bildergalerie und in derselben neben der ‚herrlichen Maria von Holbein' vor allem die Niederländer und Italiener. ‚Ueberaus gut gefielen mir kleine Familiengemälde, meist Porträts von Mieris und Metsu — das muß man den Niederländern lassen, sie können das gewöhnliche Leben und Treiben der Werkeltagsmenschen so bestimmt und klar auffassen und in so charakteristischen Zügen vor uns hinstellen, daß man das Leben besser aus ihren Bildern als aus dem Leben selbst kennen lernen kann. Um die Italiener zu verstehen (zur Bewunderung gehört nicht so viel), muß man schon zu viel vergeistigt sein, die Schwungfedern der Ideen müssen schon sehr stark sein, um uns zu einer Höhe zu erheben, von wo aus wir die Composition erfassen können. — In der innern Galerie hängen die italienischen Meister: Correggios Nacht, Raffaels aufschwebende Madonna, Carlo Dolces Cäcilia, Giulio Romanos Venus, Tizians Christus mit dem Zinsgroschen, ein herrlicher Christuskopf von Guido Reni. Sprechen darüber wäre überflüssig und zu gewagt. Bete ich anderer Worte nach, so könnte ich auch meine eigenthümlichen Gefühle danach modeln, und dafür hab' ich sie doch zu lieb. Einige Pastellgemälde sah ich, die sich besonders durch Feinheit der Farben auszeichneten; doch will mir diese Manier nicht gefallen; immer kommt sie mir vor wie eine Pfuscherei in die edle Kunst.'

Die Herrlichkeiten der Malerei konnten indessen die tiefe Schwermuth, die Reichensperger niederdrückte, nicht verscheuchen. ‚Das Hoffen nach Gesundheit', schrieb er, ‚ist längst dahin, vernünftigerweise kann ich daran nicht mehr denken. Alle Mittel schlugen fehl, die Symptome werden täglich drohender. Mein Puls rast wie toll seinem Ende zu.'

In solcher Stimmung trat er am 4. Juli seine Fußreise durch die Sächsische Schweiz an. Die Gegend entzückte ihn, seine Laune besserte sich; aber die gute Stimmung verlor sich sofort wieder, als er im Wirtshaus zu Lohmen sein ‚hageres, abgefallenes Gesicht im Spiegel erblickte‘. Aeußerst finster gestimmt besichtigte er die Schönheiten der Sächsischen Schweiz. In Aussig versuchte er seiner Wehmuth Worte zu geben durch ein Gedicht, das also beginnt:

‚Dahin ist auf immer
Der rosige Lenz.‘

Von Aussig wanderte Reichensperger über Teplitz nach Karlsbad und von dort nach Maria-Kulm. ‚Das Wetter‘, erzählt sein Tagebuch, ‚war überaus herrlich; obgleich es Sonntag war, machten doch alle Heu, das ascetische Geistesprincip scheint ihnen also glücklicherweise fremd zu sein. Fast mit jeder Minute, die ich höher stieg, entfalteten sich immer reicher die im Osten liegenden Landschaften, traten in immer klarern Umrissen die verschiedenartigst gestalteten, jene Landschaft begrenzenden Berge hervor. Ich war wie elektrisirt von der Herrlichkeit der Gegend; ein zerlumpter kleiner Kühjunge schien es unwillkürlich ebenfalls zu sein. Er jubelte und tanzte unaufhörlich inmitten seiner Kühe herum. Das sind Lebensfreuden, um die uns die Bildung bringt; wir vermeiden die Ausbrüche und verhindern damit auch den Genuß. Gott, wie wenig gehört dazu, einen Menschen glücklich zu machen, und es gibt so viele unglückliche. — Die Kirche von Maria-Kulm ist überladen mit Frescomalereien und Stuccaturarbeiten, aber nicht geschmacklos.‘ Für die Wallfahrt selbst hatte Reichensperger damals auch nicht das geringste Verständniß, und er ärgerte sich, daß ‚die Leute noch einfältig genug seien, ihren sauern Schweiß dorthin zu schleppen.‘ Nun ging's in das Egerland und nach einem kurzen Aufenthalt in Eger, wo ihn die Erinnerungen an Wallenstein besonders interessirten, hinüber nach Bayern. Der freundliche Eindruck von Schirnding, dem ersten bayrischen Flecken, der ‚sehr vortheilhaft gegen die dumpfen, schmutzigen böhmischen Dörfer abstach‘, ward noch durch den Umstand vermehrt, daß Reichensperger dort Zeuge des sogen. Wiesenfestes war. Dieses heitere Schulfest stimmte ihn wieder etwas froher und erinnerte ihn an die Bopparder Prüfungsbälle mit ihren ‚großartigen Vorbereitungen, die längere Zeit kosteten als die Rüstungen zur Zerstörung Algeriens‘. Für eine halbe Maß Bier, zweierlei Fleisch, Suppe und Gemüse zahlte er in dem genannten Orte laut Ausweis seines Tagebuches 22 Kreuzer!

Das nächste Ziel seiner Reise war Wunsiedel, um dort das Geburtshaus von Jean Paul aufzusuchen.

Eine zehnstündige heiße Tagereise durch das Fichtelgebirge brachte ihn nach Bayreuth; er traf dort so bestaubt ein, daß ihm der Wirt anfangs

keine Unterkunft gewähren wollte; erst durch Berufung auf seinen nachfolgenden Koffer fand er Einlaß, ward aber dann als Wallfahrer zum Grabe Jean Pauls mit dem Wirte gut Freund. Dann ging es nach Bamberg, dessen Dom ihn entzückte. Einen noch größern Eindruck machte Nürnberg, wohin er sich nun begab. Die Stadt mit ihren mittelalterlichen Bauten ‚gefiel ihm ausnehmend‘. Er sah auch nicht allgemein zugängliche Kunstwerke, wie zum Beispiel ‚das herrliche Porträt des alten Holzschuher von Dürer‘. Viel weniger sprach ihn München an. Für ‚die meist geschmacklosen Kirchen‘ entschädigten ihn die Bilderschätze der bayrischen Hauptstadt. Reichensperger hörte auch ein Colleg bei Görres, dessen bilderreiche Sprache ihn zur Bewunderung hinriß; den Vortrag fand er dagegen ‚monoton und apathisch‘, und es störte ihn, daß der Redner alle fünf Minuten gegen Himmel sah[1]. Schelling, dessen Colleg er ebenfalls besuchte, sprach gerade über den Selbstmord; sein Vortrag machte auf Reichensperger einen höchst ungünstigen Eindruck.

Die Rückreise führte den unermüdlichen Wanderer über Ulm. Auf dem Thurme des Münsters gab ihm ein Engländer eine Zeitung mit der Nachricht von der Pariser Revolution. Reichenspergers melancholische Stimmung vermochte selbst der Besuch von Heidelberg nicht zu verscheuchen; ‚alle Lebenslust‘ war aus ihm gewichen, und es kam ihm vor, ‚als schleiche er in Heidelberg wie ein Gespenst auf den Rosen seines Grabes herum‘. Er war froh, als er die Stadt verließ, ‚die Menschen waren ihm da zuwider wie überall‘. ‚Er zitterte,‘ als er in Boppard ausstieg, ‚aber nicht vor Freude.‘ ‚Konnte ich mich freuen,‘ fragt er in seinem Tagebuch, ‚meiner Mutter den elenden Menschenschatten zurückzubringen als Belohnung und Ersatz für all ihre Mühen, Sorgen und Entbehrungen?‘ Auf Wunsch der Seinigen zog er einen Arzt zu Rath; aber die von demselben angeordneten Mittel wollten nicht helfen, ebensowenig Ausflüge in die Umgebung. ‚Ich sehe nicht,‘ schrieb er am 9. October, ‚wo das enden soll, außer wo alles endet.‘ Er täuschte sich indessen, denn gerade in dem genannten Monate besserte sich sein körperlicher Zustand; sein seelischer blieb jedoch nach wie vor ein überaus trauriger: ‚er hoffte nichts mehr und freute sich auf keine Zukunft.‘

[1] Görres war in Koblenz oft in das Reichenspergersche Haus gekommen. Augusts Mutter hatte diesem viel von dem berühmten Landsmann erzählt.

II.

Beginn der juristischen Laufbahn. Studienreise nach Paris und Nordfrankreich im Jahre 1833. Ende der Sturm- und Drangperiode. Entscheidende Einwirkung des Kölner Kirchenstreites und der Schriften von Görres auf Reichenspergers Entwicklungsgang.

1.

In ‚dumpf wehmüthiger, resignirter Stimmung‘ verließ Reichensperger am 25. October 1830 das Elternhaus, um in Münster seine Stelle als Auscultator beim Oberlandesgericht anzutreten; seine ‚Krankheit‘ schien zwar ‚im Weichen begriffen‘, aber geheilt fühlte er sich noch lange nicht. In Düsseldorf traf er mit Freund Zuccalmaglio zusammen und war noch einmal ‚recht fröhlich‘; aber in Münster, wo er bei Herrn Schmedding auf dem Markte Wohnung nahm, befiel ihn alsbald wieder eine sehr traurige Stimmung. Er gab sich aufs neue der Ansicht hin, daß er ‚keine Genesung zu erhoffen habe‘. Die Stadt mit ihren alten Bauten gefiel ihm gut; auch fand er bald einige Freunde; besonders hingezogen fühlte er sich zu dem Premierlieutenant Becker, der eine schöne Bildergalerie besaß und sein Interesse für ‚deutsche Kunst und Alterthum‘ theilte.

In seinen Mußestunden trieb Reichensperger viel Literatur; ‚ein Zwiegespräch mit seinem Byron und Jean Paul‘ war seine liebste Erholung. Um sich zu kräftigen, nahm er Reitstunden und machte weite Spaziergänge. Wenigstens vorübergehend besserte sich jetzt sein körperliches Befinden und auch sein Gemüthszustand dadurch, daß er ‚Herder zu seinem Begleiter nahm und in Jakob Balde einen Leidensgenossen fand, aber einen festern.‘ Er faßte nun den ernstlichen Vorsatz, sich ‚womöglich mehr Muth und Festigkeit anzueignen‘.

Am 14. December schrieb er in sein Tagebuch: ‚Ich habe wieder einen ungeheuern Drang zu studiren, lese auf meinen Spaziergängen besonders Herder, der mir ausnehmend gefällt und vor allem die wohlthätigste Stimmung in mir hervorbringt. Ich gehe wieder stark mit dem Gedanken an die Schrift über das Criminalrecht im allgemeinen um. Ueber ihre Form bin ich mehr in Verlegenheit als über den Stoff. Letztern habe ich schon genug, worunter nicht wenig neue Gedanken. Ich thue aber zu wenig an meinem Brodstudium, hab' mir deshalb das Landrecht von Klein bestellt, mit dessen Ankunft es wohl besser gehen wird. Studire wieder und extrahire mit Lust Quandts Geschichte der Kupferstecherkunst. Auch die Reliquien von Albrecht Dürer, des herrlichen, biedern Mannes eigene Schreibereien und Briefe ent-

haltend, lese ich; sie sind oft rührend naiv. Es gibt wenig Leute, an deren Hals ich mich sehnlicher wünschte als an den meines Albrecht. Auch nicht ein Gedanke in ihm, der mich abstößt. Und der Mann mußte sterben und lebend gequält werden. Was sind wir Menschen!‘

Gegen Ende des Jahres machte Reichensperger wiederum sein körperliches Befinden, ‚Schmerzen auf der Brust und seine gewaltig fortschreitende Abmagerung‘, schwere Sorge. ‚Um alles zu versuchen‘, wollte er sich jetzt ‚einmal der Homöopathie in die Arme werfen‘. Aber keine Kur wollte helfen. Am Neujahrsabend ging er mit seinem Freunde Hontheim spazieren. ‚Ich war überaus melancholisch, die Thränen traten mir in die Augen. Statt auf den Ball wollte ich heimgehen und mein Brüten niederschreiben. Hontheim hielt mich davon ab. Ich ging auf den Ball, tanzte ein paarmal, kam allerdings in bessere Stimmung, bis mich der Mitternachtsjubel auf einmal wieder anekelte und die Leerheit meines Lebens sich mir wieder vor Augen drängte. Ich schlich mich nach Hause und legte mich recht betrübt zu Bett. Hoffnungslosigkeit ist fürchterlich, und ich habe keine Hoffnung, wenigstens nicht bewußt. Ich wüßte mir kaum etwas in die Zukunft hineinzuzaubern, was mich dauernd froh machen könnte ohne Gesundheit. Hätte ich doch einmal ausgelitten.‘

So begann das Jahr 1831 ‚unter schlechten Auspicien‘. ‚Bald möchte ich toben und schäumen wie ein Eber,‘ schrieb er am 2. Januar in sein Tagebuch, ‚bald wehmüthig weinen wie ein Kind, daß es nicht besser werden will und ich meine schönsten Jahre so hinjammern muß und mich selbst so innerlich aufzehren. Alles will nicht helfen: fasten, reiten, spazierengehen; das vergangene Jahr war für mich ein fürchterliches. Ich zittere vor dem neu begonnenen, ich werde so elend und mattherzig, daß ich mich vor mir selbst schämen möchte. Wo ich hinsehe, überall Schatten und kein Licht. Und sollte wirklich meine Gesundheit wider Hoffen und Glauben sich bessern, so kommt ein anderes, schwereres Unglück! Ich ahne es, ich kann nicht mehr glücklich werden.‘

Hie und da kamen wohl noch bessere Tage, an welchen sich wieder Lebenslust regte, aber im allgemeinen blieb die Stimmung, wie sie gewesen. ‚Wer zu leiden bestimmt ist,‘ heißt es in einer Aufzeichnung vom 1. März, ‚muß leiden. Ich werde immer mehr Fatalist; gesund werde ich nie.‘ — ‚Es scheint jetzt ganz bestimmt zu sein, daß wir wieder am Rhein praktiziren dürfen; am 15. März werde ich nach Hause reisen. Dem Anschein nach ist diese Veränderung recht vortheilhaft, aber es gibt kein wahres Glück mehr für mich bei meinem trockenen, ausgemergelten Körper; meine Gesundheit muß zuerst hergestellt sein. Zu Fuße reisen ist einstweilen gewiß die beste Arznei für mich; mit jedem Schritt zertritt mein Fuß einen trüben Gedanken.‘

Die königliche Verordnung, welche die praktische Ausbildung an rheinischen Gerichtshöfen wieder erlaubte, war inzwischen eingetroffen. Infolgedessen

hat Reichensperger am 11. März um seine Ueberweisung aus dem Bezirk des Oberlandesgerichts zu Münster an jenen des rheinischen Appellationsgerichtshofes zu Köln. Er hoffte, ‚mit der Rheinluft und dem rheinischen Recht werde ein neuer Lebensstrom in ihn einziehen‘.

Zum 23. März meldet das Tagebuch: ‚Diesen Abend bringt mich die Schnellpost wieder dem herrlichen Rheine zu; Münster verlasse ich doch in einer ganz andern Gemüthsstimmung als vor einem halben Jahre Berlin. Damals glaubte ich nicht, daß es noch so lange mit mir währen könnte. Die Zukunft stand vor mir als ein greuliches Gespenst, bewaffnet mit der mörderischen Sichel; einen Frühling wagte ich nicht mehr zu hoffen, und jetzt kündigen ihn mir doch schon wieder die Knospen an. Zwar kann und darf ich auch jetzt noch nicht viel von den kommenden Tagen hoffen, aber mein Auge trifft doch nicht überall auf Schreckbilder, wohin es sich wendet. Zwar so recht von innen heraus, von ganzem Herzen war ich noch nicht froh seit meinem Hiersein, und manche Stunde verbrachte ich in dumpfem Trübsinn, aber doch ist der Gegensatz zu meinem Berliner Aufenthalt groß. Finde ich in Boppard meine Gesundheit wieder, so kann ich noch recht glücklich werden; aber darf ich dies hoffen?‘

Auf der Rückreise war unter andern ein Bergmann sein Reisegefährte, er ‚zapfte ihn über seine Kunst an; das soll ich ja nicht versäumen, immer jedem Menschen auf sein Steckenpferd zu helfen‘, mahnt er sich selbst in seinem Tagebuch. In Barmen besuchte Reichensperger seinen Freund Kleudgen, dessen ‚Sinn und Gefühl fürs Komische‘ ihn anzog. Am Abend versuchte er, seinem Grundsatze gemäß, die Tischgenossen in die Unterhaltung zu ziehen; ‚aber, soviel Köder ich auch auswarf, keiner wollte anbeißen. Endlich bequemte sich ein dicker Kaufmann dazu, und zwar war der Materialismus und Idealismus die Achse unserer Unterhaltung. Jener erklärte sich für erstern, zeigte ziemlich derben Verstand und manche gute Impromptus. Ich negirte und trieb ihn nach langen Debatten endlich ganz in die Enge, so daß er das Gewehr strecken mußte, besonders dadurch, daß ich ihn in Widersprüche verwickelte, indem ich seinen Worten meine Definitionen, wie sie mir gerade paßten, unterschob oder durch Consequenzmacherei seine Behauptung ad absurdum führte, oder von jedem mir gefährlichen Satze einen Beweis oder von einem Worte eine Definition mir ausbat, die natürlich meinem Gegner nicht zu Gebote stand; denn der Gedankenvorrath dieser Leute besteht nur in geprägter Scheidemünze, nicht in massivem Metall, dem sie ihr eigenes Gepräge geben könnten; sie sind nicht gewohnt, einen Begriff in seine einzelnen Bestandtheile zu zerlegen. Mir ist im Disputiren etwas Hitze sehr vortheilhaft; mit ihr wird mir erst die Kraft und der rechte Muth, zu improvisiren, und meine Worte reißen dann eher hin, weil sie als durch-

dachtes Product meiner Subjectivität und nicht als ein gelernter Brocken sich kundgeben.'

Um ,mit gesundem Körper in Koblenz beginnen zu können', unternahm Reichensperger in Boppard täglich große Spaziergänge. Der Rhein that bald seine Wirkung. ,Meine schwarzen Ahnungen und Prophezeiungen von Aussig' [1], bekannte er am 19. April, ,sind doch nicht in Erfüllung gegangen. Meine Augen kosen noch einmal mit den lieblichen, süßen Blumenaugen des wiedergeborenen Frühlings, und der Waldgesang ruft wieder heiterere Gebilde in mir auf; seit die Schneedecke geschmolzen ist vor dem warmen Frühlingshauche, ist die ganze Erde nicht mehr in ein großes Leichentuch gehüllt. — So schön kam mir die Bopparder Gegend noch nie vor, das herrliche Wetter mag viel dazu beitragen und vor allem der grelle Contrast mit meinem vorigen Aufenthalt. Ich renne auch den ganzen Vormittag herum wie angeschossen.' In den Mußestunden wurden eifrig literarische Studien getrieben, vor allem Byron und Tacitus vorgenommen. Ueber letztern schrieb Reichensperger in sein Tagebuch: ,Welche Gedanken, welche Sprache! Ich glaube immer den finstern Stoiker in gebietender Stellung vor mir zu sehen, in seine Toga gehüllt, um das gefallene Rom und die gefallenen Römer nicht zu sehen. Eine grandiose Republikaner-Grandezza, keine spanische, bizarrirte und carikirte Edelmanns-Grandezza. Welche Donnerschläge mögen dies gewesen sein in den Ohren jener entnervten, abgefeimten Römer-Weichlinge, die zuerst die Despotie in Europa Wurzel schlagen ließen. Unsere heutigen Redner sollten ihn ein wenig studiren. — Heines vierter Band der Reisebilder ist gediegener als die vorigen, obgleich weniger zart und poetisch als die beiden ersten. Er hat einen sehr feinen Tact und sichern Blick, und immer stehen ihm die bezeichnendsten Wörter zu Diensten. Seine Satire ist sehr ergötzlich und verwundet doch bis auf die Knochen. Es wäre mir sehr leid, wenn er die Feder auf immer hinters Ohr gesteckt hätte. Byron ist unübertrefflich, der Abgott meiner Seele. — Draußen weht der Sturm, und in meiner Seele ist's auch nicht windstill; ich will mich hinlegen, die Nachtgeister mögen beide Stürme einlullen in Schlaf, den letzten meinetwegen und ewigen.'

Sehr trüb lauten auch andere Stellen des Tagebuches. „Immer mystischer', bekennt er hier, ,wird mir das Leben und dessen Bestimmung, überall unauflösbare Knoten, überall Widersprüche. Schon einmal rief ich auf diesen Blättern aus: Gott, wie wenig gehört dazu, den Menschen glücklich zu machen, und wie viele sind unglücklich!'

In der Absicht, sich aufzuheitern und sich körperlich zu stärken, wanderte Reichensperger Ende April zu Fuß nach Niederburg zu seinem Freunde Thibaut.

[1] Vgl. oben S. 31.

Unterwegs geſellte ſich ein recht origineller Moſellaner zu ihm, ‚eine wunderbare Miſchung von Proſa und Phantaſterei‘. Alle alten Wunderbücher hatte er durchgeſtöbert und ihre ‚Contenta in ſeinem gehaltſamen Kopf wohl conſervirt. Religion und Aſtronomie waren indes die Hauptangeln, worum ſich ſeine Unterhaltung drehte. Napoleon war ihm verhaßt, der Kaiſer Franz iſt ſein Ideal, der Schirmer der Chriſtenheit, der einzige katholiſche Kaiſer.‘

Freund Thibaut war ‚herzlich ohne viel Worte‘. Die weiten Spaziergänge, die Reichensperger mit ihm unternahm, übten wenigſtens vorübergehend einen ſehr wohlthätigen Einfluß auf ihn aus. ‚Solches Leben auf Bergen‘, ſchrieb er, ‚iſt mein wahres Leben; man fühlt ſich dreimal ſo frei und dreimal ſo hoch als in der engen Ebene. Die ermüdenden, langweiligen Details des Menſchenlebens und -Treibens verſchwinden da. Ich glaube, ſo ein Landleben könnte mir zuſagen. Die organiſche und unorganiſche Natur findet man da noch unaffectirt und unverblühmt, alle Naturerſcheinungen ſind großartiger, die Bäume und die Menſchen dürfen ſich da noch ungenirt ihrem natürlichen, freien Gang überlaſſen, und das iſt doch das Schönſte und Beſte, ſag' ich mit Rouſſeau; nur dürfen wir uns keinen Londoner Dandy im Thierfell denken. Wir liefen recht umher. Morgens ſahen wir einmal von einem hohen, nackten Felſen die Sonne aufgehen und hörten die lieben Vögel aus voller, heller Kehle ſie begrüßen. Die Bäume, beſonders die Birken, hauchten uns ſo frühlingskräftig an und die Winde ſo morgenfriſch, daß ich gern ſah, wie wir uns im Wald verirrten und erſt nach einem weiten Umweg uns wieder fanden. Abends poculirten wir uns etwas elaſtiſch und ſagten uns Gute Nacht unter Lachen und Scherz. Wäre mein Unterleibsleiden nicht oft dazwiſchengefahren, ich wäre fröhlich geweſen wie ein Kind. Es that mir leid, als ich am Samstag wieder dem Thal zuwanderte, obgleich es mein geliebtes Rheinthal war. Heute (2. Mai) war ich mit meiner Mutter ſpazieren; ſie erzählte mir viel von ihren Eheſtandsjahren und -Leiden. Ihre Geſundheit muß eiſern ſein, daß ſie ſo vieles ertrug. Wenn ich wieder ganz geſund werde, ſo iſt's das mütterliche Princip, was in mir das väterliche beſiegte; ich glaube, ich hab's ſchon einmal geſchrieben, daß ich mich für die mittlere Proportionallinie zwiſchen beiden halte. Wenn wir Kinder doch ihrem Alter an Glück erſetzen könnten, was ihrer Jugend leider abging!‘

Die gute Mutter begleitete Reichensperger am 5. Mai nach Koblenz, um ihn dort einzurichten. Sie ließ es an ‚Liebe und Hingebung‘ nicht fehlen. Reichensperger bezog in Koblenz das alte väterliche Haus; er hatte dort ‚alle Gemächlichkeit und Annehmlichkeit‘, aber ſeine ‚Gefühle blieben gemiſcht‘. ‚Immer wird mir klarer, wieviel dem Menſchen fehlt, dem Geſundheit fehlt. Iſt's mir doch faſt, als ſtimmten mich die herrlichen Umgebungen nur wehmüthiger, indem ich an die Wonne denke, in der ich ſchweben würde mit

lung, ein Christuskopf aus dessen spätern Jahren. Das schönste, zartest Gesicht drückt die tiefste Wehmuth aus. Goldstrahlen umgeben das Haupt Das Ganze ist etwas dunkel gehalten.' Das Schlößchen Sanssouci selbst wollt ihm gar nicht gefallen. ‚Es schleppt sich noch recht mit der hypereleganten Frisur Ludwigs XIV. Das Innere ist widerlich geschmacklos. Ueberhäufte Goldverzierungen, gepuderte und à la française frisirte Venusse, steife Stadtansichten, prächtige, plumpe Möbel beleidigen fast überall das Auge. Der Erbauer dieses Schlößchens gehörte auch wirklich in die Periode des größten Abgeschmacks: das Ganze kam mir fast vor wie ein großartiger Prunksarg. — Potsdam sieht man an, daß es par force zur zweiten Residenz im Range sowohl als der Schönheit gemacht wurde. Keine etwas großartigen Privatgebäude, alles zierlich und auf den Schein gebaut, helle, breite, menschenleere Straßen, hundsschlechtes Bier u. s. w.'

Am Morgen des 1. Juli verließ Reichensperger apathisch ‚das schlangenkalte Berlin', diese ‚Folterkammer', welche ‚die wahrscheinliche Ursache meines ganzen Unglücks' ist. Er wandte sich zunächst nach Dresden. Hier interessirte ihn besonders die Bildergalerie und in derselben neben der ‚herrlichen Maria von Holbein' vor allem die Niederländer und Italiener. ‚Ueberaus gut gefielen mir kleine Familiengemälde, meist Porträts von Mieris und Metsu — das muß man den Niederländern lassen, sie können das gewöhnliche Leben und Treiben der Werkeltagsmenschen so bestimmt und klar auffassen und in so charakteristischen Zügen vor uns hinstellen, daß man das Leben besser aus ihren Bildern als aus dem Leben selbst kennen lernen kann. Um die Italiener zu verstehen (zur Bewunderung gehört nicht so viel), muß man schon zu viel vergeistigt sein, die Schwungfedern der Ideen müssen schon sehr stark sein, um uns zu einer Höhe zu erheben, von wo aus wir die Composition erfassen können. — In der innern Galerie hängen die italienischen Meister: Correggios Nacht, Raffaels aufschwebende Madonna, Carlo Dolces Cäcilia, Giulio Romanos Venus, Tizians Christus mit dem Zinsgroschen, ein herrlicher Christuskopf von Guido Reni. Sprechen darüber wäre überflüssig und zu gewagt. Bete ich anderer Worte nach, so könnte ich auch meine eigenthümlichen Gefühle danach modeln, und dafür hab' ich sie doch zu lieb. Einige Pastellgemälde sah ich, die sich besonders durch Feinheit der Farben auszeichneten; doch will mir diese Manier nicht gefallen; immer kommt sie mir vor wie eine Pfuscherei in die edle Kunst.'

Die Herrlichkeiten der Malerei konnten indessen die tiefe Schwermuth, die Reichensperger niederdrückte, nicht verscheuchen. ‚Das Hoffen nach Gesundheit', schrieb er, ‚ist längst dahin, vernünftigerweise kann ich daran nicht mehr denken. Alle Mittel schlugen fehl, die Symptome werden täglich drohender. Mein Puls rast wie toll seinem Ende zu.'

In solcher Stimmung trat er am 4. Juli seine Fußreise durch die Sächsische Schweiz an. Die Gegend entzückte ihn, seine Laune besserte sich; aber die gute Stimmung verlor sich sofort wieder, als er im Wirtshaus zu Lohmen sein ‚hageres, abgefallenes Gesicht im Spiegel erblickte'. Aeußerst unster gestimmt besichtigte er die Schönheiten der Sächsischen Schweiz. In Aussig versuchte er seiner Wehmuth Worte zu geben durch ein Gedicht, das also beginnt:

‚Dahin ist auf immer
Der rosige Lenz.'

Von Aussig wanderte Reichensperger über Teplitz nach Karlsbad und von dort nach Maria-Kulm. ‚Das Wetter', erzählt sein Tagebuch, ‚war überaus herrlich; obgleich es Sonntag war, machten doch alle Heu, das ascetische Geistesprincip scheint ihnen also glücklicherweise fremd zu sein. Fast mit jeder Minute, die ich höher stieg, entfalteten sich immer reicher die im Osten liegenden Landschaften, traten in immer klarern Umrissen die verschiedenartigst gestalteten, jene Landschaft begrenzenden Berge hervor. Ich war wie elektrisirt von der Herrlichkeit der Gegend; ein zerlumpter kleiner Kühjunge schien es unwillkürlich ebenfalls zu sein. Er jubelte und tanzte unaufhörlich inmitten seiner Kühe herum. Das sind Lebensfreuden, um die uns die Bildung bringt; wir vermeiden die Ausbrüche und verhindern damit auch den Genuß. Gott, wie wenig gehört dazu, einen Menschen glücklich zu machen, und es gibt so viele unglückliche. — Die Kirche von Maria-Kulm ist überladen mit Frescomalereien und Stuccaturarbeiten, aber nicht geschmacklos.' Für die Wallfahrt selbst hatte Reichensperger damals auch nicht das geringste Verständniß, und er ärgerte sich, daß ‚die Leute noch einfältig genug seien, ihren sauern Schweiß dorthin zu schleppen.' Nun ging's in das Egerland und nach einem kurzen Aufenthalt in Eger, wo ihn die Erinnerungen an Wallenstein besonders interessirten, hinüber nach Bayern. Der freundliche Eindruck von Schirnding, dem ersten bayrischen Flecken, der ‚sehr vortheilhaft gegen die dumpfen, schmutzigen böhmischen Dörfer abstach', ward noch durch den Umstand vermehrt, daß Reichensperger dort Zeuge des sogen. Wiesenfestes war. Dieses heitere Schulfest stimmte ihn wieder etwas froher und erinnerte ihn an die Bopparder Prüfungsbälle mit ihren ‚großartigen Vorbereitungen, die längere Zeit kosteten als die Rüstungen zur Zerstörung Algeriens'. Für eine halbe Maß Bier, zweierlei Fleisch, Suppe und Gemüse zahlte er in dem genannten Orte laut Ausweis seines Tagebuches 22 Kreuzer!

Das nächste Ziel seiner Reise war Wunsiedel, um dort das Geburtshaus von Jean Paul aufzusuchen.

Eine zehnstündige heiße Tagereise durch das Fichtelgebirge brachte ihn nach Bayreuth; er traf dort so bestaubt ein, daß ihm der Wirt anfangs

keine Unterkunft gewähren wollte; erst durch Berufung auf seinen nachfolgenden Koffer fand er Einlaß, ward aber dann als Wallfahrer zum Grabe Jean Pauls mit dem Wirte gut Freund. Dann ging es nach Bamberg, dessen Dom ihn entzückte. Einen noch größern Eindruck machte Nürnberg, wohin er sich nun begab. Die Stadt mit ihren mittelalterlichen Bauten ‚gefiel ihm ausnehmend'. Er sah auch nicht allgemein zugängliche Kunstwerke, wie zum Beispiel ‚das herrliche Porträt des alten Holzschuher von Dürer'. Viel weniger sprach ihn München an. Für ‚die meist geschmacklosen Kirchen' entschädigten ihn die Bilderschätze der bayrischen Hauptstadt. Reichensperger hörte auch ein Colleg bei Görres, dessen bilderreiche Sprache ihn zur Bewunderung hinriß; den Vortrag fand er dagegen ‚monoton und apathisch', und es störte ihn, daß der Redner alle fünf Minuten gegen Himmel sah[1]. Schelling, dessen Colleg er ebenfalls besuchte, sprach gerade über den Selbstmord; sein Vortrag machte auf Reichensperger einen höchst ungünstigen Eindruck.

Die Rückreise führte den unermüdlichen Wanderer über Ulm. Auf dem Thurme des Münsters gab ihm ein Engländer eine Zeitung mit der Nachricht von der Pariser Revolution. Reichenspergers melancholische Stimmung vermochte selbst der Besuch von Heidelberg nicht zu verscheuchen; ‚alle Lebenslust' war aus ihm gewichen, und es kam ihm vor, ‚als schleiche er in Heidelberg wie ein Gespenst auf den Rosen seines Grabes herum'. Er war froh, als er die Stadt verließ, ‚die Menschen waren ihm da zuwider wie überall'. ‚Er zitterte,' als er in Boppard ausstieg, ‚aber nicht vor Freude.' ‚Konnte ich mich freuen,' fragt er in seinem Tagebuch, ‚meiner Mutter den elenden Menschenschatten zurückzubringen als Belohnung und Ersatz für all ihre Mühen, Sorgen und Entbehrungen?' Auf Wunsch der Seinigen zog er einen Arzt zu Rath; aber die von demselben angeordneten Mittel wollten nicht helfen, ebensowenig Ausflüge in die Umgebung. ‚Ich sehe nicht,' schrieb er am 9. October, ‚wo das enden soll, außer wo alles endet.' Er täuschte sich indessen, denn gerade in dem genannten Monate besserte sich sein körperlicher Zustand; sein seelischer blieb jedoch nach wie vor ein überaus trauriger: ‚er hoffte nichts mehr und freute sich auf keine Zukunft.'

---

[1] Görres war in Koblenz oft in das Reichenspergersche Haus gekommen. Augusts Mutter hatte diesem viel von dem berühmten Landsmann erzählt.

II.

Beginn der juristischen Laufbahn. Studienreise nach Paris und Nordfrankreich im Jahre 1833. Ende der Sturm- und Drangperiode. Entscheidende Einwirkung des Kölner Kirchenstreites und der Schriften von Görres auf Reichenspergers Entwicklungsgang.

1.

In ‚dumpf wehmüthiger, resignirter Stimmung‘ verließ Reichensperger am 25. October 1830 das Elternhaus, um in Münster seine Stelle als Auscultator beim Oberlandesgericht anzutreten; seine ‚Krankheit‘ schien zwar ‚im Weichen begriffen‘, aber geheilt fühlte er sich noch lange nicht. In Düsseldorf traf er mit Freund Zuccalmaglio zusammen und war noch einmal ‚recht fröhlich‘; aber in Münster, wo er bei Herrn Schmedding auf dem Markte Wohnung nahm, befiel ihn alsbald wieder eine sehr traurige Stimmung. Er gab sich aufs neue der Ansicht hin, daß er ‚keine Genesung zu erhoffen habe‘. Die Stadt mit ihren alten Bauten gefiel ihm gut; auch fand er bald einige Freunde; besonders hingezogen fühlte er sich zu dem Premierlieutenant Becker, der eine schöne Bildergalerie besaß und sein Interesse für ‚deutsche Kunst und Alterthum‘ theilte.

In seinen Mußestunden trieb Reichensperger viel Literatur; ‚ein Zwiegespräch mit seinem Byron und Jean Paul‘ war seine liebste Erholung. Um sich zu kräftigen, nahm er Reitstunden und machte weite Spaziergänge. Wenigstens vorübergehend besserte sich jetzt sein körperliches Befinden und auch sein Gemüthszustand dadurch, daß er ‚Herder zu seinem Begleiter nahm und in Jakob Balde einen Leidensgenossen fand, aber einen festern.‘ Er faßte nun den ernstlichen Vorsatz, sich ‚womöglich mehr Muth und Festigkeit anzueignen‘.

Am 14. December schrieb er in sein Tagebuch: ‚Ich habe wieder einen ungeheuern Drang zu studiren, lese auf meinen Spaziergängen besonders Herder, der mir ausnehmend gefällt und vor allem die wohlthätigste Stimmung in mir hervorbringt. Ich gehe wieder stark mit dem Gedanken an die Schrift über das Criminalrecht im allgemeinen um. Ueber ihre Form bin ich mehr in Verlegenheit als über den Stoff. Letztern habe ich schon genug, worunter nicht wenig neue Gedanken. Ich thue aber zu wenig an meinem Brodstudium, hab' mir deshalb das Landrecht von Klein bestellt, mit dessen Ankunft es wohl besser gehen wird. Studire wieder und extrahire mit Lust Quandts Geschichte der Kupferstecherkunst. Auch die Reliquien von Albrecht Dürer, des herrlichen, biedern Mannes eigene Schreibereien und Briefe ent-

haltend, lese ich; sie sind oft rührend naiv. Es gibt wenig Leute, an deren Hals ich mich sehnlicher wünschte als an den meines Albrecht. Auch nicht ein Gedanke in ihm, der mich abstößt. Und der Mann mußte sterben und lebend gequält werden. Was sind wir Menschen!‘

Gegen Ende des Jahres machte Reichensperger wiederum sein körperliches Befinden, ‚Schmerzen auf der Brust und seine gewaltig fortschreitende Abmagerung‘, schwere Sorge. ‚Um alles zu versuchen‘, wollte er sich jetzt ‚einmal der Homöopathie in die Arme werfen‘. Aber keine Kur wollte helfen. Am Neujahrsabend ging er mit seinem Freunde Hontheim spazieren. ‚Ich war überaus melancholisch, die Thränen traten mir in die Augen. Statt auf den Ball wollte ich heimgehen und mein Brüten niederschreiben. Hontheim hielt mich davon ab. Ich ging auf den Ball, tanzte ein paarmal, kam allerdings in bessere Stimmung, bis mich der Mitternachtsjubel auf einmal wieder anekelte und die Leerheit meines Lebens sich mir wieder vor Augen drängte. Ich schlich mich nach Hause und legte mich recht betrübt zu Bett. Hoffnungslosigkeit ist fürchterlich, und ich habe keine Hoffnung, wenigstens nicht bewußt. Ich wüßte mir kaum etwas in die Zukunft hineinzuzaubern, was mich dauernd froh machen könnte ohne Gesundheit. Hätte ich doch einmal ausgelitten.‘

So begann das Jahr 1831 ‚unter schlechten Auspicien‘. ‚Bald möchte ich toben und schäumen wie ein Eber,‘ schrieb er am 2. Januar in sein Tagebuch, ‚bald wehmüthig weinen wie ein Kind, daß es nicht besser werden will und ich meine schönsten Jahre so hinjammern muß und mich selbst so innerlich aufzehren. Alles will nicht helfen: fasten, reiten, spazierengehen; das vergangene Jahr war für mich ein fürchterliches. Ich zittere vor dem neu begonnenen, ich werde so elend und mattherzig, daß ich mich vor mir selbst schämen möchte. Wo ich hinsehe, überall Schatten und kein Licht. Und sollte wirklich meine Gesundheit wider Hoffen und Glauben sich bessern, so kommt ein anderes, schwereres Unglück! Ich ahne es, ich kann nicht mehr glücklich werden.‘

Hie und da kamen wohl noch bessere Tage, an welchen sich wieder Lebenslust regte, aber im allgemeinen blieb die Stimmung, wie sie gewesen. ‚Wer zu leiden bestimmt ist,‘ heißt es in einer Aufzeichnung vom 1. März, ‚muß leiden. Ich werde immer mehr Fatalist; gesund werde ich nie.‘ — ‚Es scheint jetzt ganz bestimmt zu sein, daß wir wieder am Rhein praktiziren dürfen; am 15. März werde ich nach Hause reisen. Dem Anschein nach ist diese Veränderung recht vortheilhaft, aber es gibt kein wahres Glück mehr für mich bei meinem trockenen, ausgemergelten Körper; meine Gesundheit muß zuerst hergestellt sein. Zu Fuße reisen ist einstweilen gewiß die beste Arznei für mich; mit jedem Schritt zertritt mein Fuß einen trüben Gedanken.‘

Die königliche Verordnung, welche die praktische Ausbildung an rheinischen Gerichtshöfen wieder erlaubte, war inzwischen eingetroffen. Infolgedessen

bat Reichensperger am 11. März um seine Ueberweisung aus dem Bezirk des Oberlandesgerichts zu Münster an jenen des rheinischen Appellationsgerichtshofes zu Köln. Er hoffte, ‚mit der Rheinluft und dem rheinischen Recht werde ein neuer Lebensstrom in ihn einziehen‘.

Zum 23. März meldet das Tagebuch: ‚Diesen Abend bringt mich die Schnellpost wieder dem herrlichen Rheine zu; Münster verlasse ich doch in einer ganz andern Gemüthsstimmung als vor einem halben Jahre Berlin. Damals glaubte ich nicht, daß es noch so lange mit mir währen könnte. Die Zukunft stand vor mir als ein greuliches Gespenst, bewaffnet mit der mörderischen Sichel; einen Frühling wagte ich nicht mehr zu hoffen, und jetzt kündigen ihn mir doch schon wieder die Knospen an. Zwar kann und darf ich auch jetzt noch nicht viel von den kommenden Tagen hoffen, aber mein Auge trifft doch nicht überall auf Schreckbilder, wohin es sich wendet. Zwar so recht von innen heraus, von ganzem Herzen war ich noch nicht froh seit meinem Hiersein, und manche Stunde verbrachte ich in dumpfem Trübsinn, aber doch ist der Gegensatz zu meinem Berliner Aufenthalt groß. Finde ich in Boppard meine Gesundheit wieder, so kann ich noch recht glücklich werden; aber darf ich dies hoffen?‘

Auf der Rückreise war unter andern ein Bergmann sein Reisegefährte, er ‚zapfte ihn über seine Kunst an; das soll ich ja nicht versäumen, immer jedem Menschen auf sein Steckenpferd zu helfen‘, mahnt er sich selbst in seinem Tagebuch. In Barmen besuchte Reichensperger seinen Freund Kleudgen, dessen ‚Sinn und Gefühl fürs Komische‘ ihn anzog. Am Abend versuchte er, seinem Grundsatze gemäß, die Tischgenossen in die Unterhaltung zu ziehen; ‚aber, soviel Köder ich auch auswarf, keiner wollte anbeißen. Endlich bequemte sich ein dicker Kaufmann dazu, und zwar war der Materialismus und Idealismus die Achse unserer Unterhaltung. Jener erklärte sich für erstern, zeigte ziemlich derben Verstand und manche gute Impromptus. Ich negirte und trieb ihn nach langen Debatten endlich ganz in die Enge, so daß er das Gewehr strecken mußte, besonders dadurch, daß ich ihn in Widersprüche verwickelte, indem ich seinen Worten meine Definitionen, wie sie mir gerade paßten, unterschob oder durch Consequenzmacherei seine Behauptung ad absurdum führte, oder von jedem mir gefährlichen Satze einen Beweis oder von einem Worte eine Definition mir ausbat, die natürlich meinem Gegner nicht zu Gebote stand; denn der Gedankenvorrath dieser Leute besteht nur in geprägter Scheidemünze, nicht in massivem Metall, dem sie ihr eigenes Gepräge geben könnten; sie sind nicht gewohnt, einen Begriff in seine einzelnen Bestandtheile zu zerlegen. Mir ist im Disputiren etwas Hitze sehr vortheilhaft; mit ihr wird mir erst die Kraft und der rechte Muth, zu improvisiren, und meine Worte reißen dann eher hin, weil sie als durch-

dachtes Product meiner Subjectivität und nicht als ein gelernter Brocken sich kundgeben.'

Um ‚mit gesundem Körper in Koblenz beginnen zu können', unternahm Reichensperger in Boppard täglich große Spaziergänge. Der Rhein that bald seine Wirkung. ‚Meine schwarzen Ahnungen und Prophezeiungen von Aussig' [1], bekannte er am 19. April, ‚sind doch nicht in Erfüllung gegangen. Meine Augen kosen noch einmal mit den lieblichen, süßen Blumenaugen des wiedergeborenen Frühlings, und der Waldgesang ruft wieder heiterere Gebilde in mir auf; seit die Schneedecke geschmolzen ist vor dem warmen Frühlingshauche, ist die ganze Erde nicht mehr in ein großes Leichentuch gehüllt. — So schön kam mir die Bopparder Gegend noch nie vor, das herrliche Wetter mag viel dazu beitragen und vor allem der grelle Contrast mit meinem vorigen Aufenthalt. Ich renne auch den ganzen Vormittag herum wie angeschossen.' In den Mußestunden wurden eifrig literarische Studien getrieben, vor allem Byron und Tacitus vorgenommen. Ueber letztern schrieb Reichensperger in sein Tagebuch: ‚Welche Gedanken, welche Sprache! Ich glaube immer den finstern Stoiker in gebietender Stellung vor mir zu sehen, in seine Toga gehüllt, um das gefallene Rom und die gefallenen Römer nicht zu sehen. Eine grandiose Republikaner-Grandezza, keine spanische, bizarrirte und carikirte Edelmanns-Grandezza. Welche Donnerschläge mögen dies gewesen sein in den Ohren jener entnervten, abgefeimten Römer-Weichlinge, die zuerst die Despotie in Europa Wurzel schlagen ließen. Unsere heutigen Redner sollten ihn ein wenig studiren. — Heines vierter Band der Reisebilder ist gediegener als die vorigen, obgleich weniger zart und poetisch als die beiden ersten. Er hat einen sehr feinen Tact und sichern Blick, und immer stehen ihm die bezeichnendsten Wörter zu Diensten. Seine Satire ist sehr ergötzlich und verwundet doch bis auf die Knochen. Es wäre mir sehr leid, wenn er die Feder auf immer hinters Ohr gesteckt hätte. Byron ist unübertrefflich, der Abgott meiner Seele. — Draußen weht der Sturm, und in meiner Seele ist's auch nicht windstill; ich will mich hinlegen, die Nachtgeister mögen beide Stürme einlullen in Schlaf, den letzten meinetwegen und ewigen.'

Sehr trüb lauten auch andere Stellen des Tagebuches. ‚Immer mystischer', bekennt er hier, ‚wird mir das Leben und dessen Bestimmung, überall unauflösbare Knoten, überall Widersprüche. Schon einmal rief ich auf diesen Blättern aus: Gott, wie wenig gehört dazu, den Menschen glücklich zu machen, und wie viele sind unglücklich!'

In der Absicht, sich aufzuheitern und sich körperlich zu stärken, wanderte Reichensperger Ende April zu Fuß nach Niederburg zu seinem Freunde Thibaut.

[1] Vgl. oben S. 31.

Unterwegs geſellte ſich ein recht origineller Moſellaner zu ihm, ‚eine wunderbare Miſchung von Proſa und Phantaſterei‘. Alle alten Wunderbücher hatte er durchgeſtöbert und ihre ‚Contenta in ſeinem gehaltſamen Kopf wohl conſervirt. Religion und Aſtronomie waren indes die Hauptangeln, worum ſich ſeine Unterhaltung drehte. Napoleon war ihm verhaßt, der Kaiſer Franz iſt ſein Ideal, der Schirmer der Chriſtenheit, der einzige katholiſche Kaiſer.‘

Freund Thibaut war ‚herzlich ohne viel Worte‘. Die weiten Spaziergänge, die Reichensperger mit ihm unternahm, übten wenigſtens vorübergehend einen ſehr wohlthätigen Einfluß auf ihn aus. ‚Solches Leben auf Bergen‘, ſchrieb er, ‚iſt mein wahres Leben; man fühlt ſich dreimal ſo frei und dreimal ſo hoch als in der engen Ebene. Die ermüdenden, langweiligen Details des Menſchenlebens und -Treibens verſchwinden da. Ich glaube, ſo ein Landleben könnte mir zuſagen. Die organiſche und unorganiſche Natur findet man da noch unaffectirt und unverblühmt, alle Naturerſcheinungen ſind großartiger, die Bäume und die Menſchen dürfen ſich da noch ungenirt ihrem natürlichen, freien Gang überlaſſen, und das iſt doch das Schönſte und Beſte, ſag' ich mit Rouſſeau; nur dürfen wir uns keinen Londoner Dandy im Thierfell denken. Wir liefen recht umher. Morgens ſahen wir einmal von einem hohen, nackten Felſen die Sonne aufgehen und hörten die lieben Vögel aus voller, heller Kehle ſie begrüßen. Die Bäume, beſonders die Birken, hauchten uns ſo frühlingskräftig an und die Winde ſo morgenfriſch, daß ich gern ſah, wie wir uns im Wald verirrten und erſt nach einem weiten Umweg uns wieder fanden. Abends poculirten wir uns etwas elaſtiſch und ſagten uns Gute Nacht unter Lachen und Scherz. Wäre mein Unterleibsleiden nicht oft dazwiſchengefahren, ich wäre fröhlich geweſen wie ein Kind. Es that mir leid, als ich am Samstag wieder dem Thal zuwanderte, obgleich es mein geliebtes Rheinthal war. Heute (2. Mai) war ich mit meiner Mutter ſpazieren; ſie erzählte mir viel von ihren Eheſtandsjahren und -Leiden. Ihre Geſundheit muß eiſern ſein, daß ſie ſo vieles ertrug. Wenn ich wieder ganz geſund werde, ſo iſt's das mütterliche Princip, was in mir das väterliche beſiegte; ich glaube, ich hab's ſchon einmal geſchrieben, daß ich mich für die mittlere Proportionallinie zwiſchen beiden halte. Wenn wir Kinder doch ihrem Alter an Glück erſetzen könnten, was ihrer Jugend leider abging!‘

Die gute Mutter begleitete Reichensperger am 5. Mai nach Koblenz, um ihn dort einzurichten. Sie ließ es an ‚Liebe und Hingebung‘ nicht fehlen. Reichensperger bezog in Koblenz das alte väterliche Haus; er hatte dort ‚alle Gemächlichkeit und Annehmlichkeit‘, aber ſeine ‚Gefühle blieben gemiſcht‘. ‚Immer wird mir klarer, wieviel dem Menſchen fehlt, dem Geſundheit fehlt. Iſt's mir doch faſt, als ſtimmten mich die herrlichen Umgebungen nur wehmüthiger, indem ich an die Wonne denke, in der ich ſchweben würde mit

starkem, frischem Körper und freudiger Gesundheit.‘ So viel ‚Lust zum Studiren‘ er auch hatte, die körperlichen Leiden ließen ihn zu nichts kommen. Er versuchte alles mögliche: Moselbäder, strenge Diät, Spazierengehen. Ende Mai entschloß er sich, zu Fuß die Lahn zu bereisen, ‚um das Unterleibsübel aus der Wurzel zu reißen‘. Sein Tagebuch schildert begeistert ‚die prächtigen, malerischen Partien‘ des Lahnthales: ‚Die Menschenhand hat noch wenig hier geändert, man überrascht die Natur gleichsam am Improvisiren.‘ In Limburg interessirte ihn der herrliche Dom; aber die trübe Stimmung blieb trotz aller neuen Eindrücke. ‚Vor dem Kirchthurm des Domes‘, schrieb er, ‚steht der Grabstein meines Großoheims Wilhelm Knoodt schon geraume Zeit — wie die Jahre fliehen! Dieser wird noch kein Moos gezogen haben, und der meinige steht auch schon aufgerichtet.‘

Als er nach seiner Rückkehr die Nachricht erhielt, er sei auf den 12. Juli nach St. Goar zur Aushebung geladen, ‚überlief‘ es ihn ‚heiß und kalt‘; doch suchte er sich ‚bald zu vollkommener Resignation heraufzuschrauben‘, obgleich er sich ‚das Schlimmste prophezeite‘. Wovor er zurückschreckte, darüber gibt sein Tagebuch Aufschluß. ‚Kommt einmal das Vaterland und der Herd wahrhaft in Gefahr, nun so greife ich gerne zum Schwert; der Schlachtentod scheint mir der süßeste, und Verachtung des Todes und der Gefahr ziemt vor allem dem Mann und machen ihn eigentlich erst recht fest und männlich; aber so ein gehudelter Friedenssoldat und all das beschwerliche, zeitraubende, vergebene Spielwerk, davor behüt' mich Gott.‘

Reichensperger hatte wieder einmal zu schwarz gesehen; denn er ward bei der Musterung als dienstuntauglich erfunden. ‚Wir hatten gerade einen Ausflug gemacht,‘ erzählt seine Schwester Elisabeth; ‚bei unserer Rückkehr stand die gute Großmutter auf der Haustreppe und schwenkte eine Fahne, um uns schon von weitem die frohe Botschaft zu geben.‘

Ende Juli reiste Reichensperger mit seinem Bruder nach Straßburg, ohne daß seine trübe Stimmung gewichen wäre. Auf der Rückreise verweilte er einige Tage in Niederbronn und machte hier in dem Exkapitän Souhait eine interessante Bekanntschaft. ‚Souhait ist ein wahres Original mit vielen Kenntnissen und den sonderbarsten Manieren, ist seiner Religion nach ein Liberaler und hat in den meisten Kriegen seit dem spanischen unter Napoleon mitgefochten als Artilleriekapitän. Ferner ist er ein Schüler von Gall; diesen Morgen hat er aus meinem Schädel mir gesagt, ich sei unklug, ich sei sehr für Freundschaft, wenig fürs andere Geschlecht, habe viel Courage, sei eine liberale und großmüthige Natur, nicht boshaft und sehr versöhnlich u. s. w., lauter gute Sachen und das alles umsonst, was man sonst Kartenschlägern mit guten Groschen vergüten muß.‘ Der Exkapitän war indessen nicht im stande, Reichensperger über seine Melancholie hinwegzuhelfen. ‚Alt werd'

ich einmal nicht,' schrieb er in sein Tagebuch, ,das sagt mir jeder ins Gesicht, und gesund auch nicht, das denkt sich jedermann hinzu und vor allen ich.'

Reichensperger täuschte sich aber auch dieses Mal. Thatsächlich trat seit seiner Versetzung als Auscultator an das Landgericht zu Koblenz (2. August 1831) eine Besserung in seinem Befinden ein; endlich gestand er sich dies auch selbst. Am 13. November schrieb er: „Entweder mein altes Vorurtheil, nicht hoffen und mich nicht freuen zu dürfen, war Schuld daran, daß ich mein Tagebuch so lange im Stich ließ, oder, was noch wahrscheinlicher ist, der Uebergang zum Bessern und der verminderte Drang, meinem kummerschweren Herzen durch Klagen Luft zu machen. In der That befinde ich mich seit dem Niederbronner Bad entschieden besser als je seit dem verhängnißvollen Dampfbad in Berlin. Zwar fühlte ich mich auf meiner Rückreise in Mainz recht elend, sah mager aus wie ein gerupfter Spatz im Mai und glaubte wieder mit dem Verzweifeln und Verfluchen von vorne anfangen zu müssen; seitdem aber fühlte ich immer mehr Linderung, wozu gewiß auch die Fußreise an die Mosel, nach Simmern, Niederburg und mein häufiges Spazierengehen nicht wenig beitrugen.'

Viel zu seiner Aufheiterung that auch der schöne Freundeskreis, der sich in Koblenz um ihn sammelte. Besonders ,lieb' wurden ihm ,die neuen Bekanntschaften' mit Franz Linz [1], Hontheim, Wegeler, Christ, Ribbentropp, Wekbeker, Martinengo, Adams, den Brüdern Seckendorff, Petri, Theodor Radnitzki und dem Freiherrn Albert von Thimus, der seit 1831 gleichfalls Auscultator beim Landgerichte zu Koblenz war. Dieser edle Sohn der Stadt Aachen stand bald seinem Herzen am nächsten. ,An Thimus', schrieb er schon am 29. Juli, ,ist mir ein neuer Trost geworden; er weiß und denkt viel, disputirt gut und kalt und ist durch hartes Schicksal mürbe geworden [2]; auch ist er nicht ohne Witz und befaßt sich viel mit Politik und den klassischen Wissenschaften und verschafft mir so manche angenehme Stunde.' Die Freundschaft der beiden wurde immer enger; außerdem verkehrte er viel mit Hontheim. Sein Leben war aber im allgemeinen still und zurückgezogen. Jeden Abend blieb er ,fest zu Hause' und studirte bis 10 Uhr Code de procès, den er morgens mit Hontheim repetirte. Das französische Recht machte ihm überhaupt ,viel Vergnügen' und beschäftigte ihn fast ausschließlich; nur des Abends vor dem Schlafengehen ,erquickte' er sich noch ein halbes Stündchen an seinem ,herrlichen Byron'. ,Sogar im Bette wird noch französisches Recht getrieben,'

[1] Gestorben 28. Juli 1854 als Oberregierungsrath zu Koblenz.

[2] Thimus, geb. am 21. Mai 1806, hatte das Unglück, daß seine Mutter, eine geborene Freiin v. Fürth, wenige Jahre nach seiner Geburt durch einen Schlaganfall gelähmt wurde.

schrieb er am 13. November, ‚und so wird's doch wohl auch Fetzen geben und bald ins Examen gehen können. Am Tage bin ich auf der Greffe hinreichend beschäftigt oder wohn' den Assisen bei, die mich sehr interessiren und deren würdevolle Form sehr mit dem preußischen Schlendrian und der phlegmatisch-apatisch schludrigen Urteilsmacherei contrastirt. — Es gibt kein strenges Recht ohne strenge Form, und ohne strenges Recht ist der Themis jeden Augenblicke die Augenbinde verschoben oder gar weggebunden und ein Herr Richter hängt sich einen Orden um den Hals. Die Formen stellen sich den Schwindlern sowohl als den geistigen Fallthüren in den Weg, sie sind der Pendel an der großen Staatsuhr.‘

Den Winter über fühlte sich Reichensperger wie ‚im Himmel im Vergleich mit dem vorigen und dem vorvorigen, aber es fehlte noch gar manches‘. ‚Das Protokollführen und überhaupt die handwerksmäßige Handlangerstage‘ waren ihm auch ‚nichts weniger als angenehm‘; aber die Hauptsache war doch, daß sein körperlicher Zustand es gestattete, sich gründlich auf das zweite juristische Examen vorzubereiten, und daß seine Gemüthsstimmung zusehends besser wurde. ‚Dieses Jahr fängt doch ganz anders an‘, schrieb er am 1. Januar 1832, ‚als das verflossene und das vorletzte, die ich mir in Münster und Berlin herbeijammerte. Diese Nacht war ich bis 3 Uhr auf dem Balle, habe tüchtig getanzt. Heute finde ich mich wohler, als ich erwartete. Kein Frauenzimmer hier kann mich besonders interessiren, überhaupt werde ich in dieser Hinsicht immer kälter. Ich habe nichts dagegen, man ist um so freier und selbständiger. August Knoodt war eben hier. Er ist noch in der Mitte des hypochondrischen Stadiums, an dessen Ende ich nun gottlob gekommen zu sein scheine.‘

Die ersten Monate des neuen Jahres studirte Reichensperger sehr eifrig für sein Examen; er hoffte, daß nach demselben ihm ‚ein ganz neues Leben aufblühen werde‘. Für die Literatur blieb ihm nur wenig Zeit mehr; erst im Mai verzeichnet das Tagebuch die Lectüre des Lebens Hoffmanns von Hitzig: ‚Solche kolossale Originale thun mir im Innersten wohl, und ich danke dem Schicksal, daß der Mann sich nicht bewegen ließ, seine Fratzen rasiren, kämmen und frisiren zu lassen und zu umgänglichen, geistreichen Leuten zu machen; aber immer möchte ich allerdings in seiner Haut nicht stecken oder mit ihm in den Abgründen des Menschengeistes herumwühlen.‘

Unter sonstigen charakteristischen Aufzeichnungen bietet das Tagebuch aus dieser Zeit noch folgende: ‚Ein Quäntchen That wiegt mehr als ein Centner Worte.‘ — ‚Unser unausgesetztes Streben sei stets: Möglichst große ebenmäßige Ausbildung aller unserer körperlichen und geistigen Anlagen.‘

Im Sommer unternahm er eine Fußreise längs den Ufern der ‚schönen Mosella‘. In einer längern Aufzeichnung schildert er begeistert deren Vorzüge.

Der Alterthümler findet hier Gedenksäulen, von allen Jahrhunderten unserer Geschichte kündend, die vernehmbarer sprechen als die mühsam der Erde entwühlten Salben- und Thränenfläschchen der Museen. Der Romantiker wird mit einem geringen Aufwand Phantasie die vielen schaurigen Burg- und Klostertrümmer sich aus der dunkeln Vergangenheit heraufbeschwören, wo sie noch aufrecht dastanden und fast wie die steilen Felsen unter ihnen kühn der Zeit und den Menschen trotzten; er wird bald ihre weiten verödeten Hallen mit den Riesen der Vorzeit oder ihren lieblichen Töchtern beleben. Der Naturfreund, welcher sich aus dem lärmenden Gewirre des Lebens herausflüchten möchte, damit das Herz endlich einmal den Kopf und der Mensch den Geschäftsmann ablöse, wird seinen schönen Zweck erreichen, wenn er jene Perlenreihe der malerischsten Landschaften, gereiht an die Silberschnur des Stromes, aufsucht. Sinnend wird er die jähen, altersgrauen Felsen betrachten, die so viel erlebt haben wie die Geschichte und nun stumm sind und nichts erzählen, weil sie an jener die traurige Erfahrung gemacht, daß ihr Reden ja doch zu nichts fromme; höchstens geben sie den Fragenden das Echo der Frage zurück.'

In gewisser Hinsicht stellte Reichensperger die Mosel und Saar über den Rhein. „Ich kann mir kaum etwas Anziehenderes denken', schreibt er, ‚als die Wasserfahrt von Merzig nach Saarburg. Das Schaukeln des leichten Kahnes, das immerwährende Plätschern und Rauschen des ziemlich reißenden Stromes zwischen den steilen Bergen mit ihren dunkeln Wäldern, die sich hoch und dicht bis an die Wellen hinabdrängen, das stete Durcheinanderklingen der Vogelstimmen, in die kein Menschenlaut sich mischt, dies alles wiegt einen allmählich in jenen süßen Halbtraum ein, in welchem eben nur noch das Gefühl des Seins durchglimmt und worin die Phantasie mit der Wirklichkeit verschwimmt. Selten nur erscheinen Spuren menschlichen Wirkens, obgleich man häufig sich verleitet fühlt, die grotesken Felsmassen, welche hoch und steil über den Wäldern hervorragen, für Castelle oder Altäre zu halten, welche vorgeschichtliche Riesen gethürmt.' Schon auf dieser Moselreise machte sich Reichensperger über die alten Kunstdenkmäler an Ort und Stelle Notizen und Zeichnungen, eine Gewohnheit, die er später in immer steigendem Maße ausbildete.

Nach Koblenz zurückgekehrt, widmete sich Reichensperger wieder eifrig der Vorbereitung für die Referendarprüfung, zu welcher er sich bereits am 22. März 1831 gemeldet hatte; allein der Herbst ging vorüber und der Winter kam, ohne daß er einen Bescheid von Berlin erhielt. Dieses ‚unbegreifliche Hinhalten verbitterte ihm manchen Genuß und durchkreuzte manchen Plan'. Kein Wunder, daß nicht selten ‚wieder eine melancholische Stimmung' über ihn kam. Als endlich der ersehnte ‚große Brief aus Berlin' gekommen, brachte er

seine Zeit hin unter ‚dem jämmerlichsten Auswendiglernen, quälenden Placken, Tormentiren'; ein Auszug, ein Heft, ein Blättchen jagte das andere in seinem Kopf, und sein Magen ‚war auch nicht recht purificirt. Die Ceremonien-visiten krönten das Werk'. Endlich schlug die ‚verhängnißvolle Stunde'. ‚Ich war fest überzeugt', berichtet das Tagebuch über die Prüfungszeit in Köln, ‚daß unsere Examinatoren alle Ursache hätten, mit dem Ensemble des Examens vollends zufrieden zu sein, besonders da das preußische Landrecht nur Nebensache sein sollte.' ‚Nicht selten verdarb mir zwar das lange vergebliche Jagen nach einer Relation und die Apathie der hohen Gerichtsherren den Spaß, dafür war ich aber auch mit dem Gegenstande meiner Relation recht zufrieden, und ich gab mir viel Mühe, dieselbe möglichst gründlich zu arbeiten, besonders da meine Ansicht von der Praxis des Appellhofes abwich.' Am 7. December 1832 brachte jedoch plötzlich sein Freund Martinengo die Schreckensnachricht, die Ansicht von dem günstigen Ausfall des Examens sei eine Täuschung gewesen, sie seien beide durchgefallen. Für einen Moment verlor Reichensperger ‚alle Fassung', bald aber wurde er wieder ruhig; ‚schon so oft,' schrieb er, ‚hatte ich mir diesen schlimmsten Fall gedacht und im voraus alle meine Philosophie herbeibeschworen, um einst nicht kleinmüthig zu werden. Ich will ein Mann sein und mit fester Ergebenheit ertragen, was nicht zu ändern ist, und gutmachen, soviel ich kann. Ich will alle meine Kräfte zusammennehmen, um die Scharte wieder auszuwetzen.'

Um so größer war seine Freude, als sich die Nachricht schließlich als falsch erwies; denn der Christtag brachte als Weihnachtsgeschenk für ihn die Ernennung zum Referendar (7. December 1832). ‚Traurigen Herzens', erzählt er, ‚war ich einige Tage vorher nach Boppard geschlendert; wie alle die übrigen Bäume stand auch mein Lebensbaum vor mir da ohne Blüthen und Blätter; nur mühsam hielten meine Grundsätze den Stamm noch aufrecht. Der Gedanke, durchgefallen zu sein, nagte scharf und tief, mein Ehrgeiz, meine Eitelkeit, meine Pläne, alles, alles war in der Wurzel bedroht; meine freudige Zuversicht, mein Selbstvertrauen waren hin. Ich befand mich immer in einem gespannten Zustand. Das war freilich kleinlich und lächerlich für einen, der nach Höherem strebt, und ich zeigte mich deshalb auch möglichst gefaßt. Aber auf der andern Seite ist jede Stufe gleich wichtig, vielleicht die unterste gar am wichtigsten, und die Meinung der Menschen ist doch gar wichtig in allem; schon bemitleidet, bedauert zu sein, ist in der Jugend ein harter Gedanke. Lieber gehaßt als bedauert! Ich war wirklich sehr zerknittert und bedachte mich fast, laut zu reden oder aufzutreten. Auf Christtag morgens um $^1/_2$12 Uhr gab mir meine Schwester einen angekommenen Brief. Ich erkannte die Hand Martinengos. Das Siegel verschloß nur noch meine Definitivsentenz. Eine Centnerlast drückte mir aufs Herz; ich wußte nicht, was ich

für ein Gesicht schneiden sollte, um meine innere Unruhe und Beklemmung nicht zu verrathen. Die erste Zeile endlich schlug den Nebel um mich her nieder, und das Leben lag plötzlich wieder glänzend und schön vor mir da. Mein Jubel war groß, sehr groß, obgleich ich ihm weniger Luft machte als die andern. Ich war bisher ein schüchterner Knabe gewesen, nun fühlte ich mich wieder als Mann, und mit unbeschreiblicher Satisfaction fuhr ich am zweiten Weihnachtstag hinaus nach Niederburg, weil ich wieder keck jedem ins Auge sehen konnte. Das Titelchen Referendar, das so lange wie ein Irrlicht mich umflatterte, war endlich gebannt und beleuchtete fröhlich meinen neuen Wirkungskreis.'

‚Freudig von ganzem Herzen, seit langer Zeit wieder das erste Mal', kehrte er nach Koblenz zurück und hatte ‚seit jener Zeit im Grunde nur wenig betrübte Minuten'. ‚Jede Arbeit und jede Gesellschaft machte ihm Vergnügen', und er ärgerte sich nur, ‚daß die Tage so schnell entflohen'. Durch Hontheim machte er jetzt auch die Bekanntschaft des Alterthumsforschers Stramberg, der ihn empfing, angethan mit dem Kleid einer Aebtissin. ‚Stramberg hat', schrieb er in sein Tagebuch, ‚die ausgebreitetsten historischen Kenntnisse und scheint mir nicht allein in die Weite, sondern auch in die Tiefe zu schauen. Dabei ist er sehr mittheilend und erzählt sehr gut, so daß sein Umgang zugleich belehrend und unterhaltend ist. Obgleich er zu dem frommen Klub[1] gehört, molestirt er einen mit gottseligen, erbaulichen Redensarten gar nicht. Ueberhaupt scheint er mir dafür viel zu hoch zu stehen, um ein Glaubensknecht zu sein, und fast kommt es mir vor, als halte er sich bloß zu den frommen Phantasten um des weltlichen Einflusses und Zeitvertreibs willen, und da hatte er nicht so unrecht; so ein geistreicher Frömmler ist tausendmal unterhaltender als ein trockener Geschäftsmann, der neben seiner amtlichen Pflicht nur noch Pflichten gegen seine Ehehälfte und seinen Kadaver kennt. Alle Leute habe ich gern, die mich vielseitig anregen, und zu diesen gehört Stramberg.'

Am 6. und 7. März 1833 vertheidigte der junge Referendar zum erstenmal bei den Assisen ein Kind von 13 Jahren, welches mehrerer schwerer Diebstähle beschuldigt war. ‚Wochenlang vorher', bekennt Reichensperger, ‚hatte ich die Sache schon in mir herumgewälzt und besonders kurz vorher mir sogar einige schlaflose Nächte damit bereitet, so wichtig war mir der Erfolg, besonders da eine Vertheidigung Siegls mir fast das Herz zuschnürte, durch ihre Abgeschmacktheit und aus demselben Grunde zum Tagesgespräch wurde. Ich saß gefaßt und ruhig, bis der Staatsprocurator (Lippe) sprach;

[1] Eine spätere Randnotiz vom 15. März 1833 fügt hinzu: ‚Er tadelt im Gegentheil dessen Treiben ausdrücklich. Ob im Ernste?'

aber als dieser ganz gegen Erwarten das Discernement nicht urgirte, stieg mir das Blut in den Kopf, und ich zitterte in Erwartung der Dinge, die da kommen würden, umsomehr, da ich wußte, daß meine Bekannten nichts Schlechtes von mir erwarteten. Meine ganze Rede war desorganisirt, denn die Frage über das Discernement machte den Haupttheil derselben aus; was sollte ich nun sagen und was weglassen? Ich war ganz in Verwirrung. Aber gleich die ersten Phrasen, ich möchte fast sagen, das Anhören meiner eigenen Stimme brachte mich wieder ins Gleichgewicht, und ich nahm mir vor, mich dem Augenblick hinzugeben. Obgleich ich die Knalleffecte meiner Rede fallen lassen mußte und einmal ins Stocken gerieth, so ging es doch im ganzen gut, und ich konnte bemerken, daß meine Rede keinen unvortheilhaften Eindruck hervorbrachte. Mehr indes als die Gratulationen von meinen Collegen 2c. erfreute es mich, daß der Präsident meine Auseinandersetzung über das Discernement sehr scharfsinnig nannte, besonders da er bisher noch kein Lob gespendet hatte. Noch denselben Nachmittag reiste ich nach Boppard, wo ich recht freudig aufgenommen wurde. Wie glücklich macht es mich, meiner Mutter einige frohe Stunden bereiten zu können für die vielen bittern, die sich leider aus meiner Knabenzeit noch im Saldo finden!'

‚Vor einigen Tagen', schrieb er Ende März 1833, ‚habe ich nun mein erstes Viertel-Säculum absolvirt, und es möchte dies wohl eine nicht unpassende Periode sein, einmal in mich hinabzufahren, um ein Einsehen zu nehmen, wie's da drinnen aussieht in den Schachten und Stollen, ob das Werk gehörig betrieben worden, ob die Anlagen sich rentiren, ob noch edles Metall zu erwarten steht oder bloß nutzbares Eisen, ob noch böse Wetter zu fürchten, ob es Sicherheitslampen (z. B. Philosophie, Ideen, Grundsätze) dagegen gibt 2c. — Zudem rückt die österliche Zeit heran, und ich will lieber hier eine General- als im Beichtstuhl eine Specialbeicht abhalten. *Harmonische Thätigkeit aller Kräfte nach allen Richtungen hin*[1] ist mein oberstes Princip. Diesem Grundsatze treu trete ich jeder Einseitigkeit, Unduldsamkeit, Beschränktheit entgegen, jedes Vorurtheil, jede Leidenschaft muß fallen, weil sie nur durch einseitige Thätigkeit besteht; alles bis auf das Unbedeutendste herauf wird mir bedeutend, insofern es eine Thätigkeit in mir erweckt und somit Ideen, die das Resultat derselben sind. Da Leben nur als eine Aufeinanderfolge von Ideen Werth und Inhalt hat, so lebe ich um so mehr, je mehr Ideen bei mir wach und wirksam werden und meinem Ich zum Bewußtsein seiner selbst verhelfen.'

‚Morgen ist der 1. Mai, er verspricht schön zu werden; es ist ein Bettag und wird also gefeiert. Wahrhaftig ich soll beten und feiern, daß ich

[1] Von Reichensperger unterstrichen.

diese Wonnezeit so erlebe und nicht anders, nicht als Skelett, das täglich zusammenfallen will, nicht als Melancholiker, der sich zerfleischen möchte und die Menschheit mit, und sich ärgert über die Freude, weil er sich von ihr verhöhnt glaubt, und nach und nach ein Egoist wird, den die Menschen ausstoßen und die Götter nicht aufnehmen wollen. Und wie nahe war ich schon diesem fürchterlichen Bilde, ja ich glich ihm. Meine Seele war bald eine Nachtlampe, die bei einem Leichnam Wache hielt, bald ein wildes fressendes Feuer, das vergebens gegen seine Fessel wüthet. Ich konnte mir kaum denken, daß ich noch einmal frei und sorgenlos aufathmen könnte aus tiefer Brust, daß ich einen Frühling wieder genießen, ja erleben könnte. Und doch, wie sehr hat der Erfolg meine gräßlichen Hirngespinste widerlegt! Ich lebe, ich athme so frei und hoffnungsvoll wie je, ich mache Pläne und schwelge in der Zukunft. Heidelberger Tage sind wieder aufgewacht, zwar in etwas bescheidenerer Tracht und nachdenklicherer Miene, darum aber auch wieder auf der andern Seite genußreicher. Was gäbe ich doch darum, wenn ich jetzt den schönen Kinderglauben haben könnte an einen allwaltenden Vater, der das alles so in seiner unendlichen Güte geleitet und gelächelt hätte über meine trotzigen Gebärden, mein Fluchen, Stampfen und Höhnen, und ich jetzt zermalmt vor ihn hinsinken könnte und Abbitte thun und danken aus vollem, übervollem Herzen! Aber dieser Genuß ist wegphilosophirt, diese anthropomorphistischen, beglückenden Ideen halten nicht Stich vor dem Secirmesser und der Lupe des Verstandes. Es gibt ein Unendliches, Unbegreifliches; wie es ist, in welchem Verhältniß wir zu demselben stehen, ob wir eine Aeußerung der Gottheit, ein abgerissenes Glied derselben, ein flüchtiger Gedanke u. s. w. sind, darüber denk' ich heute so, morgen so. Aber das darf ich wohl sagen, selten oder nie mit selbstsüchtigen Nebenabsichten, es ist mir um Wahrheit zu thun, aber auch um nichts als Wahrheit; die glänzendsten Illusionen wiegen mir die schlichteste Wahrheit nicht auf. Ich forsche, so gut es geht, und habe im ganzen ein gutes Gewissen.'

Am 17. Mai schreibt Reichensperger an Freund Baumstark: ‚Mein oberster Grundsatz ist immer der: Der Mensch soll alle seine Kräfte und Anlagen möglichst frei nach allen Richtungen aus sich selbst entwickeln, körperlich sowohl als geistig. Alles, was diesem Princip hemmend in den Weg tritt, ist vom Uebel; jede einseitige Richtung macht aus einem g a n z e n Leben einen Bruchtheil, jedes Vorurtheil ist eine Fessel, jede Krankheit partieller Tod, jede Ruhe ein Tribut, welchen leider der höhere Organismus dem niedern abtragen muß. Das Leben ist nur wahrhaft Leben, insofern es eine Kette bewußter Ideen ist; jede Thätigkeit aber gebiert eine Idee, Harmonie sämtlicher Thätigkeiten in mir ist dasselbe wie Harmonie meiner sämtlichen Ideen, d. h. das höchste Glück. Diese vollkommen zusammenklingende Wirksamkeit

ist aber das Ideal; Verhältnisse, Körperanlagen und Zufälle aller Art werden immer irgend ein Mangelhaftes, irgend eine Dissonanz hervorbringen, und so bilden sich die Individualitäten. Jeder hat nun die schwere Aufgabe, seine Individualität zu studiren, um die Dissonanz allmählich aufzulösen oder sie wenigstens nicht sein ganzes übriges Thun und Treiben durchtönen zu lassen. So viel wird aus dem Gesagten wohl klar, daß ich von Aristokraten, Demokraten und Mittelmännern, diese als Parteien betrachtet, nichts wissen will, denn dies sind Leute einseitiger Richtung. Je mehr Tendenz zur Freiheit, d. h. zur fessellosen Thätigkeit einer jeden Individualität als solcher ihre Doctrinen enthalten, desto lieber sind sie mir; je mehr sie generalisiren, centralisiren, Recht durch Gewohnheit verdrängen und beides nach ihrer einseitigen Ansicht für alle regeln wollen, je weniger sie die Meinungen anderer berücksichtigen, desto mehr mißtraue ich ihnen. Wenn ich zum Beispiel sehe, daß etwa 100 Stück Männer, die noch durch nichts bewiesen haben, daß sie gerade die erleuchtetsten sind, zu 2 500 000 sagen: Ihr Leute seid da, um zu thun, was wir wollen und nur dies; so viel Freiheit, so viel Recht sollt ihr haben, als wir euch geben wollen; eure Wünsche, eure Meinungen sollt ihr uns nicht sagen, denn wir wissen alles, und was wir allenfalls nicht wissen, das brauchen wir auch nicht zu wissen; so viel Freiheit wir euch geben wollen, so viel ist euch gerade bedient, etwas mehr schadet der Ruhe und Ordnung; — so danke ich wenigstens dafür; es ist als ob mir hinten einer die Hände zusammenbindet und mich vorne mit Schnepfendreck füttert. Unsere modernen Demagogen sind indes gewiß nicht samt und sonders Gegenstand meiner Verehrung, sie sind vielleicht nicht weniger einseitig und apodiktisch als die, gegen welche sie zu Felde ziehen, aber es sind leider Erscheinungen, die im natürlichen Laufe der Dinge liegen. Montesquieu sagt irgendwo, ein krummgebogener Stock muß wieder auf der andern Seite krummgebogen werden, wenn er gerade werden soll. Es ist ein sehr schlimmes Zeichen für eine Regierung, wenn ihr die Genies und die Talente förmlich zur Last werden und sie nur die liebe, laue Mittelmäßigkeit überall sehen will und Phrasen durch Fußtritte widerlegt.‘

Reichensperger beschäftigte sich in jenen Tagen mit einem Plane, dessen Gelingen, wie er sagt, wieder eine Periode in seinem Leben ausmachen werde: er nahm einen längern Aufenthalt in Paris in Aussicht. ‚Außer der Sprache, der Literatur, den Kunstgegenständen, den Menschen, den historischen Erinnerungen, den Gerichten u. s. w.‘, schrieb er zu Pfingsten 1833, ‚ist es mir hauptsächlich darum zu thun, mich einmal wieder in eine ganz neue Lage zu versetzen und so Kräfte und Thätigkeiten in mir aufzuregen, die bis jetzt vielleicht noch in mir unthätig und ohne Lebenszeichen ruhen; einmal wieder herauszutreten aus dem gewohnten Kreise in einen ganz andern, der

sich sozusagen um einen verschiedenen neuen Mittelpunkt dreht. Zugleich soll es mir ein Prüfstein werden, ob schon bald die Zeit gekommen sein wird, wo ein eigenes häusliches Leben und Wirken mir anpaßt, oder ob noch Gärstoffe in mir wohnen, die noch im weitern, freien Leben sich ausarbeiten müssen. Ich habe bis jetzt eigentlich noch gar kein großartiges, ins Weite reichendes Leben, welches die kleine Gegenwart einer großen Zukunft zum Opfer bringt, mir denken können, wenigstens so recht nicht, weil ich noch nie aus der Nähe hineingesehen; wie unglücklich würde ich mich vielleicht später in dem engen Bereiche meiner Familie finden, wenn plötzlich ein Streben ins Weite bei mir wach würde und ich mich gefesselt sähe an allen Gliedern! Derartige Rücksichten haben mich bis jetzt noch immer davon abgehalten, nur mit einiger Bestimmtheit und Entschiedenheit, Pläne in die Zukunft hineinzubauen, mich in ein bestimmtes Mädchen oder ein bestimmtes Amt zu verlieben. Ich weiß noch nicht, wozu ich eigentlich am meisten nütze bin und was für Gedanken mir noch durch den Kopf schießen können, und zum Beispiel bloß um des gegenwärtigen Genusses willen mich einem Mädchen näher anzuschließen und so aufs Gerathewohl Wünsche und Aussichten zu schaffen und zu zerstören, dafür bin ich nicht leichtsinnig und gewissenlos genug. Nicht allein das Wort, auch die That bindet, Blick und Benehmen kann oft mehr versprechen als das feierlichste Wort, und ich will nun einmal mein Hirn und Bewußtsein möglichst frei zu erhalten suchen.' ,Uebrigens', betont er, ist bei dem Plane ,nicht im geringsten Mißfallen an meinem hiesigen Leben mit im Spiele; im Gegentheile lebe ich hier so froh und angenehm, als ich mir es nur immer wünschen kann.' Reichenspergers Mutter, die stets mit Freuden alles zu seiner Ausbildung gethan, gab ihre Zustimmung; Anfang Juli war auch der Urlaub eingetroffen, so daß der Reise nach der ,modernen Roma' kein Hinderniß mehr im Wege stand.

2.

Am 16. Juli 1833 langte Reichensperger in Paris an. Das ,tolle Treiben' der Weltstadt machte anfangs auf ihn einen sinnverwirrenden Eindruck. ,Die ersten Tage meines Hierseins', gestand er am 30. Juli seinem Freund Braunfels, ,verbrachte ich in einer Art von Betäubung; so sehr überraschte mich Paris und das Getümmel, das sich von Straße zu Straße wälzt. Je näher ich hinschaute, desto klarer wurde es mir, daß die Franzosen vorzugsweise die Menschen des Momentes sind, in jede Gegenwart suchen sie so viel Genuß zusammenzudrängen wie möglich und fangen erst recht ernstlich der Zukunft zu gedenken an, wenn sie wieder Gegenwart geworden ist. Daher der entschiedene Hang zum Sensualismus und der horror vor allen metaphysischen

Träumereien und Ausflügen in die Unendlichkeit, trotz Cousin und Comp. Dies spiegelt sich in allen Menschengesichtern und Caffés, in allen Läden und Büchern und Theatern. Trotz dieses Aufschwunges der romantischen Schule und der Einschwärzung unseres Hoffmann hab' ich noch keinen träumenden, unrasirten, langhaarigen Romantiker zu Gesicht bekommen, und man liebt diese Sorte keineswegs wegen ihrer Ahnung der Unendlichkeit in uns, sondern weil sie pikant sind und neu.'

‚Vor den Julifesten[1] lastete auf Paris eine gewisse unbehagliche Atmosphäre. Leute von allen Ansichten und Ständen wollten wissen, daß eine Art Krisis bevorstände und daß wenigstens die garde nationale entschieden ihre Mißbilligung der forts detachés vor dem Könige äußern würde. Der Samstag (27.) ging ruhig und geräuschlos, wie die Ereignisse des Tages es forderten, vorüber. Hie und da sah man wehmüthige Gruppen, eine Mutter, die an dem Grabsteine ihres Sohnes auf dem engen Schlachtfelde am Louvre weinte, Verwandte und Freunde, die Kränze auf die Gräber legten, und dazwischen immer die gedämpften Trommelschläge und Trauermusik. An allen Gräbern in der Stadt standen schwer behangene Katafalke, Gedenksäulen u. dgl., und die dreifarbige Fahne von der schwarzen beschattet.'

‚Endlich ging die Sonne des 28. Juli auf. Um 10 Uhr fand ich schon die Straßen voll Soldatenlärm und die Boulevards von Nationalgarden besetzt, die sich zum Theil ohne Unterschied des Ranges bunt durcheinander gemischt in und vor den Cafféhäusern die Zeit zu vertreiben suchten. Mit Mühe nur kam ich auf den Place Vendôme, dessen Zugänge die erzbehelmten gardes municipales zu Pferde besetzt hielten. Ungewöhnliche Güte des Herrn Gendron hatte mir einen Fensterplatz verschafft. Von dort sah ich den König an der Spitze seines glänzenden Gefolges in die Chancellerie de la France einreiten, wo er mit seiner Frau, Schwester ꝛc. dejeunirte und sodann sich am Ausgange der Rue Castiglione en face der Bildsäule Napoleons aufstellte. Auf ein gegebenes Zeichen fiel plötzlich der Sternenmantel, welcher bisher die Statue verhüllt hatte, herab, und der Kaiser stand da mitten in seinem alten lieben Paris, auf der Höhe seiner Thaten, angejauchzt und umjubelt von den dichtgedrängten Massen. Der Moment war wirklich feierlich; ich kann sagen, daß mich eine Art Schauder überlief, als der Schleier herabrollte und der Imperator gleichsam von den Todten erstand. Ich möchte diesen Act eine feierliche Uebergabe Napoleons an die Weltgeschichte nennen, er steht jetzt hoch über den Zufälligkeiten und Schwächen der Individualität, er repräsentirt keine Partei mehr, er ist ein Ereigniß geworden, und zwar ein welthistorisches, das man im Zusammenhange be-

[1] Zur Erinnerung an die Revolution.

trachten muß mit der ganzen großen Völkergeschichte. Von nun an haben nicht mehr seine Kammerherren und Kammerdiener über ihn zu richten, sie können höchstens seinem künftigen Tacitus dienen. Deshalb hätte ich ihn auch lieber in allgemeiner idealer Tracht erblickt, obgleich sein Schlachtenanzug allerdings populärer ist und der gegenwärtigen Generation verständlicher. Aber so steht er einseitig da als General, als Soldatenkaiser, nicht als personificirte Periode der französischen Geschichte, den kommenden Geschlechtern ein Denkmal. Kurz das Costüm scheint mir in Widerspruch zu sein mit der Idee, welche der Errichtung der Bildsäule zu Grunde lag. Aber schön ist er dennoch, sehr schön und erhaben trotz des dreieckigen Hutes, trotz der Orden und der Lorgnette. Der König selbst salutirte den bronzenen Kaiser und ich glaube, niemand war unerschüttert. Hierauf stellte sich der König der Chancellerie gegenüber auf, und es begann die endlose Revue, deren Anfang die Nationalgarden der banlieue ausmachten. Von 2—7 Uhr zog peleton an peleton im Geschwindschritt vorüber, die Nationalgarden, ihre Mairs mit dreifarbigen Schärpen an der Spitze, fast lauter tüchtige, handfeste Männer, mit ungezwungener Haltung und freimüthigem Wesen. Die meisten riefen enthusiastisch: Vive le Roi, einige schwiegen, wenige riefen: A bas les forts, fast alle: Vive l'empereur, nachdem sie am König vorüber waren. In gewisser Beziehung haben wir Menschen die schöne Eigenschaft des Hundes, nur das Gute zu behalten und das Böse zu vergessen; so ist Napoleon den Franzosen nur noch der Repräsentant ihres Nationalruhms. Viele schwenkten mit den Händen, und einige Offiziere gingen auf den König zu und drückten ihm die Hand. Man sah nicht wenige Soldaten, die Immortellenkränze von ihren Bajonetten herunternahmen und sie nach der Säule hinwarfen, wahrscheinlich alte Schnurrbärte aus der kaiserlichen Schlachtenzeit. Der König war äußerst freundlich und grüßte immerfort aufs herzlichste mit Hand und Hut. Ich hielt den König immer für einen braven Ehrenmann, und dieser Tag hat mich in meinem Dafürhalten bestärkt. So benimmt sich niemand, der ein böses Gewissen hat; ich spreche nicht allein von der Revue, sondern von allen diesen Tagen, wo er zu wiederholten Malen öffentlich auftrat und mit derselben liebevollen, zutraulichen Art und Weise. Keine Hatschiere und Söldlinge bewachen jedes Haar auf seinem Haupte; die Nationalgarde allein umgibt ihn auf seinen Wegen, und er darf auf die große Mehrheit derselben unbedingt zählen, so viel scheint mir sicher. Ich glaube, man kann noch immer sagen, was Carnot 1814 aussprach: L'état social, tel que nous le voyons, n'est à proprement parler qu'une lutte continuelle contre l'envie de dominer et le désir de se soustraire à la domination. Aux yeux des partisans de la liberté indéfinie tout pouvoir quelque restreint qu'il soit, est illégitime, aux yeux des partisans du pouvoir absolu

toute liberté quelque bornée qu'elle soit, est un abus. Wenn man die Vermittlung dieser Extreme juste milieu nennen will, so gehöre auch ich dazu, das bekenne ich frei. Aber ich weiche von meinem Grundsatze, nicht zu politisiren, darum basta! Ein großer Gewinn ist mir noch durch diese drei Tage geworden, der nämlich, daß ich durch sie einen Maßstab erhalten habe zur Beurtheilung der verschiedenen Journale und ihrer Glaubwürdigkeit, indem ich die Wahrnehmungen meiner eigenen Sinne mit den Erzählungen der Journale vergleichen kann. Ich habe keines ganz unparteiisch und treu gefunden; am ehrlichsten war noch von den positiven Journalen der „National".'

Ueber den Festen vergaß Reichensperger keineswegs die eigentlichen Zwecke seiner Reise. Vor allem suchte er von Anfang an ‚das eigene Handwerk in der Rechtsschule' auf. ‚Man findet dort', berichtete er am 31. Juli seinem Freunde Seckendorff, ‚nicht das hochgelehrte Helldunkel, welches unsere meisten Professoren über die sonnenklarste Sache mit so viel Bravour zu verbreiten wissen, und die antiquarischen Curiositäten aus der grauen Heidenzeit; dafür aber etwas, was jenen leider nicht selten abgeht: klaren, bestimmten, durchdachten Vortrag, entschieden praktische Richtung, strenges Anschließen an das Gesetzbuch und dessen Anwendung, endlich eine durchaus logische Anordnung. Uebrigens wird keineswegs das römische Recht ganz ignorirt. — Die Gerichtssitzungen haben mich in hohem Grade interessirt; ich möchte fast sagen, sie hatten den Reiz der Neuheit für mich; man merkt gleich, daß hier der Stamm lebenskräftig steht und grünt, von welchem wir uns nur einen Ast durch die Wand in unser dunkles Kämmerlein hereingezogen haben. Die Anordnungen und der ganze Hergang ist großartig und doch zwanglos. — Der Vortrag der meisten Professoren ist präcise, klar und kurz und in einem sehr hohen Grade lebendig, ja heftig, ohne deshalb jedoch in das Rohe auszuarten. Ich erwartete ein theatralisches, geschminktes Pathos und vollklingende, triviale Phrasen; bis jetzt aber sehe ich mich in diesen Erwartungen getäuscht, und nur erst einen habe ich getroffen, der an dieses Genre streift: Lherminier; er ist der leibhafte Pariser Gans, fast in jeder Beziehung, ebenso geistreich, ebenso apodiktisch. Aber Gans kann der Berliner Jugend ebenso nützlich werden, als Lherminier wahrscheinlich der Pariser gefährlich ist, die ohnedies schon Thatkraft, Neuerungssucht und Selbstbewußtsein, schon vielleicht mehr als gut ist, zu haben scheint. Im ganzen erkenne ich indes in der jetzigen Generation die ehemaligen Franzosen gar nicht mehr wieder, wie sie der Ruf ihrer frühern Thaten und Schriften und das Vaudeville noch jeden Abend so geistreich charakterisirt mit ihrer liebenswürdigen Lüderlichkeit und ihrer nur nach momentanem Genuß haschenden Sinnlichkeit. Ihre neuen Schriften, soweit ich sie kenne, insbesondere aber ihre neuen Kunstwerke, Gemälde, Statuen, Gebäude zeugen, wenn nicht von Tiefsinn, doch von tiefem Studium,

von Streben nach dem Gediegenen, nach der gedankenvollen, großartigen Einheit der Antike. Schon oft habe ich bewundernd vor der Börse, der neuen Magdalenenkirche, den Gemälden Vernets und der Statue des Spartacus im Tuileriengarten gestanden und habe mich der ganzen Richtung gefreut, die dieses Volk der Flatterhaftigkeit und des Leichtsinns in der neuern Zeit genommen. — Wer heutzutage hier stutzern will, wer pikant zu sein vorhat, der verlegt sich auf Romantik und deutsch-griechische Philosophie und die Komusgeißel des Vaudeville hat schon mit diesem Schlag Leute alle Hände voll zu thun.'

‚Die Republik hat noch keine Aussichten in Frankreich,' heißt es in einem Briefe vom 9. August, ‚höchstens auf ein frühes Grab, nach ihrem fieberhaften Pulse zu urtheilen. Sie fühlt es selbst und klammert sich krampfhaft an jeden Strohhalm. Wahrhaftig, wenn ich mir so recht das Getriebe der soi-disant Republikaner ansehe, kommt mir gleich der Gedanke in Sinn, die Leute müssen kein gutes Gewissen haben, und das suchen sie nun durch prangende Redensarten zu übertünchen und durch Schmähungen und Caricaturen die Augen der gaffenden Menge auf die Splitter im Auge des Nächsten zu lenken. Diese Leute schaden der guten Sache der wahren Freiheit ungeheuer, besonders im Ausland; daran liegt ihnen aber nichts, denn sie wollen nur ihre Zwecke erreichen und nicht für ihren Nächsten oder die kommenden Geschlechter oder die große Sache der Menschheit arbeiten. Ich möchte diese Leutchen regieren sehen, aber nota bene sehr aus der Ferne. Sogar in ihrem jetzigen Glaubensbekenntniß spielen Intoleranz, Einseitigkeit, Exterminationswuth die Hauptrolle, und bloß ihre Glaubensbrüder und die Proletarier bleiben ungebissen. — Wer weiß, ein plötzlicher Stoß, ein unerwartetes Ereigniß, eine zufällige Combination von Umständen, vielleicht auch ein Handstreich kann der Republik einmal das Ruder in die Hände liefern; aber es wird ihr bald entfallen oder entrissen werden, denn sie versteht es sicher nicht zu handhaben.'

Einen großen Zauber übte auf Reichensperger das französische Schauspiel aus, hauptsächlich wegen des innigen Zusammenhanges der Bühne mit dem Leben. ‚Ich bin kaum mehr hier in die großmächtigen, erhabenen Knall- und Prachtstücke zu bringen, seit ich das erste Vaudeville gesehen habe', berichtet Reichensperger am 10. August seinem lieben Seckendorff. ‚Im Vaudeville hast du das ganze Miniaturgemälde französischen Lebens und Treibens mit den heitersten Farben auf die amüsanteste Weise von der Welt ausgeführt. Das Vaudeville ist wesentlich französisch, nur von Franzosen zu schreiben und von Franzosen zu spielen. Man versöhnt sich hier ganz mit der Schattenseite des französischen Charakters; denn die Liederlichkeit ist zu liebenswürdig, die Frivolität zu harmlos und der Leichtsinn zu witzig, als

daß man dem einen oder dem andern im Ernst länger grollen könnte. Ja sogar der französische Hof- und Gesellschaftston des 18. Jahrhunderts ist mir durch das Vaudeville lieb geworden mit seinen Perücken, Schönpflästerchen und Reifröcken, und meine Großmutter wird große Augen machen, wenn sie bei meiner Rückkehr statt einen heftigen Widersacher einen eifrigen Vertheidiger des Puders in mir umarmt. Sogar jenes vorrevolutionäre Kostüm ist nichts weniger als steif, wenn man's nur so geschickt zu handhaben und zu ordnen versteht wie die unübertrefflichen Schauspieler des hiesigen Vaudeville. Aber armes Frankreich! Ich glaube, die muntern Scherze und die süßen Spiele werden dir täglich fremder, dein Blut wird nachdenkender, dein Fuß tritt fester auf und deine Gedanken ziehen längere, tiefere Furchen in dir. Aber noch sind die Franzosen das Volk der Freude, das haben mir die Julifeste bewiesen, die nur in Paris so festlich werden konnten. Nichts Manierirtes, Officielles blickte da durch, geschweige denn ein reglementmäßiger Exercier- und Paradegang; ja die Parade selbst war keine Parade, so leicht und ungenirt ging das ab, selbst im Angesichte Sr. Majestät des Königs.'

Von den Schattenseiten der Pariser Hauptstadt hebt Reichensperger besonders den Mangel des Familienlebens hervor. ‚Fast jede Mutter, wenigstens der reichern Klasse, übergibt ihr Kind gleich nach der Geburt einer Amme, die auf dem Lande wohnt, um es dann oft nur in Jahresfrist einmal zu sehen; im sechsten oder siebenten Jahre wird das Kind auf einige Zeit nach Hause genommen, dann recht bald in ein Institut gethan, worin es, wenn es ein Mädchen ist, bis zur Heirat bleibt. Letztere ist hier in der großen Regel eine reine Contractaffaire, von den beiderseitigen Eltern abgeschlossen; der junge Mann hat schon seinen Sinnen und seinem etwaigen Herzen satt zu leben gegeben und will sich bloß etabliren und dazu Geld heiraten. Das Mädchen betrachtet den Heiratscontract als einen Laufpaß aus dem Institut und einen Freipaß zu allen Vergnügungen. Und so ist ihnen ihre gegenseitige Persönlichkeit sehr gleichgiltig. Der neu etablirte Geschäftsmann arbeitet nur immer darauf los, um sich möglichst bald in Ruhe setzen zu können, d. h. sich ein Landgut anzuschaffen. Das Gemüth scheint den Franzosen total zu fehlen, im Leben wie in der Literatur; daraus erklärt sich fast alles, der Mangel an Humor, das Uebertriebene, Unnatürliche ihrer neuern Dichter. Uebrigens muß man in Bezug auf obige Schilderung der Kindererziehung die eigenthümlichen Verhältnisse in Paris, die vieles entschuldigen können, nicht aus dem Auge lassen, namentlich die hohen Löhne der Dienstboten und die Gefahren für die Gesundheit der Kinder. O so eine Hauptstadt ist doch ein trauriges, unmenschliches Ding, wenn man's recht bedenkt! Es lebe der Rhein!'

Wiederholt besuchte Reichensperger Versailles. ‚Als ich es zum erstenmal besah,‘ sagt eine Tagebuchnotiz, ‚hat es mich fast angeekelt, dieser steife, geistlose, hofetikettenartige Baustil, dieses gewaltsame Effecthaschen, diese theatralischen, affectirten, gehaltlosen Bildsäulen und Gruppen, diese platten, rund und eckig zugeschorenen Bäume mit den breiten, dürren Wegen dazwischen, und noch zu alledem der Gedanke, daß diese Steine mit eines Volkes Blut und Schweiß (einer Milliarde [1]) zusammengekittet sind, das schnitt mir tief ins Herz, und besonders der letztere Gedanke ließ mich vielleicht kaum unparteiisch urtheilen.‘

‚Wenn ich in die prunkvollen, öden Gemächer blickte und auf die gewaltigen Bauten, die niemand mehr bewohnen will, so kam es mir fast vor, als ob ein Fluch auf diesen Gebäuden laste, das schon Zeuge war von so ereignißschwangern Auftritten und gesehen hat, wie das dritte Glied büßen mußte für die Sünden des ersten und zweiten. Ich kenne fast keinen Monarchen, der mir mehr zuwider wäre als dieser prunkende, herzlose, herrische Theaterkönig Ludwig XIV., trotz Herder, trotz aller Triumphbogen, Inschriften und Posaunen. Das goldene Zeitalter Ludwigs XIV. ist ein rappelgoldenes, ein übertünchtes Grab, dessen Modergeruch sich recht zeigte, als die Revolution den Sargdeckel aufschlug.‘

‚Gestern‘, fährt das Tagebuch zum 4. August fort, ‚sah ich mir diesen großartigen Prachtapparat auch einmal unter günstigern Conjuncturen an, und ich muß gestehen, mein Widerwille hat etwas an Stärke verloren. Alle Wege waren von buntestem Gedränge bedeckt, das hin und her wogte und so die stumpfe Einförmigkeit ein wenig belebte, die geschmacklosen Statuen und Gruppen verschwanden als Nebensache, die glattgeschorenen Alleen dienten nur mehr als Folie für das bunte Farbenspiel. Der Blick wurde immer aufs neue gefesselt

[1] Diese Angabe ist unrichtig. Ueber die Kosten der Prunkbauten Ludwigs XIV. und seiner Nachfolger in Versailles waren bis in die neueste Zeit die widerspruchsvollsten Angaben verbreitet. Jules Guiffrey hat es endlich unternommen, Studien in den Schriftstücken, Rechnungen u. s. w. der Baumeister, Financiers und Minister nach dieser Richtung hin anzustellen, deren Ergebnisse er in dem jüngst unter dem Titel Comptes des bâtiments du Roi erschienenen Werke der Sammlung Documents inédits de l'histoire de France niedergelegt hat. Aus diesen erhellt, daß von 1664—1678 für das Schloß wie den Park von Trianon 15 200 000 Livres, von 1679—1688, der Epoche der angestrengtesten Bauthätigkeit, 36 500 000 und von 1689—1695, einer Periode, in der die Arbeiten durch die Kriege unterbrochen worden, 12 200 000 Livres verausgabt wurden. In den letzten Jahren der Regierung des Roi Soleil wurden dann noch 6 Millionen Livres für diese Bauzwecke verbraucht. Im ganzen also beliefen sich die Ausgaben für Versailles unter Ludwig XIV. auf 53 900 000 Livres, zu denen noch 10 Millionen für die Pumpmaschine von Marly und die Eindämmungsarbeiten der Eure hinzukommen. Diese Summe von rund 64 Millionen Livres bleibt recht bedeutend hinter den bisherigen allgemeinen Schätzungen zurück.

von den pfeilschnellen Wasserstrahlen, die überall in die Höhe schossen, und von dem glänzenden Staube, der sie umrauschte. Man sah Menschen, die sich freuten, und vergaß darüber die Thränen, die das alles einst gekostet. Ich ließ mich einige Augenblicke hinreißen von dem Strudel. Den schönsten Anblick bot unbedingt das Drachenbassin dar, um dessen terrassenförmig aufsteigenden Umkreis sich zahllose Zuschauer gelagert hatten; neben dem Concert in dem Tuileriengarten am 28. Juli war es der reichste, prächtigste Anblick der Art, der mir noch zu theil wurde. Man konnte sich dadurch vielleicht am besten den allgemeinen Anblick einer römischen Naumachie versinnlichen. Im ganzen verräth alles zu Versailles mehr die königliche Grille als die künstlerische Idee.'

Ungleich besser gefiel Reichensperger St-Cloud: ‚eine herrliche Lage, so lieblich, als ich noch kaum eine gesehen habe; die Kunst hat sich hier so innig mit der Natur verwebt, daß man die Bereiche beider kaum mehr zu unterscheiden vermag. Die stille klare Seine, die leichtschwebenden Brücken darüber, die hohen Wälder, die eleganten Häuser malerisch über das Land hingesät, und die Hügel, welche wellenförmig durcheinanderziehen. Und welche Erinnerungen schließt dieser einfache, zierliche Landpalast in sich ein! Dort wurde von Napoleon Gesetz und Verfassung in der Person ihrer Repräsentanten durch die Gewalt der Bajonette für immer gestürzt; da saß der fränkische Donnergott und ließ seine Stimme über die Erde hinschallen, in der Ferne Paris im Auge, das Häusermeer, welches östlich der Horizont schließt; der Adler schwebte hier in den Lüften, stets bereit, herabzuschießen, wenn es noth that. Und endlich war es dort, wo Karl X. sein politisches Todesurtheil publicirt wurde, wo er, ängstlich den Blick auf Paris gerichtet, seine eigenen Argumente, die Kanonen, gegen sich selbst gekehrt hören konnte.'

Ende August entschloß sich Reichensperger zu einem Abstecher an die See. ‚Meine Seele', schrieb er, ‚dürstet ordentlich nach dem Meere und seiner großartigen Einsamkeit. Meine Gedanken können sich da einmal wieder concentriren, um größern Platz zu machen.'

Die Reise ging zunächst nach Rouen, wo Reichensperger am Morgen des 29. August anlangte, ‚contract wie der Gichtbrüchige im Evangelium, denn ich mußte mit noch acht andern das Logis oben auf dem Wagen unter dem Leder zwischen Ballen und Kisten theilen, wo man sich weder strecken noch legen konnte, und dann ein harter Sitz, Staub die Menge und auch noch die Gefahr, umzustürzen, denn der Wagen war außer mit 24 Personen noch haushoch mit Gütern beladen, und oft ging es bergab. Mein Nachbar umklammerte bei jedem Stoße krampfhaft meine Kniee; man muß mit Hasenherzen reisen, um etwas Bärenmark zu bekommen. Ich hüllte mich in meine Resignation und dachte: Komme, was da kommen will.'

Nach kurzer Rast trat Reichensperger in Rouen seine ‚Wallfahrt‘ an. ‚Nase, Maul und Ohren habe ich aufgesperrt‘, berichtet sein Tagebuch, ‚über diese Menge mittelalterlicher Herrlichkeit, welche dieses Herz der Normandie birgt. Ich glaube, es gibt keine Stadt, wo man mehr und reichere gotische Kirchen zusammen findet, als hier.‘ An eine genaue Beschreibung der dortigen Gotteshäuser, welche zeigt, wie eingehend er dieselben studirte und zum Theil auch abzeichnete, reiht sich der Ausruf: ‚Ich frage, wo sind die Menschen hingekommen, die das gebaut und gedacht haben? Die jetzigen verstehen ihre Hieroglyphensprache nicht mehr.‘

Aber alsbald zog es ihn weiter; er ‚freute sich wie ein Kind auf den endlosen Ocean‘. Am 1. September verließ er das ‚französische Nürnberg‘ und kam nach einer stürmischen Fahrt auf der Seine am 3. September nach Le Havre. Den ersehnten Ocean erblickte er zuerst in Quilleboeuf. ‚Ueber das Meer läßt sich eigentlich nichts sagen, jedes Wort detaillirt und begrenzt es und nimmt ihm so seinen hauptsächlichsten Reiz. Deshalb mochte ich es auch nicht gerne in Gesellschaft sehen, die Gemeinplätze ekeln mich hier besonders an. Ich weiß eigentlich nicht recht, was einem so sehr am Meere gefällt, wenn es nicht das unbestimmte Gefühl der Unendlichkeit ist, welches das gewöhnliche Leben in uns ertödtet. — Ich habe nun fast alles probirt, um einmal so eine rechte innere Ruhe zu finden, aber bis jetzt bin ich nicht dazu gelangt; immer kocht und gärt es in mir und will weiter.‘ Lange verweilte er einsam am Strande, entzückt von dem Schauspiele, das sich ihm darbot. ‚Das Herrlichste ist das Licht! Dann und wann wirft die Sonne durch ein Wolkenfenster ihre Strahlen auf die wogende Fläche, und in einem Nu erscheint der getroffene Theil im hellsten, blendendsten Silberglanze!‘

Das ‚Seevolk‘ von Quilleboeuf gefiel Reichensperger ‚gar gut: kräftige, frei auftretende Gesellen, Wind und Wetter und Schnaps hatten ihre Gesichter bronzirt; aus ihrem ganzen Benehmen geht eine Sicherheit und Furchtlosigkeit hervor, die zwei nothwendigsten Eigenschaften eines Seemannes. — Das Innere der Kirche von Quilleboeuf ist wirklich ehrfurchtgebietend, obgleich nichts weniger als großartig. Hier ist gewiß schon in That und Wahrheit gebetet worden; wenn die Stürme hausten und die Brandung schäumte und brüllte, wie mancher heiße Seufzer stieg hier schon aus der innersten Seele einer zitternden Mutter oder Braut! Hier wird Gott wahrhaft verehrt, weil er sich hier als ein Gott des Schreckens zeigt, und wenn die Religion überall ausgestorben ist, so hält sie sich noch am Meeresstrande, wo die Idee des Wunderbaren, Uebermenschlichen, Allmächtigen tagtäglich genährt und aufgefrischt wird. Alles auf Erden kann gewöhnlich und alltäglich werden, der Vesuv und der Sturz des Niagara und der siedende

Springquell auf Island; aber das Meer braucht nur einen seiner Stürme zu entfesseln, und das wildeste Fluchmaul von Matrose denkt an die heilige Muttergottes. Es hat mich wirklich gerührt, als ich in jener Kirche neben der ewigen Lampe zwei Schiffsmodelle und hinter dem Altare eine Votivtafel hängen sah, welche bedrängte Schiffmannsseelen hierher gelobt hatten.'

In Le Havre drängte sich Reichensperger der Gegensatz gegenüber Rouen auf. ,Wenn ersteres', urtheilte er, ,seinem Wesen nach eine der echtesten Proben mittelalterlicher Richtung und Herrlichkeit ist, so repräsentirt dagegen Havre ganz und gar die neuere und neueste Zeit mit ihrer Allgemeinheit, Geradlinigkeit, ihrem Nivellement, ihren großartigen, riesigen, aber nicht sinnlich, sondern mathematisch wirkenden Arbeiten, ihrer Zweckmäßigkeit, ihrem alles verknüpfenden Kosmopolitismus, ihrem ewigen Gehen und Kommen, ihrer unruhigen Behaglichkeit. — Ueber jedes Haus von Havre ragen Masten hervor, die Stadt theilt sich sozusagen in Wasser und Land; statt öffentlicher Plätze birgt sie weitschichtige Bassins, die mit kolossalen Schiffen bevölkert sind.'

Neben dem Anblick des Meeres übte auf Reichensperger das Schauspiel des Verkehrs der bedeutenden Hafenstadt einen großen Reiz aus. Aber bald sehnte sich der Unruhige wieder nach der Hauptstadt. ,Ich freue mich auf Paris wie auf eine Art von Heimat. Der Mensch ist nun doch einmal nicht als Zugvogel geboren, immer hat er den Blick auf etwas Ständiges gerichtet, und doch hat er kaum die Füße in den Pantoffeln, so wollen sie gleich wieder in die Reisestiefel fahren. Mir wenigstens geht es immer so, und es scheint mir daraus wieder aufs neue zu folgen, was ich mir schon so oft ins Gesicht behauptet habe, daß der Mensch alles soll, was er kann, daß keine Saite ungespannt, kein Nerv unthätig bleiben soll.'

Aber auch in Paris, wo er am 8. September wieder eintraf, fand er die gesuchte Befriedigung nicht. ,Weiß der Teufel, ich langweile mich wirklich; ich glaube aus Mangel einer bestimmten Tendenz und Beschäftigung.' Reichensperger täuschte sich: der Grund seiner unbefriedigten Stimmung, seines ,Lebensüberdrusses' lag anderswo. Aber noch erkannte er nicht, daß es das Fehlen einer festen religiösen Ueberzeugung war, welche alle diese traurigen Zustände verschuldete; im Gegentheil meinte er damals: ,Der Glaube löst den Knoten nicht, er ignorirt ihn bloß und schürzt noch überdies tausend neue, wie die Concilien, Ketzer und die Catalogi librorum prohibitorum darthun.' So verfiel er darauf, alle die ,trübsinnigen Mückenfängereien' seiner ,krankhaften körperlichen Disposition' zuzuschreiben. Es gab aber auch Stunden, in welchen ihm deutlich zum Bewußtsein kam, daß der Glaube in seinem Herzen noch Wurzeln hatte. Sein Tagebuch erzählt, wie er eines Abends in Galignanis Lesezirkel, ,wohin das ewige Pariser Straßendonnerwetter nicht dringt, plötzlich das Abendglöckchen einer benachbarten Kirche

läuten hörte. Ich kann kaum Rechenschaft geben von dem merkwürdigen Eindruck, den diese Töne plötzlich auf mich machten; ich dachte in einem und demselben Momente nach Hause, an meine Kindheit, an die stillen Freuden der Einsamkeit und des Landlebens, und noch nie wurde mir die Wehmuth begreiflicher, welche Napoleon befallen haben soll, wenn er im Freien die Abendglocken hörte. Die Histoire de la Revolution, welche ich eben lese, motivirt gewiß diese Ideenassociation nicht. Es ist der Hang zur Träumerei, zum Unbegrenzten, zum Kinderglauben, welcher unbewußt in jeder Menschenbrust schlummert.'

‚Kant', heißt es an einer andern Stelle des Tagebuches, ‚hat einen schönen Gedanken ausgesprochen, wo er sagt, daß zwei Dinge das Größte wären: der Sternenhimmel über ihm und das moralische Gesetz in ihm. Wahrhaftig, beide sind sich näher untereinander verwandt, als man beim ersten Hinblick glaubt. Neulich, als ich in einer sternenhellen Nacht von Montmorency zurückfuhr, versank ich nach und nach in den Gedanken der Unsterblichkeit. Wären wir da, dachte ich, bloß um die Erde zu durchwühlen, so wären wir blind geschaffen wie die Maulwürfe, ohne das Vermögen, über unsern Spielraum hinauszusehen oder zu denken, oder wir wären eingesponnen wie die Larven, und die Erde ginge allein mit ihrem Dunstkreis den ewigen Weg der Langeweile. So aber hat der Schöpfer die Strahlen von all den Weltlichtern herabgesendet, auf daß unser Geist an ihnen hinaufklimmen könne in eine höhere Ordnung der Dinge, auf daß sie in uns den Gedanken der Unendlichkeit erwecken, darum blinzeln sie so sehnsüchtig zu uns herab, daß hinwiederum auch unsere Sehnsucht wach werde nach einem Etwas, was die Erde und ihre Bewohner nicht zu fassen vermögen. Unser Mond und unsere Sonne bilden die erste Stufe auf der Leiter in die Unendlichkeit; darum leuchten und brennen sie so, damit sie auch die niederste Sinnlichkeit über die Erdennebel hinaus verlocken. Sind uns nicht sogar Organe gegeben, um bestimmt zu erkennen, daß es nichts Ueberflüssiges gebe, daß es nichts Kleines gebe und nichts Großes, daß die Erde, obgleich ein Stäubchen, so nothwendig zum Ganzen gehört wie die flammende Sonne, daß alles seinen ewigen Kreislauf hat? Und unser Bewußtsein allein sollte aufflammen, in einer Sekunde verlöschen wie eine Sternschnuppe?'

Auch die Kunst vermochte die Leere in seinem Innern nicht auszufüllen, sein unruhiges Herz nicht zu befriedigen. Im Gegentheil: stundenlang weilte er im Louvre ‚unter den himmlischen Gestalten, die das Alterthum unserem realistischen Zeitalter vermacht hat, damit wir zu ihren Füßen hinflüchten können und im Anschauen den Druck der Materie vergessen. Das Betrachten dieser herrlichen Formen stimmt mich immer wehmüthig, Sehnsucht wird wach, jene Sehnsucht, die das Bewußtsein in sich trägt, daß sie nie gestillt werden

kann.' Es kamen so trübe Stunden, daß Reichensperger ausrief: ‚Ich finde nicht einmal Worte für meine armseligen Gedanken. Mein Latein ist aus: ich wollte, ich läge bei den 21 Girondins, deren letztes Banquet ich heute gelesen habe. Dann wäre alles gut. Wahrhaftig, ich muß den Rath Schillers umkehren, ich muß aus der Welt der Ideale unter die Last der irdischen und prosaischen Wirklichkeit zurückflüchten, um nicht zu zerplatzen wie eine Rakete, aber ohne Leuchten und ohne Sterne. Eine halbe Erkenntniß des Hohen, des Idealen ist in mich hineingepflanzt, aber es soll nur meine Brust zerwühlen, nicht einmal in Worten kann ich ihm Luft machen. Meiner Seele sind die Flügel abgeschnitten.' ‚Sonderbar,' meldet das Tagebuch bald darauf, ‚Byron hat mein Inneres um vieles beruhigt, wenn das nicht eine homöopathische Kur ist!'

Waren solche Stunden überstanden, hatten die ‚leicht erregbaren Nerven' sich wieder einigermaßen beruhigt, so machte sich Reichensperger Vorwürfe, daß sein ‚Geist das Gleichgewicht verloren', und er beschloß, ‚in Zukunft mehr über sich zu wachen'. Zur Besserung seiner Stimmung, die freilich eine unruhige blieb, trugen Ausflüge in die herrliche Umgebung der französischen Hauptstadt bei; so wanderte er noch zweimal nach Montmorency, nach St-Denis, nach St-Cloud, nach Clamart. Lange verweilte er in St-Denis mit seiner ‚ganzen Sammlung versteinerter Könige'. ‚Die zuletzt verstorbenen Bourbonen liegen in einem verschlossenen Gewölbe, welches Napoleon für sich und seine Familie zurecht machen ließ. Das Schicksal hat ihm ein tragischeres Grabmal bereitet: ein Felsengrab auf dem weiten Meere ist seiner würdiger als ein einzelnes Kämmerchen in dem Todtenhaus von Alltagskönigen. Das Schicksal war poetischer als Napoleon. — Ich glaube nicht, daß noch einmal so viele in die Gruft von St-Denis herabsteigen werden, als sich schon dort schlafen gelegt haben.'

Ein Hauptzweck der Reise war die Vervollkommnung im Französischen; von Anfang an suchte Reichensperger dies Ziel zu erreichen durch Studiren, Lesen und fleißigen Besuch der Gerichtsverhandlungen, so daß sich bald seine ‚deutsche Zunge löste'. Daneben lief das Studium der Kunstwerke, an welchen die französische Hauptstadt so reich ist. Hierbei empörte Reichensperger auf das tiefste die Verunstaltung so mancher Denkmale der gotischen Zeit durch die spätern Generationen. Bereits auf der Hinreise hatten ihn in dieser Hinsicht in Metz die verunstaltenden Zuthaten an dem dortigen Dom[1] zu dem Ausrufe gedrängt: ‚Welch verzwickte, durchaus verkrüppelte Zeit muß das gewesen sein, die sich

[1] ‚Obgleich der Metzer Dom', heißt es im Tagebuch, ‚an Reinheit des Stils und Einfachheit hinter dem Kölner, Freiburger und Straßburger zurückbleibt, so kann er sich dennoch keck unter das Herrlichste hinstellen, was das kolossale Mittelalter uns überliefert hat.'

solch ein Denkmal zu errichten wagte! Man weiß nicht, was man dem Baumeister ins Grab nachwünschen soll, der diesen schreienden Mißbrauch in die Harmonie jenes herrlichen Werkes zu bringen sich unterfing. Auch hier in Paris sieht man an vielen Orten die schönsten Ueberreste gotischer Baukunst in die unbedeutendsten Häuser vermauern, und es nimmt sich nicht einmal einer vorher die Mühe, sie abzuzeichnen oder durch ein paar Worte anzudeuten, was hier stand.'

Während Reichensperger für das Gebiet der Kunst in Paris mehr zum Studium fand, als er bewältigen konnte, erwies sich eine andere Hoffnung zu Anfang seines Aufenthaltes theilweise als ‚Illusion'. ‚Ich meinte hier so nahe am Fuße der delphischen Höhle die Stimme des Orakels um so vernehmlicher hören und einen sicherern Blick in die politische Zukunft thun zu können. Aber nirgendwo sind die Kaffeehäuser lautloser als hier, fast noch kein Wort über Politik habe ich von einem Franzosen erschnappt, nur die vielen Zeitungen können einen überzeugen, daß man nicht in Oesterreich ist. Die Ebbe und Fluth der politischen Meinungen kann man weit besser an den Ufern als auf der hohen See bemerken. Indes das äußere Leben und Sein des Volkes gibt doch schon manche Aufschlüsse und Prämissen an die Hand.'

Das Volksleben kennen zu lernen, war Reichensperger auf alle Weise bemüht. Wie aufmerksam er das Leben und Treiben um sich beachtete, den Volkscharakter studirte, zeigen die Aufzeichnungen seines Tagebuches. Einige dieser Notizen, die alle geistreich sind, mögen hier Platz finden.

‚Die Fehler des alten Frankreich sind fast hauptsächlich nur bei der Jugend anzutreffen — die alleruntersten und die alleroberstẽn Klassen sind in Paris die unmoralischsten.' — ‚Die gesellschaftlichen Tugenden haben hier ihren Hauptsitz.' — ‚Die Franzosen sind gescheiter, die Deutschen gelehrter.' — ‚Das erkenne ich immer mehr, daß zwei Organe den Franzosen fast ganz abgehen, die für Gemüth und Humor.' — ‚Ein gebildeter Deutscher ist mir lieber als ein gebildeter Franzose, ein ungebildeter Franzose aber lieber als ein ungebildeter Deutscher.' — ‚Einen Franzosen bringt nichts mehr in Verlegenheit als ein pourquoi.' — ‚Dieses Land ist doch weit mehr zum Lebensgenuß geschaffen als die viel herrlichern Rheinufer. Aber bei uns versteht man sich überhaupt nicht auf Lebensgenuß, der eigentlich meiner Meinung nach in der allmählichen Abwechslung von möglichst vielen angenehmen Empfindungen besteht. Diese Empfindungen müssen zwar contrastiren, aber immer durch Uebergänge vermittelt werden; man soll sich nicht aus einem Genusse gerade in den schroff entgegengesetzten werfen, noch weniger soll man sich aber auch einer einzigen Art von Lebensgenuß ganz und gar hingeben, und am allerwenigsten wie eine Schwarzwälder Drehorgel leben, wo in strengster Wieder-

holung ein Stückchen nach dem andern abgeleiert wird. Das Herz schrumpft einem oft dabei vor Langweile im Leibe zusammen, auch wenn die Stückchen noch so lustig hüpfen, tanzen und springen und vielleicht noch Püppchen dazu. Der Mensch muß seine ewige Bildungs- und Schöpfungskraft nicht gewaltsam verrosten und verfaulen lassen, er muß sich immerdar frei und selbstthätig regen, keine Gewohnheit, keinen Instinct über sich Herr werden lassen.'

Ueberaus originell war die Art und Weise, wie Reichensperger das Leben der französischen Bauern kennen zu lernen suchte. Im September ging er ,mit einem aufgeweckten Schlosser und dessen Vater nach Clamart in den Herbst. Handwerksburschenmäßig ward geredet und gelebt. Ein Bauer in Clamart nahm uns freundlich auf und struppte mir nach dem Essen eine Blouse über den Kopf, worauf er mir seine Kappe aufsetzte, und dann ging's in den Weinberg.' So lernte er das Leben der Bauern um Paris kennen. Er fand, daß ,alle diese Bauern gute Freunde von Louis Philippe waren; von einer Republik wollen sie nichts mehr wissen; sie hassen und verachten die soi-disant Republikaner. Das Essen abends war einfach, aber sehr lustig; der Schlosser neben mir animirte alles, und der Wein floß unaufhörlich. Ein alter Bauer sang mit wahrem Enthusiasmus und Mienenspiel ein Lied auf Napoleon, ein junger Handwerker ein schönes Lied von Béranger. Die französische Art zu singen paßt weit besser für jede Art von Gesellschaft als die unsrige. Das französische Lied ist mehr ein melodisches Sprechen, ein Mittelding zwischen Sprache und Gesang; die Individualität des Singenden kann sich geltend machen, man braucht kein Musiker zu sein, und die ganze Unterhaltung wird nicht plötzlich in den Himmel der Tonkunst heraufgeschraubt, aus dem sie so schwer wieder herunterzuholen ist. Es handelt sich bei uns hauptsächlich um den Ton, hier hauptsächlich ums Wort, daher die französischen Liederdichter so ausgezeichnet sind, weil sie wissen, daß die Musik den Text nicht mit Füßen tritt oder erwürgt wie in der Oper. Ich glaube, wir sollten hierin bei den Franzosen in die Schule gehen.' Als arge Schattenseite fielen ihm die vielen schmutzigen Reden der Bauern auf. ,Es ist hier wie fast überall, die Bauern um die Stadt sind fast ärger als das Stadtvolk selbst. In allen diesen Dörfern sind zwei bis drei Billards und so durch ganz Frankreich. Ein sehr empfehlenswerthes Spiel; ich wollte, daß auch unsere Bauern lieber um das Billard herumtrabten, als sich unbeweglich hinter das Schnapsglas aufzupflanzen. Den Napoleon sieht man überall in löschpapiernen Klatschconterfeien mit entsprechendem Text dazu.' Der ganze seltsame Ausflug entsprach Reichenspergers ,oberstem Grundsatz: vor allem nicht einseitig zu werden und wo möglich alles kennen zu lernen'.

In den Briefen aus dieser Zeit steht im Vordergrunde die Politik — sehr natürlich, durchzog doch in der zweiten Hälfte des Jahres 1833 Frankreich eine allgemeine Gärung [1]. ‚Paris‘, heißt es in einem Briefe Reichenspergers vom 10. October, ‚ist in diesem Augenblick in einer ungewöhnlichen Bewegung, die von der Börse ausgeht und durch den Tod des Königs von Spanien oder vielmehr durch den ungewöhnlichen, entschiedenen Ton des ministeriellen Journals bei dieser Gelegenheit veranlaßt wurde. Es wird aber wohl beim Zähneweisen sein Bewenden haben, denn das Gouvernement fürchtet den Krieg nicht weniger als der Kern der Nation; nur die Parteigänger wünschen ihn, d. h. die Karlisten und Republikaner, weil der Krieg allein ihren Wünschen und Absichten eine neue Perspective eröffnen kann; was die letztern insbesondere betrifft, so braucht man nur kurze Zeit in Paris zu sein, um klar zu sehen, von welchem Schrot und Korn sie im allgemeinen sind; sie selbst machen einem die Arbeit sehr leicht, indem sie mit einer wunderbaren Naivität ihre Ansichten und Tendenzen der Publicität übergeben. Die Kammer nennen sie prostituirt, die Magistratur ist befangen oder verkauft, die Beamten sind Despoten, der König und seine Regierung sind Verräther, die jetzigen Wähler eine privilegirte eigensüchtige Kaste, kurz außer den Proletariern und Habenichtsen bleiben nur sehr wenige Subjecte für die Republik mehr übrig. Bei ihren Invectiven halten sich die Republikaner fast nur an die Person, und aus diesem Grunde sind die Caricaturblätter auch der blühendste Theil ihrer Literatur. Schon seit zwei Jahren nagen sie allesamt an derselben Birne [2] und haben sie immer noch nicht klein gebracht, wie mir scheint, aus Mangel an Zähnen. Wirklich, diese Armut an Witz und dieser Mangel an Erfindung setzt in Frankreich, dem Vaterlande der bonmots, in Erstaunen.‘

Wie für das Vaudeville, so interessirte sich Reichensperger sehr bald auch für das italienische Theater; seine bisherige ‚Abneigung gegen die moderne italienische Musik‘ ward ihm jetzt vollständig benommen. ‚Rossini ist ganz und gar Italiener und seine Musik national-italienisch; wenn auch andere sie würdigen können, so vermögen doch nur Italiener sie aufzuführen.‘ Den Besuch der großen Oper schildert das Tagebuch also:

‚29. October. Gestern um 4½ Uhr habe ich mich für einen Francs in den präparatorischen Straßenqueue und mit Fußtritten und Rippenstößen in den definitiven innern Queue des Opernhauses eingekauft, um endlich um 6½ halb erdrückt und halb erstickt für 3 Francs 12 Sous in das Heiligthum selbst zu gelangen, wo ich ‚Robert der Teufel‘ und die königliche

[1] Vgl. Fehr, Gesch. des 19. Jahrh. I (Regensburg 1875), 529 f.

[2] Louis Philippe hatte ein auffallend breites Untergesicht und einen zugespitzten Schädel, den ein Haarschopf noch mehr zuspitzte, so daß seine Kopfform gewissermaßen einer Birne glich.

Familie sehen wollte. Ich war glücklicher als viele Hundert andere, die zurückgeschickt und also mit den bloßen Rippenstößen abgefunden wurden. Um 7 Uhr sollte das Theater beginnen; da der König um 7¼ Uhr noch nicht angekommen war, so schrie alles, man solle anfangen. Man fing wirklich an, und in einer Viertelstunde trat die königliche Familie ein. Auf der Stelle erscholl das allgemeine Vive le roi, welches mehrmals kräftig wiederholt wurde. Der König dankte aufs herzlichste und die Schauspieler wollten fortfahren, wozu auch der König ein Zeichen gab; nun aber rief man einstimmig: „Vorhang herab, nochmals anfangen!" so lange, bis der Vorhang wirklich fiel und die Ouverture von neuem erscholl. So hatte das Publikum zugleich seine Unabhängigkeitsliebe und seine Achtung für den König recht passend an den Tag gelegt. Der König überließ seiner Frau den Ehrenplatz in der Mitte, den Karl X. immer sehr eifersüchtig wahrte; er selbst saß neben seiner Schwester, dann die Königin von Belgien, fein, blond, mit sehr edeln, doch nicht heroischen Zügen; hierauf Leopold, sehr groß, schön, stark, ein wenig verlebt, feine Nase und Mund, ruhige Züge mit ein wenig englischer Gradezza übertüncht; dann die Königin und ihre beiden Töchter; hierauf kam eine Hofdame, dann die beiden jüngsten Prinzen, als Nationalgarden gekleidet. Es ist zum Todtlachen, wenn man hinter dem Gesichte des Königs einen Tyrannen suchen will; im Gegentheil würde ich ihn nach seinem Aeußern kaum für so gescheit und pfiffig halten, als er doch wirklich ist; er ist sehr corpulent, hat ein dickes, schwammiges, gutmüthiges Gesicht, lange herabhängende favorits und eine dunkle Perücke; er sprach oft sehr freundlich zu seiner Nachbarschaft und schien recht vergnügt; in der Loge rechts daneben saßen mehrere Minister: Thiers, fein, schlau, mit großem, regelmäßigem Gesicht, ohne etwas Auffallendes; D'Argout, lang, hager, ein bißchen raffinirtes Gesicht, eine etwas lange, aber kaum frappante Nase; Barthe (noch vor drei Jahren Advocat, der beste Redner des Conseil), tüchtiges, festes, gescheites Gesicht, entschiedene Nase, regelmäßige Züge, die Entschlossenheit und Consequenz verrathen, nicht sehr beweglich; Humann gemüthlich, kräftiger Alter, Glatze mit grauen Haaren umgeben, einem guten gescheiten Philister gleichend; alle, der letztere ausgenommen, sahen besorgt und abgearbeitet drein.'

In seinem unersättlichen Lerneifer wäre Reichensperger noch gerne den Winter in Paris geblieben, wenn dies seine Mittel erlaubt hätten. So sehr er bedauerte, ‚diese unerschöpfliche Fundgrube' verlassen zu müssen, gerade wo er ‚anfing, sie recht mit Vortheil auszubeuten', so mußte er sich doch entschließen, am 5. November die Heimreise anzutreten. Vorher hatte er noch das Glück, im Palais de justice Dupins Eröffnungsrede vor dem Cassationshof zu hören. So ‚reiste er ruhig ab'. In einem Rückblick auf seinen Aufenthalt schrieb er: ‚Ich lebte sehr still, ohne viel Freunde, fast immer medi-

tirend und besonders bedacht, aus den Einzelheiten mir ein Ganzes zu schaffen und alles Fremdartige mir zu assimiliren. Wahrhaftig geschwärmt, darauf gelebt, das Leben genossen habe ich hier ganz und gar nicht. Ich war eher für die Zukunft thätig als für die Gegenwart, und so oft ich mich letzterer nur ein wenig hingab, fuhr gleich Reue dazwischen. Ich habe mir deshalb nichts vorzuwerfen. — Ich habe studirt, wie ich auf der Universität studirt habe. Paris war für mich eine zweite Universität, die Hochschule der neuen Tendenzen, der fortschreitenden Kräfte, indes ich auf der deutschen Universität besonders die gravitirenden zu erkennen hatte. Jedenfalls hat Paris einen großen Einfluß auf mich geübt; ich weiß jetzt weit besser, was ich will, wohin ich will und was ich vermag. Nur durch Gegensatz kann man sich erkennen, am besten durch den Gegensatz mit dem Ungleichartigsten. Man muß einmal gewaltsam durch alle seine Umgebungen und Gewohnheiten brechen, um zu erfahren, ob man auch außer derselben etwas vermag, etwas gilt, etwas wirken kann, oder ob man bloß einer Routine, einem tief eingefahrenen Geleise zu folgen weiß; ich denke, im ganzen ist diese Probe nicht zu meinem Nachtheil ausgefallen. Hauptsächlich finde ich, daß der brutale Muth mir noch fehlt, ein gewisses entschiedenes Auftreten im ersten Moment, der oft seinerseits so vieles entscheidet.' ,Wenn man nichts gewänne in der Fremde als Selbstvertrauen, so wäre dieses allein das Reisegeld werth.' ,Ich habe gewiß viel gelernt hier und vielleicht mehr noch, als ich glaube, weil ich jetzt noch zu fest in meine Pariser Haut eingenäht bin. Meine politischen Meinungen haben sich sehr entschieden und consolidirt. Ich bin ebenso entschieden für den gemäßigten, allmählich fortschreitenden Liberalismus, wie ich gegen diesen Revolutionsschwindel, diesen ewigen Drang nach Neuerung und Umwälzung eingenommen bin. Arbeit und Wissen müssen immer die Grundlagen des Staates sein; aber ich glaube, daß unbedingte Preßfreiheit der Sache der Mäßigung im allgemeinen mehr nützt als schadet. Einer übertobt den andern; wenn sie nichts Neues schaffen dürfen, so gehen sie um so eifriger an das Projectiren und schreiben sich so allmählich ins Abgeschmackte und Lächerliche. All die Oppositionsjournale sind ebenso viele Schlote, wodurch immerwährend der wirbelnde, glühendheiße Dampf fortsaust, der, zurückgehalten, leicht an einem frühen Morgen die ganze Maschine sprengen könnte.'

3.

Als Reichensperger nach Boppard zu den Seinigen zurückgekehrt war, empfand er auf das angenehmste ,die heimliche Stille, das ruhige Familienleben, die ungekünstelte Naturumgebung' gegenüber ,dem ewigen Rennen und Toben, den excentrischen Bestrebungen und der bis zum höchsten gesteigerten

Thätigkeit des Pariser Lebens'. ‚Wehe dem Menschen, der allein ist,' schrieb er am 19. November, ‚aber dreifach wehe dem, der mit Hunderttausenden zusammenleben muß! Ich bin recht froh, daß ich heraus bin aus dieser kolossalen Vergnügungsmaschine; ich glaube jetzt, daß sie mich doch nach und nach zerquetscht hätte, so scheinbar wohl ich mich auch dort befand. Es ist immer ein künstliches Treibhausleben, ein welkendes Wachsen wenigstens für den, dessen ganze Organisation sich noch nicht nach und zu diesen Einflüssen umgebildet hat, wie die vielen vierschrötigen Nationalgarden, die man so wohlbehaglich unter ihren gewaltigen Pelzmützen herumwandeln sieht. Gott gebe diesen ein langes Leben und eine gute Gesundheit; denn auf ihren Schultern ruht der Thron Louis Philippe's und somit die Ruhe, die Industrie, die Freiheit und vielleicht also die Civilisation von ganz Europa. Ich wenigstens bin fest überzeugt, daß mit seinem gewaltsamen Sturze die Revolution ihre Kinder auffressen würde und nur deren Wechselbälge und Mondkälber uns übrig ließe. Man braucht nur an die Pariser Oppositionsbestrebungen zu denken und wer, wie und was zu fragen, und man wird nicht mehr zweifeln können. Die jetzige Opposition hat nicht einmal das für sich, was sonst jede Opposition gegen eine bestehende Gewalt mit einer Art von Nimbus umgibt, das Trotzen der Gefahr, das Kämpfen gegen Uebermacht; denn Gefahr ist nicht mehr vorhanden, wenn man sie nicht absichtlich schafft, und eine Uebermacht, die sich nicht geltend macht, ist keine mehr. — Es ist zwar schwer zu sagen, wo ein Volk in seiner Entwicklung Halt machen soll, oder man kann vielmehr sagen, es darf nie Halt machen; aber vor allem muß die Entwicklung gleichmäßig sein, es darf nicht wie in den Pariser Métiers-Caricaturen ein dicker, ausgebildeter Manneskopf auf zwei schwachen, armseligen Kindsbeinchen herummeditiren. Paris ist wirklich in diesem Falle, und die Hauptaufgabe der jetzigen Regierung scheint mir deshalb zu sein, das Licht der Aufklärung und die Wohlthaten der Civilisation gleichmäßig über ganz Frankreich zu vertheilen. In dieser Beziehung sind wir Deutsche den Franzosen weit voran, und die Zerstückelung unseres Vaterlandes hat wenigstens das Gute gewirkt, daß in jedem dieser künstlichen kleinen Staaten sich ein eigener Thätigkeitsmittelpunkt, eine selbständige geistige Wirksamkeit gebildet, daß jedes sich mehr nach seiner Individualität entwickeln und jede Kraft ins Leben treten konnte. Welche unverhältnißmäßige Summe von Intelligenz könnte schon jetzt der Wiedergeburt Deutschlands beistehen, wieviel Geschäftskenntniß, Gewandtheit, Besonnenheit hat sich schon herausgebildet bei diesen politischen Manövern, die förderlicher sind, als man für den ersten Augenblick glauben sollte. Deutschland ist schon eine compactere geistige Einheit trotz seiner künstlichen Zerstückelung, als Frankreich ungeachtet seiner vierzigjährigen Einheit. Aber ein Hauptgewinn unserer deutschen staatlichen Organisation bleibt mir noch zu

erwähnen übrig, der Kosmopolitismus, der nothwendig da entstehen muß, wo das befangenste Auge über die Grenzen hinaussehen muß, wo man kaum geistig existiren kann, ohne seine Nahrung anderswoher zu beziehen, wo man sich Aufmunterung und Stärkung in der Fremde suchen muß; dadurch entsteht Einsicht in unsere eigenen Mängel und Würdigung der Vorzüge anderer Eigenschaften, ohne welche an eine freie Fortbildung gar nicht zu denken ist. Frankreich steht durch seinen Umfang in dieser Beziehung weit hinter Deutschland zurück, seine Grenzen schließen gleichsam einen Mikrokosmus, eine kleine Welt für sich ein, und der Geist muß nicht nothwendig darüber hinausfliegen, um alle seine Fähigkeiten ausbilden zu können.'

Zu Ende des Jahres 1833 hatte Reichensperger wieder einen Rückfall in seine frühere ‚grämliche Stimmung' zu bestehen. ‚Die Examensgedanken', bekannte er, ‚schießen wieder in meinem Kopf auf, ich habe so viel zu studiren und so wenig Zeit. Abends bin ich abgeschlagen, und es behagt mir nicht. Morgens bin ich in der Sitzung, nachmittags hie und da. Die Tage sind zu kurz. Ich habe eine Menge Bekannte hier, von denen ich keinen gern versäumen möchte, weil jeder in seiner Art mir nützlich ist. Ich weiß selber nicht, wohin die Zeit kommt. Bald will ich aber doch wieder mit Macht anfangen, mich in den Examensquark zu werfen, auf daß ich bereit bin, wenn der Tag kommt. — Das preußische Landrecht droht wieder aus der Ferne und verfinstert mir meine Zukunft ganz und gar. Viam fata invenient. Ich schwanke in einer gewissen Unbestimmtheit hin und her. Ich wünschte, ich wäre Schreiner geworden und hobelte mir jeden Tag Appetit und Schlaf herbei, dann wäre ich doch wenigstens nicht in der peinlichen Lage, zu wissen, daß all das innere Zerquälen eine Albernheit ist, die zu nichts führt als zum Uebel. Draußen geht wie in meinem Innern ein frostiger, unheimlicher Wind, unbekannt woher, unbekannt wohin. Es gibt auf der Welt so gewisse gute, stille, harmlose Pflichterfüllungsseelen, die jeden Abend seelenvergnügt an das zurückgelegte Tagespensum denken und die nicht ahnen, welche Räthsel sie in sich herumtragen. Warum bin ich so keiner? Oder warum bin ich überhaupt? könnte ich ebensogut fragen.'

Neben der Vorbereitung zum Examen trieb Reichensperger auch in dieser Zeit vielfach literarische und künstlerische Studien und interessirte sich auf das lebhafteste für alles Politische. Aus der reichen Fülle der hierher gehörigen Bemerkungen seines Tagebuches können einige, weil ungemein bezeichnend, nicht übergangen werden. ‚Wenn mir etwas Mißtrauen beibringen könnte gegen den sogen. Liberalismus' — lautet eine im Januar 1834 niedergeschriebene Aufzeichnung —, ‚so wäre es zunächst der große Haufe seiner Vertheidiger. Dieses ewige Räsonniren ins Blaue hinein, dieses ewige Verneinen, dieses öde Oppositionsmachen gegen die französische Regierung u. dgl. erregt nicht

selten die Empfindung des Ekels in mir. Letzteres in specie ist zu einfältig; wir mit unserem Bundestag, mit unsern 39 Souveränen, unserem Preßzwang, unsern Ausnahmegesetzen u. s. w., wir möchten mit dem französischen Ministerium hadern, daß es der Freiheit nicht genug austheile. Das kommt mir fast vor, als ob die Russen und Türken über die deutschen Verfassungen verächtlich die Nasen rümpfen wollten.'

‚Hätte Goethe eine Opposition in der Welt gefunden, wie sie Lord Byron fand, so stünde er vielleicht als Dichter nicht so tief unter ihm. Der Weihrauch hat offenbar Goethes Gehirn angegriffen.' ‚Goethe ist schuld daran, daß sich so eine gewisse steife, preciöse, verschrobene, chinesische Vornehmthuerei in gewisse Kreise unserer Literaten eingeschlichen hat.' ‚Das ewige Geschwätz von Goethes Objectivität, von dem Werthe aller seiner Gedichte, auch der miserabelsten, insofern dieselben uns immer näher seiner Persönlichkeit bringen ꝛc., ist unerträglich; aber um Gottes willen, braucht denn das ganze liebe deutsche Publikum zuzugaffen, wenn sich sein Dichterkönig die Hühneraugen schneidet oder sich rasiren läßt?' ‚Ich habe mich auch an den Briefwechsel Goethes mit Zelter machen wollen, aber es ist nicht durchzukommen durch das alltägliche Geträtsch, das nur hie und da mit guten Gedanken vermischt ist; den Grundton geben stets höchst persönliche Miserabilitäten an, z. B. Rübchen, Spaniol, der junge Zimmerlehrling, dann Allgemeinheiten über die Aufführung Schillerscher und Goethescher Stücke, gegenseitige Lobhudelei (z. B. Zelter an Goethe: „Sie haben, mein göttlicher Freund" u. s. w.). Goethe hat gewiß in spätern Jahren, als er diese Correspondenz zur Herausgabe bestimmte, seine preciösen Redewendungen und Beiwörter sorgfältig hineingefeilt und viele Briefe weggelassen, weil sie wichtigere Gegenstände berührten; z. B. aus der Periode von 1806 und 1807, die doch Weimar wie Berlin so gewaltig nahe anging, finden sich nur sehr wenige Briefe vor, und in diesen wird kaum Meldung gethan von den damaligen Erschütterungen. Hie und da Schönes über Musik, antike Chöre u. dgl., aber sehr sparsam ausgesät.' ‚Ich war eben daran, eine Tiecksche Novelle, „Der Tod des Dichters", zu lesen; ich bring' es aber damit nicht über die Hälfte hinaus. Das Ganze ist ein reines Kunstwerk, glänzend, farbig, in schöne Ecken und Figuren ausgeschliffen, aber auch kalt, absichtlich, wie Krystall, kein Naturlaut, keine unwillkürliche Regung läßt sich darin vernehmen. Alle Redensarten sind so kunstgerecht verbrämt, so niedlich gedreht, als ob sie fürs grüne Gewölbe, nicht aber für deutsche Herzen bestimmt wären. Heine hat wohl recht, wenn er sagt, das romantische Ritterfräulein assimilire sich stets mehr und mehr ihrem dürren Philistergemahl, dem Genius der letzten Periode der Tieckschen Poesie. Alle Schuster und Schneider, Soldaten und Weinwirte müssen sich mit so preciösen Redensarten herumschlagen, daß einem ganz angst und

bange wird in dieser Puppenwelt; man sieht deutlich, daß die Uniform zuerst geschneidert und dann erst Kerle hineingesteckt wurden. O Phantasus, Phantasus, wohin ist es mit dir gekommen! Dieser kalte, abgelebte, greise Stil, diese preciöse, sentenzenreiche Selbstgenügsamkeit ist eine Frucht der letzten Schriften Goethes, und in dieser Weise haben sie ungeheuern Schaden angerichtet. Diese sorgfältige Ausstaffirung von Kleinigkeiten, dieses Wichtigthun mit dem Allergewöhnlichsten! So ein Buch kommt mir vor wie ein Herbarium, worin eine Menge seltener Gedanken aufs sorgfältigste auseinandergelegt sind, aber sie sind trocken und entbehren der Farbe des Lebens.'

Gegenüber den literarhistorischen Studien standen indessen damals die juristischen im Vordergrunde der Interessen Reichenspergers. Es war die durch Minister Kamptz den rheinischen Rechtsinstitutionen drohende Gefahr, welche ihn zur Abfassung seiner ersten Schrift veranlaßte. ‚Diesen Morgen', meldet sein Tagebuch zum 23. Januar 1834, ‚war ein höchst eigenes Schriftchen zur Correctur hier, welches einem andern Entwurf eines rheinischen Provincialgesetzbuches ein wenig die Zähne weisen soll. Letzteres will unsere ganze Gesetzgebung zerfetzen und dann einige altpreußische Placken darauf nähen. Gegen dergleichen muß sich jeder wehren, so gut er kann, selbst wenn ministerielle Mißbilligung zu befürchten wäre, wie hier wohl. Jetzt nach dem Druck bin ich gar nicht mehr recht damit zufrieden, es nahm sich geschrieben weit besser aus. Es kommt mir so zerrissen und fragmentarisch vor. Thut nichts. Vielleicht bleibt mein Name geheim, was ich sehr wünsche. Alles muß angefangen und gelernt sein, selbst das Buchmachen.'

Die kleine Arbeit[1] war eine geharnischte Streitschrift ‚zur Vertheidigung der rheinischen Rechtsinstitutionen' gegen die altpreußische Gesetzgebung, die namentlich auf processualischem Wege stark zurückgeblieben war und von Oeffentlichkeit, Mündlichkeit und Schwurgerichten nichts wissen wollte. Reichensperger opponirte in derselben auf das schärffte gegen die Verpflanzung des preußischen Landrechts nach dem Westen der Monarchie. Die Schrift erregte nicht geringes Aufsehen und sollte später für den Lebensgang des Verfassers von entscheidender Bedeutung werden. An und für sich war das Auftreten gegen den allmächtigen Minister Kamptz ein Wagniß, besonders für einen angehenden Justizbeamten; aber Furcht und Servilität waren Reichensperger schon damals fremd, und sie sind ihm fremd geblieben bis an sein Lebensende. Was er für wahr und recht erkannte, das sprach er auch mit aller Entschiedenheit aus. Von gleicher Unabhängigkeit des Urtheils zeugt nachstehende Tagebuchnotiz aus jener Zeit: ‚Unsere Gesetzgeber

[1] Siehe den Titel im Anhang. In die kleine Schrift hat sich ein sinnstörender Druckfehler eingeschlichen. S. 14, Zeile 13 v. u. muß es heißen ‚gemeinrechtliche' statt ‚gemeinschaftliche Bestimmungen'.

kommen nicht zum Gesetzgeben, weil sie stets das Gesicht zurückgewendet haben nach der Vergangenheit und von der Gegenwart nichts sehen und kennen als ihre Grübeleien und Disputirübungen statt ihres lebendigen Wirkens. Sie studiren die Gesetze des Lebens früher als dessen Erscheinung. Sie sollten doch endlich einmal die Folianten zuklappen und das Buch des Lebens aufrollen, um zu erkunden, wo es noth thut, nicht was noth that.'

Der Frühling und Sommer 1834 waren vorzugsweise der Vorbereitung auf das dritte juristische Examen gewidmet. Im August machte Reichensperger wieder eine Moselreise, deren Beschreibung er auf Verlangen Strambergs aufzeichnete. Bemerkenswerth ist hier das Interesse für die Bauten des Mittelalters; namentlich in Zell freute sich Reichensperger, ‚einigen Resten aus frühern Tagen zu begegnen, welche der Zerstörungswuth oder der Verschönerungssucht der letzten Generationen glücklich entgangen sind'.

Am 30. October erhielt er die Zulassung zum dritten Examen, das wieder in Köln begonnen wurde. Es ist bezeichnend, wie Reichensperger inmitten der aufregenden Zeit, inmitten der Anfertigung der Proberelation stets der Dom beschäftigte. Wiederholt kommt er in seinen Aufzeichnungen auf das wunderbare Bauwerk zu sprechen. ‚Der Dom', schrieb er im December, ‚erhebt mich mehr als je. Ich möchte weinen, daß das Mittelalter uns nur diese Bruchstücke davon vermacht hat. Ich bestieg mit Thimus das Gerüst am Chor. Wir kamen beide fast außer uns. Diese furchtbaren Massen in die zierlichsten Formen verflüchtigt, diese Einheit in der Mannigfaltigkeit, diese Beschränkung im überschwänglichsten Reichthum, so viel Besonnenheit neben so viel Phantasie, dieser Schwung, dieses Leben bis ins kleinste Gebild — alles, alles ist unübertrefflich, und ich will es gar nicht versuchen, Ordnung und Klarheit in die Idee zu bringen, welche dieser Wunderbau in mir aufregt.'

Das Christfest fand Reichensperger über den Büchern, ‚den Kopf sich an der Proberelation zerbrechend'. Am 10. Februar 1835 war er mit seinen schriftlichen Arbeiten zu Ende. ‚Die Himmlischen', schrieb er, ‚mögen wissen, ob ich meinem Ziele näher gekommen bin durch die dreimonatliche Plackerei, die mich ½ Zoll Backen, 120 Thaler und manche ruhige Stunde gekostet hat; denn ich befand mich während der Arbeit sozusagen in einem beständigen Fieber, und oft sprangen mir alle Saiten. — Die Lage eines Probereferendarius ist eine höchst fatale Situation. Mein Magen ist auch wieder total auf dem Hund, daher auch zum Theil diese Irritation. Interessantes ist mir auch nicht viel aufgestoßen. Die Geschichte meines Herzens zeigt lauter leere Blätter. Ein paar gescheite Collegen kennen gelernt: Bloemer, Proff, Müller (Assessor), vor allem Mathieu, der mir viel lieber geworden ist, als ich je hätte ahnen können. — Wenn es meinem Vorsatze nachgeht, so wird in Boppard diabolisch geochst werden. — Adieu Köln, „Freudevoll — leidvoll" verlasse ich dich.'

Der Vorsatz, fleißig zu studiren, ward so ernst zur Ausführung gebracht, daß Reichensperger sich selbst nach dem Essen keine Ruhe gönnte und das Spazierengehen fast ganz vernachlässigte. Die Folge war, daß er wieder körperlich und seelisch herunterkam. Zwei Monate lang sah er fast keine andern Bücher an als juristische. Am 5. Mai erhielt er von Broicher die erfreuliche Kunde, daß die Proberelation nach Berlin abgegangen sei und daß er ‚mit vollkommener Beruhigung nachreisen könne'. Als ihm zu Pfingsten noch kein Termin zur mündlichen Prüfung anberaumt worden war, entschloß er sich, ‚ohne weiteres nach Berlin abzureisen, um persönlich die Beschleunigung dieser Sache möglichst zu betreiben'.

In der preußischen Hauptstadt, die ihm übrigens jetzt ebensowenig wie früher gefallen wollte, erntete Reichensperger die Frucht seines Fleißes: er bestand mit gutem Erfolge das Assessorexamen (August 1835)[1]. Auf der Rückreise blieb er einige Tage in Göttingen bei Freund Thöl, der dort Privatdocent war, und durchstreifte dann den Harz. Die beabsichtigte Reise nach Wien und der Schweiz verschob er auf spätere Zeiten. Im Herbst trat er seine Stellung als Assessor beim Landgericht zu Koblenz an.

Von nun an tritt eine längere Lücke in den bisher mit fast übertriebener Genauigkeit geführten Tagebüchern ein. Es hing dies mit der Besserung von Reichenspergers Gemüthszustand zusammen; er selbst sagt einmal, daß ‚das Tagebuch schlecht wegkommt, wenn's nichts zu jammern gibt', und fand darin einen Beweis, ‚daß das Niederschreiben seiner Klagen tröstend und ableitend wirke'. War er freudig gestimmt, so suchte er lieber muntere Gesellschaft auf und ließ da seiner Laune die Zügel schießen; zugleich fürchtete er sich ‚auch innerlich ganz im Ernste vor einer stets wachsamen Nemesis, die es nicht duldet, daß jemand mit seinem Glücke prunkt'. Trotz der angenehmen Verhältnisse in Koblenz fehlten auch jetzt trübe Stunden nicht; aber nachdem die Examenslast abgeschüttelt, fühlte sich Reichensperger doch froher und frischer. Mit Eifer widmete er sich wieder den verschiedenartigsten Studien, denn ‚der Hauptzweck der Bildung' bestand für ihn darin, ‚die Menschheit möglichst in sich aufzunehmen, jede Richtung wenigstens zu begreifen'. Ans Heiraten wollte er nicht denken; er beabsichtigte jetzt zunächst ‚auszuschnaufen und wieder Mensch zu werden, statt gleich Süßholz zu raspeln und sich an Ketten zu legen, aus welchem Material sie immer beständen'.

In den Ferien des folgenden Jahres ging Reichensperger nach der Schweiz, ‚dem Paradiese Europas'. Am 22. August 1836 verließ er Boppard in ‚melancholischer' Stimmung. In Mainz, Freiburg und Basel bewunderte er die großen Dome und drang dann ein in die Gebirgs- und Gletscherwelt

[1] In dem Assessor-Patent heißt es: ‚Ist auf Grund der wohlbestandenen dritten Prüfung zum Landgerichts-Assessor mit Anciennität vom 4. August 1835 bei dem kgl. Landgericht Koblenz ernannt.'

der Schweiz. In Weißenstein that er den ersten Blick ins Alpenland. ‚Morgens um 4 Uhr war ich schon auf einer Höhe, eine halbe Stunde vom Wirtshaus, und sah der aufsteigenden Sonne ins Flammenangesicht und wie sie allmählich die östlichen Gletscherseiten aufglänzen und mit den dunklern Rissen und Spalten in den großen Eisdecken contrastiren ließ. Gewaltig, thurmhoch standen die Gletscher mit ihren kühnen Hörnern und Zinken über den vor ihnen liegenden Bergen.‘ Es war ihm lieb, daß er seinen Reisegefährten, den Löwener Dr. jur. de Gens, erst in Genf treffen sollte und daß er nun ‚so ganz nach Laune herumschlendern und alle Eindrücke ungestört in sich aufnehmen konnte‘. In Bern wohnte Reichensperger ‚gerade der Tagsatzung bei, wie sie ein Antwortschreiben (und zwar ein recht würdiges) auf die flegelhafte Note des Herzogs von Montebello discutirte. Alles ging ohne den mindesten Eclat ab, aber ruhig und männlich, wie es demokratischen Principien entspricht‘. Am 30. August war er in Vevey. ‚Da geht einem das nil admirare durch; wen diese Herrlichkeit frostig läßt, aus dem sollte man Schuhsohlen machen oder Knuten. — Alles prächtig sondergleichen! Wie glücklich bin ich doch, mich in solcher Herrlichkeit sonnen zu können, in diese Naturpracht hineinstaunen und mir Eindrücke und Erinnerungen sammeln zu können, die ein ganzes Leben zu durchglänzen vermögen! Man hat es hier nicht nöthig, noch obendrein den Zauber aufzurufen, welchen die großen Geister über dieses Paradies verbreitet haben, man bedarf keiner Heloise, keines Gibbon und Byron, um durchbebt zu werden von den schönsten und erhabensten Empfindungen, welche eine Menschenbrust heimsuchen können. Indes herrscht doch das Schöne, das Anmuthige vor; die Schauer des Erhabenen sind den Gletschern vorbehalten. Noch kurz vor meiner Abreise sprach ich mit meinem Bruder darüber, daß ich eigentlich sehr wenig entzückte Momente wüßte, die noch jetzt in mir nachglühten. Dieser Tag wird nie für mich untergehen.‘[1] Natürlich besuchte er Chillon, um sich dort ‚Byrons Meisterwerk zu vergegenwärtigen‘. Genf gefiel ihm weniger; ‚alles Eigenthümliche ist verwischt‘. Am 3. September brach er mit seinem Freunde nach Chamonix auf, von wo aus sie das Mer de glace besuchten. Die Freunde zogen dann über Martigny nach Sitten und über den Gemmipaß nach dem Thunersee. In Luzern besuchten sie Professor Olsbach, der ihnen die ‚schwierigen Schweizer Verhältnisse‘ auseinandersetzte. Am Rheinfall schrieb Reichensperger in sein Tagebuch: ‚Bald muß ich Abschied nehmen von diesen Naturherrlichkeiten. Zum Glück contrastirt der Rhein

---

[1] An einer andern Stelle heißt es bei der Beschreibung von Byrons Landsitz: ‚Da ließen sich nur noble Verse machen, und ich begreife nicht, wie Voltaire in Ferney so manche Schweinerei ans Licht fördern konnte.‘

nicht gar zu sehr damit. Aber die Herrlichkeiten der Schweiz bleiben doch unvergleichlich.'

In Straßburg schwärmte er noch einmal beim Anblick des Münsters. ‚Meine Reise geht also jetzt zu Ende. Im ganzen bin ich wohl zufrieden damit; meine Gesundheit ist wenigstens bedeutend besser als bei der Abreise, ich fühle mich wieder tüchtig und aufgelegt zur Arbeit. Vielleicht wird der Monat October das Fehlende ersetzen. Troß des vielen schlechten Wetters, welches insbesondere die Partien über die kleine und große Scheidegg und auf den St. Gotthard unmöglich machte, ist mir doch der Genuß so mancher Glanzpunkte unverkümmert geworden; besonders rechne ich dahin Weißenstein, Bern, Vevey, Genfersee, das Arvethal bei Chamonix, Tête noire, die in ihrer Art durch das schlechte Wetter doppelt interessante Passage über die Gemmi, Thun, Staubbach, Reichenbach-Fälle, Rigi, Zürich. Besonders interessante Bekanntschaften habe ich zwar nicht gemacht; indes hat es mir doch niemals an angenehmer oder doch wenigstens belehrender Gesellschaft gefehlt, und ich glaube möglichst Nutzen daraus gezogen zu haben, namentlich was die französische Sprache und die Schweizer Verhältnisse betrifft. Im ganzen hat mich die Reise auf eine sehr wohlthätige Weise aufgerüttelt, manche alten verdrießlichen Gedanken ganz verwischt und wieder neuen Stoff zum Verarbeiten zugeführt. Die trüben Befürchtungen, mit welchen ich meine Reise antrat, sind also nicht in Erfüllung gegangen, obgleich auch nicht alle Wünsche, namentlich in Bezug auf meine Gesundheit, sich verwirklicht haben. Wer darf aber mehr vom Leben und seinem Geschick erwarten?' ‚Ich denke mit weit mehr Ruhe an das Ende meiner irdischen Laufbahn, seit ich die Alpen und das Meer (Idee der unendlichen Ausdehnung in die Höhe und in die Breite) gesehen habe.'

Im Herbst 1837 unternahm Reichensperger eine Reise nach Belgien, bei welcher er vor allem die unvergleichlichen Kunstdenkmäler dieses interessanten Landes studirte. Aber auch für alles andere zeigte der Vielseitige lebhaftes Interesse. Er besuchte zunächst Lüttich. ‚Hier sieht man das Geld', schrieb er, ‚sozusagen auf der Straße herumrollen, so thätig und gewerblich sieht's da aus. Rings herum dampfen unzählige Schornsteinobelisken, die Triumphsäulen des Industrialismus.' Längere Zeit fesselte ihn Brüssel; ‚die Omnibusse und eine Passage abgerechnet', fand er nichts von Paris. ‚Das deutsche bürgerliche Element waltet vor, sowie auch die germanische Sprache in der Masse des Volkes. Kein Schatten von dem wilden, fieberhaften, aufregenden Pariser Treiben. Alle Häuser in Brüssel sind sauber angestrichen und haben einen fast kleinstädtischen Anstrich. Der Pariser Stutzer sieht den Brüsseler noch mehr als einen Provincialen über die Achsel an. So gehört es in Brüssel noch immer zum guten Ton, daß man eine tour à Paris gemacht hat.'

Von Brüssel nach Mecheln benutzte Reichensperger die 1835 eröffnete Eisenbahn, die erste, welche er zu Gesicht bekam. Durch genaue, mit Abbildungen versehene Aufzeichnungen suchte er sich in seinem Tagebuch alle Einzelheiten der wunderbaren Erfindung einzuprägen. In Mecheln interessirte ihn vor allem die Kathedrale, in Antwerpen die herrlichen Bilder von Rubens und Quentin Massys. Die Gemälde von Leys erschienen ihm ‚ein wenig verzerrt und manierirt, wie das überhaupt der romantischen Schule eigen ist'. In dem alten Gent fand er in den Straßen viele Aehnlichkeit mit Köln. An diesem Ort wie sonst erkannte er, daß ‚die Kirchen der Mittelpunkt aller Sehenswürdigkeit bildeten, so daß es hier wahrlich keine Kunst ist, auch ungepeitscht Sonntags eine Zehnuhrmesse hören zu gehen.' Weiter fiel ihm auf, wieviel in Belgien die Geistlichen ‚noch galten. Sie haben aber auch alle', betonte er, ‚noch ganz ihren alten Zuschnitt beibehalten, gehen nie ohne Soutane und selten ohne Brevier aus. Die Aemter werden immer mit größter Feierlichkeit gehalten, und allezeit ist mindestens eine Caricatur von Schweizer mit einem großen Spieße und ungeheurem Bandelier, worauf geschrieben steht mit mächtigen silbernen Buchstaben: Kerken-Police (Kirchenpolizei), damit beschäftigt, auf echt militärische Weise seine Patrouillenrunde durch die Kirche zu machen.'

Am 1. October war Reichensperger in Brügge, wo sein Sinn für gotische Bauten ‚herrliche Anregung' fand. Von hier aus berichtete er seiner Mutter, damit sie wisse, ‚wo ihr Landläufer von Sohn sich herumtreibt und in welcher Art er die viele Zeit und das viele Geld todtschlägt. Sie würde beides eben Genannte ganz gewiß sehr natürlich finden, so lästerlich es auch klingt. Wenn meine Feder nur alle die Eindrücke wiederzugeben vermöchte, welche nicht täglich, sondern stündlich, ja jede Minute in mir vorübergehen, so daß mich nichts mehr ärgert, als daß ich die Thore meiner Sinne nicht weiter aufsperren kann und daß mein Gedächtniß nicht aus einem andern Stoffe als der weichen Gehirnmasse, in der nichts recht haften will, zusammengeknetet ist.' Am begeistertsten spricht Reichensperger in diesem Briefe von Antwerpen, das ihn an Rouen erinnerte. ‚Wenn ganz Belgien nur ein Kunstcabinet zu sein scheint, so erscheint Antwerpen wieder in dieser Beziehung als das Herz von Belgien.' Von Brügge ging es nach Ostende. ‚Diese Stadt', schrieb er, ‚ist äußerst prosaisch, die einkasernirte Geschäftsthätigkeit ohne irgend ein hervorstechendes Gebäude. Aber wer fragt nach irdischer Herrlichkeit da, wo das unendliche Meer in seiner ganzen Pracht sich hingelagert hat.' ‚Ungeachtet aller Ermüdungen und Strapazen, oder vielmehr gerade durch dieselben' fühlte sich Reichensperger während der ganzen Reise, die er mit einem ‚kleinen Ränzchen' auf dem Rücken machte, weit wohler und frischer als früher.

4.

Nicht lange nach der Rückkehr aus Belgien, wo Reichensperger ein aufstrebendes katholisches Land kennen gelernt, vollzog sich in seinem Leben die entscheidendste Wendung. Seine Gesundheit war fast vollständig hergestellt und die hypochondrische Stimmung im wesentlichen gewichen; umgeben von trefflichen Freunden schien er in dem herrlichen Koblenz in jeder Hinsicht glückliche Tage zu verleben. Und doch war er keineswegs vollständig glücklich; es fehlte ihm gerade das Wichtigste: der Trost des Glaubens.

Aufgewachsen in einer Zeit, in welcher in Deutschland auf religiösem Gebiete die traurigsten Zustände herrschten, war zwar in der Seele Reichenspergers der Glaube der Kinderjahre noch keineswegs erstorben, aber doch stark im Wanken; seine Erfüllung der religiösen Pflichten war sehr mangelhaft. ‚Meine Universitätszeit', bemerkte er selbst einmal gegenüber einem jüngern Freunde, ‚war ohne religiösen Hauch. Die katholischen Professoren Walter und Windischmann in Bonn betrachtete ich gleich den meisten andern Studenten nur als Curiosa.' Wie seine Freunde, so huldigte auch Reichensperger stark freigeistigen Ansichten und wollte von der ‚Nazarener-Manier' und den ‚Frommen'[1] nichts wissen. In seinem Innern gärte es gewaltig; aber wenn Ostern kam, dachte er nicht daran, die Mahnung seiner Mutter zu befolgen, ‚seine Pflicht zu erfüllen, nämlich seine Rechnung für das ganze Jahr mit dem lieben Gott abzuschließen'.

Diese religiöse Entfremdung rächte sich dadurch, daß Reichensperger nicht zum innern Frieden kommen konnte. Als sein hypochondrischer Zustand im wesentlichen überwunden, kamen Stunden, in welchen er sehr wohl fühlte, was ihm fehlte. ‚Es ist doch schön und erhebend,' schrieb er zu Beginn des Jahres 1832, ‚das Gute und Schöne, was so über Hoffen auf uns herabkommt, einem Gotte zuschreiben zu können. Ein Glücklicher sehnt sich mehr nach einem Gotte, dem er danken, als ein Unglücklicher nach einem, den er um Hilfe rufen kann. Das Glück sucht eher eine Stütze als das Unglück. — Es ist doch wirklich ein trübes, trauriges Erdenvegetiren auch in unsern günstigsten Verrichtungen ohne jene höhere Sonne.' Aber der ‚schöne Kinderglaube' war ‚wegphilosophirt', und so sehr Reichensperger nach Wahrheit forschte, er konnte sie nicht finden. Wohl hatten die eifrigen Kunststudien seinen Blick sehr früh nach dem Mittelalter gewendet, wohl begeisterte er sich mehr und mehr für die ästhetische Schönheit jener großen Zeit deutscher Kraft und deutschen Ruhmes: aber die Weltanschauung des Mittelalters blieb ihm noch verschlossen. Die anhaltende Lectüre von Jean Paul hatte ihn wie seinen Bruder ‚besser und besonders frömmer ge-

[1] Vgl. oben S. 45.

macht'[1]; allein er konnte, wie er 1834 gestand, ‚zu keiner Klarheit und Festigkeit kommen', er ‚wußte nicht, welche Fahne er aufpflanzen sollte'. Sein Gemüth blieb unbefriedigt, so vielseitig auch seine Interessen waren. Es gab Augenblicke, in welchen er sich gestehen mußte, daß ihm das Beste abgehe. ‚Selbst die Wolken, die sich über dem Himmel des Gläubigen lagern,' schrieb er im Jahre 1835, ‚sind stets mit Sonnengold verbrämt, mit dem Golde einer höhern Sonne.' Nur noch kurze Zeit, und auch ihm sollte diese Sonne wieder aufgehen.

Während seiner Sturm- und Drangperiode hatte sich Reichensperger ein unschätzbares Kleinod, ein reines Herz, bewahrt. Inmitten theilweise ganz anders gearteter Genossen schützte ihn Gottes Gnade vor sittlicher Verderbniß. Seine Tagebücher erzählen die intimsten Details seines Lebens und Treibens; allein kein Wort, keine Silbe in denselben ist unsittlich oder auch nur frivol. In das reine Herz des vielgeprüften Mannes zog nun der alte Glaube wieder ein und mit ihm der Friede, den die Welt nicht geben kann.

Am 20. November 1837 erfolgte die Verhaftung des Kölner Erzbischofs Clemens August und damit der ‚segensreiche Wendepunkt in der neuern Geschichte der Kirche in Deutschland; von da an beginnt ihre Befreiung und Lebenserneuerung'[2]. Dieser hochwichtige Moment bildet auch den entscheidenden Wendepunkt im Leben August Reichenspergers. Stets hat er dies in der nachdrücklichsten Weise betont. Wie so viele laue Katholiken jener Zeit ward auch er jetzt aus seiner Lethargie aufgerüttelt. Anfangs war es mehr sein außerordentlich lebhaftes Rechtsgefühl, das sich gegen den willkürlichen, durch nichts gerechtfertigten Gewaltact aufbäumte, bald aber trat mehr und mehr das religiöse Moment als solches hervor. ‚Das Wort des Erzbischofs: „Es geschieht Gewalt, gelobt sei Jesus Christus!" war der Beginn einer neuen Ordnung der Dinge. Es war das Stichwort für uns alle. An der Gewaltthat vom 20. November 1837 sah ich, wohin das preußische Staatskirchenthum führt: der gefangene Erzbischof hat mich wieder zur Kirche zurückgebracht.'[3]

‚Gewaltige und erschütternde Eindrücke' stürmten auf Reichensperger ein. Am 16. December 1837 ließ Gregor XVI. von Rom her seine klagende Stimme ertönen, im folgenden Jahre erschien der ‚Athanasius' von Görres. Reichensperger verschlang förmlich das Buch seines großen Landsmannes, für

---

[1] Ueber Jean Paul als Apologet des Uebernatürlichen vgl. J. Müller, Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart. München 1894.

[2] J. B. Heinrich, Joseph v. Görres (Frankfurt 1867) S. 19.

[3] So äußerte sich Reichensperger mir gegenüber im September 1893. Sehr richtig sagt der Nekrolog der Frankf. Ztg. (1895, Nr. 196): ‚Die Kölner Wirren waren für Reichensperger eine Lehre gewesen; aus ihr schöpfte er, als ihn das Jahr 1848 in die preußische Nationalversammlung und das erste deutsche Parlament berief.'

den er sich schon lange besonders interessirt hatte [1]. Er ward von einer Begeisterung ergriffen, der er sich früher nicht für fähig erachtet hatte. Mit Eifer griff er nach theologischen Schriften, schloß sich den bisher gemiedenen streng kirchlich gesinnten Koblenzern, einem Dietz und Settegast, an und suchte Umgang mit tüchtigen Geistlichen, wie z. B. dem Kaplan Seidel an St. Barbara. Wie Schuppen fiel es ihm nun von den Augen, das Licht des Glaubens kehrte zurück und damit auch der Friede der Seele. Er ward wieder ein gläubiger Katholik, katholisch mit der vollsten Ueberzeugungskraft seines hohen Geistes, Katholik bis in die tiefsten Tiefen seines reichen Herzens. Die Zeit der Zerfahrenheit, des Pessimismus, in welcher er ‚sozusagen im Weltschmerz schwelgte und sich in Lord Byron berauschte‘ [2], war vorüber. Fortan ist von düsterem Weltschmerz oder verschwommener Romantik nichts mehr bei ihm zu bemerken: eine feste Grundlage für sein religiöses Leben wie seine politische Haltung war gelegt. Schon im Jahre 1838 erscheint er in den Reihen derer, welche den Glauben der Väter vertheidigten. ‚Obgleich angehender Beamter, betheiligte ich mich an der gegen die Staatsregierung gerichteten Bewegung der Katholiken, soviel die Rücksicht auf meine richterliche Stellung dies gestattete. Eine Zeitlang schien meine Existenz auf dem Spiele zu stehen, denn es hieß, eine Untersuchung solle gegen mich eingeleitet werden.‘

Bemerkenswerth ist, wie Reichensperger die Vertheidigung der katholischen Kirche sofort von der praktischen Seite her anfaßte. Mit seinem scharfen Blick erkannte er von Anfang an die eminente Bedeutung der öffentlichen Meinung, der Presse. Katholische Zeitungen gab es damals in Preußen nicht, und wenn solche bestanden hätten, so würden sie wegen der Censur nicht zu sprechen vermocht haben. Es waren daher namentlich belgische und bayrische Blätter, vor allen die ‚Neue Würzburger Zeitung‘, welche die Sache des gefangenen Erzbischofs offen und freimüthig vertheidigten. Diese Blätter unterstützte Reichensperger mit Beiträgen; er war aber außerdem schon im Jahre 1838 bemüht, aufklärende Artikel in die in den weitesten Kreisen verbreitete ‚Allgemeine Zeitung‘ zu bringen [3]. Der Vertraute all dieser Bestrebungen war

---

[1] Vgl. oben S. 32.

[2] So bezeichnet Reichensperger seinen Zustand in einem Briefe an Prof. Paulsen vom 11. September 1886.

[3] In einem Briefe Reichenspergers an Thimus vom 24. December 1838 heißt es: ‚Um den Herren den Spaß über die Verhaftungen des Binterim und Bekers zu versalzen, ist darüber ein Artikelchen an die Allgem. Zeitung abgegangen, welches in diesen Tagen darin zu lesen sein muß, wenn es glücklich den Ostracismus der hohen Redaction passirt. Ein anderes ist noch in der Mache.‘ Am 17. December 1839 schreibt Reichensperger an denselben Freund: ‚Ich habe der Allgem. Zeitung eine etwas dickleibige Kritik des hochmüthigen Aufsatzes „Ueber die Garantien der preußischen Zustände“ zugefertigt, bin aber bange, daß sie etwas zu grobkörnig befunden wird.‘

sein Freund Thimus; mit demselben schrieb er damals eine Schrift über den schwebenden Kirchenstreit, welche sie jedoch nach dem Erscheinen derjenigen von Lieber cassirten. Das Manuscript ward zur Verwerthung an Zander, den Redacteur der ‚Neuen Würzburger Zeitung', gesandt. Als der ‚liebe Thymian' Anfang 1839 von Koblenz abwesend war, schrieb Reichensperger demselben: ‚Wie viele prächtige Händel haben wir nicht miteinander zu besprechen! Das Herz bricht mir bald darüber, daß es sich so gar nicht recht Luft machen kann.'

In der Folgezeit sammelten August und Peter Reichensperger in Verbindung mit Thimus Materialien zu einer eingehenden Darstellung der politischen wie kirchlichen Zustände Preußens; vorzugsweise wurden hierbei die Beschwerden der Katholiken wegen Zurücksetzung auf fast allen Gebieten des Staates wie die Zustände im Rheinland und Westfalen berücksichtigt. Angesichts der strengen Censurbestimmungen war an eine Veröffentlichung dieser Arbeit in der Heimat nicht zu denken. Bei Welkeker hielt sich damals ein junger, talentvoller, feuriger Franzose, der Vicomte Gustave de Failly, auf. Diesem wurden von den Koblenzer Freunden, welche durch den Kirchenstreit auf das höchste erregt waren, die gesammelten Materialien übergeben. Failly verarbeitete dieselben in seiner Weise und gab sie 1842 zu Paris unter dem Titel: ‚De la Prusse et de sa domination sous les rapports politique et religieux spécialement dans les nouvelles provinces, par un inconnu' heraus[1]. Die Schrift wurde alsbald (23. März 1842) in Preußen

[1] Die oben dargelegte Entstehungsgeschichte der Schrift De la Prusse gründet sich auf eine mündliche Mittheilung Reichenspergers vom September 1893. Damit fallen alle bisherigen Vermuthungen als unbegründet fort. Am verbreitetsten ist die Ansicht, der französische Legitimist Cazalès sei der Verfasser der Schrift De la Prusse. Diese Ansicht, welche meines Wissens zuerst in einem Artikel der Allgem. Zeitung 1842, Nr. 116 (Artikel ‚Vom Rhein'), und dann im ‚Grenzboten' (1852, Nr. 25) ausgesprochen wurde, wird von Heigel (König Ludwig I. [Leipzig 1872] S. 217), Sepp (Görres S. 447) und Treitschke (Deutsche Gesch. IV, 716) als gewiß hingestellt, obgleich Barbier (Dictionnaire des ouvrages anonymes II, 1098) und Quérard (Les supercheries littér. dévoilées II [2. éd.], 336) de Failly als Autor ausdrücklich nennen. Auch Döllinger lehnte sofort die Autorschaft Cazalès' ab; s. Friedrich, Döllinger II (München 1899), 163 u. 526—527. Treitschke bringt Görres mit der Schrift in Verbindung; er hat dabei nicht bloß die in dem Organ von Görres, den Hist.-polit. Blättern Bd. X, erschienene scharfe Kritik übersehen, sondern auch folgenden Ausspruch von Görres in einem Briefe an seinen Sohn vom 25. Mai 1842: ‚Die Prusse hat übles Blut gemacht, was Thiersch mit seiner Defension nicht sehr versüßt haben wird. Ihr werdet gelacht haben, daß Cazalès im Verdacht steht. Mich haben sie auch hineinmengen wollen; ich habe ihrer Bosheit nicht die Ehre anthun mögen, mit einem Worte zu widersprechen' (Görres, Ges. Briefe I, 465). Vermuthungen und Behauptungen ganz anderer Art finden sich in Varnhagen v. Enses Tagebüchern II, 47 (Berlin, 26. März 1842): ‚Auch gegen das Buch De la Prusse, das hier streng verboten ist, hat Lichnowsky dem Minister

verboten [1], aber damit keineswegs ‚in der Lethe stillen Strom versenkt'. Sie erregte in ganz Deutschland wie in Frankreich und Belgien die größte Sen-

v. Rochow einen Aufsatz geliefert, wiewohl er selbst an dem Buche, wie er behauptet, vielen Antheil hat.' S. 65 (29. April 1842): ‚De la Prusse endlich bekommen! Ein schlechtes Buch, von keinem Franzosen! Der schwerfällige Pedant sticht überall hervor. Unkunde mit äußerlichen Kenntnissen gemischt. Kein höherer Geist, viel gemeine Geschäftigkeit und viel alberner Schnack.' S. 56 (2. April 1842): ‚Bettine rühmt den Fürsten v. Lichnowsky, den der König nicht sehen will; sie möchte durch mich Humboldt für ihn in Bewegung setzen, worauf ich aber nicht eingehe. Er ist ohne Zweifel bei dem Buche De la Prusse betheiligt.' S. 58 (6. April 1842): ‚Verfasser des kirchlichen Theiles in dem Buche De la Prusse soll der Bischof Laurent in Luxemburg sein. Auch in Leipzig ist das Buch nicht mehr zu haben. Hier ist es in einigen Buchhandlungen zu haben, in andern nicht; die letztern scheinen vergessen worden zu sein.' Mehrfach wurde auch als Verfasser Montalembert genannt; s. Allgem. Zeitung 1842, Beil. Nr. 116. Die mündlichen Angaben Reichenspergers über die Entstehung von De la Prusse werden bestätigt durch einige Briefe Faillys an ihn, welche sich in seinem Nachlasse vorfanden. Am 20. Januar 1841 meldet Failly, daß er die Hälfte der Arbeit, im März 1841, daß er das Concept des Ganzen vollendet habe. Vorsichtig ist hier nur von der ‚Arbeit' (travail), meinem großen Werke (mon grand oeuvre) die Rede. Noch vorsichtiger gehalten ist ein nach dem Erscheinen der Schrift geschriebener, nur mit G. unterzeichneter Brief vom 21. November 1842, in welchem es heißt: P. [Pierre Wekbeker] vous a dit vrai, mon cher ami, je me suis en effet beaucoup intéressé au livre De la Prusse, ayant moi-même, comme vous le savez peut-être, souvent voyagé dans ce pays; je vous remercie donc des détails que vous avez bien voulu me donner, sur l'effet qu'il a produit en Allemagne; comme vous paraissez aussi assez curieux de savoir comment il a été accueilli en France, je vais vous donner à cet égard les renseignements que je me suis procuré; j'ai tout lieu de croire qu'ils sont puisés à bonne source. Dans la presse parisienne ce livre n'a eu que peu de retentissement; la Patrie, le Courrier, la France, le Globe, l'Union catholique, la Presse, la Phalange, la Revue critique et littéraire sont les seuls journaux qui en aient parlé *nominativement* et plusieurs assez longuement; tous sans exception ont reconnu dans ce livre un grand intérêt et *ne lui ont fait aucun des reproches qui lui ont été adressés par la presse allemande* ou du moins les lui ont fait beaucoup moins, mais aucun n'a admis le point de vue auquel l'auteur s'était placé, les journaux catholiques ne l'ont point trouvé *hérétique*, mais trop libéral, les feuilles libérales lui ont reproché son catholicisme — les journaux autres que ceux énoncés ci-dessus ont montré une certaine animosité contre cet ouvrage, le Journal des Débats et la Gazette de France ont formellement refusé d'en dire un seul mot et le premier poussait la mauvaise foi jusqu'à lui emprunter peu après un passage sans dire comme de juste où il l'avait pris. Le *National* allait même plus loin et faisait plusieurs articles sur l'Allemagne presque textuellement tirés de ce livre qu'il ne nommait cependant pas une seule fois. Du reste la plupart des journaux qu'ils aient ou non parlé spécialement de ce livre, ont reproduit les

[1] Siehe Allgem. Zeitung 1842, Nr. 87, und Archiv für Gesch. des Buchhandels XIV, 328.

sation und war bald vergriffen. Kein Geringerer als Johann Friedrich **Böhmer** urtheilte in einem Briefe an Hurter also: ‚Eine bedeutende Erscheinung **ist das** Buch De la Prusse. Wir haben kein deutsches über einheimische **Zustände**,

---

uns à la suite des autres touts les désaveus dont il est devenu l'objet de la part des hommes à qui il avait été publiquement attribué. Par un heureux hasard il se trouve que le libraire de Paris, chargé de la vente de cet ouvrage, est le mien aussi en sorte qu'en causant un jour avec lui j'ai pu avoir des détails plus précis et qui me font croire que ce livre a produit sur le public une sensation assez vive, car au mois de Mars, je crois il a été tiré à 1100 exemplaires et déjà plus de 900 sont écoulés, quoique l'Allemagne n'en ait pris que 250; les libraires de ce pays notamment celui de Frankfort ont été par ordre de l'autorité obligés de cesser la vente de ce livre et d'en renvoyer les exemplaires qu'ils avaient pris. Il a également pénétré en Belgique et à Genève où il s'est assez bien débité, mais je ne crois pas qu'il y en ait eu aucun dépôt de fait en Angleterre; en tout résumé l'éditeur m'a paru satisfait de l'écoulement de sa publication, ce qui est la meilleure preuve de l'impression qu'elle a produit sur le public; il m'a assuré que les ouvrages de Cousin et de Lherminier sur l'Allemagne n'avaient pas eu à beaucoup près un débit aussi considérable et quoique parus depuis 4 ans leur première édition à 600 exemplaire serait encore non épuisée, ce qu'il y a de certain, c'est qu'il lui a été fait beaucoup de demandes sur l'auteur et que le précepteur des enfants de Louis Philippe lui en a formellement demandé le nom. Voilà, mon cher ami, tout ce que j'ai pu savoir, mais en voilà j'espère assez pour satisfaire votre curiosité. Der nächste Brief Faillys ist vom 15. September 1843; da derselbe durch Peter Welbeker überbracht wurde, enthält er deutlichere Angaben über die in Frage stehende Schrift. Er beginnt also: Mon cher Reichensperger, je profite avec empressement du court séjour que Pierre vient de faire chez moi pour vous donner de mes nouvelles, car je veux espérer que je ne suis pas tout à fait sorti de votre souvenir malgré l'interruption *forcé* de notre correspondance. Cette nécessité de renoncer pour quelque temps au plaisir de m'entretenir avec vous a été pour moi l'un des revers de la médaille de la publication de *mon* livre; j'ai du en effet dans la crainte de vous compromettre cesser de vous écrire, croyez cependant que je n'ai pas discontinué de me préoccuper de tout ce qui vous intéresse. Folgen persönliche Mittheilungen ohne weiteres Interesse. Failly fährt dann fort: Maintenant vous voici au courant des principaux évènements de ma vie depuis que je n'ai plus eu le plaisir de vous voir; il me resterait à vous parler un peu plus longuement des destinées de notre enfant commun, mais Pierre vous donnera à ce sujet tous les détails; je dois vous dire en deux mots qu'il a fait assez bien son chemin, car l'édition tirée à 1100 est à peu près épuisée et avant 3 ou 4 mois elle le sera entièrement; je suis heureux de ce résultat moins comme satisfaction d'amour propre, car je ne me fait pas illusion sur la part que j'ai eu dans ce travail, puisque je n'ai fait que mettre par écrit des idées que vous m'avez presque toutes fournies, mais surtout par ce je crois ce livre utile à nos deux pays, à la France principalement. De Failly schrieb außerdem noch zwei Schriften, von welchen die erstgenannte sehr selten ist: 1. Au comité du travail de l'assemblée nationale. Paris s. a. 2. Destruction du paupérisme et de l'influence exclus. de la bourgeoisie des villes etc. Caen 1854.

welches so auf Thatsachen gegründet wäre. Das Innere des alten Königs von Preußen und der (nicht gestorbenen) preußischen Verwaltung durchblickt der Verfasser wie Tacitus die Seele des Tiber. Und doch ist es das Werk eines Franzosen. Die Anzeige in der Allgemeinen Zeitung ist von empörend schiefer Auffassung. So wenig versteht man noch bei uns die Gerechtigkeit, daß, wenn einer für die Freiheit der Katholiken spricht, er doch als Hasser des Protestantismus dargestellt wird, obgleich er zugleich der trefflichste Fürsprecher für die Lutheraner ist.' [1]

Nicht so günstig lautete das Urtheil auf streng katholischer Seite, wie es in den Historisch-politischen Blättern zum Ausdruck kam. Die große Bedeutung der Schrift wird auch hier voll anerkannt. ,Mit diesem Buche und der Bülow-Cummerowschen Schrift beginnt — was wir auch über den Inhalt beider denken mögen — eine neue Aera der deutschen politischen Literatur. Deutschland und Europa waren schon längst des schalen, doppelzüngigen Lobpsalmes über Preußen mit seinen banalen Phrasen, seinen Reticenzen, seinen arrière-pensées herzlich satt und müde. Von jetzt an wird dieser Staat Gegenstand einer männlichen, freien Kritik.' Widerspruch erheben dagegen die Historisch-politischen Blätter zunächst wegen der leidenschaftlichen Bitterkeit gegen Preußen, an welches der Allerweltsmaßstab des französisch-liberalen Repräsentativstaates angelegt werde; so habe, trotzdem der Verfasser im Thatsächlichen weitaus besser als die meisten seiner Landsleute unterrichtet sei, nur ein schiefes Bild entstehen können. Noch ungleich bedauerlicher aber sei, daß das theoretische System der Schrift De la Prusse eine Vermischung großer praktischer Wahrheiten mit tiefgreifenden, gefährlichen Irrthümern enthalte. Zu jenen rechnet der Kritiker der Historisch-politischen Blätter die Ueberzeugung, daß die Kirche ihrer Natur nach nie und nirgends ein Bündniß mit dem Absolutismus schließen könne, daß wahre politische Freiheit auch der Sache des christlichen Glaubens zu gute komme, endlich daß ohne die Kirche die politische, von Europa ersehnte Freiheit eine unerreichbare Utopie sei.

Als irrig und gefährlich bezeichnet dagegen der erwähnte Beurtheiler es, wenn die Schrift De la Prusse die wahre Freiheit allein in dem Princip der Volkssouveränität suche, kraft deren jede Gewalt und Obrigkeit auf Erden nichts sein solle als ein ihr von allen im Lande lebenden Menschen übertragener öffentlicher Dienst. ,Der Verfasser des interessanten Buches

[1] Janssen, Böhmer II, 332—333. Die Besprechung, auf welche Böhmer Bezug nimmt, steht in der Allgem. Zeitung von 1842, Beil. Nr. 115. Bei aller Polemik muß der Kritiker zugeben: ,Er (der Verfasser von De la Prusse) kennt uns zum Erschrecken bis ins Innere hinein, sieht uns sozusagen nackt und bloß in unserem Zustande.'

verwechselt schlechthin Freiheit und Demokratie auf der einen, monarchische Gewalt und Absolutismus auf der andern Seite. Sein Fundamentalirrthum liegt nicht darin, daß er den Staatsabsolutismus für den gefährlichsten Feind der Kirche, sondern darin, daß er die Lehre und Praxis der Volkssouveränität für eine Waffe gegen das Princip des Absolutismus hält und demgemäß die Katholiken auffordert, Schutz und Hilfe an Orten und Enden zu suchen, wo weder Schutz noch Hilfe zu finden ist.' Wenn der ‚Unbekannte' nicht mehr an ‚die Erlösung glaubt, welche die Legitimität, wie sie heute verstanden wird, der Kirche bringen könnte, aber von der Volkssouveränität das tausendjährige Reich erwartet', so vertritt sein Kritiker die Ansicht, ‚daß die Verfechter der Kirche ihre Hoffnung weder auf das eine noch auf das andere System, sondern allein auf Gott den Herrn, ihren Gott, und auf die stets siegreiche Kraft der Wahrheit vertrauend, sich nach jeder von beiden Seiten vor falschen Allianzen hüten sollen.'[1] Zu dieser Anschauung hat sich später auch August Reichensperger durchgerungen. Ein Anhänger der echten Freiheit und in diesem Sinne ein wahrer Liberaler ist er stets geblieben.

Reichensperger wurde auch in den so sehr erregten Tagen des Kölner Kirchenstreites durch seinen im Grunde allen extremen kirchlichen wie politischen Richtungen abgeneigten Sinn alsbald wieder in die richtige Bahn gebracht[2]. Auch seine damals sehr stark ausgeprägte antipreußische Stimmung verlor sich unter der Regierung Friedrich Wilhelms IV.; wenngleich ihm das Wort Ancillons von der Nothwendigkeit der Protestantisirung der katholischen Rheinlande eine stete Warnung vor allzu großem Vertrauen blieb, so nahm er doch fortan stets eine so correcte Haltung ein, daß man ihn später vielfach sogar als einseitigen ‚Preußen' bezeichnete.

Für die Klärung von Reichenspergers politischen und religiösen Ansichten war fortwährend das Studium der Schriften von Görres von entscheidender Bedeutung. ‚Meine Sinnesänderung ist das Werk von Görres, ihm verdanke ich alles', sagte er wiederholt. ‚Begeisterter Seher und zugleich scharfsinnigster Forscher fast auf allen Gebieten des Wissens, schlicht und anspruchslos im höchsten Grade, und doch auch wieder, wo es den Kampf für seine

[1] Hist.-polit. Bl. X, 1 ff. 165 f. 229 f.

[2] Daß die Ausführungen der Schrift De la Prusse durch die Uebertreibungen von der andern Seite hervorgerufen wurden, erkennt auch der Kritiker der Hist.-polit. Bl. X, 4 an. ‚Haben wir ein Recht,' fragt er, ‚uns über den Inconnu, der die Volksherrlichkeit predigt, zu verwundern, wenn ein ehemaliger Minister noch vor wenigen Jahren den Elbinger Kaufleuten ankündigte: Des Unterthanen Gewissen gehe schlechthin in dem Befehle seines Landesherrn auf, und es sei frevelnder Fürwitz, sich auch nur ein sittliches Urtheil über dessen Regentenhandlungen zu erlauben?'

Ueberzeugung von Recht und Wahrheit galt, ein furchtbarer, unermüdlicher, unüberwindlicher Streiter; opferwillig ohne Maß, überhaupt jeder Eigensucht fremd — so geartet, würde Görres längst durch allgemeinen Zuruf die glänzendste Krone zu theil geworden sein, wenn nicht durch unser armes Vaterland jener unselige Zwiespalt ginge, der sogar in edlern Naturen den Sinn für Recht und Billigkeit verdunkelt, sobald das Partei-Interesse irgendwie in Frage kommt.' Auch auf die Kunstanschauungen Reichenspergers hat sein großer rheinischer Landsmann sehr bestimmend eingewirkt[1]. In innigster Dankbarkeit hat er es bis an sein Lebensende betont, welch segensreichen Einfluß der Verfasser des ,Athanasius' auf ihn ausgeübt. Letztere Schrift, bemerkte er, ,wirkte wie ein Gewitter'.

Zeitlebens hat Reichensperger das Andenken an Clemens August[2] wie dasjenige an Görres mit rührender Treue hochgehalten. In seinem Studirzimmer stand ein Gipsabguß der durch Schorb gefertigten Marmorbüste von Görres; dort hing auch die Todtenmaske des Titanen. ,Wie wenig auch der Name von Görres eines Gedenksteines bedarf, um fortzuleben durch die Jahrhunderte,' schrieb Reichensperger im Jahre 1850, ,so entbindet dies doch nicht der Pflicht der Erkenntlichkeit.' Er befürwortete deshalb die Errichtung eines Görresdenkmals in Koblenz; ,seine Vaterstadt würde sich dadurch selbst ehren, indem sie solchergestalt eine kleine Abschlagszahlung machen würde auf dasjenige, was das gesamte Vaterland einem seiner größten Männer schuldet.'[3] Im Jahre 1855 sorgte er mit Prof. Ernst v. Lassaulx dafür, daß dem ,rheinischen Vorkämpfer für kirchliche und politische Freiheit' im südlichen Querschiffe des Kölner Domes ein Farbenfenster gestiftet wurde. ,In passenderer Weise konnte das Andenken des Mannes wohl nicht geehrt werden, in dessen Geiste Wolfgang Menzel die frappanteste Analogie mit den alten Dombaumeistern erkennt.' Ungemein schmerzlich empfand es Reichensperger später, daß auf dem Sockel zu der Reiterstatue Friedrich Wilhelms III., welche den Heumarkt zu Köln schmückt, ,unter den rheinländischen Berühmtheiten der Freiheitskriege ein Ernst Moriz Arndt figurirt, während unser großer Görres darauf angewiesen ist, durch seine Abwesenheit zu glänzen. Wie auf dem literarischen, so spielt auch auf dem artistischen Gebiete das systematische Todtschweigen eine Hauptrolle[4].

---

[1] Ueber Görres' Kunstansichten vgl. Galland, J. v. Görres S. 585 f.

[2] Er bewahrte von demselben ein Autograph aus der Festung Minden: ,Lasset die Kleinen zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich.'

[3] Noch im Jahre 1894 beklagte Reichensperger mir gegenüber angesichts des Denkmals für den General v. Goeben, daß Koblenz seine Ehrenpflicht noch nicht erfüllt habe.

[4] Vgl. hierzu eine ähnliche Aeußerung in der Schrift ,Zur neuern Gesch. des Dombaues' S. 58, Anm. S. auch Kölner Domblatt 1856, Nr. 134.

Zufolge eines gewissen ‚Fortschritts‘ wird die Geschichte nicht bloß tendenziös geschrieben, sondern auch tendenziös in Kunstwerken dargestellt. Wer nur oberflächlich in der Geschichte unserer Freiheitskriege orientirt ist, kennt die Bedeutung des vertrauten Freundes von Stein und Scharnhorst, des Herausgebers des Rheinischen Merkur, der wie Posaunen- und Trompetenschall das Mark des deutschen Volkes erschütterte, so daß ihn Napoleon den ‚vierten Alliirten‘ nannte. Aber freilich die Donnerstimme von Görres hat nicht bloß das Volk gegen den mächtigen Eroberer aufgerufen, sondern sie hat sich auch für das Recht und die Freiheit der katholischen Kirche vernehmen lassen; er war „Ultramontaner“. Das aber verzeihen diejenigen nie, die stets für andere den Satz im Munde führen, daß die Religion mit der Politik nichts zu schaffen habe.‘ [1]

Jüngern Freunden gegenüber ward Reichensperger nicht müde, auf die Schriften von Görres hinzuweisen. ‚Das ist Löwenmark,‘ pflegte er zu sagen; ‚wenige haben die deutsche Sprache so in ihrer Gewalt gehabt wie unser genialer rheinischer Landsmann, der in geradezu einziger Weise Geschichte, Philosophie und Poesie in sich verband; Görres ist der größte Genius, der seit Jahrhunderten auferstanden.‘ [2] Hinsichtlich der Görres-Gesellschaft empfand Reichens-

[1] Unter den Tagebuchnotizen des Jahres 1860 findet sich die Bemerkung: ‚Görres war Höllenstein für das faule Fleisch der modernen Gesellschaft.‘ Im Februar 1874 beklagte Reichensperger in einem besondern Artikel der Köln. Volksztg., daß in der Vorhalle des Berliner Reichstagsgebäudes unter den Bildnissen von Männern, welche den Aufschwung des deutschen Geistes in neuerer Zeit vergegenwärtigen sollten, Görres fehlte.

[2] ‚Die Werke dieses Genies ersten Ranges‘, schrieb Reichensperger im Jahre 1874, ‚sind ihrem Kern und Wesen nach für alle Zeiten geschrieben, nur daß je nach dem Wechsel der Zeiten bald diese bald jene Schrift wieder an die Tagesordnung kommt. Auf die augenfälligste Weise bestätigt sich dies in unserer Gegenwart. Die Stimme, welche aus den Schriften herübertönt, deren Mittelpunkt der „Athanasius“ bildet, ist die des tief denkenden, ernst mahnenden, anfeuernden Rufers in den Kämpfen zwischen byzantinischer Staatsallgewalt und christlicher Freiheit. Aber auch noch andere wenig gekannte und genannte Schriften unseres großen Mitbürgers gemahnen einen, als ob sie für den heutigen Tag verfaßt seien. Insbesondere gilt dies von folgenden: „Kirche, Staat und Cholera“ (1837), „Der Kampf der Kirchenfreiheit mit der Staatsgewalt in der katholischen Schweiz, am Ubligenschwyler Handel dargestellt“ (1836), „J. H. Voß und seine Todesfeier“ (1826), „Kurfürst Maximilian der Erste an den König Ludwig von Baiern bei seiner Thronbesteigung“. Beim Lesen der Schrift über den Ubligenschwyler Handel z. B. glaubt man gewissermaßen eine Vorprobe in kleinerem Kreise zu dem Stücke zu sehen, welches dermalen auf der Reichsbühne aufgeführt wird. Als Beleg hierfür sei nur eine Stelle aus derselben hier mitgetheilt, wie dringend auch die Versuchung ist, ganze Seiten ohne irgend eine Weglassung abzudrucken. Nachdem Görres angeführt, wie die katholische Kirche die Zielscheibe so vieler Angriffe und Verdächtigungen sei, als ob all ihr Sinnen und Trachten dahin gehe, auf unrechtlichen Wegen Recht zu erschleichen und durch kühne Griffe den Staat und Gott weiß wen

perger es ‚sehr schmerzlich, daß dieselbe nichts für eine Wiederbelebung der Schriften ihres Patrons that‘. Bis in sein letztes Lebensjahr hinein mahnte

---

sonst noch zu beeinträchtigen, fährt er fort: „Und so die Kirche solches auch wollte — sie, die größte und reinste sittliche Verbindung, die es auf Erden je gegeben —, was vermöchte wohl die Waffenlose, die kein Mittel hat, einigen Harm zu thun, und der die Lehre, zu der sie sich bekennt, selbst den Willen dazu verbietet, gegen den übermächtigen Staat, dem Armeen, dienstbare Geister ohne Zahl, Polizei und Gendarmen und was sonst der Art zu Gebote stehen? Ihr müsset wohl unheilbar krank sein in eurem Gewissen und von überaus schwachen Nerven, daß ihr mit solchen Mitteln, der gänzlich Wehrlosen gegenüber, gar nicht aus dem Zittern und Beben kommt und euch nur durch Vernichtung ihrer Rechte, ja durch ihre gänzliche Erlähmung und Ertödtung eurer panischen, gespenstischen Furcht zu entledigen wißt? — — Laßt der Kirche nur das Ihrige, gebt ihr das widerrechtlich an euch Gebrachte zurück, und sehet dann, ob sie nach dem, was euch von Rechten und Sachen angehört, auch nur gelüsten könnte! Dann aber würde euch freilich wie ein Rauch unter den Händen schwinden, worauf ihr so groß sprechet, was ihr der Kirche und ihren Gliedern als eine übermäßige Großmuth und überschwängliche Gnade anrechnet, und was ihr von niederträchtigen Gesellen, die überall nur der Gewalt zu Maule reden, in Zeitungen dort und anderwärts täglich als die edelmüthigste Munificenz ausrufen und anpreisen lasset, während ihr doch in Wahrheit nur aus ihrem eigenen vorenthaltenen Besitzthume sie beschenkt und aus ihren eigenen Taschen nur und spärlich genug bezahlt. So ist es um die Rechte und die Freiheiten der Kirche bestellt, die schon gewesen, ehe ihr waret, und noch sein wird, wenn jede Spur eures Daseins längst erloschen ist und ausgetreten. Was die Kirche besitzt, hat sie rechtlich erworben, rechtlich besessen und rechtlich fortgeerbt. Ihr aber, die ihr sie anzustoßen waget, weist die Documente auf, wann und wo sie selbe aufgehoben, auf- und weggegeben hätte! Was immer jenes Gesetz, auf welches zu berufen ihr euch nicht schämt, sagen möge: seit wann ist irgend jemand ermächtigt, das erwiesene Recht eines andern, eines solchen, der ganz und gar sein Unterthan nicht ist, als aufgehoben zu erklären und eine solche Erklärung ein Gesetz zu nennen? Solch eine Usurpation ist kein Gesetz; sie schändet die heilige Würde der gesetzgebenden Gewalt, die zum gemeinen Raube sich erniedrigt und den Frevel unter der Larve des Gesetzes birgt. Mit gleichem Fuge, wie dieses angebliche Gesetz in einem Schlage die Rechte der Kirche vernichtet, könntet ihr alle Rechte als aufgehoben erklären, das Eigenthum, die persönliche Sicherheit oder welches göttliche oder menschliche Recht ihr sonst noch wollt; denn das Princip des Verfahrens und die Folgerung daraus ist völlig die gleiche. Dann aber sehet zu, wie ihr den Frieden und die Ruhe in einem solchen Staate handhabt, den diese Grundsätze in eine Räuber- und Diebeshöhle umgeschaffen." — Erwäge jeder bei sich, wie viel von dem aus Anlaß des damaligen in der Schweiz geführten „Culturkampfes" Gesagten auf den unter uns immer heißer entbrennenden Kampf passen mag. Zu solchen Erwägungen bieten, wie gesagt, den reichsten Stoff die nicht genug zu empfehlenden Schriften des Mannes dar, von welchem es in dem seinem Andenken im Jahre 1848 gewidmeten Nachrufe mit Recht hieß: „So ist untergegangen der Stern des Rheinlandes, die Zierde Deutschlands, eine Warnungsstimme vor Gefahr, ein zweischneidig Schwert gegen Lug und Gewalt, ein Vorkämpfer für Freiheit, Recht und Wahrheit. Darum wird sein Andenken fortleben, und die mit ihm verbundenen Glaubensgenossen werden seiner Seele in dankbarer Liebe ihr Gebet zuwenden."' (Köln. Volksztg. Erstes Blatt vom 1. Februar 1874.)

er in dieser Hinsicht. ‚Es ist meine fixe Idee,‘ schrieb er mir noch im Jahre 1894, ‚Görres muß popularisirt werden.‘ Noch am 6. Mai 1895 dictirte er vom Krankenbett folgende an Pfarrer Gustav Helm in Ziegelhausen gerichteten Worte: ‚Der Name von Görres wird als Firma gründlichst ausgenutzt, seine Schriften läßt man im Dunkel verschwinden, obgleich unsere meisten sogen. Klassiker wahre Knirpse im Vergleich mit demselben sind. Eine sogen. Groschenausgabe ausgewählter Schriften und Briefe von Görres müßte nothwendig erscheinen. Ein großer Theil unseres Clerus hat schwerlich auch nur den ‚Athanasius‘ gelesen. Sehr vieles von seinen Schriften paßt noch vollkommen in unsere Zeit, das weitere ist jedenfalls hochwichtig für die Geschichte unserer Literatur und unseres Vaterlandes. In diesen Schriften steckt ein gewaltiges geistiges Kapital; sie bekunden einen ganzen Mann, und mitunter leuchtet in denselben ein ganzes Feuerwerk echter Poesie.‘ [1] Immer wieder kehrte Reichensperger zu den Schriften des unvergleichlichen Mannes zurück; mit Vorliebe las er Stellen aus Görres' herrlichen ‚Familienbriefen‘ im engern Kreise vor.

Nachdem Reichensperger wieder überzeugungstreuer Katholik geworden, zog es ihn mächtig nach dem Mittelpunkt der Kirche. Seine Begeisterung für den Verfasser des ‚Titan‘ hatte schon lange den Wunsch nach einer italienischen Reise in ihm rege gemacht [2]. Aus gesundheitlichen Gründen rieth ihm überdies sein Arzt ‚zum Zwecke einer Veränderung der Diät und seiner ganzen Lebensweise zu einem Aufenthalt in einem milden südlichen Klima, fern von allen Amtsgeschäften und unangenehmen Eindrücken des Lebens‘. Infolgedessen kam Reichensperger am 4. August 1839 um einen halbjährigen Urlaub, vom 1. November an gerechnet, ein; am 29. August ward ihm derselbe bewilligt.

---

[1] Wie wenig Görres' Schriften gegenwärtig unter den Katholiken gelesen werden, constatirte u. a. auch die Frankf. Ztg. in ihrem Feuilleton vom 22. Juni 1896. Selbst die fünfzigjährige Todesfeier v. Görres' ging vorüber, ohne daß die seinen Namen tragende Gesellschaft literarisch für sein Andenken eintrat. Jetzt endlich erschien als zweite Vereinsschrift für 1899 eine dankenswerthe, kleine Abhandlung von Dr. A. Wibbelt über ‚J. v. Görres als Literarhistoriker‘.

[2] Wie in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts der ‚Titan‘ häufig die Richtung der italienischen Reisen seitens der Deutschen bestimmte, darüber vgl. z. B. Fr. H. v. d. Hagen, Briefe in die Heimat I, 247.

III.

Italienische Reise.

1839—1840.

1.

Im October des Jahres 1839 trat Reichensperger über Paris seine große Reise nach dem klassischen Lande der Kunst und dem Sitze des Papstthums an; er führte auf derselben ein genaues Tagebuch, in welchem er nicht allein alles, was er Bemerkenswerthes sah und hörte, notirte, sondern auch von den hervorragendsten Gebäuden und schönsten Gegenden Skizzen und Zeichnungen aufnahm [1]. Außerdem richtete er an die Seinigen sehr ausführliche Reisebriefe. ‚Gestern‘, heißt es in dem ersten ‚Paris den 28. October‘ datirten Berichte an ‚Mutter, Tante und Schwester‘, ‚sind meine Wenigkeit tüchtig zusammengeschüttelt in hiesiger Hauptstadt angelangt. Der letzte Blick, den ich auf Sie, liebes Mütterchen, werfen konnte, war ein recht wehmüthiger, und es regte sich in meinem Innersten so etwas von Reue und Leid über meine Reiselust. Aber an Umkehren war nicht zu denken, und so ging's denn weiter.‘ Reichensperger erzählt dann, wie er in Köln ‚recht andächtig‘ den Dom besucht, den Dom, ‚für den ich unter allen leblosen Dingen am meisten schwärme‘.

In Paris besuchte er seinen Freund de Failly und lernte Guido Görres näher kennen, der sich damals wegen seiner Studien über die Jungfrau von Orleans in der französischen Hauptstadt aufhielt. Reichensperger half ihm, ‚soviel seine Zeit es erlaubte, bei seiner Arbeit. Ich bitte,‘ fügt er in seinem Briefe hinzu, ‚nichts hiervon in Koblenz zu erwähnen, da die Demagogenriecher gewiß nicht ermangeln würden, gleich Gott weiß was für Absurditäten aus dieser Bekanntschaft zu folgern.‘

Seine weitern Erlebnisse schildert der Reisende in einem Briefe vom 16. November 1839 aus Marseille, ‚der Hauptstadt und Königin des Mittelmeeres‘:

‚Am 7. nachmittags 2 Uhr war es, als ich aus Paris heraus wollte, nachdem ich die letzten Tage in eiliger Hast noch dazu verwendet hatte, um diese unerschöpfliche Fundgrube soviel wie möglich auszubeuten. So kam mir denn die Postwagenruhe, wenigstens anfangs, gar nicht ungelegen, zumal da ich einen ganz erträglichen Platz vorne im Coupé einnahm, und zwar zur

---

[1] Als Probe gebe ich eine Nachbildung von Reichenspergers Zeichnung von S. Benedetto bei Subiaco.

Seite einer Pariser Nonne (notabene einer echten, im strengsten Sinne des Wortes), die zwar etwas ältlich, im übrigen aber recht gut und lieb war und mir manches Interessante über ihren Orden (St. Vincenz von Paula glaube ich) und dessen Missionen im Orient mittheilte. Wir schieden als recht gute Freunde, nachdem ich sie gebeten hatte, mir gelegentlich durch Einschluß in ihr Gebet ein Steinchen aus meinem Himmelswege wegzurollen. Sie blieb in Avallon, wo ein sterbender Vater auf ihren Trost harrte. Es hat etwas sehr Demüthigendes für uns ordinäre Weltkinder, eine solche Aufopferung mit einer solchen ruhigen Heiterkeit verbunden zu sehen, und es gemahnt einen fast, als ob man mit all seinem Wissenskram und savoir-faire doch recht tief unter einer solchen Kuttenträgerin stände, die nichts hat als den guten Gedanken an Gott. Es ließe sich viel darüber grübeln und fragen. — Weiter ging es über die hohen Bergrücken des Côte d'Or nach Châlons. Besagter Côte d'Or sah übrigens nichts weniger als golden aus und hätte wenigstens zu der Zeit weit eher den Namen Côte de boue verdient — nur mit Mühe schleppten uns endlich sechs rüstige Gäule hinab ins Saônethal. Châlons ist gar nichts Besonderes, und schon am andern Morgen schwamm ich hinab nach Lyon, obgleich Wind und Wetter ihr möglichstes aufboten, unser Vorhaben zu vereiteln. Die Ufer nehmen nun schon einen südlichen Charakter an, die Häuser strecken sich in die Höhe, die Dächer werden flacher, überall sieht man Landhäuser an den Bergabhängen umhergestreut. Das Schönste aber, was sich präsentirte, war der Montblanc, welcher in den ersten Morgenstunden, während welcher der Himmel noch glänzend blau war, sein weißes Haupt über die Alpen erhob, wie ein König über seine Vasallen. Gegen 3 Uhr trafen wir in Lyon ein, wo denn gleich als début ein großes Spektakelstück mit einem dortigen Packträger aufgeführt wurde, der für den Transport meiner Sachen und des Koffers eines jungen Parisers, dem ich mich associirt hatte, nicht mehr und nicht weniger als drei Franken haben wollte, und die Sache gedieh so weit, daß die Faust des Trägers und der Stock meines Reisegefährten, dem ich das ganze pouvoir exécutif übertragen hatte, sich schon schlagfertig begegneten, in welchem Augenblick eine vermittelnde Macht in der Person des Wirts dazwischentrat und der Träger mit zwei Franken fluchend abzog. Bei dieser Gelegenheit sei denn überhaupt ein für allemal gesagt, daß solche und ähnliche Stücke bei jeder Ankunft spielen, weshalb denn auch in der Regel die Reisenden sich vorher zu Schutz- und Trutzbündnissen vereinigen. Ueberhaupt scheint die Localpolizei im südlichen Frankreich noch ziemlich im Argen zu liegen. Nicht allein Engländer und Deutsche klagen übrigens in dieser Beziehung, sondern auch die Franzosen selbst, welche diesen Mangel an Energie seitens der Behörden durch den Respect erklären, welchen die letztern vor den Tigerkrallen des hiesigen Pöbels



Aus Reichenspergers Italienischem Skizzenbuch.

haben, die sich schon mehr als einmal auf eine gar unsanfte Art haben vernehmen lassen. Man sieht den Leuten das Leidenschaftliche auch gleich auf den Gesichtern an. In Lyon blieb ich nur kurze Zeit und schied ohne Bedauern. Enge Straßen mit sieben- bis achtstöckigen Häusern, die fast alle jeder Zierde entbehren und dabei durch den ewigen Kohlendampf der Fabriken einen wahren Schornsteinfeger-Teint zur Schau tragen, machen die Stadt zu einer gewaltigen, unheimlichen Industriekaserne, und nur die herrliche Aussicht, welche man von ihren Höhepunkten genießt, können einigermaßen mit ihr aussöhnen. Das Aeußere dieser Fabrikstadt steht in einem eigenthümlichen Contraste mit ihrem Fabrikate, den herrlichen Seidenstoffen, deren blendende Farbenpracht und Eleganz selbst den Regenbogen lächerlich machen. Die Geschäfte gehen übrigens sehr schlecht, woran hauptsächlich die amerikanischen Geldverlegenheiten schuld sein sollen. Das nächste Ziel meiner Reise war nun Avignon.

‚Der Rhonefluß nahm schon bald einen für mich ganz fremdartigen Charakter an. Anfangs kamen Partien, die vom Rhein copirt zu sein schienen; namentlich wurde ich öfters an die Landschaften von St. Goar und Oberspay erinnert, je nachdem die Kunst oder die Natur vorwaltete. Wie es aber weiter nach Süden ging, wurden die Gegensätze immer schroffer. Nackte graue Felsen wechselten mit weiten Ebenen ab, auf welchen nur eintönige, niedrige Oliven oder Maulbeerbäume standen. Auf den kühn geformten Felsen sah man ebenso kühne Burgen; die Dörfer sahen alle wie Ruinen aus, da die flachen Dächer nur die Wände erscheinen ließen, welche alle aus weißgelbem Sandstein aufgeführt sind. Das Ganze macht einen schauerlichen Eindruck und erinnert immer an die Sonne und den Sand der Wüste. Besonders trägt die Gegend um Avignon diesen Charakter, welcher sich indes hier durch die großartigsten Trümmer und Bauwerke aller Art zur wahren Erhabenheit steigert. Man sieht, daß noch mächtigere, wenigstens gewaltsamere Zerstörer als Wind und Sonne und Zeit hier gehaust haben, Hannibal und die Saracenen und endlich die Sansculotten, die Hunnen des 18. Jahrhunderts. Ich habe nie eine Stadt gesehen, welche auf mich einen so eigenthümlichen, fast märchenhaften Eindruck gemacht hätte, wie Avignon. Ueberall ringsumher auf gewaltigen Felsen die massenhaften Bauten aus Quadern, die oft aus dem Felsen selbst gebrochen sind, so daß Natur und Kunst sozusagen ineinander schwelgen und es aussieht, als ob so ein Felsblock es sich auf einmal hätte einfallen lassen, sich pflanzenhaft organisch zu gestalten. Das imposanteste Bauwerk ist jedenfalls das Schloß der Päpste, welches fünf derselben im 14. Jahrhundert bewohnt haben. Es spiegelt diese gewaltige Burg so recht getreu das Papstthum des Mittelalters wieder, geharnischt vom Kopf bis zu den Füßen, den Kreuzesstab in der einen Hand, die andere am

Griff des Schwertes; man weiß nicht, ob das Ganze mehr eine Festung oder einen Palast vorstellen soll. Die majestätischen Gewölbe, in welchen sonst bepurpurte Cardinäle einherstolzirten, sind jetzt mit rothen Krapphosen bevölkert — das Gebäude dient als Kaserne. So ist die herrliche Burg des René, Grafen der Provence, des Königs der Troubadours zu Tarascon, gar in ein Gefängniß umgewandelt; ihre Mauern, so massiv sie auch sind, müssen vor Weh vergehen, denke ich, wenn sie jetzt statt der süß hinschmelzenden Liebeslieder Flüche und Kettengerassel anhören und gar wiederhallen müssen. Neben dem interessanten Rückblick in die Vergangenheit gewährt die Burg zu Avignon auch noch eine herrliche Aussicht in die Gegenwart, zudem man von ihrer Höhe herab ein prachtvolles Panorama übersieht: die Ufer der Rhone zugleich und die der Durance, den stattlichen Montventoux und in der Ferne die zackigen Berge bei Marseille. — Den Kopf voller Betrachtungen, wendete ich Avignon den Rücken, um über Tarascon und Beaucaire nach Nîmes mich zu begeben.

‚Marseille, 19. November.

‚Ich weiche für einige Augenblicke von der chronologischen Methode ab, um Sie von der allerneuesten Wirklichkeit zu unterhalten, indem ich bitte, mich auf einen Ausflug nach Toulon zu begleiten; leider kann es nur im Geiste und nicht in der Wahrheit geschehen. Wie oft, wie oft sind mir schon die Siebenmeilenstiefel und der Faustmantel eingefallen, weniger damit sie mich der leidigen Wagen und der Herren Packträger überheben möchten, als damit ich, wenn die Beschwernisse und Plackereien überstanden sind, diejenigen immer hurtig zur Hand haben könnte, ohne deren Gegenwart keine Freude eine ganz vollkommene sein kann, da immer die Sehnsucht daran nagt und zehrt. Aber auch nur in den Augenblicken des wahren Genusses empfinde ich die Trennung von Ihnen schmerzlich, meistens also ist es mir lieb, daß ich mutterseelenallein bin und alle die mancherlei Plackereien und Strapazen nur auf meinen Schultern trage, die müssen und sie tragen können und sich leicht in das Nothwendige fügen. Zum Glück befand ich mich in ganz angenehmer Gesellschaft. Mein Reisegefährte war nämlich ein gewisser Herr Delmas, welcher mit mir dasselbe Gasthaus bewohnt und die intimste und angenehmste Bekanntschaft ist, welche ich bisheran auf meiner Reise gemacht habe. Er ist Präfecturrath und Generalsecretär vom Departement des hautes Alpes und befindet sich lediglich zu seiner Erholung hier. Es ist ein junger, in Paris gewürfelter Mann, der sich seines Lebens zu freuen weiß. Sein Onkel, welcher Admiral en retraite ist, hatte ihn mit gewichtigen Empfehlungen nach Toulon versehen, und so konnte es mir also nur angenehm sein, als er mir anbot, diese Excursion mit ihm zu machen. Die Briefe verfehlten ihre Wirkung

nicht. Nicht bloß wurde uns alles auf das genaueste und mit der größten Zuvorkommenheit gezeigt und erklärt, sondern man stellte uns auch noch ein Boot zur Disposition, welches uns nach einem eine Stunde vom Hafen liegenden großen Hospital und von da zu einem Kriegsschiffe bringen sollte, und zwar ein Boot, welches schon eine Rolle in der Weltgeschichte gespielt hat, indem es den Napoleon von seiner Fregatte von Elba ans Land brachte. Jetzt steht es einem hohen Hafenbeamten zur Disposition. Wir griffen natürlich bereitwillig zu, und so schossen wir denn pfeilschnell in dem prachtvollsten Sommersonnenschein unter dem blauen Himmel über die spiegelglatte Meeresfläche hin. Zehn Galeerensclaven, bewacht von einem Soldaten, führten jeder ein Ruder mit einer Bravour, die von langer Praxis zeugte, und wir saßen da auf unsern Decken wie die Mameluckenprinzen, während der Patron hinter uns in seinem stattlichen Seemannscostüm das Steuerruder führte. Aber Spaß à part, indes ich doch gestehen muß, daß es mich wahrhaftig wehmüthig stimmte, wie ich die armen Teufel in ihrer gelbrothen Uniform mit den verwüsteten Gesichtern sich so für unser Pläsir abarbeiten sah; ich tröstete mich indes mit dem Gedanken, daß wir ihre Lage keineswegs verschlimmerten, vielmehr im Gegentheil ohne unsere Promenade sie nicht ihrer Arbeit, wohl aber unser Trinkgeld ihnen entgangen wäre. Toulon selbst ist ein trauriges Nest, aber seine Lage ist herrlich; hohe, nackte Felsberge liegen unmittelbar dahinter (auf denen Napoleon sich seine Sporen gewann), nach unten laufen sie allmählich ins Meer aus und sind mit dunklem Grund und freundlichen Landhäusern bedeckt. An den ungeheuern Hafen, worin wohl 50 Seeungethüme dermalen ihre Siesta abhalten, schließt sich die erste Rhede und an diese die zweite, zwei Buchten von großem Umfange, rings von Bergen eingeschlossen; nur die zweite Rhede hat einen schmalen Ausgang ins offene Meer, welcher natürlich mit Batterien über und über bespickt ist, damit die Herren Engländer nicht zum zweitenmal wieder einen falschen Appetit auf Toulon bekommen und einen neuen Napoleon nothwendig machen. Unweit dieser Meerespforte liegt nun das Hospital St. Mandrier, sowohl durch seine Construction als durch seine Lage höchst ausgezeichnet. In diesem Paradies war vor wenigen Jahren das höchste menschliche Elend concentrirt, indem die Anstalt als Choleraspital gebraucht wurde. Auf unserer Rückfahrt landeten wir in der ersten Rhede an einem Schiff von 84 Kanonen, ‚Algier‘, welches eben zum Auslaufen sich rüstete, so daß ein paar hundert Matrosen sich mit der größten Geschäftigkeit darauf herumtrieben. Es ist unmöglich, Ihnen hier diese schwimmende Festung mit ihren fünf Stockwerken, ihren Kriegs- und Friedensapparaten und ihrem ans Automatische grenzenden innern Leben ausführlich zu beschreiben; ich muß mir das der mündlichen Mittheilung vorbehalten. Um der militärischen Hierarchie ja nicht auf den Fuß zu treten, werden täglich in einem solchen

Schiff sechs verschiedene Tafeln servirt, und zwar eine jede mehr oder weniger brillant je nach dem Range der daran Theilnehmenden. — Die uns noch zu Gebote stehende Zeit brachten wir meist auf den Bauplätzen des Arsenals zu. Da liegen unter 100 Fuß hohen Dächern, welche auf riesigen Steinen und Pfeilern ruhen, auf schräg ablaufenden Gerüsten, damit sie herrlich leicht in den Hafen rutschen, diese fürchterlichen Maschinen 60—70 Fuß hoch und 150—170 Fuß lang in der Schöpfung begriffen; dem einen sieht man noch durch die Rippen, an einem andern fehlen nur dem Anscheine nach wenige Nägel, andere wurden rasirt (d. h. es wird ihnen ein Verdeck amputirt, damit die altersschwachen Geschöpfe noch ihre Last ins Meer tragen können), andere endlich, die ihre Rolle ausgespielt, werden secirt wie ein todter Leichnam. So sah ich unter andern nicht ohne Rührung, wie ein prächtiges Linienschiff, ‚Le Majestueux‘, unter den Streichen der Aerzte erdröhnte, die der Majestät auf eine solche respectswidrige Art ein Ende machten. Merkwürdig war es mir noch zu sehen, wie man die schadhaften Schiffe ausbessert, ohne sie aufs Land zu bringen. Es sind hierzu eigene Bassins von ca. 30 Fuß Tiefe an den Hafenseiten angebracht, in diese wird das Schiff gezogen, das Bassin darauf geschlossen und durch eine Dampfmaschine ausgepumpt. Ich sah einen der größten Dreidecker in einem solchen Krankenzimmer liegen, um seine Genesung abzuwarten. Zum Schlusse muß ich noch einer geschichtlichen Curiosität Erwähnung thun, an welcher wir auf unserer Wasserpromenade dicht vorbeigekommen sind. Es ist das die Fregatte ‚Le Huiron‘, welche Napoleon und sein Glück aus Aegypten nach Frankreich gebracht hat und die jetzt hübsch sauber angestrichen und geputzt und mit einem bunten Dache bedeckt im Hafen von Toulon das Gnadenbrod ißt. Es hausen einige hundert Mann in ihrem Innern, wie denn überhaupt die emeritirten Kriegsschiffe, wenn ihnen nicht gar zu lange mitgespielt worden ist, meist als Kasernen pensionirt werden; ob auch die Ertheilung eines Ordens dabei gebräuchlich ist, darüber habe ich leider im Drange des Tages mich zu befragen vergessen.

‚Marseille, 20. November.

‚Der heutige Tag ist eigentlich der erste, welcher durch seinen etwas unfreundlichen Wind, ich kann nicht sagen an den Winter, höchstens an den Herbst erinnert. Fast ununterbrochen hat bis jetzt seit den Stürmen auf der Rhone das angenehmste Sommerwetter angedauert; in Nîmes sah ich mehrere Lindenbäume mit dem zartesten Grün neu belaubt. Heute noch wurden mir die schönsten Veilchen zum Kaufe angeboten, die gewiß nicht einem Treibhause ihre Erziehung verdankten. Ich kann mir kaum vorstellen, daß jetzt Frost und Schneegestöber bei Ihnen sein Unwesen treibt, und die Freude über das hiesige schöne Wetter ist wohl durchgängig nicht so groß,

wie Sie sich dieselbe in Ihren Mänteln denken mögen, da man den Gegensatz nur immer durch eine Anstrengung seiner Einbildungskraft sich vergegenwärtigen kann, diese Einbildungskraft aber in der Regel anderweitigen Beschäftigungen obliegt, wo denn das schöne Wetter als sich von selbst verstehend mit in den Kauf genommen wird. — Da ich nun der herkömmlichen Sitte gemäß Sie zum Eingange vom Wetter unterhalten habe, so erlaube ich mir einen Heuschreckensprung in die Vergangenheit und zwar zunächst nach Nimes. Diese Stadt ist besonders merkwürdig durch ihre Reste aus der Römerzeit. Die Ruinen eines Amphitheaters sind Muster des Riesenstils dieses Riesenvolkes, so wie ein noch ganz erhaltener Tempel in korinthischem Stil bekundet, daß sie andererseits auch bei den erhabenen Meistern in allem Schönen und aller Zierde, den Griechen, nicht umsonst in die Schule gegangen sind. Das Amphitheater, welches 20000 Menschen fassen kann, hat eine eirunde Gestalt und besteht aus zwei Stockwerken, die aus runden Bogen zusammengesetzt sind. Das Ganze ist ohne allen Mörtel bloß aus Quadern von ungeheurem Umfange aufgerichtet, und die Sitze laufen spiralförmig abnehmend in den innern Kampfplatz herab, so daß das Gebäude inwendig wie ein stumpfer Trichter aussieht. Staunend bin ich stundenlang in den Gewölben herumgekrochen und habe meinen Betrachtungen nachgehangen. Montpellier ist besonders durch seine herrliche Lage berühmt. In einer sehr schönen Anlage, die außerhalb der Stadt etwas hoch liegt [1], kann man zugleich die Pyrenäen, die Alpen und das Meer von demselben Standpunkte aus erblicken. Ich war indes nicht so glücklich, da die genannten Bergketten durch einen leichten Duft bedeckt waren. Was übrig blieb, konnte jedoch immer noch den verwöhntesten Gaumen befriedigen.

‚Von Montpellier zieht großentheils durch Sümpfe, welche mit dem Meere in Verbindung stehen, eine Eisenbahn sich nach Cette. Es ist eine eigenthümliche Situation, wenn man sich mitten durch Wasser, das große Meer mit seinen flatternden Segeln in geringer Entfernung, auf dem schmalen Erdwalle dahinrollen sieht. Da das Patois der Provençalen, als die Sprache der Troubadours, mich sehr interessirte, so hatte ich mir in Montpellier eine in diesem Dialekte geschriebene Sammlung burlesker Gedichte gekauft und wirklich mit Hilfe meines Italienischen und Spanischen und guter Leute, die ich deshalb ansprach, ziemlich viel darin mir entziffert. Auf dieser Eisenbahn war ich so glücklich, der Nachbar einer Dame zu werden, welche auf eine ebenso freundliche als anständige Art mir Lection in ihrer Landessprache ertheilte, welche in der Mitte steht zwischen Französisch, Italienisch und Spanisch und ein besseres Schicksal verdient hätte, als ihr in dem Munde von Fisch-

[1] Der berühmte Peyrou (von pierreux, steinig), ein Werk Ludwigs XIV.

weibern und Bauern zu theil wird. Cette ist ein kleiner, belebter Seehafen unter dem Schutze eines hohen Berges, welchen ich gleich nach meiner Ankunft ohne Säumen erstieg. Was soll ich Ihnen den Eindruck des Meeres schildern? Das Einfachste und Erhabenste zugleich läßt sich durch Beschreibungen (wenigstens aus meiner Feder) nur verhunzen. Abends beim Mondenlichte ging ich auf dem Steinwalle spazieren, welcher zum Schutz des Hafens in das Meer hinausgebaut ist und auf seiner Spitze einen Leuchtthurm trägt. Obgleich der Wind kaum zu verspüren war, dröhnte doch die anschlagende Brandung wie ein ferner Kanonendonner in regelmäßigen Intervallen wider den bezeichneten Steinwall. Auf der Meeresseite lag ein zweimastiges Schiff, welches ein Opfer der letzten Stürme geworden war, regungslos auf der Seite, so daß das Takelwerk vom Meere bespült wurde, und zeigte seine zerschellten Rippen. Das ungewisse Mondenlicht, welches auf dem Meere umherzitterte, erhöhte noch das Melancholische der Scene, welche ganz gut zu einem Leichenbegängnisse paßte, auf das ich beim Ersteigen des Berges gestoßen war. Der Kirchhof liegt nämlich am Abhange desselben, ganz dem Meere zugewendet, was ihm eine tiefere Bedeutung gibt, als alle Cypressen und Trauerweiden der Welt ihm zu geben vermöchten. O Ewigkeit!

‚Alle diese Memento mori hatten mich, aufrichtig gestanden, ein bißchen melancholisch gemacht, und bald wäre mir das Herz in die Schuhe gerathen. Da ich aber bedachte, daß ich in Anbetracht meines vorgerückten Alters kein Kind, sondern ein Mann sein müßte, schüttelte ich mich ein bißchen und schiffte mich noch denselben Abend um ½10 Uhr getrosten Muthes ein! Wie groß aber war mein Erstaunen, als ich an Bord des Dampfbootes statt einer eleganten Versammlung von Damen und Herren das ganze Verdeck vollgedrängt von Hämmeln und Hühnerkörben fand, so daß ich sogar über das Geländer des Dampfbootes klettern mußte und mir keine drei Schritte zum Auf- und Abgehen blieben. Ich wollte in die Kajüte flüchten, da aber lag alles voll Waren, Matrosen und sonstigen Leuten aus der untersten Volksklasse, so daß in den zweiten Platz nicht zu kommen war. Alle meine französischen Sakerlote zusammenwetternd, wollte ich wieder ans Land gebracht sein; statt dessen aber schnaubte mein Roß schon zum Hafen heraus, und ich mußte mich schon in mein Schicksal zu ergeben suchen. Gegen 5 Uhr morgens raffte ich mich auf, um in der aufgehenden Sonne einige Herzstärkung zu suchen. Dieselbe erschien denn auch richtig, nachdem ich einige Zeit antichambrirt hatte, und mit ihr in der Ferne der Hafen von Marseille. Obgleich ich gerade weder couleur de Rose noch à fleur d'Orange gestimmt war, verfehlte doch das großartige Schauspiel beim Einlaufen in diesen Hafen seine Wirkung nicht. Drei Felseninseln, mit mächtigen Festungswerken versehen, liegen vor dem Eingang und stehen gleichsam Schildwacht vor den

tausend Masten, welche die Reichthümer der Erde austauschen. Das alte Marseille ist nichts als eine Castorsgasse im großen; das neue aber hat schöne, zeitgemäße Straßen und Plätze, die indes doch keineswegs so belebt sind wie die Pariser. Ich hatte es gerade getroffen, daß der Prinz von Orleans einen Tag nach mir seinen Einzug hielt, so daß ich alles im festlichsten Anstrich zu sehen bekam. Ich stand keine sechs Schritte vom Prinzen, als er auf seinem Pferde am Thore stillhielt, um die Beglückwünschungen der hohen Notabilitäten entgegenzunehmen. Der Maire las seine sieben Sachen von einem Bogen Papier herunter, das Pferd des Prinzen schüttelte sich einigemal, der Prinz aber hielt mit dem freundlichsten Anstande bis ans Ende aus und redete dann ohne Papier mit demselben Tacte, mit welchem er zuvor angehört hatte. Außerdem bekamen wir eine Revue und ein glänzendes Feuerwerk zu sehen und am Schlusse sogar noch einen Ball, dem ich als Préfet du Département des hautes Alpes beiwohnte. Der oben besprochene Präfecturrath hatte mir nämlich dies Einladungsbillet seines Präfecten, welcher wegen Unpäßlichkeit nicht hinging, verschafft, und da bei dem großen Gedränge die Nasen nicht mit den Namen confrontirt werden konnten, so ging alles gut, und ich bekam die Marseiller schöne Welt in ihrem Glanze zu sehen. Nur sehr wenige Damen fand ich im eigentlichen Sinne des Wortes schön, die meisten aber charakteristisch interessant. Dunkles Haar und dito Teint, kleine braune Augen mit scharf gezeichneten Augenbrauen darüber herrschten vor. Der Prinz war voller Artigkeit gegen alle, und es sollen mehrere heftige Legitimisten durch ihn bekehrt worden sein.'

Am Nachmittag des 23. November verließ Reichensperger auf dem Dampfschiff Pharamond den Hafen von Marseille. Trotz der hochgehenden See blieb er auf Verdeck. ‚Ich mußte das Schiff auf den stolz sich aufbäumenden Wogen tanzen, den schneeigen Gischt über das Verdeck hinfliegen sehen, mußte dem Fluge der Seemöven folgen und die starren, nackten Felsen, an denen wir vorüberzogen, mit den Augen messen können. Ich hielt mich an das Geländer festgeklammert aufrecht und reflectirte, so gut es gehen wollte, über das Gemisch von niederdrückenden und erhebenden Empfindungen, welche in mir durcheinander gärten. Beim schönsten Sonnenscheine bewunderte ich am andern Morgen die vier bis sechs Stunden weit entfernte Küste. Statt der nackten Felsen bildeten jetzt mit immergrünen Eichen oder Oliven bewachsene Berge die Avantgarde, hinter welchen hohe Felsenkegel hervorschauten, die wieder ihrerseits nicht selten durch mächtige Schneekuppen überragt wurden. Glänzend weiße Städtchen, Burgen und Villen bildeten einen schroffen Gegensatz zu der düstern Umgebung, in welche sie sich bargen — kurz, der Anblick war außerordentlich schön, und es reute mich gar nicht, von der See aus denselben zu genießen, da ich für das Detail, welches ich durch die Entfernung

allerdings verlor, durch die massenhafte Entwicklung der Bergketten und das prachtvolle Ensemble reichlich entschädigt wurde. Gegen 2 Uhr bekamen wir Genua zu Gesicht, welches sich schon durch seine terrassenförmige, amphitheatralische Lage am Abhange eines Berges, dessen Zinnen ringsum mit Festungen gekrönt sind, als „das prächtige“ ankündigt. Zwei Stunden lagen wir im Hafen, bevor der überdelicaten Polizei gegenüber alle Rücksichten und Bedenklichkeiten genommen und beseitigt waren, obgleich man uns schon in Marseille einen jeden um sechs Franken „für den Herrn Gouverneur von Genua“ geprellt hatte. Kaum am Land, schoß ich mit einem Italiener und einem Spanier, an welche ich mich näher angeschlossen hatte, in den Straßen herum und konnte mich immer mehr überzeugen, wie wohlverdient das obige Beiwort ist. In den leider sehr engen Straßen, die aber alle aufs vortrefflichste mit großen, behauenen Quadern gepflastert sind, drängt sich nämlich Palast an Palast, alle in einem reichen, grandiosen Stile mit vielen vorspringenden Verzierungen, Balkonen, Säulen, hohen, prächtigen Thoren geziert. Es war gerade Festtag, und alles wimmelte von Fußgängern, zum Glück fast ausschließlich, da Wagen durch die Lage und Bauart von Genua kaum darin existiren können und nicht wenige Paläste sogar denselben ganz unzugänglich sind, weshalb denn die Sänfte des ancien régime hier sich noch einer weit verbreiteten Herrschaft erfreut. Die Männertrachten sind leider ganz ordinär, die Weiber tragen dagegen eigenthümliche, sehr große Schleier über den Kopf, die niedrigste Klasse hat bunte Blumen darauf (die übrigen tragen ihn von weißem Mull, glaube ich), was ihrer Erscheinung etwas Phantastisches verleiht. — Ich that darauf einen guten Schlaf und begab mich wieder neu gestärkt in die Stadt, um näher in das Detail zu dringen. Da hört nun freilich alle Beschreibung, wenigstens im Raume eines Briefes, auf; Geld, Raum, Marmor, Bildwerk, Spiegel, Vergoldungen sind überall verschwendet, namentlich zeichnen sich die Paläste durch ihre prächtigen Treppenhäuser aus, die allein so viel gekostet haben mögen als ein ganzer fashionabler Palast in Berlin oder Stuttgart. Colonnaden führen gewöhnlich zu einem innern viereckigen Hof, welcher dann wieder meist von zwei aufeinander gestellten Säulengängen umgeben ist, und erst dann kommt man zur Treppe, welche durch ihre majestätischen Wendungen nicht selten den einen hintern Flügel ganz einnimmt, kurz, es ist alles noch schöner als unser Haus in Koblenz. Die Palme reiche ich indes dem Palast Durazzo, der überdies ein paar Dutzend der ersten Meisterstücke der größten italienischen, spanischen und niederländischen Maler als Zimmerverzierungen in sich birgt. Im Palazzo Serra staunten wir einen Saal an, der vom Kopf bis zu den Füßen vergoldet ist und mit allem Anstand einen Thronsaal, wenigstens in einem constitutionellen Staate, abgeben könnte. Außerdem einige kolossale Bauwerke, Mauern, Thürme, Brücken,

die darthun, daß die Gründer dieser Feenschlösser oder doch deren Altvordern nicht bloß das Gold, sondern auch das Eisen zu handhaben wußten. Bis auf die Höhe des Berges dehnen sich Villen hin, und von einer neu angelegten Promenade aus, die im schönsten Frühlingsschmucke von Rosen und wilden Lorbeeren und Gott weiß was sonst noch prangte, konnte das Auge diese ganze Pracht zugleich mit dem mastenbevölkerten Hafen und dem weiten Meere beherrschen. Ich dachte an keine Seekrankheit mehr, bekam sie auch nicht mehr auf der Weiterfahrt nach Livorno, welche während der folgenden Nacht ausgeführt wurde. — In Livorno begleiteten mich meine oben zugedachten zwei Reisegefährten (welche gegen Abend mit dem Dampfschiff weiter fahren sollten) ans Land. Wir fanden eine modern-behagliche Kaufmannsstadt mit hellen, breiten, von Tag zu Tag fortwachsenden Straßen.'

In Florenz, wo Reichensperger am 30. November anlangte, faßte er den Eindruck, welchen das neue Land auf ihn gemacht, in folgender Tagebuchnotiz zusammen. ‚Am häufigsten sind zwei Extreme der Schreiber und Sprecher über Italien. Die einen sind personificirte Ausrufungszeichen, die glauben, man könnte an ihrer klassischen Bildung oder ihrem Kunstsinne zweifeln, wenn sie nicht eine permanente Ekstase zur Schau trügen. Die andern meinen dagegen, weil Italien noch keine Constitution oder keine feile Presse habe, oder weil sie samt und sonders Katholiken seien, könne unmöglich etwas Großes dahinter sein, und jeder aufgeklärte Denker müsse sie über die Achsel ansehen. Mir scheint es, daß es auch hier in Volk und Gesellschaft up and downs, Schatten- und Lichtseiten oder doch wenigstens Lichtblicke gibt und man nie die Grundlage übersehen muß, welche durch die eigenthümliche Natur des Landes und seiner Bewohner sowie durch höhere historische Verhältnisse sozusagen mit Nothwendigkeit gegeben ist. — Das größte Unglück für die heutigen Italiener ist ihre großartige Vergangenheit. So kommen mir die modernen Florentiner vor wie Austern in Schildkrötenschalen, und in Rom darf ich gar nicht an den Schatten Ciceros, geschweige den Cäsars denken, um nicht mitten auf dem Corso eine Diogeneslaterne anzuzünden.'

Wie treu Reichensperger auch in der Ferne der Seinigen gedachte, zeigt sein erster Brief aus Florenz vom 1. December 1839.

‚Es ist wahr,' heißt es hier, ‚ich schwimme sozusagen in Herrlichkeiten oder doch wenigstens in Merkwürdigkeiten, und doch sehne ich mich sehr zu Ihnen hin, habe oft sogar eine Art Heimweh, fühle mich zuweilen elend und einsam, trotz all des Schönen, das auf mich eindringt, oft sogar durch dasselbe, weil ich es allein genieße, und dennoch kann ich nicht bereuen, daß ich mich durchgerissen habe, ja nicht einmal, daß ich allein gereist bin, und reise immer weiter — aber doch nicht immer, nein, das ertrüge ich nicht! Wenn ich nun daran gehe, Ihnen eine ohnmächtige Skizze von dem zu ent-

werfen, was mir seit meinem letzten Briefe von Marseille (vom 22. November) unter die Sinne gekommen ist, so erlaube ich mir die vorläufige Bemerkung, daß ich doch nicht ganz so sehr um alle die Genüsse zu beneiden bin, als es vielleicht den Anschein hat; denn abgesehen selbst von den damit verbundenen körperlichen Mühseligkeiten, ängstigt mich fast immer das Gefühl, daß ich nicht alles gehörig in mich aufnehmen kann, daß sich die Bilder verwirren, kurz, ich laborire sozusagen an einem beständigen geistigen Verdauungsfieber, welches sehr oft noch dadurch peinlicher wird, daß ein Hungerleider von Castellan oder Küster mit seinem Schlüsselbunde Zeichen der Ungeduld gibt, mit welcher er das Ende meiner Betrachtung und sein Trinkgeld erwartet. Ich habe leider nicht das Talent, so ganz behaglich en flaneur die Dinge durchzumustern, ich reise sozusagen mehr für die Zukunft als für die Gegenwart, und mein hauptsächlichstes Bestreben geht immer dahin, mir eine möglichst vielseitige Bildung und geistige Selbständigkeit zu erwerben. Freilich, es kann einem dabei leicht ergehen wie den Bienen, und ich hoffe auch in Rom vermöge meines längern Aufenthaltes daselbst in eine gewisse Behaglichkeit mich versetzen zu können.‘

‚5. December. Hier in Florenz wird man ordentlich erdrückt durch die Unzahl von Gegenständen, welche es der Bewunderung darbietet, und ich fange fast an, es dem Janin[1] zu verzeihen, daß er sich in seinem Enthusiasmus etwas unmanierlich gebärdet hat, vorausgesetzt, daß sein Enthusiasmus auf solidem Grund und Boden beruht hat. Das möchte ich indes fast bezweifeln, denn der Charakter, welchen hier fast alles an sich trägt, steht in einem solchen Gegensatz mit der Gefühls- und Denkweise der Franzosen und ihrer ganzen Richtung überhaupt, daß es denselben kaum möglich sein wird, so mit gleichen Füßen in das hier herrschende Element herüberzusetzen. Alles trägt nämlich hier den Stempel des tiefsten Ernstes, der entschiedensten Männlichkeit, und es thut sich in all den erhabenen Denkmälern aus Stein und Farbe sozusagen ein Abgrund für die Betrachtung des Forschers auf, während leichte, gefällige Formen, vorübergehende Reize, heitere Lebensfrische, kurz alles, was den Franzosen das Leben wie die Kunst werth zu machen pflegt, kaum irgendwo anzutreffen sind. Die Paläste sind zugleich Festungen von strotzender Kraft, sozusagen aus rohen Felsmassen aufgethürmt, die öffentlichen Monumente gehen fast alle ins Kolossale, in den hohen meist düstern Gewölben der Kirchen prangen halb verlassene Bilder fast einzig und allein durch den Geist, der in ihnen waltet und welcher den sinnlichen Farbenreiz sozusagen unter seiner Würde hält. In Genua zeigt sich überall ein Streben nach Luxus, hier nach Macht und Herrschaft.‘

[1] Geistreicher, damals sehr geschätzter französischer Schriftsteller.

„Das möchte ungefähr der Typus der einheimischen Denkmäler sein; nun kommen dazu aber noch so viele Kunstsammlungen ꝛc. und insbesondere zwei große Galerien, worinnen sich der ganze überschwängliche Reichthum italienischer Kunst aus allen Zeiten und in allen ihren Richtungen entfaltet. Die ersten Male taumelt man in den Sälen herum wie ein Betrunkener und geht nach ein paar Stunden ganz erschöpft von dannen, ohne zu wissen, was man denn eigentlich gesehen hat; nur ganz im allgemeinen fühlt man seinen Gesichtskreis ins Unendliche erweitert. Wenn man in dieser Weise sich einigemal gleichsam hat überfluthen lassen, ist es am besten, sich durch die Namen der Meister oder die Unterweisungen des Reisebuches nur zu den hervorragendsten Werken, gleichsam den Repräsentanten ihrer Gattung, geleiten zu lassen und davor zu stehen, zu schauen und zu sinnen, bis einem das darin Geborgene klar wird oder auch bis der Nebel so dick vor das innere Auge heraufgezogen ist, daß man ganz und gar nichts mehr unterscheiden kann, welches letztere Stück denn auch gar nicht selten, wenigstens mit meinen Augen, aufgeführt wird. — In nähere Details kann ich hier natürlich nicht eingehen; ich bemerke nur noch im allgemeinen, daß man der Stadt sozusagen ihre Geschichte an ihrem Gesichte ablesen kann; man sieht, wie aus den widerstrebenden Elementen sich die imposanten Massen allmählich abgelagert haben; nirgendwo ist der Stock des Polizeicommissärs sichtbar, der bei unsern modernen Residenz- und andern Städten meistens als Lineal zur Regulirung der Straßen und Plätze dient. — Sogar die gewöhnlichsten Privathäuser sind von kolossalen Dimensionen, zu ebener Erde meist mit hohen, gewölbten Hallen versehen; die Straßen sind mit breiten, ebenen Steinen vortrefflich gepflastert, so daß man fast nur darüber hinzugleiten braucht; Bettler incommodiren einen freilich hier so wie im übrigen Italien nicht selten (es scheint eine Art Zeitvertreib für die Leute zu sein), dafür ist mir aber auch noch kein einziger betrunken, keine einzige entmenschte Branntweinphysiognomie (wie unser lieber Norden sie in allen Spielarten aufzuweisen hat) unter die Augen gekommen. Wenn ich mich ferner einerseits über den uniformirten Beamten am Thore der Hauptstadt Florenz ärgerte, der einen weltstürmenden Bonaparteshut auf dem Kopfe, uns in gebrochenem Französisch begreiflich zu machen suchte, daß wir ihm seine Pflicht, unsere Koffer zu visitiren, mit einigen Paolis abkaufen könnten, so erbaute ich mich dafür andererseits in nicht geringerem Grade über das Zutrauen der (übrigens sehr unverschämten) Lohnkutscher, die mir auf offener Straße ein Handgeld von fünf bis zehn Franken aufdrängten, ohne auch nur einmal meinen Namen und meine Wohnung zu kennen oder meinen Koffer gesehen zu haben. — Doch ich habe Sie in Florenz eingeführt, ohne Sie mit Pisa zuvor bekannt gemacht zu haben, welches doch auch wahrlich einer mention honorable würdig ist. Also noch

einiges darüber: Fürs erste bedachte mich Pisa mit ganz unmanierlichen Regengüssen. Als ich mich endlich herauswagen konnte, fand ich eine sehr leere, eintönige, zufolge eines großen Brandes im Anfang des vorigen Jahrhunderts fast ganz neu erstandene Stadt mit hellen, breiten Straßen und recht schönen, aber, wie gesagt, menschenleeren Quais am Ufer des Arno hin, welcher mitten durch die Stadt fließt. Je größer die Nüchternheit der Stadt im allgemeinen ist, desto überraschender ist der Anblick der Denkmäler ihrer frühern Größe. Als ich eben, etwas trübe gestimmt durch meine Einsamkeit unter fremden Zungen, durch die Erlebnisse des Tages zuvor und das schlechte Wetter zu diesen Denkmälern wallfahrtete, ward ich höchlich durch die Begegnung eines jungen Irländers erfreut, welchen ich auf der Reise von Paris nach Lyon kennen gelernt hatte. Er schien meine Freude über unser Wiedersehen zu theilen, und wir blieben bis zu meiner Abreise von Pisa fast unausgesetzt zusammen. Beim Abschied mußte ich noch ein mir sehr nützliches Reisehandbuch von Italien von ihm als Andenken annehmen, und endlich gab er mir auch noch einige sehr gewichtige Empfehlungen nach Rom mit, unter andern an den Vorsteher des dort bestehenden irländischen Klosters, wodurch mir denn auch ein Blick in diese den Reisenden in der Regel ganz verschlossene Sphäre gestattet sein wird. Wie mannigfach habe ich mich schon für die Mühe belohnt gefunden, welche ich auf die Erlernung fremder Sprachen verwendet habe; so bereitete mir noch in diesen Tagen das Englische[1] ein sehr angenehmes Zusammentreffen in hiesiger Stadt. Ein Herr von ganz entschiedenem Beefsteak-Aussehen fragte mich nämlich auf der Straße in zerhacktem Französisch über den Weg nach einer gewissen Kunstsammlung; ich antwortete in Englisch, wir plauderten im Weitergehen noch über dies und jenes, und siehe da, der Mann war ein ganz intimer Freund meines Freundes Blackie aus Aberdeen in Schottland, mit dem ich in Berlin 1829 fast ausschließlich umging, und dessen Spur ich seit 1830, in welchem Jahre er mir von Rom aus geschrieben, verloren hatte. Nur durch Zeitschriften war mir bekannt geworden, daß er den Faust, den ich ihm in Berlin zurecht gekaut hatte, auf eine ausgezeichnete Weise ins Englische übersetzt hatte. Sie können sich denken, daß der neuentdeckte Schottländer, der Anderson heißt, und meine Wenigkeit uns seitdem noch öfter gesprochen, ja wir haben die meisten hiesigen Sammlungen zusammen durchgemacht und werden uns auch in Rom wieder treffen. Er reist in gelehrten Zwecken, ist ein bißchen steif, pedantisch, aber durch und durch gebildet und äußerst freundlich gegen mich. So spielt der

[1] Als Reisehandbuch benutzte Reichensperger absichtlich, um sich in der Sprache zu üben, die englische Uebersetzung von Valerys Führer: Travels in Italy by Valery, translated by Clifton. Paris 1839.

Zufall! Dieser Zufall hat uns indes, wie ich merke, auf der Straße von Pisa angehalten, und wir haben noch nichts von dessen Herrlichkeit in Augenschein genommen; „wir", sage ich, weil Sie die Hauptpersonen sind. Etwas Frappanteres können Sie sich kaum denken als den Dom, das Baptisterium, den schiefen Thurm und den Campo santo zu Pisa, diese Gruppe von vier Gebäuden, von denen jedes einzelne eine Stadt berühmt zu machen im stande wäre. Obgleich alles von Marmor ist, zum Theil sogar von verschiedenfarbigem, obgleich die reichsten Sculpturen sogar an die Säulenschafte verschwendet sind und jeder Stein bis auf die Sitzbänke um die Kathedrale herum das Gepräge der höchsten Kunstentwicklung trägt, so zeichnet sich doch das Ganze durch einen ruhigen, feierlichen Ernst, ich möchte sagen, durch eine gewisse Heiligkeit aus, und die Einheit des Eindrucks ist zum Glück auch durch keinerlei modernen Schwulst und Geschnörkel gestört. — Der berühmte Thurm hängt wirklich so stark auf der Seite; derselbe würde übrigens seines Weltruhmes würdig sein, selbst wenn er nicht schief gewickelt wäre. Sechs Colonnaden, eine jede aus antiken Säulen von den edelsten Formen, 30 an der Zahl bestehend, thürmen sich zu einer Höhe von fast 200 Fuß; viele von den ca. 200 Säulen sind offenbar Griechen- und Römerarbeit und durch die tapfern Pisaner von ihren Kriegszügen im Orient mitgebracht worden; wenigstens ist dies unbestreitbar mit allen Säulen der neuen Kathedrale, welche sämtlich aus einem Stück Granit mit den reichsten Kapitälen und Füßen von weißem Marmor bestehen, der Fall. Und jener mächtige Thurm, ganz aus Marmor gebaut, ist inwendig hohl und nur dazu bestimmt, sechs unbedeutende Glocken zu tragen. Solche Opfer brachten diese Städte bloß zur Verherrlichung ihrer Größe!! Der Campo santo ist ein viereckiger geschlossener Kreuzgang im erhabensten gotischen Stil, dessen Mauern mit alten Fresken und Grabmälern bedeckt sind. Der Hof, welcher diese Gänge einschließt, ist mit Erde aus der Gegend des heiligen Grabes bedeckt, welche die Kreuzfahrer aus dem Orient mitgebracht haben. Die Kathedrale, welche unmittelbar daneben steht, ist eine höchst geniale Verbindung des antiken mit dem byzantinischen Stil, sowie andererseits der feierlichste Ernst mit der verschwenderischsten Pracht verbunden ist. Der reinste Marmor ist das geringste darauf verwendete Material; Mosaik, Fresken und Oelgemälde wetteifern in Reichthum und Vollendung und dazu noch die zarten, idealen Bildungen der antiken korinthischen Kapitäle, von welchen jedes eine besondere Gestaltung hat und in denen allein das Auge tagelang schwelgen kann[1]. — Ich rede

[1] Der Eindruck von Pisa war ein so nachhaltiger, daß Reichensperger die dortigen Bauwerke auch ‚noch in Rom zu dem Erhabensten zählte, was ihm je zu Gesicht gekommen'. ‚Ihren Stil', sagt er, ‚möchte ich den heiligen nennen, eine solche Weihe durchdringt überall die herrlichsten Formen; der Reichthum ist hier noch nicht um

gar nicht von dem Baptisterium, welches jenen drei Gebäuden gerade gegenüber liegt, weil ich ohne Angabe des Einzelnen Ihnen doch kein Bild davon zu geben im stande bin. Wie vieles muß noch der mündlichen Unterhaltung vorbehalten bleiben! — Gestern Abend war ich hier in Florenz in einer Herrengesellschaft bei Vieusseux, einem sehr thätigen Literaten, an welchen ich durch Mendelsohn empfohlen bin. Ich traf dort fast alle florentinischen Berühmtheiten zusammen und erhielt manche sehr interessante Aufschlüsse über die hiesigen Verhältnisse, die man indes mit großer Scheu und nur tête à tête behandelte, obgleich Toscana gleichsam den italienischen Liberalismus repräsentiren soll. Anfangs war immer nur von Griechen und Römern, ja Aegyptern die Rede, und selbst die florentinische Geschichte erfreute sich kaum einer Erwähnung, obgleich die Vorfahren mehrerer Mitglieder der Gesellschaft wacker darin mitgespielt hatten.‘ So lernte Reichensperger damals u. a. auch Gino Capponi kennen. Ueber die Stimmung des Kreises von Vieusseux, bei dem sich ‚das ganze gelehrte Florenz von liberaler Farbe zusammenfand‘, berichtet folgende Tagebuchnotiz: ‚Natürlich erscheint der heutige Zustand Italiens denselben in nichts weniger als rosenfarbenem Lichte; namentlich aber sind sie schlecht auf den Papst, den König von Neapel und den Großherzog von Modena zu sprechen, die es bei Gelegenheit des letzten Gelehrtencongresses von Pisa ganz und gar mit ihnen verdorben haben, wie denn überhaupt das desfallsige Verbot des Papstes, diese Versammlung zu besuchen, fast in der ganzen sogen. gebildeten Welt seinen Tadler finden soll. Dagegen hat der Großherzog von Toscana in neuester Zeit einen großen Stein ins Brett bekommen und gilt, namentlich in Bezug auf seine persönliche Gesinnung, als der einzige Ankerplatz für die italienischen Reformers.‘ — ‚Das Wetter‘, schrieb Reichensperger vom 6. December nach Hause, ‚ist noch immer sehr mild, nur allzuhäufig durch Regengüsse angefeuchtet. Im Garten des Palazzo Pitti, für den ich, nebenbei gesagt, nicht so schwärmen kann wie für manches andere (er ist eine Art Louis XV. in der Löwenhaut), fand ich noch alles grün und blühende Rosen allenthalben. Jeden Morgen kommen recht niedliche Blumenmädchen in die Kaffeehäuser und theilen Sträuße der schönsten Veilchen, Rosen, Nelken 2c. aus, man mag sie bezahlen oder nicht.‘

Die in diesem Briefe angedeuteten Urtheile Reichenspergers sind in seinem Tagebuche näher ausgeführt. ‚Palast Pitti. Schöne Anordnung und Maßvertheilung. Mit dem Festungsstil ist es aber nicht mehr ernst gemeint, und das verfälscht den ganzen Eindruck (die Fenster in die zu hohen Bogen hineingesteckt); deshalb gab man sich Mühe, überall zu zeigen, daß es doch

---

seiner selbst willen ausgestellt, er ist überall der großartigen Idee des Ganzen untergeordnet, gleichsam ein Weihegeschenk für die Gottheit.‘

noch ernst damit sei. Die Quadern über die Maßen roh; die Fugen widerwärtig tief gegraben. Die Laternen und Pechfackelkränze hängen zwar auch da, aber zierliche andere Laternen versehen ihren Dienst. Alles affectirt das Kolossale. Im Hofe zum Garten zu guckt das Ohr nun gar zu deutlich heraus. Man sieht, wie man sich Mühe gegeben hat, die zahmen Gedanken in cyklopische Wildheit zu kleiden. Louis XV. im Löwenfelle. — In Florenz strebt fast alles ins Kolossale, Kraft und Herrschaft reflectiren sich fast in jedem Monumente. Im großen Rathssaale stellen fast alle Statuen Riesenkämpfe vor (Herkules tödtet eine unter ihm liegende Amazone — an den Wänden Schlachtenbilder und Kampfscenen von Vasari). Der Saal ist 75 Schritte lang. Auf dem Platze der Koloß. Michelangelo ist der eigentliche Ausdruck von Florenz im Gebiete der Kunst.' Unter den Werken der Malerei machten auf Reichensperger namentlich einen tiefen Eindruck die Fresken Fiesoles im Kloster von San Marco: ‚Heilig, rein, verklärt, einfache Gestalten mit hellen Gewändern. Naivetät und Seelenadel zugleich.' Ueber das Volk schrieb er am 8. December in sein Tagebuch: ‚Die Florentiner scheinen ihre Händelsucht sowohl als ihren Kunstsinn abgelegt zu haben; nur für Dinge wie Galileis Finger scheinen sie noch Geschmack zu haben. Alles bleibt liegen, wie es liegt; keine Fassade wird ausgebaut; die öffentlichen Denkmäler, Brunnen ꝛc. sind den Gassenbuben preisgegeben, die ich auf den Meisterwerken des Johann von Bologna und Michelangelo ungestört herumklettern und ihren Unfug treiben sah. Freilich kann man es auch mit Gittern und Polizeidienern übertreiben.' Am meisten erstaunte Reichensperger über die enorme Wohlfeilheit aller Dinge in der Arnostadt. ‚Für 2—3 Paoli kann man sich anständig satt essen. 1 Glas Punsch, 1 Tasse Kaffee und 1 Gläschen Cognac zusammen 1 Paolo. Ein großer Fiasco Vino aleatico 4 Paoli.'

Die Physiognomie der Frauen fand Reichensperger in Florenz ‚nicht sehr generell charakteristisch, allerhand Sorten durcheinander und wenig schöne; dagegen die Männer bis auf die gemeinsten herab sehr charakteristisch: starkes dunkles Haar, braune Haut, Feuer in Aug und Bewegung. — Die Kellner sind sehr vorlaut und zur Vertraulichkeit geneigt, vertragen aber auch die härteste, wegwerfendste Behandlung. Ueberhaupt scheint mir der italienische Charakter sich allmählich zersetzt zu haben, wie die Felsen oft vom Wetter, und wie fast alle Völker, namentlich die Bewohner der Städte, und was war Italien mehr in seiner Blüthezeit als ein Aggregat herrschender Städte? Der ganze Gang der modernen Civilisation hat auflösend auf diese compacten Massen gewirkt, Cosimo und die Herrschaft der Mediceer war selbst nur ein Product der Zeit und des Bedürfnisses nach Ruhe, nach Ausgleichung der schroffen Gegensätze. Ein Volk von Künstlern und Dichtern kann wohl zugleich ein Volk von freiheitglühenden Kriegern sein, aber nicht lange bleiben.

Es liegt zu viel Zähmendes in Kunst und Luxus. In Italien merkt man nur den Gegensatz mehr als anderwärts, weil hier mehr Denkmäler der entschwundenen Zeit bestehen. Wenn in Florenz die Häuser, Thürme und kolossalen Statuen mit den Menschen zusammengeschrumpft wären, so würde die italienische Gegenwart vielleicht nicht mehr auffallen als die von Worms oder Köln an der Spree.'

‚Ueberall liest man: dieser Faun ist göttlich, man glaubt ordentlich, ihn schnarchen zu hören; diese Venus scheint ein versteinter Mensch 2c. Dies ist eine gänzliche Verkennung des Wesens eines Kunstwerkes, welches eine zweite Schöpfung durch das Medium des Menschengeistes ist, eine mystische Verbindung der Subjectivität des Künstlers mit dem darzustellenden Object; in der Regel herrscht entweder jenes oder dieses vor (Schulen — Manier — Copie).'

‚Florenz trägt noch überall das Gepräge der Kraftfülle und des überschwänglichen Bildungstriebes des italienischen Mittelalters an sich. Freilich, die liebe Menschheit, die heutzutage in den Festungspaläſten, weiten Hallen und Domen umherwimmelt, gemahnt einen leicht an Austern, die in Schildkrötenschalen servirt werden, — vielleicht wäre es einem aber auch schon damals so vorgekommen, und wir messen überhaupt vielleicht mit Unrecht jene Zeit nach der Größe ihrer Reste und ihrer einzelnen Dränger und Treiber.'

Am 10. December verließ Reichensperger Florenz und langte am 15. gänzlich abgespannt und zudem infolge der unpassenden Kost leidend in der ewigen Stadt an. Am 19. December schrieb er von dort aus den ‚Liebsten' in der Heimat: ‚Endlich kann ich von Rom aus datiren, von Rom, dem Zielpunkt so vieler Wünsche, dem Mittelpunkt so vieler Interessen, von Rom, dessen Name die halbe Weltgeschichte umfaßt. Am 15. abends hielt ich meinen Einzug durch die Porta del Popolo, aber nicht als Triumphator, vielmehr so geschlagen oder doch wenigstens zerschlagen als möglich, und ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, daß es mir recht lieb war, von dieser Seite her Rom zu betreten, weil ich nicht mehr den nöthigen Athem zusammen hatte, um den Prachttrümmern, die auf der andern Seite nach Neapel zu liegen, die erste Ehre gebührend zu erweisen. Es gehört gewiß viel Muth dazu, so ein Geständniß zu machen, da Sie nicht das Cabriolet gesehen haben, in dem ich von Dienstag Mittag an bis zu besagtem Sonntag Abend bergauf und bergab geschüttelt worden war, und da auch nicht leicht eine Beschreibung hinreichend sein wird, Ihnen eine Idee von diesem Institut zu geben. — Vor allen Dingen aber und bevor ich etwas Näheres über die ewige Roma sage, die mit zerstörtem Antlitze bei ihren zerbrochenen Aschenkrügen sitzt, lassen Sie mich Ihnen aus der Tiefe meines Herzens alles Glück, Heil und Segen für das neue Jahr wünschen, in dessen ersten Tagen diese Worte

Ihnen zu Gesicht kommen werden. In solcher Ferne fühlt sich erst die Nähe der Herzen!'

Nähere Angaben über die anstrengende Fahrt von Florenz nach Rom enthält ein Schreiben vom 26. December. ‚Eigentlich habe ich nur zwei interessante Partien auf dieser ganzen Reise gefunden,' heißt es hier, ‚erstens die Stadt Siena, eine Art von Kleinflorenz mit einem Dome aus weißem Marmor, zwar nicht groß, aber so reich, als ich fast noch nichts gesehen habe. Der ganze Fußboden ist mit Bildwerk bedeckt, und alle Künste haben mit der Kostbarkeit des Materials sozusagen gewetteifert, um sich gegenseitig den Preis streitig zu machen. Unter einer Balustrade z. B., welche oberhalb der Wölbung der Seitenschiffe sich unter den Fenstern des Hauptschiffes hinzieht, befinden sich die kolossalen Büsten aller Päpste aus dem schönsten weißen Marmor mit den reichsten Vergoldungen geziert. Der gotische Stil, worin dieser Dom erbaut ist, kann zwar mit dem in Deutschland an den besten derartigen Gebäuden herrschenden nicht in Vergleich kommen; aber die feierliche Pracht, welche sich hier überall hervordrängt, läßt einem diesen Mangel an Leichtigkeit und Harmonie kaum entdecken. Sodann frappirte mich ferner am vierten Tage unserer Reise der See bei Bolsena durch seine Aehnlichkeit mit dem Laacher See, wie er denn auch ebenso vulkanischen Eruptionen und Convulsionen seine Entstehung verdankt. Er ist nur bedeutend größer und daher nicht so düster, schließt auch zwei steile Inselchen ein, welche die alten Römer für schwimmende ausgegeben haben. Ein echt italienischer Sonnenuntergang, welchen ich auf einer Höhe oberhalb des Sees bewundern konnte, entschädigte mich für manche Strapaze der vergangenen Tage.'

‚In Viterbo hatte ich eine zweistündige Unterredung mit Lacordaire, der seine Pariser Glorie verlassen hat, um in dem dortigen Dominikanerkloster Novize zu werden, mit der Absicht, diesen Orden später nach Frankreich zu verpflanzen. Wenn ich es nicht gewußt hätte, so hätte ich es schon aus dieser Unterredung abnehmen können, daß ich einem der ersten Redner Frankreichs mich gegenüber befand, so gedrängt geistreich, so hinreißend feurig war seine Rede. Das Franzosenthum blickt freilich durchweg etwas stark durch, und überhaupt möchte ich nicht alle seine Ansichten unterschreiben; sehr interessant war es mir aber jedenfalls, sie kennen zu lernen.'

Ueber den denkwürdigen Besuch bei Lacordaire, an welchen Reichensperger eine Empfehlung von Guido Görres hatte, enthält das Tagebuch zum 14. December einige heute nur schwer lesbare Bleistiftnotizen. Zunächst wird das Aeußere des berühmten Mannes geschildert: ‚Klein, schmächtig, mageres, ausdrucksvolles Gesicht, feurige Augen, schwarzes Haar, oberhalb abgeschoren, schöne Hände, im weißen Dominikanerhabit, einen Rosenkranz an der Seite, auf dem Tische die regula Sancti Augustini, sehr ordinäre Zelle mit einem

Fenster auf einen Hof. Seine Rede sehr energisch accentuirt und fließend, bilderreich und schnell alles systematisch ordnend. Sieht klug aus und hat ungezwungene Manieren.' Aus der Unterredung mit Lacordaire hat Reichensperger folgendes aufnotirt: ‚Lamenais voulait être le pape, mais il oubliait que le temps entre dans tout comme Napoléon a dit à la bataille de Moscou. Er hatte die Macht des geschriebenen Wortes, aber er war kein Taktiker wie z. B. O'Connell. Der römische Hof hat ihn und seine Principien sehr schonend behandelt, nur gegen die immoderata et effrenata Presse wird das Verdammungsurtheil gesprochen; dagegen bestehen ja in den freiesten Staaten Strafgesetze. Jene Encyklika nur gegen die Uebertreibung der demokratischen Grundsätze. Lamenais war zu theoretisch und vergaß, daß die strengste mathematische Wahrheit, sobald sie zur Anwendung kommen soll, sich nach den Umständen fügen muß, daß auch die Natur des Stoffes, die Reibung, der Luftdruck ꝛc. berücksichtigt werden muß. Jede Idee, die in ihm aufstieg, sollte sogleich zur Wirklichkeit werden. — Der Schritt gegen Rußland ist entschieden, wenn auch Roms Sprache sich sehr in den Schranken der Mäßigung hält, da in Rußland an Widerstand nicht zu denken ist. — Seit 1830 Umschwung in Rom. Preußen und Rußland haben diese neue Richtung zur entschiedenen gemacht, obwohl es noch eine Partei in Rom gibt, welche im Gedanken an die Invasionen der französischen Revolution, an die dermalige Verfolgung der Kirche in Spanien und Portugal in diese neue Politik nicht einstimmt. Früher wog die Rücksicht für Oesterreich und Rußland zu sehr über, aber Oesterreich drückt und Rußland vernichtet die Kirche. Die sainte Alliance hat sich herausgestellt als eine Ligue gegen die Kirche sowohl als gegen den Liberalismus. Das Benehmen Frankreichs, Belgiens, Englands und des constitutionellen Deutschland hat Rom gezeigt, daß die liberalen Ideen ihm mehr förderlich als hinderlich seien. Der Fall der Bourbonen war eine große Lehre für Rom, und der katholische Clerus war zum größten Theil sehr unrömisch; die Angelegenheit des Erzbischofs Clemens August hat auch sehr eingewirkt, man fühlt die Nothwendigkeit der Freiheit. — Die französische Revolution wurde durch das Schaffot gegründet und ist durch dasselbe untergegangen, die Bourbonen durch ihre Dynastie. Wer weiß, ob nicht Louis Philippe, der durch eine tripotage herrschen will, eines Tages durch brodlose Arbeiter gestürzt wird. — Die Legitimisten wollen den Absolutismus, ihre Doctrin ist eine Art Götzendienerei, ein Rest des Heidenthums. Die Demokratie dagegen vergöttert die Massen und schafft zu viel unberufene Träger der Gewalt. Wer Glauben und Religion hat, wird am Ausgang nicht verzweifeln; aber wieviel Zeit dazu gehört, wieviel Krisen noch durchgemacht werden müssen!? Zeit ist zum Glück ein relativer Begriff, vergleiche all die Ereignisse und Erscheinungen seit der französischen

Revolution. Lacordaire hofft durch religiöse Associationen (Ersparung an Zeit und Kraft) viel zu fördern. — Die Reformation hatte leichtes Spiel; der Kirche, welche fast alle Gewalt absorbirt hatte, wurden alle Uebel der Zeit zur Last gelegt; alle Vorwärtsstrebenden suchten in ihrem Sturze ihr Heil. Der Gedanke, auf die Bibel als die Urquelle zu recurriren, war einfach und einleuchtend; statt religiöser und politischer Emancipation ergab sich indes fast überall (England, Frankreich — gallikanische Kirche) Rationalismus und Despotismus. Die Mißbräuche waren freilich zum Theil schreiend.‘[1]

Um den Seinigen ein ganz wahres Bild seiner Stimmungen bei der Annäherung an Rom zu geben, schrieb er eine Stelle ab, die er dem Wagen vorangehend allmählich in sein Taschenbuch stoßweise hingeschrieben hatte: ‚Sonntag, den 15. December nachmittags 3 Uhr, 6 Miglien ($1^1/_2$ Stunden) von Rom. Bei La Storta zum erstenmal die Peterskuppel zu Gesicht bekommen, zugleich mit einem Streifen Meer und der imposanten Apenninenkette (zum Theil mit beschneiten Zacken), die sich hinter Rom hinzieht. Gestern dachte ich, die Thränen würden mir bei diesem Anblick heute in die Augen steigen; heute sehe ich mit einer Art Stumpfheit hinein, zum Theil wegen meiner körperlichen Ermattung, zum Theil auch vielleicht, weil ich mich absichtlich nicht montiren und ganz wahr bleiben will. — Immer noch dieselbe öde, grüne, hügelige Ebene, nur hie und da zur Weide benutzt; nicht selten überzeugt mich sogar mein Geruch von der übeln Atmosphäre, welche auf diesem klassischen Boden, der römischen Campagna, jetzt ruht. — Näher bei Rom werden indes ziemlich viele immergrüne Eichen sichtbar; einige gebrochene Bogen einer alten Wasserleitung, einige verwitterte Grabmäler, hie und da ein alter Thurm sprechen von alten Zeiten; das Häusermeer Roms dehnt sich mehr und mehr vor mir aus, überall von Kuppeln überragt, über allen thront die Peterskirche. Den Tiber verkündet ein langer Nebelstreifen.‘

2.

Das Gefühl der Enttäuschung, welches mehr oder minder stark jeder Ankömmling zuerst in Rom empfindet, war bei Reichensperger besonders lebhaft, weil ihm hier eine Kunst entgegentrat, die seinem innersten, durchaus

[1] Reichensperger, welcher die Begegnung mit Lacordaire als eines der denkwürdigsten Ereignisse seines langen Lebens betrachtete, erzählte mir mündlich, daß der berühmte Franzose besonders die Bedeutung des Jahres 1837 betonte. Mit der Verhaftung von Clemens August habe eine neue Zeit, sicher eine neue Aera der Kirchengeschichte begonnen. Als Hauptfehler, den Dämon der Franzosen bezeichnete Lacordaire die vanité; sie hat, fügte Reichensperger hinzu, Lamenais ruinirt — und ebenso Chateaubriand, Lamartine, V. Hugo.

allerdings verlor, durch die massenhafte Entwicklung der Bergketten und das prachtvolle Ensemble reichlich entschädigt wurde. Gegen 2 Uhr bekamen wir Genua zu Gesicht, welches sich schon durch seine terrassenförmige, amphitheatralische Lage am Abhange eines Berges, dessen Zinnen ringsum mit Festungen gekrönt sind, als „das prächtige“ ankündigt. Zwei Stunden lagen wir im Hafen, bevor der überdelicaten Polizei gegenüber alle Rücksichten und Bedenklichkeiten genommen und beseitigt waren, obgleich man uns schon in Marseille einen jeden um sechs Franken „für den Herrn Gouverneur von Genua“ geprellt hatte. Kaum am Land, schoß ich mit einem Italiener und einem Spanier, an welche ich mich näher angeschlossen hatte, in den Straßen herum und konnte mich immer mehr überzeugen, wie wohlverdient das obige Beiwort ist. In den leider sehr engen Straßen, die aber alle aufs vortrefflichste mit großen, behauenen Quadern gepflastert sind, drängt sich nämlich Palast an Palast, alle in einem reichen, grandiosen Stile mit vielen vorspringenden Verzierungen, Balkonen, Säulen, hohen, prächtigen Thoren geziert. Es war gerade Festtag, und alles wimmelte von Fußgängern, zum Glück fast ausschließlich, da Wagen durch die Lage und Bauart von Genua kaum darin existiren können und nicht wenige Paläste sogar denselben ganz unzugänglich sind, weshalb denn die Sänfte des ancien régime hier sich noch einer weit verbreiteten Herrschaft erfreut. Die Männertrachten sind leider ganz ordinär, die Weiber tragen dagegen eigenthümliche, sehr große Schleier über den Kopf, die niedrigste Klasse hat bunte Blumen darauf (die übrigen tragen ihn von weißem Mull, glaube ich), was ihrer Erscheinung etwas Phantastisches verleiht. — Ich that darauf einen guten Schlaf und begab mich wieder neu gestärkt in die Stadt, um näher in das Detail zu dringen. Da hört nun freilich alle Beschreibung, wenigstens im Raume eines Briefes, auf; Geld, Raum, Marmor, Bildwerk, Spiegel, Vergoldungen sind überall verschwendet, namentlich zeichnen sich die Paläste durch ihre prächtigen Treppenhäuser aus, die allein so viel gekostet haben mögen als ein ganzer fashionabler Palast in Berlin oder Stuttgart. Colonnaden führen gewöhnlich zu einem innern viereckigen Hof, welcher dann wieder meist von zwei aufeinander gestellten Säulengängen umgeben ist, und erst dann kommt man zur Treppe, welche durch ihre majestätischen Wendungen nicht selten den einen hintern Flügel ganz einnimmt, kurz, es ist alles noch schöner als unser Haus in Koblenz. Die Palme reiche ich indes dem Palast Durazzo, der überdies ein paar Dutzend der ersten Meisterstücke der größten italienischen, spanischen und niederländischen Maler als Zimmerverzierungen in sich birgt. Im Palazzo Serra staunten wir einen Saal an, der vom Kopf bis zu den Füßen vergoldet ist und mit allem Anstand einen Thronsaal, wenigstens in einem constitutionellen Staate, abgeben könnte. Außerdem einige kolossale Bauwerke, Mauern, Thürme, Brücken,

die darthun, daß die Gründer dieser Feenschlösser oder doch deren Altvordern nicht bloß das Gold, sondern auch das Eisen zu handhaben wußten. Bis auf die Höhe des Berges dehnen sich Villen hin, und von einer neu angelegten Promenade aus, die im schönsten Frühlingsschmucke von Rosen und wilden Lorbeeren und Gott weiß was sonst noch prangte, konnte das Auge diese ganze Pracht zugleich mit dem mastenbevölkerten Hafen und dem weiten Meere beherrschen. Ich dachte an keine Seekrankheit mehr, bekam sie auch nicht mehr auf der Weiterfahrt nach Livorno, welche während der folgenden Nacht ausgeführt wurde. — In Livorno begleiteten mich meine oben zugedachten zwei Reisegefährten (welche gegen Abend mit dem Dampfschiff weiter fahren sollten) ans Land. Wir fanden eine modern-behagliche Kaufmannsstadt mit hellen, breiten, von Tag zu Tag fortwachsenden Straßen.'

In Florenz, wo Reichensperger am 30. November anlangte, faßte er den Eindruck, welchen das neue Land auf ihn gemacht, in folgender Tagebuchnotiz zusammen. ‚Am häufigsten sind zwei Extreme der Schreiber und Sprecher über Italien. Die einen sind personificirte Ausrufungszeichen, die glauben, man könnte an ihrer klassischen Bildung oder ihrem Kunstsinne zweifeln, wenn sie nicht eine permanente Ekstase zur Schau trügen. Die andern meinen dagegen, weil Italien noch keine Constitution oder keine feile Presse habe, oder weil sie samt und sonders Katholiken seien, könne unmöglich etwas Großes dahinter sein, und jeder aufgeklärte Denker müsse sie über die Achsel ansehen. Mir scheint es, daß es auch hier in Volk und Gesellschaft up and downs, Schatten- und Lichtseiten oder doch wenigstens Lichtblicke gibt und man nie die Grundlage übersehen muß, welche durch die eigenthümliche Natur des Landes und seiner Bewohner sowie durch höhere historische Verhältnisse sozusagen mit Nothwendigkeit gegeben ist. — Das größte Unglück für die heutigen Italiener ist ihre großartige Vergangenheit. So kommen mir die modernen Florentiner vor wie Austern in Schildkrötenschalen, und in Rom darf ich gar nicht an den Schatten Ciceros, geschweige den Cäsars denken, um nicht mitten auf dem Corso eine Diogeneslaterne anzuzünden.'

Wie treu Reichensperger auch in der Ferne der Seinigen gedachte, zeigt sein erster Brief aus Florenz vom 1. December 1839.

‚Es ist wahr,' heißt es hier, ‚ich schwimme sozusagen in Herrlichkeiten oder doch wenigstens in Merkwürdigkeiten, und doch sehne ich mich sehr zu Ihnen hin, habe oft sogar eine Art Heimweh, fühle mich zuweilen elend und einsam, trotz all des Schönen, das auf mich eindringt, oft sogar durch dasselbe, weil ich es allein genieße, und dennoch kann ich nicht bereuen, daß ich mich durchgerissen habe, ja nicht einmal, daß ich allein gereist bin, und reise immer weiter — aber doch nicht immer, nein, das ertrüge ich nicht! Wenn ich nun daran gehe, Ihnen eine ohnmächtige Skizze von dem zu ent-

werfen, was mir seit meinem letzten Briefe von Marseille (vom 22. November) unter die Sinne gekommen ist, so erlaube ich mir die vorläufige Bemerkung, daß ich doch nicht ganz so sehr um alle die Genüsse zu beneiden bin, als es vielleicht den Anschein hat; denn abgesehen selbst von den damit verbundenen körperlichen Mühseligkeiten, ängstigt mich fast immer das Gefühl, daß ich nicht alles gehörig in mich aufnehmen kann, daß sich die Bilder verwirren, kurz, ich laborire sozusagen an einem beständigen geistigen Verdauungsfieber, welches sehr oft noch dadurch peinlicher wird, daß ein Hungerleider von Castellan oder Küster mit seinem Schlüsselbunde Zeichen der Ungeduld gibt, mit welcher er das Ende meiner Betrachtung und sein Trinkgeld erwartet. Ich habe leider nicht das Talent, so ganz behaglich en flaneur die Dinge durchzumustern, ich reise sozusagen mehr für die Zukunft als für die Gegenwart, und mein hauptsächlichstes Bestreben geht immer dahin, mir eine möglichst vielseitige Bildung und geistige Selbständigkeit zu erwerben. Freilich, es kann einem dabei leicht ergehen wie den Bienen, und ich hoffe auch in Rom vermöge meines längern Aufenthaltes daselbst in eine gewisse Behaglichkeit mich versetzen zu können.'

‚5. December. Hier in Florenz wird man ordentlich erdrückt durch die Unzahl von Gegenständen, welche es der Bewunderung darbietet, und ich fange fast an, es dem Janin[1] zu verzeihen, daß er sich in seinem Enthusiasmus etwas unmanierlich gebärdet hat, vorausgesetzt, daß sein Enthusiasmus auf solidem Grund und Boden beruht hat. Das möchte ich indes fast bezweifeln, denn der Charakter, welchen hier fast alles an sich trägt, steht in einem solchen Gegensatz mit der Gefühls- und Denkweise der Franzosen und ihrer ganzen Richtung überhaupt, daß es denselben kaum möglich sein wird, so mit gleichen Füßen in das hier herrschende Element herüberzusetzen. Alles trägt nämlich hier den Stempel des tiefsten Ernstes, der entschiedensten Männlichkeit, und es thut sich in all den erhabenen Denkmälern aus Stein und Farbe sozusagen ein Abgrund für die Betrachtung des Forschers auf, während leichte, gefällige Formen, vorübergehende Reize, heitere Lebensfrische, kurz alles, was den Franzosen das Leben wie die Kunst werth zu machen pflegt, kaum irgendwo anzutreffen sind. Die Paläste sind zugleich Festungen von strotzender Kraft, sozusagen aus rohen Felsmassen aufgethürmt, die öffentlichen Monumente gehen fast alle ins Kolossale, in den hohen meist düstern Gewölben der Kirchen prangen halb verlassene Bilder fast einzig und allein durch den Geist, der in ihnen waltet und welcher den sinnlichen Farbenreiz sozusagen unter seiner Würde hält. In Genua zeigt sich überall ein Streben nach Luxus, hier nach Macht und Herrschaft.'

[1] Geistreicher, damals sehr geschätzter französischer Schriftsteller.

„Das möchte ungefähr der Typus der einheimischen Denkmäler sein; nun kommen dazu aber noch so viele Kunstsammlungen 2c. und insbesondere zwei große Galerien, worinnen sich der ganze überschwängliche Reichthum italienischer Kunst aus allen Zeiten und in allen ihren Richtungen entfaltet. Die ersten Male taumelt man in den Sälen herum wie ein Betrunkener und geht nach ein paar Stunden ganz erschöpft von dannen, ohne zu wissen, was man denn eigentlich gesehen hat; nur ganz im allgemeinen fühlt man seinen Gesichtskreis ins Unendliche erweitert. Wenn man in dieser Weise sich einigemal gleichsam hat überfluthen lassen, ist es am besten, sich durch die Namen der Meister oder die Unterweisungen des Reisebuches nur zu den hervorragendsten Werken, gleichsam den Repräsentanten ihrer Gattung, geleiten zu lassen und davor zu stehen, zu schauen und zu sinnen, bis einem das darin Geborgene klar wird oder auch bis der Nebel so dick vor das innere Auge heraufgezogen ist, daß man ganz und gar nichts mehr unterscheiden kann, welches letztere Stück denn auch gar nicht selten, wenigstens mit meinen Augen, aufgeführt wird. — In nähere Details kann ich hier natürlich nicht eingehen; ich bemerke nur noch im allgemeinen, daß man der Stadt sozusagen ihre Geschichte an ihrem Gesichte ablesen kann; man sieht, wie aus den widerstrebenden Elementen sich die imposanten Massen allmählich abgelagert haben; nirgendwo ist der Stock des Polizeicommissärs sichtbar, der bei unsern modernen Residenz- und andern Städten meistens als Lineal zur Regulirung der Straßen und Plätze dient. — Sogar die gewöhnlichsten Privathäuser sind von kolossalen Dimensionen, zu ebener Erde meist mit hohen, gewölbten Hallen versehen; die Straßen sind mit breiten, ebenen Steinen vortrefflich gepflastert, so daß man fast nur darüber hinzugleiten braucht; Bettler incommodiren einen freilich hier so wie im übrigen Italien nicht selten (es scheint eine Art Zeitvertreib für die Leute zu sein), dafür ist mir aber auch noch kein einziger betrunken, keine einzige entmenschte Branntweinphysiognomie (wie unser lieber Norden sie in allen Spielarten aufzuweisen hat) unter die Augen gekommen. Wenn ich mich ferner einerseits über den uniformirten Beamten am Thore der Hauptstadt Florenz ärgerte, der einen weltstürmenden Bonapartеshut auf dem Kopfe, uns in gebrochenem Französisch begreiflich zu machen suchte, daß wir ihm seine Pflicht, unsere Koffer zu visitiren, mit einigen Paolis abkaufen könnten, so erbaute ich mich dafür andererseits in nicht geringerem Grade über das Zutrauen der (übrigens sehr unverschämten) Lohnkutscher, die mir auf offener Straße ein Handgeld von fünf bis zehn Franken aufdrängten, ohne auch nur einmal meinen Namen und meine Wohnung zu kennen oder meinen Koffer gesehen zu haben. — Doch ich habe Sie in Florenz eingeführt, ohne Sie mit Pisa zuvor bekannt gemacht zu haben, welches doch auch wahrlich einer mention honorable würdig ist. Also noch

einiges darüber: Fürs erste bedachte mich Pisa mit ganz unmanierlichen Regengüssen. Als ich mich endlich herauswagen konnte, fand ich eine sehr leere, eintönige, zufolge eines großen Brandes im Anfang des vorigen Jahrhunderts fast ganz neu erstandene Stadt mit hellen, breiten Straßen und recht schönen, aber, wie gesagt, menschenleeren Quais am Ufer des Arno hin, welcher mitten durch die Stadt fließt. Je größer die Nüchternheit der Stadt im allgemeinen ist, desto überraschender ist der Anblick der Denkmäler ihrer frühern Größe. Als ich eben, etwas trübe gestimmt durch meine Einsamkeit unter fremden Zungen, durch die Erlebnisse des Tages zuvor und das schlechte Wetter zu diesen Denkmälern wallfahrtete, ward ich höchlich durch die Begegnung eines jungen Irländers erfreut, welchen ich auf der Reise von Paris nach Lyon kennen gelernt hatte. Er schien meine Freude über unser Wiedersehen zu theilen, und wir blieben bis zu meiner Abreise von Pisa fast unausgesetzt zusammen. Beim Abschied mußte ich noch ein mir sehr nützliches Reisehandbuch von Italien von ihm als Andenken annehmen, und endlich gab er mir auch noch einige sehr gewichtige Empfehlungen nach Rom mit, unter andern an den Vorsteher des dort bestehenden irländischen Klosters, wodurch mir denn auch ein Blick in diese den Reisenden in der Regel ganz verschlossene Sphäre gestattet sein wird. Wie mannigfach habe ich mich schon für die Mühe belohnt gefunden, welche ich auf die Erlernung fremder Sprachen verwendet habe; so bereitete mir noch in diesen Tagen das Englische[1] ein sehr angenehmes Zusammentreffen in hiesiger Stadt. Ein Herr von ganz entschiedenem Beefsteak-Aussehen fragte mich nämlich auf der Straße in zerhacktem Französisch über den Weg nach einer gewissen Kunstsammlung; ich antwortete in Englisch, wir plauderten im Weitergehen noch über dies und jenes, und siehe da, der Mann war ein ganz intimer Freund meines Freundes Blackie aus Aberdeen in Schottland, mit dem ich in Berlin 1829 fast ausschließlich umging, und dessen Spur ich seit 1830, in welchem Jahre er mir von Rom aus geschrieben, verloren hatte. Nur durch Zeitschriften war mir bekannt geworden, daß er den Faust, den ich ihm in Berlin zurecht gekaut hatte, auf eine ausgezeichnete Weise ins Englische übersetzt hatte. Sie können sich denken, daß der neuentdeckte Schottländer, der Anderson heißt, und meine Wenigkeit uns seitdem noch öfter gesprochen, ja wir haben die meisten hiesigen Sammlungen zusammen durchgemacht und werden uns auch in Rom wieder treffen. Er reist in gelehrten Zwecken, ist ein bißchen steif, pedantisch, aber durch und durch gebildet und äußerst freundlich gegen mich. So spielt der

[1] Als Reisehandbuch benutzte Reichensperger absichtlich, um sich in der Sprache zu üben, die englische Uebersetzung von Valerys Führer: Travels in Italy by Valery, translated by Clifton. Paris 1839.

Zufall! Dieser Zufall hat uns indes, wie ich merke, auf der Straße von Pisa angehalten, und wir haben noch nichts von dessen Herrlichkeit in Augenschein genommen; „wir“, sage ich, weil Sie die Hauptpersonen sind. Etwas Frappanteres können Sie sich kaum denken als den Dom, das Baptisterium, den schiefen Thurm und den Campo santo zu Pisa, diese Gruppe von vier Gebäuden, von denen jedes einzelne eine Stadt berühmt zu machen im Stande wäre. Obgleich alles von Marmor ist, zum Theil sogar von verschiedenfarbigem, obgleich die reichsten Sculpturen sogar an die Säulenschafte verschwendet sind und jeder Stein bis auf die Sitzbänke um die Kathedrale herum das Gepräge der höchsten Kunstentwicklung trägt, so zeichnet sich doch das Ganze durch einen ruhigen, feierlichen Ernst, ich möchte sagen, durch eine gewisse Heiligkeit aus, und die Einheit des Eindrucks ist zum Glück auch durch keinerlei modernen Schwulst und Geschnörkel gestört. — Der berühmte Thurm hängt wirklich so stark auf der Seite; derselbe würde übrigens seines Weltruhmes würdig sein, selbst wenn er nicht schief gewickelt wäre. Sechs Colonnaden, eine jede aus antiken Säulen von den edelsten Formen, 30 an der Zahl bestehend, thürmen sich zu einer Höhe von fast 200 Fuß; viele von den ca. 200 Säulen sind offenbar Griechen- und Römerarbeit und durch die tapfern Pisaner von ihren Kriegszügen im Orient mitgebracht worden; wenigstens ist dies unbestreitbar mit allen Säulen der neuen Kathedrale, welche sämtlich aus einem Stück Granit mit den reichsten Kapitälen und Füßen von weißem Marmor bestehen, der Fall. Und jener mächtige Thurm, ganz aus Marmor gebaut, ist inwendig hohl und nur dazu bestimmt, sechs unbedeutende Glocken zu tragen. Solche Opfer brachten diese Städte bloß zur Verherrlichung ihrer Größe!! Der Campo santo ist ein viereckiger geschlossener Kreuzgang im erhabensten gotischen Stil, dessen Mauern mit alten Fresken und Grabmälern bedeckt sind. Der Hof, welcher diese Gänge einschließt, ist mit Erde aus der Gegend des heiligen Grabes bedeckt, welche die Kreuzfahrer aus dem Orient mitgebracht haben. Die Kathedrale, welche unmittelbar daneben steht, ist eine höchst geniale Verbindung des antiken mit dem byzantinischen Stil, sowie andererseits der feierlichste Ernst mit der verschwenderischsten Pracht verbunden ist. Der reinste Marmor ist das geringste darauf verwendete Material; Mosaik, Fresken und Oelgemälde wetteifern in Reichthum und Vollendung und dazu noch die zarten, idealen Bildungen der antiken korinthischen Kapitäle, von welchen jedes eine besondere Gestaltung hat und in denen allein das Auge tagelang schwelgen kann[1]. — Ich rede

[1] Der Eindruck von Pisa war ein so nachhaltiger, daß Reichensperger die dortigen Bauwerke auch ‚noch in Rom zu dem Erhabensten zählte, was ihm je zu Gesicht gekommen‘. ‚Ihren Stil‘, sagt er, ‚möchte ich den heiligen nennen, eine solche Weihe durchdringt überall die herrlichsten Formen; der Reichthum ist hier noch nicht um

gar nicht von dem Baptisterium, welches jenen drei Gebäuden gerade gegenüber liegt, weil ich ohne Angabe des Einzelnen Ihnen doch kein Bild davon zu geben im stande bin. Wie vieles muß noch der mündlichen Unterhaltung vorbehalten bleiben! — Gestern Abend war ich hier in Florenz in einer Herrengesellschaft bei Vieusseux, einem sehr thätigen Literaten, an welchen ich durch Mendelsohn empfohlen bin. Ich traf dort fast alle florentinischen Berühmtheiten zusammen und erhielt manche sehr interessante Aufschlüsse über die hiesigen Verhältnisse, die man indes mit großer Scheu und nur tête à tête behandelte, obgleich Toscana gleichsam den italienischen Liberalismus repräsentiren soll. Anfangs war immer nur von Griechen und Römern, ja Aegyptern die Rede, und selbst die florentinische Geschichte erfreute sich kaum einer Erwähnung, obgleich die Vorfahren mehrerer Mitglieder der Gesellschaft wacker darin mitgespielt hatten.' So lernte Reichensperger damals u. a. auch Gino Capponi kennen. Ueber die Stimmung des Kreises von Vieusseux, bei dem sich ‚das ganze gelehrte Florenz von liberaler Farbe zusammenfand', berichtet folgende Tagebuchnotiz: ‚Natürlich erscheint der heutige Zustand Italiens denselben in nichts weniger als rosenfarbenem Lichte; namentlich aber sind sie schlecht auf den Papst, den König von Neapel und den Großherzog von Modena zu sprechen, die es bei Gelegenheit des letzten Gelehrtencongresses von Pisa ganz und gar mit ihnen verdorben haben, wie denn überhaupt das desfallsige Verbot des Papstes, diese Versammlung zu besuchen, fast in der ganzen sogen. gebildeten Welt seinen Tadler finden soll. Dagegen hat der Großherzog von Toscana in neuester Zeit einen großen Stein ins Brett bekommen und gilt, namentlich in Bezug auf seine persönliche Gesinnung, als der einzige Ankerplatz für die italienischen Reformers.' — ‚Das Wetter', schrieb Reichensperger vom 6. December nach Hause, ‚ist noch immer sehr mild, nur allzuhäufig durch Regengüsse angefeuchtet. Im Garten des Palazzo Pitti, für den ich, nebenbei gesagt, nicht so schwärmen kann wie für manches andere (er ist eine Art Louis XV. in der Löwenhaut), fand ich noch alles grün und blühende Rosen allenthalben. Jeden Morgen kommen recht niedliche Blumenmädchen in die Kaffeehäuser und theilen Sträuße der schönsten Veilchen, Rosen, Nelken &c. aus, man mag sie bezahlen oder nicht.'

Die in diesem Briefe angedeuteten Urtheile Reichenspergers sind in seinem Tagebuche näher ausgeführt. ‚Palast Pitti. Schöne Anordnung und Maßvertheilung. Mit dem Festungsstil ist es aber nicht mehr ernst gemeint, und das verfälscht den ganzen Eindruck (die Fenster in die zu hohen Bogen hineingesteckt); deshalb gab man sich M ü h e, überall zu z e i g e n, daß es doch

---

seiner selbst willen ausgestellt, er ist überall der großartigen Idee des Ganzen untergeordnet, gleichsam ein Weihegeschenk für die Gottheit.'

noch ernst damit sei. Die Quadern über die Maßen roh; die Fugen widerwartig tief gegraben. Die Laternen und Pechfackelkränze hängen zwar auch da, aber zierliche andere Laternen versehen ihren Dienst. Alles affectirt das Kolossale. Im Hofe zum Garten zu guckt das Ohr nun gar zu deutlich heraus. Man sieht, wie man sich Mühe gegeben hat, die zahmen Gedanken in cyklopische Wildheit zu kleiden. Louis XV. im Löwenfelle. — In Florenz strebt fast alles ins Kolossale, Kraft und Herrschaft reflectiren sich fast in jedem Monumente. Im großen Rathssaale stellen fast alle Statuen Riesenkämpfe vor (Herkules tödtet eine unter ihm liegende Amazone — an den Wänden Schlachtenbilder und Kampfscenen von Vasari). Der Saal ist 75 Schritte lang. Auf dem Platze der Koloß. Michelangelo ist der eigentliche Ausdruck von Florenz im Gebiete der Kunst.' Unter den Werken der Malerei machten auf Reichensperger namentlich einen tiefen Eindruck die Fresken Fiesoles im Kloster von San Marco: ‚Heilig, rein, verklärt, einfache Gestalten mit hellen Gewändern. Naivetät und Seelenadel zugleich.' Ueber das Volk schrieb er am 8. December in sein Tagebuch: ‚Die Florentiner scheinen ihre Händelsucht sowohl als ihren Kunstsinn abgelegt zu haben; nur für Dinge wie Galileis Finger scheinen sie noch Geschmack zu haben. Alles bleibt liegen, wie es liegt; keine Fassade wird ausgebaut; die öffentlichen Denkmäler, Brunnen 2c. sind den Gassenbuben preisgegeben, die ich auf den Meisterwerken des Johann von Bologna und Michelangelo ungestört herumklettern und ihren Unfug treiben sah. Freilich kann man es auch mit Gittern und Polizeidienern übertreiben.' Am meisten erstaunte Reichensperger über die enorme Wohlfeilheit aller Dinge in der Arnostadt. ‚Für 2—3 Paoli kann man sich anständig satt essen. 1 Glas Punsch, 1 Tasse Kaffee und 1 Gläschen Cognac zusammen 1 Paolo. Ein großer Fiasco Vino aleatico 4 Paoli.'

Die Physiognomie der Frauen fand Reichensperger in Florenz ‚nicht sehr generell charakteristisch, allerhand Sorten durcheinander und wenig schöne; dagegen die Männer bis auf die gemeinsten herab sehr charakteristisch: starkes dunkles Haar, braune Haut, Feuer in Aug und Bewegung. — Die Kellner sind sehr vorlaut und zur Vertraulichkeit geneigt, vertragen aber auch die härteste, wegwerfendste Behandlung. Ueberhaupt scheint mir der italienische Charakter sich allmählich zersetzt zu haben, wie die Felsen oft vom Wetter, und wie fast alle Völker, namentlich die Bewohner der Städte, und was war Italien mehr in seiner Blüthezeit als ein Aggregat herrschender Städte? Der ganze Gang der modernen Civilisation hat auflösend auf diese compacten Massen gewirkt, Cosimo und die Herrschaft der Mediceer war selbst nur ein Product der Zeit und des Bedürfnisses nach Ruhe, nach Ausgleichung der schroffen Gegensätze. Ein Volk von Künstlern und Dichtern kann wohl zugleich ein Volk von freiheitglühenden Kriegern sein, aber nicht lange bleiben.

Es liegt zu viel Zähmendes in Kunst und Luxus. In Italien merkt man nur den Gegensatz mehr als anderwärts, weil hier mehr Denkmäler der entschwundenen Zeit bestehen. Wenn in Florenz die Häuser, Thürme und kolossalen Statuen mit den Menschen zusammengeschrumpft wären, so würde die italienische Gegenwart vielleicht nicht mehr auffallen als die von Worms oder Köln an der Spree.‘

‚Ueberall liest man: dieser Faun ist göttlich, man glaubt ordentlich, ihn schnarchen zu hören; diese Venus scheint ein versteinter Mensch ꝛc. Dies ist eine gänzliche Verkennung des Wesens eines Kunstwerkes, welches eine zweite Schöpfung durch das Medium des Menschengeistes ist, eine mystische Verbindung der Subjectivität des Künstlers mit dem darzustellenden Object; in der Regel herrscht entweder jenes oder dieses vor (Schulen — Manier — Copie).‘

‚Florenz trägt noch überall das Gepräge der Kraftfülle und des überschwänglichen Bildungstriebes des italienischen Mittelalters an sich. Freilich, die liebe Menschheit, die heutzutage in den Festungspalästen, weiten Hallen und Domen umherwimmelt, gemahnt einen leicht an Austern, die in Schildkrötenschalen servirt werden, — vielleicht wäre es einem aber auch schon damals so vorgekommen, und wir messen überhaupt vielleicht mit Unrecht jene Zeit nach der Größe ihrer Reste und ihrer einzelnen Dränger und Treiber.‘

Am 10. December verließ Reichensperger Florenz und langte am 15. gänzlich abgespannt und zudem infolge der unpassenden Kost leidend in der ewigen Stadt an. Am 19. December schrieb er von dort aus den ‚Liebsten‘ in der Heimat: ‚Endlich kann ich von Rom aus datiren, von Rom, dem Zielpunkt so vieler Wünsche, dem Mittelpunkt so vieler Interessen, von Rom, dessen Name die halbe Weltgeschichte umfaßt. Am 15. abends hielt ich meinen Einzug durch die Porta del Popolo, aber nicht als Triumphator, vielmehr so geschlagen oder doch wenigstens zerschlagen als möglich, und ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, daß es mir recht lieb war, von dieser Seite her Rom zu betreten, weil ich nicht mehr den nöthigen Athem zusammen hatte, um den Prachttrümmern, die auf der andern Seite nach Neapel zu liegen, die erste Ehre gebührend zu erweisen. Es gehört gewiß viel Muth dazu, so ein Geständniß zu machen, da Sie nicht das Cabriolet gesehen haben, in dem ich von Dienstag Mittag an bis zu besagtem Sonntag Abend bergauf und bergab geschüttelt worden war, und da auch nicht leicht eine Beschreibung hinreichend sein wird, Ihnen eine Idee von diesem Institut zu geben. — Vor allen Dingen aber und bevor ich etwas Näheres über die ewige Roma sage, die mit zerstörtem Antlitze bei ihren zerbrochenen Aschenkrügen sitzt, lassen Sie mich Ihnen aus der Tiefe meines Herzens alles Glück, Heil und Segen für das neue Jahr wünschen, in dessen ersten Tagen diese Worte

Ihnen zu Gesicht kommen werden. In solcher Ferne fühlt sich erst die Nähe der Herzen!'

Nähere Angaben über die anstrengende Fahrt von Florenz nach Rom enthält ein Schreiben vom 26. December. ‚Eigentlich habe ich nur zwei interessante Partien auf dieser ganzen Reise gefunden,' heißt es hier, ‚erstens die Stadt Siena, eine Art von Kleinflorenz mit einem Dome aus weißem Marmor, zwar nicht groß, aber so reich, als ich fast noch nichts gesehen habe. Der ganze Fußboden ist mit Bildwerk bedeckt, und alle Künste haben mit der Kostbarkeit des Materials sozusagen gewetteifert, um sich gegenseitig den Preis streitig zu machen. Unter einer Balustrade z. B., welche oberhalb der Wölbung der Seitenschiffe sich unter den Fenstern des Hauptschiffes hinzieht, befinden sich die kolossalen Büsten aller Päpste aus dem schönsten weißen Marmor mit den reichsten Vergoldungen geziert. Der gotische Stil, worin dieser Dom erbaut ist, kann zwar mit dem in Deutschland an den besten derartigen Gebäuden herrschenden nicht in Vergleich kommen; aber die feierliche Pracht, welche sich hier überall hervordrängt, läßt einem diesen Mangel an Leichtigkeit und Harmonie kaum entdecken. Sodann frappirte mich ferner am vierten Tage unserer Reise der See bei Bolsena durch seine Aehnlichkeit mit dem Laacher See, wie er denn auch ebenso vulkanischen Eruptionen und Convulsionen seine Entstehung verdankt. Er ist nur bedeutend größer und daher nicht so düster, schließt auch zwei steile Inselchen ein, welche die alten Römer für schwimmende ausgegeben haben. Ein echt italienischer Sonnenuntergang, welchen ich auf einer Höhe oberhalb des Sees bewundern konnte, entschädigte mich für manche Strapaze der vergangenen Tage.'

‚In Viterbo hatte ich eine zweistündige Unterredung mit Lacordaire, der seine Pariser Glorie verlassen hat, um in dem dortigen Dominikanerkloster Novize zu werden, mit der Absicht, diesen Orden später nach Frankreich zu verpflanzen. Wenn ich es nicht gewußt hätte, so hätte ich es schon aus dieser Unterredung abnehmen können, daß ich einem der ersten Redner Frankreichs mich gegenüber befand, so gedrängt geistreich, so hinreißend feurig war seine Rede. Das Franzosenthum blickt freilich durchweg etwas stark durch, und überhaupt möchte ich nicht alle seine Ansichten unterschreiben; sehr interessant war es mir aber jedenfalls, sie kennen zu lernen.'

Ueber den denkwürdigen Besuch bei Lacordaire, an welchen Reichensperger eine Empfehlung von Guido Görres hatte, enthält das Tagebuch zum 14. December einige heute nur schwer lesbare Bleistiftnotizen. Zunächst wird das Aeußere des berühmten Mannes geschildert: ‚Klein, schmächtig, mageres, ausdrucksvolles Gesicht, feurige Augen, schwarzes Haar, oberhalb abgeschoren, schöne Hände, im weißen Dominikanerhabit, einen Rosenkranz an der Seite, auf dem Tische die regula Sancti Augustini, sehr ordinäre Zelle mit einem

Fenster auf einen Hof. Seine Rede sehr energisch accentuirt und fließend, bilderreich und schnell alles systematisch ordnend. Sieht klug aus und hat ungezwungene Manieren.‘ Aus der Unterredung mit Lacordaire hat Reichensperger folgendes aufnotirt: ‚Lamenais voulait être le pape, mais il oubliait que le temps entre dans tout comme Napoléon a dit à la bataille de Moscou. Er hatte die Macht des geschriebenen Wortes, aber er war kein Taktiker wie z. B. O'Connell. Der römische Hof hat ihn und seine Principien sehr schonend behandelt, nur gegen die immoderata et effrenata Presse wird das Verdammungsurtheil gesprochen; dagegen bestehen ja in den freiesten Staaten Strafgesetze. Jene Encyklika nur gegen die Uebertreibung der demokratischen Grundsätze. Lamenais war zu theoretisch und vergaß, daß die strengste mathematische Wahrheit, sobald sie zur Anwendung kommen soll, sich nach den Umständen fügen muß, daß auch die Natur des Stoffes, die Reibung, der Luftdruck ꝛc. berücksichtigt werden muß. Jede Idee, die in ihm aufstieg, sollte sogleich zur Wirklichkeit werden. — Der Schritt gegen Rußland ist entschieden, wenn auch Roms Sprache sich sehr in den Schranken der Mäßigung hält, da in Rußland an Widerstand nicht zu denken ist. — Seit 1830 Umschwung in Rom. Preußen und Rußland haben diese neue Richtung zur entschiedenen gemacht, obwohl es noch eine Partei in Rom gibt, welche im Gedanken an die Invasionen der französischen Revolution, an die dermalige Verfolgung der Kirche in Spanien und Portugal in diese neue Politik nicht einstimmt. Früher wog die Rücksicht für Oesterreich und Rußland zu sehr über, aber Oesterreich drückt und Rußland vernichtet die Kirche. Die sainte Alliance hat sich herausgestellt als eine Ligue gegen die Kirche sowohl als gegen den Liberalismus. Das Benehmen Frankreichs, Belgiens, Englands und des constitutionellen Deutschland hat Rom gezeigt, daß die liberalen Ideen ihm mehr förderlich als hinderlich seien. Der Fall der Bourbonen war eine große Lehre für Rom, und der katholische Clerus war zum größten Theil sehr unrömisch; die Angelegenheit des Erzbischofs Clemens August hat auch sehr eingewirkt, man fühlt die Nothwendigkeit der Freiheit. — Die französische Revolution wurde durch das Schaffot gegründet und ist durch dasselbe untergegangen, die Bourbonen durch ihre Dynastie. Wer weiß, ob nicht Louis Philippe, der durch eine tripotage herrschen will, eines Tages durch brodlose Arbeiter gestürzt wird. — Die Legitimisten wollen den Absolutismus, ihre Doctrin ist eine Art Götzendienerei, ein Rest des Heidenthums. Die Demokratie dagegen vergöttert die Massen und schafft zu viel unberufene Träger der Gewalt. Wer Glauben und Religion hat, wird am Ausgang nicht verzweifeln; aber wieviel Zeit dazu gehört, wieviel Krisen noch durchgemacht werden müssen!? Zeit ist zum Glück ein relativer Begriff, vergleiche all die Ereignisse und Erscheinungen seit der französischen

Revolution. Lacordaire hofft durch religiöse Associationen (Ersparung an Zeit und Kraft) viel zu fördern. — Die Reformation hatte leichtes Spiel; der Kirche, welche fast alle Gewalt absorbirt hatte, wurden alle Uebel der Zeit zur Last gelegt; alle Vorwärtsstrebenden suchten in ihrem Sturze ihr Heil. Der Gedanke, auf die Bibel als die Urquelle zu recurriren, war einfach und einleuchtend; statt religiöser und politischer Emancipation ergab sich indes fast überall (England, Frankreich — gallikanische Kirche) Rationalismus und Despotismus. Die Mißbräuche waren freilich zum Theil schreiend.' [1]

Um den Seinigen ein ganz wahres Bild seiner Stimmungen bei der Annäherung an Rom zu geben, schrieb er eine Stelle ab, die er dem Wagen vorangehend allmählich in sein Taschenbuch stoßweise hingeschrieben hatte: ‚Sonntag, den 15. December nachmittags 3 Uhr, 6 Miglien ($1^1/_2$ Stunden) von Rom. Bei La Storta zum erstenmal die Peterskuppel zu Gesicht bekommen, zugleich mit einem Streifen Meer und der imposanten Apenninenkette (zum Theil mit beschneiten Zacken), die sich hinter Rom hinzieht. Gestern dachte ich, die Thränen würden mir bei diesem Anblick heute in die Augen steigen; heute sehe ich mit einer Art Stumpfheit hinein, zum Theil wegen meiner körperlichen Ermattung, zum Theil auch vielleicht, weil ich mich absichtlich nicht montiren und ganz wahr bleiben will. — Immer noch dieselbe öde, grüne, hügelige Ebene, nur hie und da zur Weide benutzt; nicht selten überzeugt mich sogar mein Geruch von der übeln Atmosphäre, welche auf diesem klassischen Boden, der römischen Campagna, jetzt ruht. — Näher bei Rom werden indes ziemlich viele immergrüne Eichen sichtbar; einige gebrochene Bogen einer alten Wasserleitung, einige verwitterte Grabmäler, hie und da ein alter Thurm sprechen von alten Zeiten; das Häusermeer Roms dehnt sich mehr und mehr vor mir aus, überall von Kuppeln überragt, über allen thront die Peterskirche. Den Tiber verkündet ein langer Nebelstreifen.'

2.

Das Gefühl der Enttäuschung, welches mehr oder minder stark jeder Ankömmling zuerst in Rom empfindet, war bei Reichensperger besonders lebhaft, weil ihm hier eine Kunst entgegentrat, die seinem innersten, durchaus

---

[1] Reichensperger, welcher die Begegnung mit Lacordaire als eines der denkwürdigsten Ereignisse seines langen Lebens betrachtete, erzählte mir mündlich, daß der berühmte Franzose besonders die Bedeutung des Jahres 1837 betonte. Mit der Verhaftung von Clemens August habe eine neue Zeit, sicher eine neue Aera der Kirchengeschichte begonnen. Als Hauptfehler, den Dämon der Franzosen bezeichnete Lacordaire die vanité; sie hat, fügte Reichensperger hinzu, Lamenais ruinirt — und ebenso Chateaubriand, Lamartine, V. Hugo.

germanischen Wesen entgegengesetzt war. ‚Die Stadt macht gar keinen gewaltigen Eindruck bei dem Eintritt durch die Porta del Popolo, im allgemeinen nicht mehr als etwa Frankfurt oder Leipzig; alles Großartige ist leider in dem frostigen Renaissancestil ausgeführt‘ — so beginnen am 17. December seine römischen Aufzeichnungen. ‚Gestern St. Peter besucht: großartige, ungeheure Pracht ohne Ueberladung, aber es kann mich nicht so im Innersten ergreifen; es ist die verweltlichte Hierarchie, Palastluxus, canonisirtes Heidenthum; kein Ewigkeitsgedanke, keine Ahnung der Unendlichkeit. Hätte man doch solche Kräfte auf einen Kölner Dom verwandt! Eine katholische Kirche im Geiste des Kölner Domes wäre nie von Luther erstürmt worden. — Florenz als Ganzes hat einen viel gewaltigern Eindruck auf mich gemacht; es ist ein Ganzes, aus einem Guß und verständlich; — die Engelsburg und der Palazzo di Venezia sind ungefähr im florentinischen Genre und stellen etwas Wuchtiges vor. Die Prachttrümmer des Römerthums habe ich absichtlich noch nicht aufgesucht; ich wollte erst meine Visiten abdreschen und ruhig werden. Mein Befinden geht nicht so ganz nach Wunsch. — Abends $10^1/_2$ Uhr. Eben komme ich vom Colosseum zurück. Die herrliche Mondnacht hat mich und Dr. Kopisch[1] von Breslau zu dem Spaziergange bewogen. Erst am Capitol vorbei durch enge, elende Gassen, dann rechts der Triumph- (! Triumph der Verwesung) Bogen des Septimius Severus, der zur Hälfte aus dem Schutt herausgegraben werden mußte und so aus einem tiefen Loche hervorragt. Dann das Forum, jetzt ein schlecht geebneter Spaziergang, links das Templum pacis (drei mächtige Wölbungen stehen noch), dann an den Triumphbogen Konstantins, durch den das Christenthum in Rom seinen Einzug gehalten, in dessen Nähe das Colosseum. Die Macht der Menschen im Bauen und im Zerstören! Gott heißt Vergeltung in der Weltgeschichte (Chamisso). Was die Gewalt geschaffen, mußte die Gewalt auch stürzen. In der Mitte des Kampfplatzes steht ein Kreuz (ohne Christus, nur Lanze und Speer kreuzweise), um dasselbe Stationen. In der dunkeln Wölbung irrten zwei Fackeln und plauderten Engländer. Der neue Strebepfeiler zeigt erst den Bau in seiner ganzen Höhe. Auf dem Rückweg hören wir deutsche Stimmen: „Du, du liegst mir im Herzen, du, du liegst mir im Sinn, du, du machst mir viel Schmerzen, weißt nicht, wie gut ich dir bin“ auf uns zukommen und allmählich in den Wölbungen des Colosseums verhallen. Rückweg durch den Friedenstempel über das Forum Trajani, welches auch aus der Tiefe herausgegraben werden mußte. — Ich kann den Barbaren nicht verargen, daß sie die Mordfackel so sehr haben wüthen lassen: eine Stadt hatte die Erde in Fesseln geschlagen! Während hundert Tagen wurde

[1] Bruder des bekannten Entdeckers der blauen Grotte auf Capri.

zur Einweihung des Colosseums den Römern darin vorgespielt, d. h. an 5000 Menschen geschlachtet. Das mußte gebüßt werden, die Barbaren haben ebenso mit Rom gespielt. — In Nimes und hier habe ich doch erst einen augenfälligen Begriff der römischen Größe bekommen.'

„Hier in Rom', heißt es in einer spätern Aufzeichnung, ‚fand ich mich, aufrichtig gestanden, in der ersten Zeit nicht wenig desappointirt; die engen schmutzigen Straßen tragen meist eine ganz ordinäre Werktagsphysiognomie, selbst wo die Palazzi der großen Herrschaften sich hervorschieben. Fast alles, was zunächst in die Augen fällt, ist von Bernini und Comp. versudelt; für mich wenigstens hat dieser frostige, schwülstige Perückenstil des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts auch nicht den mindesten Reiz. Wenn man aber ein bißchen näher zusieht, so fallen einem die Schuppen immer mehr von den Augen, und man hat sich auch bald sinnlich davon überzeugt, daß man in der ewigen Weltstadt wandelt, die nur ihre Toilette etwas geschmacklos gemacht hat. Die blendenden Hallen der Peterskirche, die feierlichen Basiliken mit ihren still erhabenen Mosaikbildern und die endlosen Räume des Vaticans mit ihrem Statuengewimmel können sich noch ganz füglich neben dem Colosseum, dem Pantheon und den Thermen sehen lassen, und alles trägt noch heute wie früher den Stempel der großartigsten Universalität, die nur in einer höhern oder vielmehr der höchsten geistigen Sphäre sich bewegt. Diese Universalität, die von so wenigen, wie mir scheint, erkannt und erwogen wird,- charakterisirt gerade vorzugsweise das heutige Rom und spiegelt sich fast in allen großen Anordnungen, Anlagen, Festen und Gebräuchen ab. — Auf der Treppe des Vaticans, welche zu den Gemächern des Papstes führt, steht unter einem Bilde die Inschrift: Petre, Petre, quare dubitasti? — Ich bin überzeugt, der Nachfolger Petri zweifelt nicht mehr; im unerschütterlichen Vertrauen auf die Worte des Herrn streckt er seine Hand über die seiner Obhut vertraute Erde hin, und es mag ihm wohl mehr als einmal ein Lächeln ablocken, wenn ein bellender Widersacher in irgend einem dunkeln Winkel die Faust ballt und mit einem Vernichtungskriege droht.' ‚Ganz einzig ist die geräuschlose, großartige Weltregierung, die von Rom ausgeht.' ‚Wie oft habe ich hier an das stets schlagfertige Heer von Gemeinplätzen gedacht, die den Obscurantismus des Vaticans, die Ränke der Jesuiten, das Verderbniß der hohen und die Stumpfheit der niedern Klassen, das Heer von Mönchen, Bettlern und Gaunern mit der vollen Indignation eines gebildeten Nordeuropäers brandmarken. Erkundigt man sich hier nach dem Rufe der hohen Geistlichkeit, so erfährt man von allen Parteien, daß kein Makel daran klebt, — nach den Jesuiten und ihrem Treiben, so erhält man zur Antwort, daß diese ehrwürdigen Väter im Vereine mit Gelehrten von europäischem Rufe das Collegium Romanum zu einer Musterschule erhoben hätten und zugleich mit

den Franziskanern zur Zeit der Cholera die Schutzengel Roms gewesen seien; — was die Bettler betrifft, so ist es zwar wahr, daß man öfter, als bequem ist, daran erinnert wird, daß es neben dem Luxus auch noch Armut und Elend in Masse gibt; dafür begegnet man aber auch nie einem Betrunkenen oder einer entmenschten Branntweinphysiognomie, wie sie unser Norden in allen Spielarten aufzuweisen hat. — Das Ohr muß freilich viel Glockengeläute hinnehmen, wird dafür aber auch fast niemals von Trommeln mit schrillenden Pfeifen dazwischen incommodirt, und das Heer der Mönche und Priester macht wenigstens nicht wie häufig junge Militairs die Prätension, daß ihnen jeder aus dem Wege zu gehen hat. Und es will mich bedünken, als ob das äußere Ansehen der Stadt wenig dadurch gewinnen würde, wenn aus den Fenstern der allerdings sehr zahlreichen Klöster lackirtes Lederzeug und Soldatenwäsche heraushinge. — Die Predigten in Italien haben einen ganz eigenthümlichen Charakter. Großer Reichthum an Bildern, viel Action und überhaupt rhetorischer Aufwand, wie es auch nicht anders sein kann und darf, wenn man auf Italiener einen bleibenden Eindruck machen, den ganzen Menschen gefangen nehmen will. So ein dürrer, wohlgeordneter, nach den Regeln der Kunst aufgezäunter Kathedervortrag würde an einem solchen Publikum sicherlich abprallen, wie Wassertropfen von einem glühenden Ofen. Selbst der berühmte Jesuitenprediger Finetti, unter dem sich eine Berliner Phantasie gewiß gleich einen hagern Mann mit gelblich-grauer Physiognomie und Basiliskenaugen vorstellen wird, der aus den stets halb zugekniffenen Lippen nur stechende Sarkasmen hervorschießen kann, predigt ganz in derselben glühenden, bewegten, feurigen Weise, und ist, nebenbei gesagt, ein recht wohlgenährter, behaglich gutmüthiger, frischer Herr.' ‚Mit ihren vielen Kirchen, ihren Denkmälern der Frömmigkeit, ihrer geistlichen Bevölkerung, die sich durch alle Straßen bewegt, zeigt die ewige Stadt nicht das weltliche Antlitz anderer Hauptstädte — sie ist gleichsam ein großes Weltkloster.' Um sich den damals erhaltenen einzigen Eindruck nicht zu verwischen, hat Reichensperger es später verschmäht, Rom noch einmal zu besuchen.

‚Soeben komme ich aus der Sixtinischen Kapelle,' also beginnt ein vom Sonntag den 22. December 1839 datirtes Schreiben, ‚wo der Papst (Gregor XVI.) zum erstenmal seit seinem Ueberzug aus dem Quirinal in den Vatican der Messe beiwohnte. Es thut mir sehr leid, daß ich Ihnen das imposante Schauspiel, welches sich dort darbot, nicht bis auf die kleinste Einzelheit beschreiben kann und Sie auch in dieser Beziehung sowie in Beziehung auf hundert andere Dinge auf die mündliche Mittheilung vertrösten muß. Ich habe leider die Kunst nicht los, das Meer auf einer Schüssel zu präsentiren. — Die Sixtinische Kapelle befindet sich im Vatican und ist die Schloßkapelle des Papstes; jeder indes, der in einem schwarzen

Frack u. s. w. erscheint, erhält ohne weiteres Zutritt. Die Damen werden, etwas ungalant, nicht über eine vergitterte Schranke hinausgelassen, welche die Kapelle in der Mitte theilt, können jedoch durch das Gitter auf den Altar sehen. Gegen 11 Uhr kamen die Cardinäle in ihrem prachtvollen Ornate, jetzt violetten wegen der Trauerzeit, in der Regel Purpur, einer nach dem andern, jeder mit seinem Schleppenträger hinter sich herein und nahmen Platz auf den Sitzen, welche ringsherum in der Kapelle angebracht sind; auf die Stufe zu ihren Füßen setzten sich die Schleppenträger, junge Priester in violetten Talaren, nieder und hielten die rothen Birette der Cardinäle in den Händen. Den ersten Platz unter den Cardinälen nahm der berühmte Pacca ein, der die Gefangenschaft Pius' VII. getheilt und darüber sehr interessante Denkwürdigkeiten geschrieben hat. Er sieht sehr gedrückt und abgebleicht aus und wird wohl bald einen andern zum ältesten Cardinal machen. Den geraden Gegensatz zu ihm bildet der Cardinal Lambruschini (Minister der auswärtigen Angelegenheiten, die wichtigste Person, namentlich unter den obwaltenden Verhältnissen). Gleich bei seinem Eintritt fielen mir die kräftigen Züge und die frische Heiterkeit seiner Physiognomie, die oft fast einen humoristischen Ausdruck annimmt, auf, und man sieht gleich, daß unter den grauen Haaren noch die jugendlichste Energie haust, die sich gewiß nicht so leicht wird niederbeugen lassen. Nachdem noch viele Großwürdenträger, alle in den reichsten Gewändern, allmählich ihre Plätze eingenommen hatten, erschien auf einmal das einfache goldene Kreuz in der Thüre, welche in das Innere des Palastes führt, und gleich dahinter trat der Papst in einer prachtvollen, dunkelrothen, mit Gold gestickten Chorkappe, die weiße, silberdurchwirkte Bischofsmütze auf dem Kopfe, ein in Begleitung von acht bis neun Priestern, welche theils um seine Person beschäftigt waren und blieben, theils sich zur Abhaltung der Messe anschickten. Der Papst ertheilte den Segen und nahm dann neben dem Altare unter einem Baldachin Platz. Nun erhoben sich alle Cardinäle, begaben sich in Procession zu ihm hin, einer nach dem andern kniete nieder und küßte ihm die Hand. Der Papst sang einigemal aus einem ihm vorgehaltenen Buche, und zwar mit einem so kräftigen Ausdrucke und so nachdrücklicher Stimme, daß ich darüber ganz in Erstaunen gerieth; namentlich konnte man recht fühlen, wie ihm das Benedicat vos etc., welches er am Schlusse sang, während er mit der Hand den Segen ertheilte, so recht von Herzen ging. Sein Aussehen ist überhaupt noch sehr rüstig, nur will mir die gar zu dunkelrothe Farbe seines übrigens sehr kräftigen, fast derben Gesichts nicht recht gefallen. — Ganz allgemein gilt er als ein sehr energischer, selbständiger Charakter; die Italiener sagen von ihm: ‚Sta forte', und man erzählt unter anderem, daß er geäußert habe, er ließe sich eher in Stücke zerhauen, als daß er von seinen gerechten Forderungen auch

nur einen Fuß breit wiche. Ein großes Werk von ihm, welches mir vor einigen Tagen in der Bibliothek der Propaganda gezeigt wurde, war mir recht interessant, indem es den bedeutungsvollen Titel trug: Il trionfo della santa sede e della chiesa contro gli assalti de Novatori etc. Er hatte dasselbe als Camaldulensermönch im Anfang dieses Jahrhunderts geschrieben. Die Sixtinische Kapelle ist auf dem Gewölbe mit Gemälden von Michelangelo, an den Wänden mit Gemälden aus dem fünfzehnten Jahrhundert geschmückt, die Wand hinter dem Altare nimmt das so berühmte jüngste Gericht von Michelangelo ein. Leider sind alle diese Meisterwerke ersten Ranges durch die Feuchtigkeit u. s. w. so hingeschwunden oder geschwärzt, daß das Auge nur mit Mühe die herrlichen Einzelheiten verfolgen kann. Der Altar ist höchst einfach, in der Form eines Tisches mit sechs kolossalen Leuchtern und einem carmoisinrothen Baldachin darüber; ein eben solcher befindet sich auch über dem niedriger stehenden Sessel des Papstes. Ein Karmelitermönch hielt eine lateinische Predigt, von der Sie indes gewiß ebensoviel verstanden haben würden als ich; während der Predigt saßen alle Priester entweder auf den verschiedenen Stufen des Altares oder denen des päpstlichen Thronsessels. Vor mir kauerte ein Armenier mit seinem rothen Fez auf dem Kopfe und murmelte ganz andächtig aus seinem Gebetbuche. Schweizer (echte) im alten Nationalcostüm, mit gelb-, schwarz- und rothgestreiften Pluderhosen und spanischem Kragen, hielten überall Wache und wußten mit ihren gewaltigen Hellebarden und blutrothen Federbüschen sich recht ordentlich geltend zu machen. Kurz, alles kam mir fast vor wie ein Traum, in so entschiedenem Gegensatze stand es mit allen den gewöhnlichen Erscheinungen der Gegenwart, die sich so oft aufs jämmerlichste abmüht, ihren Schöpfungen auch äußere Bedeutung zu verleihen, und fast immer vergebens! — Gestern Morgen habe ich mir, zu meiner großen Freude, auch noch mit einigen Bekannten den Zutritt in die Wohnzimmer des Papstes im Vatican sozusagen erstürmt, nachdem wir uns abends zuvor noch um 8 Uhr mit nicht weniger Zudringlichkeit ein Eintrittsbillet beim Maggiorduomo (dem Cardinal, welcher den päpstlichen Schlössern vorgesetzt ist) zu verschaffen gewußt hatten. Es wird nämlich der Regel nach niemand an dem Tage mehr in diese Zimmer eingelassen, an welchem der Papst dieselben wieder bezieht, so daß die Aufseher die Karte des Cardinals gar nicht respectiren wollten und behaupteten, sie bezöge sich auf den vergangenen Tag, dessen Datum sie trug, bis ich denn endlich drohte, und zwar in welchem Barbaren-Italienisch! unverzüglich zum Cardinal zu gehen und ihn zu fragen, wer denn eigentlich Herr sei, er oder seine Diener? So wurden wir denn doch eingeführt, und zwar zuerst in den Saal des Consistoriums, in welchem die denkwürdigen Allocutionen wiederhallt sind; an der Wand, dem Sessel des Papstes gegenüber, steht hier wie überall ein

Crucifix; außer einigen Gemälden befindet sich fast in keinem der Zimmer ein Luxusmöbel, kein Kanapee, kein gepolsterter Stuhl. Die Wände decken Tapeten von violetter Seide, auf dem Boden lagen überall dunkelgrüne Teppiche von einfachem Tuch. Besonders einfach ist das sehr kleine Schlafzimmer des Papstes. Neben dem Bette, wovor sich ein Vorhang von violetter Seide befindet, steht ein Betpult, über welchem ein Weihwasserkessel von Silber mit einem goldenen Engel als Träger hängt; über dem Bette ist ein kleiner Kupferstich, die heilige Muttergottes darstellend; auf einem Schreibpult zur Seite steht ein Crucifix, hinter welchem ein Brustbild des Thomas von Aquin, ein Oelgemälde, hängt; dem Pulte gegenüber befindet sich noch ein ganz einfaches Ruhebett. Für den Empfang der Souveräne ist ein kleiner, ebenfalls sehr anspruchsloser Thronsaal vorhanden, dessen ganze Pracht in einem rothsammeten Baldachin und eben solchem Sessel mit schweren goldenen Fransen besteht; gewöhnlich empfängt der Papst in einem andern Zimmer hinter einem Tisch in Hufeisenform. Alle Fenster gehen auf den prächtigen Petersplatz und weiterhin auf das verhängnißreiche Rom, von seinen Kuppeln überragt, welche (leider) hier fast durchweg an die Stelle der Thürme getreten sind. Vom Vatican, dieser Stadt von Palästen aus verschiedenen Jahrhunderten, kann man sich kaum einen Begriff machen, weil man ihn nicht übersehen kann. Er soll 11 000 Zimmer enthalten; wenn wir auch ein paar tausend davon streichen wollen, so bleibt es doch noch immer eine recht anständige Wohnung für einen einzelnen Herrn!‘

‚23. December. Ich bin gestern vielleicht zu weitschweifig über verhältnißmäßig nicht so sehr bedeutende Dinge gewesen; aber einestheils glaube ich, daß Sie sich gerade vorzugsweise für das interessiren, was unmittelbar in die Gegenwart eingreift, und dann zweitens würde ich auch fast in Verzweiflung gerathen, wenn ich Ihnen hier umständlich beschreiben sollte, was ich sah und empfand, als ich zum Beispiel zum erstenmal am 17. dieses Monats abends um 10 Uhr bei vollem Mondenscheine unter die Riesentrümmer des Colosseums trat und ringsherum gestürzte Tempel, halbverschüttete Triumphbogen, einsam stehende oder gebrochene Säulen wie Leichensteine auf einem Kirchhof trauerten; oder wenn ich Ihnen von der Pracht erzählen sollte, welche die Kathedrale der Christenheit erfüllt, oder von den einfachen, fast nackten Schönheiten des Pantheons oder vom Capitol, vom tarpejischen Felsen und den Erinnerungen, die diese Orte umschweben, oder von all den hundert andern Wundern, woran schon längst alle Redensarten zu Gemeinplätzen geworden sind! Ich kann indes doch nicht umhin, anzuführen, daß Rom als Stadt bei weitem nicht so imponirt wie zum Beispiel Florenz, vielmehr meist ziemlich alltäglich und überall fast schmutzig erscheint, und daß man die

interessanten Details erst aufsuchen muß, während Florenz so recht aus einem Gusse ist und überall das Mittelalter in seiner glänzendsten und zugleich großartigsten Erscheinung repräsentirt. Zudem liegen die Römertrümmer unserem heutigen Leben und Treiben zu fern, die übrigen römischen Gebäude dagegen meistens zu nah, um gleich mein höchstes Interesse in Anspruch zu nehmen. Was namentlich die Kirchen betrifft, so stammen dieselben meist leider aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, welch letzteres seine Kraftlosigkeit fast stets durch eine frostige, erzwungene Pracht zu verhüllen bemüht war und durch Ueberladung sozusagen in gänzliche Formlosigkeit aufging. Selbst die Peterskirche trägt leider dieses Gepräge in etwa, namentlich von außen, und ich möchte weinen, wenn ich bedenke, daß man mit diesen Mitteln und Kräften einen Kölner Dom hätte hinstellen können, gegen den gewiß kein Reformator Sturm zu laufen gewagt haben würde. Das Innere der Peterskirche zeigt so gewaltige Dimensionen und eine so großartige Pracht, daß alle Kritik darin unwillkürlich verstummt.‘

‚25. December, abends. Ich halte mich zwar aus langjähriger Erfahrung vollkommen überzeugt, daß Sie dem heutigen hohen Festtage auch hohe Ehre angethan haben, aber so wie ich doch gewiß nicht. Gestern Nachmittag fing ich schon mit der Vesper in St. Peter an, begab mich sodann abends um 10 Uhr in die Sixtinische Kapelle und trat diesen Morgen um 3 Uhr wieder in die Kirche S. Maria Maggiore, wo ich bis 5 Uhr blieb; dann gönnte ich Leib und Seele ein paar Stunden Ruhe, um von 10 bis gegen 1 Uhr in St. Peter auf meinen Füßen aushalten zu können. Ich muß freilich zugeben, daß ich außerhalb Rom höchst wahrscheinlich meine Frömmigkeit nicht bis zu dieser fabelhaften Höhe getrieben haben würde, so daß mein gesammeltes Verdienst ziemlich dünne zusammenschrumpft. Als ich in S. Maria Maggiore hereintrat, wurde ich fast geblendet von der Pracht, die mir entgegenstrahlte, und zwar keine solche Pracht, wie man ihr leider hier fast überall begegnet, die den Schönheitssinn mehr verletzt als befriedigt; vielmehr zeigten sich fast überall nur die reinsten Formen, die harmonischsten Verhältnisse. Zwanzig jonische Säulen aus weißem Marmor stehen auf jeder Seite des Hauptschiffes, den Fußboden bedeckt die zierlichste Mosaik aus farbigen Steinen, und alle Wände und Gewölbe sind schneeweiß (meist von Marmor) mit den reichsten Goldverzierungen durchbrochen, und das alles von mehr als tausend Kerzen beleuchtet. Ein Cardinal hielt den Gottesdienst, und es wurde unter anderem auch in einem durchsichtigen, überaus prachtvollen Kasten ein Stück der Krippe Jesu in feierlicher Procession in der Kirche herumgetragen. Einen eigenthümlichen Gegensatz zu all der Herrlichkeit bildeten Hunderte von Landleuten, welche in den originellsten Gruppen in allen Winkeln

umherlagen und bis zur Procession großentheils schliefen. Diese Kirche ist eine der ältesten Roms. In St. Peter fehlte zwar der Zauber der Beleuchtung, dagegen war der Pomp des Gottesdienstes verhundertfacht; der Statthalter Christi zeigte sich in seiner höchsten Glorie. Keine zehn Schritte vor mir sah ich ihn auf dem prachtvollen Sessel auf den Schultern von acht Nobili in schwarzem Sammet ꝛc. vorbeitragen, über seinem Haupte ein prächtiger Thronhimmel, an den Seiten von zwei Fächern aus weißen Pfauenfedern umweht, vor ihm und hinter ihm all der hohe Clerus Roms, alle in Gewändern von weißem Atlas mit Goldstickereien übersäet, die Cardinäle in in ihren rothen Soutanen unter weißen Meßgewändern. Ein griechischer Patriarch und ein griechischer Erzbischof zeichneten sich unter der Menge durch ihre ganz eigenthümliche, aber nicht minder reiche Kleidung aus; die Schweizer erschienen in leuchtenden Küraſſen, die Nobelgarde in rother Uniform mit Gold ꝛc., kurz, es ist schwer, sich von diesem Glanze eine Vorstellung zu machen, und noch schwerer, andern eine solche zu geben. Der Papst schien sehr zu leiden unter all dem Prunke, nicht ein einziges Mal schlug er die Augen auf, er saß unbeweglich da wie eine Statue, nur daß er fast unausgesetzt mit der Hand den Segen ertheilte. Er hielt selbst das hohe Amt ab, und es war rührend zu sehen, wie das Haupt der Christenheit die hilfeleistenden Diakone dreimal umarmte, um dadurch zu erkennen zu geben, daß er nicht bloß Vater, sondern auch Bruder ist.'

Zum 28. December 1839 verzeichnet das Tagebuch den ersten Besuch bei Overbeck: ‚Ein hagerer, langer, ernster Mann mit einem bedeutungsvollen Gesicht. Skizze zu dem großen Gemälde für das Städelsche Institut: die Entwicklung der christlichen Kunst darstellend ...[1] Overbeck erklärte alles sehr bereitwillig; ich sprach viel mit ihm über den Verfall der Kunst im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, namentlich in Rom, fand meine Ansichten ganz bestätigt — dann über Görres' Mystik und Zeitschrift (Aufsatz über M. Claudius). Ladet mich ein, wiederzukommen.'

‚30. December. Gestern auf dem Jubelfeste des Reinhart[2] — idealisirtes Studententhum — recht hübsch. Transparentes Porträt. Integer vitae scelerisque purus gesungen; sein unehelicher Sohn sang mit! — Raphael hat die Bewegung in die Kunst gebracht, welche seine Nachfolger bis zum Veitstanz ausgebildet haben. — Die neuesten Gebäude in Rom sind meist recht zierlich im antiken Stil und doch zweckmäßig und nicht frostig. Colonnade an dem

[1] Folgt eine Beschreibung des bekannten Bildes.

[2] Landschaftsmaler († 1847); s. Andresen, Deutsche Maler und Radirer I, 177 f. Planer-Reißmann, J. G. Seume (Leipzig 1898) S. 328 f. 353 f. O. Braisch (Joh. Chr. Reinhart. Leipzig 1882) zeigt S. 225 f., daß der sarkastische Reinhart gegen Overbeck und seine Freunde den Spottnamen Nazarener gern im Munde führte; vgl. Binder, Overbeck I, 255.

Postgebäude aus antikem Marmor angebaut. Die vielen Schwierigkeiten gut überwunden; freilich ist der Aufbau, welcher die vielen Dachwinkel verdecken soll, zu plump und drückend, die Fenster zu klein. Der Anschlag 25000 Scudi über das Doppelte gestiegen, daher zum Glück nicht die projectirten Statuen auf der Balustrade.'

‚Mit Maler Rittig[1] den Palazzo Massimi besehen — sehr schönes Detail, leider auch Entresol-Fensterchen in der Bel-Etage, um die Dienerschaft bei der Hand zu haben. — Palazzo Stopani bei Andrea della Valle, angeblich von Raphael entworfen, recht schön gekuppelte, runde Halbsäulen in der Bel-Etage. Palazzo Farnese, der größte.'

‚Die Jesuiten und Kapuziner haben während der Cholera ganz außerordentlich gewirkt. Roothaan, der Jesuitengeneral aus Amsterdam, das Ideal eines Jesuiten, hat eine heitere, ungetrübte Zuversicht (Glaube) auf die Universalität und Ewigkeit der katholischen Kirche.'

‚Den 30. December im Vatican die Statuen gesehen. Eine strahlende Herrlichkeit; ich hätte nie diesen Eindruck von den Originalen erwartet, aber im kleinsten steckt stets der Zauber. Heilige Nacktheit — mehr Meisterwerke als sonst noch auf der ganzen Welt und dazu noch das herrliche Local. Von den Fenstern des Corridors Aussicht auf die Campagna und die Apenninenkette (zum Theil mit beschneiten Spitzen). Die schönste Beleuchtung und die schärfsten Conturen, die ich je gesehen. Abends bei Schadow.'

‚31. December, abends 5 Uhr. Eben aus der Villa Mattei zurückgekommen, wo ich mit der Familie Schadow, Deger u. s. w. war. Herrliche Aussicht bei ganz hellem Himmel. In einer Entfernung von fünf bis acht Stunden lagen die Gebirge mit den zartesten Farben und doch bestimmtesten Umrissen. — Eben wird in die Kirche San Lorenzo eine Leiche getragen, offen, weißbekleidet, mit Schuhen und Strümpfen in einem reichverzierten Sarge liegend. Dreißig Personen einer Bruderschaft, ganz, auch das Angesicht in weißen, rothgeränderten Dominos vermummt, mit Fackeln in den Händen begleiten sie nebst dem Priester. — In das neue Jahr werde ich wohl einsam gelangen; in mir eine eigenthümliche Stimmung — ich lasse die Zukunft ruhig herankommen. Nil ab omni parte beatum.'

‚3. Januar 1840. Mit Gibson das Gefängniß des hl. Petrus gesehen — Cloaca maxima — Thermen Diocletians. Schöner, einfacher Kreuzgang des Michelangelo. Der Kartäuser, ein Elsässer, darf als Officiale sprechen und macht sich diese Freiheit auch gehörig zu nutze — zeigt uns alle Reliquien. Die einfache, erhabene Statue des hl. Bruno. Später mit Schadow in einer Villa an der Porta Pia. — Viel Lärm in der Allgemeinen

[1] Freund von Ramboux.

Zeitung wegen der Hegelianer; es wird nicht eher Ordnung hineinkommen, als bis der Redacteur des preußischen Katechismus auch eine Philosophie für den Umfang des preußischen Staates auffetzt.'

‚Die antiken griechischen Statuen mit ihren zarten Conturen, ihrer Grazie 2c. paßten in die geradlinige Architektur der Griechen. Die Römer mit ihren hohen Gewölben mußten auch ihre Statuen zu den architektonischen Verzierungen mehr hervorspringend, greller, gewaltsamer bilden, die Schatten mehr vertiefen, die Bewegung mehr vorherrschen lassen. Diese Einheit unter den Künsten ist bewahrt im Mittelalter (Mosaiken, Statuen, gemalte Fenster 2c. dienen dem Bau als Ganzes), und selbst der Zopfstil hat sie auf seinen Zopfgemälden und seinen schwülstigen Statuen (Pietro von Cortona: Deckengemälde im Palazzo Barberini). Heutzutage aber Demokratie: Jeder will etwas Selbständiges repräsentiren; selbst Raphael würde heute nicht stets ein Gefolge von fünfzig Malern haben, die nur seine Organe sind. Vielleicht gestaltet sich etwas Großes in dieser Uebergangsperiode. — Alle Fremden wollen hier Genrestücke kaufen; die Römer verstehen noch den strengen Stil, aber haben kein Geld.'

‚Im Griechenthum wie im Mittelalter war es der Glaube (freilich in verschiedenem Sinne), wodurch die homogenen Massen gebildet wurden. Wenn man ein Bild Giottos in Florenz in Procession abgeholt hat, so war der Glaube mehr Veranlassung als der Kunstsinn, denn man hätte vielleicht mit kaltem Blute einen heidnischen Apollo von Belvedere zerschlagen. Heutzutage fehlt ein zusammenhaltendes Princip.'

‚5. Januar. Diesen Morgen in S. Maria del Popolo gewesen. Alles leider ganz widerlich umgestaltet; auf den Rundbogen sitzen Stuckfiguren 2c. Zum Glück sind zwei Kapellen und das Chorgewölbe, gemalt von Pinturicchio, der Zerstörung entgangen. Sehr schöne fromme Bilder von Raphaels erster Manier. Das Chorgewölbe ist in Medaillons abgetheilt, zwischen welchen Arabesken auf Goldgrund. In einem runden Medaillon in der Mitte Krönung Mariens durch Christus (Overbeck in seinen kleinen Bildchen hat sich ganz diese Manier angeeignet), kräftige, schöne Farben, feierlich-einfache Haltung. Der Altar steht davor; man muß hinter denselben in eine Art Rumpelkammer treten, um diese Bilder wie die einzigen (nicht besonders guten, zu viel Weiß, d. h. greller Gegensatz mit der dunkeln Farbe, und zu viel Handlung) Glasgemälde in Rom zu sehen!'

‚St. Johann in Lateran. Aus einzelnen Mosaiken (Tribuna), Statuen 2c. erkennt man noch etwas von der frühern Herrlichkeit, die jetzt schrecklich verhunzt ist; die Säulen sind in viereckige Pfeiler verkleidet, an welchen Nischen hervorspringen mit großen Apostelstatuen in Berninischer Manier;

gespreizte Draperien und Bewegungen. Gotischer Altar, breit, plump, mit dicken Säulen an den Ecken; das deutsche Element konnte auf italienischer Erde nie des italienischen Herr werden. Kreuzgang im zierlichsten Stil mit sehr schönem Mosaik. Papststuhl mit plump-gotischen Spitzen an den Ecken. In der Kirche in einer engen Seitenkapelle hinter Glas der Tisch, woran Christus das letzte Abendmahl gehalten: dunkles Holz mit vielen Nägelchen, als ob Tuch darauf genagelt gewesen. — Baptisterium — Scala santa.'

‚Die Engländer sind zu ausschließlich (Arbeitstheilung in allen Dingen); die Deutschen mit Ausnahme der Professoren haben zu wenig, die Franzosen zu viel Selbstgefühl. Die Italiener zu viel Hang zum Müßiggang. Eine Menge Gewerbe fast nur von Ausländern betrieben (Metzger, Bäcker), keine neuen Unternehmungen, keine Fabriken, weder Omnibus noch Stiefelputzer. Die Caffés und Restaurationen stets auf demselben Fuß: Unreinlichkeit. Daher auch kein politischer Fortschritt. An Verstand fehlt es nicht, auch ist die Nation nicht körperlich entartet. Hang zur Pracht in Kirchen. Der Adel hungert lieber zu Hause und läßt seine Wände und Möbel verfaulen, als daß er auf ein halbes Dutzend müßiger Bedienten verzichtet und seine Wagen und Pferde abschafft. Seine Ländereien sind schlecht verpachtet, seine Unterbeamten borgen ihm oft Geld und saugen darum den Gutsherrn zugleich mit den Bauern aus. Die Barberini, Ruspoli, Rospigliosi haben ihre besten Kunstschätze schon verkaufen müssen.'

‚6. Januar. Dreikönigstag in der Propaganda. Messen in verschiedenen Riten. Das Alleluja klingt in allen Riten als der einzige bekannte Laut durch. Merkwürdige Uebereinstimmung aller dieser Riten im wesentlichen mit dem lateinischen, obgleich seit den ersten Jahrhunderten davon unabhängig. Ein junger Propagandist erklärt mir alles, neben ihm ein gelber Californier, dann ein Aegypter und ein Aethiopier, der mir in unbehilflichem Italienisch sehr freundlich Auskunft gab. In der Loggia vis-à-vis dem Hauptaltar Heinrich V. (Graf v. Chambord), blond, sehr zarte Haut, schöne, etwas gebogene Nase, kleiner Mund, zu dicke Backen, überhaupt viel zu corpulent für seine Größe, wenig Ausdruck und Charakter im Gesicht; sieht nicht aus, als ob der Ehrgeiz ihn aufzehre, eher umgekehrt.'

‚10½ Uhr Hochamt in der griechischen Kirche; der Patriarch pontificirte; zum Theil fand die Handlung in der Tribuna mit vorgezogenem Vorhang statt. Die Kleidung und Ceremonien fast noch malerischer als in der lateinischen Kirche. Einige erhielten die Communion, den Wein aus dem Kelch mit einem Löffelchen. Auf den sehr reichen Gewändern hinten ein griechisches Kreuz in Gold. Der Herzog von Bordeaux hatte ein apartes Betpult mit rothem Kissen. Don Miguel mit dunklem, kräftigem, regelmäßig schönem

Gesicht und langem, schwarzem Bart stand unter den Zuschauern; dann kamen zwei Schildwachen, wahrscheinlich um ihn auf einen bessern Platz zu führen.'

,Nachmittags mit Schadow, Schirmer &c. in San Lorenzo vor den Mauern, höchst interessant, weil der Zopfstil sich noch nicht daran gemacht; man kann daraus schließen, wie viel Rom während seiner geschmacklosen Periode eingebüßt hat. — S. Stefano. Porta Maggiore. Bäckerdenkmal, eine originelle, jedenfalls großartig durchgeführte Idee.'

,In den meisten hiesigen Haushaltungen gehen die Männer einkaufen, und sie kochen. Die Weiber beschäftigen sich nur mit den Kindern und sich selbst. — Die Treppe wird gleichsam als zur Straße gehörig betrachtet. Frau Deger sagte mir, daß eine Frau, die ihr Haus rein gemacht habe, nicht für Geld zu bewegen gewesen wäre, die Treppe zu scheuern, und sie anfangs gar nicht verstanden hätte. Die Häuser haben meist steinerne Treppen, aber sehr unsolides Gebälke, so daß in den meisten nicht getanzt werden darf.'

,8. Januar. Gestern mit Schadow in der Galerie Doria Pamphili gewesen. Der Palast etwas altfränkisch-verschnörkelt, aber großartig-prachtvoll, herrliche Tischplatten, Sammet- und Seidenüberzüge und -Vorhänge. Die Galerie sehr vernachlässigt, viel Schmutz auf den besten Bildern, aber manche Meisterwerke ersten Ranges. Im ersten Zimmer Poussinsche Landschaften großartig-frei angelegt, aber melancholisch-düstere Farbe. Eine herrliche Mariä Heimsuchung von Garofalo, prachtvolle Gewandung und Farbe, freier und frischer als Pinturicchio. Bartolus und Baldus von Raphael, herrliche, lebensvolle Köpfe mit schwarzen Gewändern. Johanna von Aragonien von Leonardo da Vinci, Prototyp der davincischen Schönheit, alles bis ins kleinste Detail vollendet. Der lächelnde Ausdruck an der äußersten Grenze zum Grinsen, die Hände etwas steif und wulstig. Herrliche Landschaften von Claude Lorrain (Mühle). Ein Papstporträt (sehr rothes Gesicht)[1] von Velasquez. Aeußerst charakteristisches Porträt von Machiavelli.'

,Gestern Abend bei v. Buch[2] gegessen, ein recht gescheiter Mann, höchst conservativ, wie es scheint, gegen alles Avanciren und Springen und gegen das politische Treiben in Frankreich namentlich sehr eingenommen. Viel Wahres in seinen Bemerkungen. Herr v. Nagler ein parfümirter, affectirter Hasenfuß! Der Bursche sagt, er ennuyire sich in Rom schon in den ersten Wochen. Außerdem noch Reumont. Abends bei Maler Hensel.'

,8. Januar. Villa Torlonia — aufgeblähte Geschmacklosigkeit, z. B. gemalte Basreliefs, aus Ziegelsteinen gemauerte Tempeltrümmer, halbe Säulen, alles hübsch angestrichen. Moderne Ruinen in Rom! Kalt, aber ganz heller

---

[1] Innocenz X. [2] Preußischer Legationssecretär.

Himmel. Die Sabiner- und Albanergebirge schließen herrlich die charakterlose Campagna ab, die nur aus wellenförmigen Weideplätzen besteht. Meine Gesundheit will leider noch immer nicht so ganz. Uebrigens bin ich sehr zufrieden.'

‚Nachmittags mit mehreren Malern: Schirmer, Reinick[1], Müller[2] in den Thermen des Caracalla gewesen, ungeheure Trümmer! Hier bekommt man eine Ahnung von der schwindelhaften Höhe, auf welche diese Macht sich gehoben hatte, sie mußte den Schwerpunkt verlieren. Von da auf die Höhe von San Sabba, um die Sonne untergehen zu sehen. Herrlicher Effect, die violetten, zum Theil beschneiten Berge, die gluthvolle Beleuchtung der Bauwerke und der Ruinen, der schönen Pinien und Cypressen und namentlich einer Palme links.'

‚9. Januar. Bei Catel[3] auf dem Atelier gewesen. Sehr schöne Landschaften von Pästum, Grotte von Capri, Colosseum. Diesen Abend bei ihm im Donnerstagskränzchen gewesen. Die italienische Musik wie die Stimmen zeichnen sich besonders durch Frische und Lebendigkeit aus.'

‚10. Januar. Diesen Morgen 1. Palast Barberini. Besser als die gewöhnlichen Bauten von einem Bernini. Auf der Treppe rechts antikes Basrelief (Löwen), sehr gut und von Canova benutzt. Großer Saal mit dem Cardinals- und Fürstenbaldachin und dem ungeheuern, schwülstigen Familienpantheon an der Decke von Pietro di Cortona. Die Bedienten hausen darin, die Familie soll sehr zurückgegangen sein und viel verkauft haben, z. B. den Faun nach München für 8000 Scudi. — In der dürftigen Galerie einige Sachen von Dürer. Heilige Familie von Andrea del Sarto. 2. Werkstätte von Thorwaldsen. Alexanderzug. . . . 3. Palast Colonna. Prachtvoller Saal, dessen Decke mit den Thaten der Colonna, namentlich zur See, geschmückt ist. Porträts von Tizian, P. Veronese, Tintoretto, Luini, heilige Familie. Sehr naives Bild von Niccolo Alunno von Foligno. . . . Schrank von Ebenholz mit sehr künstlichen Elfenbein-Hautreliefs aus den Loggien von Raphael, Michelangelos jüngstem Gericht, ein wahrer Figurenbrei, wie es in der Sixtinischen Kapelle ein Fleischerladen ist. Zwei Deutsche haben die riesige Zwergarbeit gemacht, haben dreißig Jahre für die Colonna geschnitzt. Prächtige Marmorböden — bemalte Spiegel — alles altfränkisch. Riesenpinie im Garten. 4. Villa Mills auf dem Palatin. Nur die Nase, nicht die Augen merkten den Winter. Rosenalleen, Jelängerjelieber, Narcissen, alles grün, herrliche Laubgänge von immergrünen Eichen, Riesenlorbeer, un-

[1] Robert Reinick, Maler und Dichter, geb. 1805, gest. 1852.

[2] Karl Müller war am 22. December 1839 in Rom eingetroffen; s. Finke, K. Müller (Köln 1896) S. 33.

[3] Franz Catel, geb. 1778 zu Berlin, seit 1809 in Rom, gest. 1856.

geheure Trümmerbrocken ringsumher, unterirdische Gemächer (600 Stufen abwärts), 1777 entdeckt. 5. Sitzung der archäologischen Gesellschaft. Vorträge von Braun und Dr. Schultz. — Soeben bei Deger gewesen; Disput über das contemplative Klosterleben.'

,13. Januar. Vorgestern in der Galerie Rospigliosi. Die Aurora von Guido Reni, eines der schönsten Fresken, Renis bestes Werk, noch sehr frisch, mit viel Sorgfalt gemalt, sehr schönes Fleisch, herrliche Drapirungen; welcher Abstand gegen den Schwulst des Pietro di Cortona! Nachmittags mit Schadow in dem Garten Aldobrandini. Prächtiger Gegensatz der herrlichen Cypressen- und Orangenbäume mit dem blauen Himmel. Gegen Abend bei Elsaßer im Atelier: prächtige Landschaften, sehr reiche Farben, zauberische Lichteffecte, sorgfältigstes Detail, sehr viel Poesie. Später bei Deger: sehr schöne Farbenskizze zur Apollinariskirche. Die Auferstehung, sehr mild und rein. Die alten Italiener ohne ihre Steifheit, aber Degers Frömmigkeit ist zu unmännlich und kopfhängerisch [1].'

,Sonntag bei Theiner — sehr derb losfahrend, gerade der Gegensatz von Deger.'

,16. Januar. Gestern in der Villa Albani, die schönste, die ich je gesehen, herrlich im Stande, geschmackvoll alles geordnet. Mit Maler Rittig bei Camuccini gewesen, klassische Manier, kalt, aber prächtig in Farbe und Haltung. Vorzügliche Studie zu dem Porträt des alten Königs von Neapel. Camuccini ist das Orakel für die Römer.'

,18. Januar. Gestern die Pferdesegnung bei S. Antonio mit Frau Schadow gesehen. Heute 1. Peterskirche. Fest. Der Papst auf dem Sessel von zwölf Dienern getragen. 2. S. Onofrio, reinliches, stilles, gemüthliches Klösterchen. Tassoeiche, herrliche Aussicht über Rom. Tassos Grabmal. 3. Farnesina. 4. S. Maria in Trastevere. 5. Borghesische Galerie. Abscheuliche Deckengemälde. Raphaels Grablegung, rein, nobel, ideal, frei; fette, breite, dunkle Färbung. — Antonius predigt den Fischen von P. Veronese. — Domenichinos Jagd der Diana, zwar leicht componirt und delicat gemalt, aber ohne Würde und tieferes Interesse; die Nymphen ordinäre, zum Theil recht freche Bauerngesichter, Diana zeigt nichts weniger als die erhabene, kalte Ruhe der Antike. Der Hof des Palastes einer der schönsten.'

---

[1] Dieses Urtheil ist wohl nicht zutreffend. Auch später hat Reichensperger über die religiösen Maler der Düsseldorfer Schule (zu deren Beurtheilung vgl. die schöne Arbeit F. Kaufmanns über Andreas Müller [Frankfurt 1895] und die werthvolle Monographie von Finke über Karl Müller [s. oben S. 122, Anm. 2]) sehr hart geurtheilt. Wie heiter Deger sein konnte, zeigt Kaufmann a. a. O. S. 15 f.

‚21. Januar. In S. Agnese, zierlichste Basilika. Lämmerweihe. S. Prassede, San Martino und San Pietro in Vinculis. Moses von Michelangelo, kolossal und sehr charakteristisch, aber ans Gemeine streifend; langer, confuser Bart, aufgeschwollene Draperie, das Gesicht hat etwas vom Ausdruck seines Verfertigers. Das Grabmal sehr matt und kleinlich mit Masken, Arabesken, tragenden Atlanten, Nischen mit unbedeutenden Figuren darin. Ober dem Moses liegt Julius II. auf einem Sarkophag so ausdruckslos, als ob er da hinaufgeklettert sei, um sich des Moses reichen Haarwuchs einmal so recht con amore anzusehen. Die nackten Partien am Moses sehr voll Ausdruck und Vollendung. Es ist ein jüdischer Held, kein griechischer. — Sehr schönes Bild der Margarethe von Guercino.‘

‚Wie das Körperliche, so auch das Moralische bei den Römern schärfer charakterisirt und ausgeprägt: große Tugenden (Prinzessin Doria &c. pflegen eigenhändig die armen Kranken &c.) und Laster (Banditenwesen, Nichtsthun), große Bestechlichkeit, Zurückdämmen der Industrie, damit nur die Zölle nicht abnehmen, diese wieder zum Theil an Torlonia &c. verpachtet. Das Unglück liegt darin, daß die hohen Stellen alle von Geistlichen verwaltet werden. Die Bettelklöster geben das Beispiel des Nichtsthuns[1], die Arbeit kommt nicht zu Ehren, das Betteln ist keine Unehre. Alles Land gehört den Adeligen, deren Rentmeister die Bauern aussaugen. — Der Papst ist zwar absolut, kennt aber die weltlichen Geschäfte nicht und kann unmöglich in die Routine einbrechen. Alles hängt zusammen. Die Künstler beklagen sich sehr über Agricola, der bestochen sein will, dem Copiren alle möglichen Hindernisse sonst in den Weg legt, ebenso den Besuch des Vaticans nur zweimal in der Woche gestattet. — Waffen darf man bei Galeerenstrafe nicht tragen, und doch kann die Regierung die Straßen nicht sichern. Viele Anstalten zur Gratiserziehung der Jugend, aber sie läuft durch. — Alles ruht auf Oesterreich. In Rom completer politischer Indifferentismus. Die meisten leben von Aemtern, Stiftungen oder den 30 000 Fremden. Auf der Straße Sittlichkeit mit Ausnahme des Stehlens. — Die Beamten sehr faul, viel Vacanzen, viel Supernumerarien. Was nur entfernt zu dem geistlichen Stande hinzieht, trägt sich als Abbate. — Große Mäßigkeit der Römer. Selten klagt jemand über seine Verhältnisse. Die Juden haben viele in den Händen. Stattliche, herkömmliche Kleidung und dann und wann ein tüchtiges Vergnügen (Carneval z. B., Ostern und womöglich jeden Sonntag) sind den Römern das höchste. Große Ueberwachung des weiblichen Geschlechtes durch

[1] Diese Bemerkung dürfte doch einzuschränken sein. Reichensperger zeigte damals wenig Verständniß für das beschauliche Klosterleben, worüber er mit Deger disputirte; s. oben S. 123.

die Eltern; man läßt auch in den ärmern Familien nicht leicht ein Mädchen mit einem jungen Mann allein; die Liebeshändel werden nur vom Fenster herab geduldet.'

,Der Skepticismus wüthet auch hier in den Alterthümern und raubt die schönsten Sachen; z. B. Petrus soll nicht im mamertinischen Gefängnisse gewesen sein; Juppiter Capitolinus wird von Ara coeli nach dem Palast Caffarelli transportirt; die Pompejusstatue soll nicht echt sein à la Niebuhr. Keine alte Säule, an der nicht gerüttelt wird. Es wundert mich, daß noch keiner das Schweißtuch der Veronika durch das Daguerrotyp erklärt hat. — Wir sind so weit vom Geiste des Alterthums, daß wir gar nicht mehr die Entfernung ahnen. Wie würden wir sonst unsern Schuljungen die demokratischen Schriftsteller jener Zeit in die Hände geben, während man die weit ungefährlichern neuern Demokraten mit Feuer und Schwert verfolgt.'

,26. Januar. Eben im Theater Pace gewesen. — Alles ist klein wie in einem Schiff. Das Publikum sehr ordinär, die Musik ein Ideal von Dissonanz. Coulissen u. s. w. nicht übel. Der Dialekt trasteverinisch, fast unverständlich. Die Männer zeigen viel Aplomp und Würde bis zu einem gewissen Punkte, wo sie brutal werden. Die Weiber zankten fast in einem fort. Das Spiel war sehr charakteristisch und gewandt. Für das Lustspiel scheinen die Italiener geschaffen, weniger freilich für das französische Conversationslustspiel wie für das Buffo; sie sind für jenes zu natürlich, lebendig und dreinfahrend. Es gibt hier noch keine vornehmen Hofschauspieler, aber deswegen hat das Theater mehr Leben und bildet einen Zeitvertreib, kein hochwichtiges Geschäft, das in allen Blättern besprochen und beleuchtet wird, und erhält sich gesund.'

,Diesen Morgen mit Schadow die vortreffliche Camuccinische Galerie gesehen.'

,31. Januar. S. Maria Navicella. Sehr alte Mosaiken — Fries grau in grau von Giulio Romano. Löwen ꝛc. zu der Mosaik! — S. Stefano rotondo.'

,6. Februar. Vor mehreren Tagen das etruskische Museum gesehen . . .'

Das herrliche Frühlingswetter veranlaßte Reichensperger am 10. Februar in Begleitung eines presbyterianischen Pfarrers aus Schottland, den er in Florenz kennen gelernt, eine Tour in das Albaner- und Sabinergebirge zu unternehmen, von welcher er am 20. Februar zurückkehrte [1]. ,Das schlimmste bei der Sache', berichtete er am 23. Februar nach Hause, ,war, daß der gute,

[1] ,Gestern 7 Uhr abends', berichtet das Tagebuch zum 21. Februar, ,gehe ich die Spanische Treppe hinauf; da kommt plötzlich die Schildwache, das Gewehr im Arm, auf mich zu und sagt: Felicissima notte! worauf meine Erwiderung des Grußes, weiter: Datemi qualche cosa, Signore.'

übrigens recht unterrichtete und denkende Schotte fast kein Wort italienisch sprechen konnte, ich also immer aus meinem auch nicht allzu reichen Sprachschatze den Wirten, Führern, Custoden &c. gegenüber die desfallsigen Kosten bestreiten mußte. Aber Noth bricht nicht bloß Eisen, sondern lehrt auch fremde Zungen reden; ich wenigstens glaube während der zehn Tage mehr Fertigkeit im italienisch Sprechen erworben zu haben als in allen den Wochen vorher; sogar Schimpfen und — Gott verzeih' mir die Sünde — etwas Fluchen habe ich im Drange der Umstände mir aneignen müssen; dafür hat mir denn aber auch am Schlusse mein Schotte das Zeugniß ausgestellt, daß ich mich ritterlich durchgepaukt hätte, und alles wundert sich hier über das wenige Geld, was wir gebraucht haben. Die Tour hat übrigens alle meine Erwartungen übertroffen. Ich hätte nie geglaubt, daß auf dem so kleinen Raume, den das Sabiner- und Albanergebirge einnehmen, so viele großartige Gegensätze zusammengedrängt sein könnten. Aber freilich wo, wie dies hier der Fall war, so ein Dutzend Vulkane und das Meer noch obendrein zusammenarbeiten, um einer Landschaft die Gestalt zu geben, da kann schon etwas Apartes zu Tage gefördert werden. Wasserfälle von allen Größen, über steile, geborstene Felsenmassen stürzend, in Tivoli, von da aus im Sabinergebirge kahle, graue, ungeheure Felsenkuppeln mit uralten Ortschaften auf der höchsten Spitze fast ohne alle Vegetation umher und ohne Weg und Steg, außer wo etwa ein wilder Bach einen solchen gebahnt hat, so daß wir sogar unsere Esel nicht benutzen konnten, dann wieder bis zum Albanergebirge die fruchtbarste lachendste Ebene und endlich das letztgenannte Gebirge selbst wieder das gerade Widerspiel des Sabinergebirges, überall Wälder, Pflanzungen und Alleen von immergrünen Eichen, Kastanien, Oliven, Pinien, Cypressen, prachtvolle Villen oder großartige Ruinen auf jedem Vorsprung in der Ebene und jeder weit aussehenden Höhe und endlich immer von Zeit zu Zeit eine Aussicht aufs Meer und in die weitgedehnte römische Campagna, in deren Mitte die Stadt ruht, die zu ihrer Zeit wie ein anderes Meer die Welt umklammerte und alles, was sich darin zu regen und bewegen wagte, in den bodenlosen Abgrund ihrer Macht herunterzog: mit einem Worte, das Land, welches ich gesehen habe, war würdig, die Wiege des großen Römervolkes zu sein, welches verdiente, die Welt zu gewinnen, aber auch verdient hat, sie wieder zu verlieren! Auf dem Rückweg zog ich in die Stadt durch die Appische Straße wieder ein, welche auf einer Strecke von mindestens zwei Stunden mit einer fortlaufenden Allee von Grabdenkmälern besetzt ist, welche früher alle von Marmor und Bildwerk strahlten, jetzt aber nur noch ihre riesigen Skelette aus unzerstörbarem Mauerwerk zur Schau tragen.'

In einem Schreiben vom 24. Februar rechtfertigt sich Reichensperger darüber, daß er noch immer in der ewigen Stadt verweile. ‚Ganz zu

geschweigen von dem unübersehbaren Reichthum Roms an Denkwürdigkeiten und Kunstwerken von der höchsten Bedeutung, welche sich überdies an hundert Orten zerstreut finden und sehr häufig nur mit vieler Schwierigkeit an bestimmten Tagen zu sehen sind, so daß man mit der größten Ausdauer doch immer viel Zeit nöthig hat, um das Bedeutendste auch nur einmal zu Gesicht zu bekommen, ganz abgesehen hiervon konnte schon deswegen die Reise nach Neapel nicht füglich beschleunigt werden, weil dort die Stadt verhältnißmäßig wenig, die Natur und die Umgebungen aber die höchste Bedeutung haben, weshalb es fast nöthig ist, eine bessere Jahreszeit zu wählen und eine Gesellschaft, welcher man sich anschließen kann, sozusagen unentbehrlich ist, wenn man nicht auf seine Gesundheit sowohl als seinen Geldbeutel durchaus keine Rücksicht zu nehmen braucht. Nun hatten wir zwar schon hier die herrlichsten Frühlingstage (am 20. Januar blühten z. B. schon die Mandelbäume im Freien); aber ihre Dauer ist sehr unzuverlässig, wie denn jetzt z. B. eine sehr anständige Winterkälte (freilich ohne Eis) wieder an der Tagesordnung ist. Am ersten Tage nach dem Carneval ist nun aber die Abreise unwiderruflich anberaumt, und wir haben uns schon zu sechst einen Wagen gemiethet; außer mir reisen noch ein Schotte und sodann noch vier Deutsche mit.'

Ganz besonders interessirte Reichensperger der römische Carneval. In seinem Tagebuch wie in seinen Briefen verbreitet er sich sehr ausführlich über dieses ‚originelle Kind italienischer Laune und Lebhaftigkeit, woran hoch und nieder mit gleichem Interesse gestalten hilft'. ‚Das Charakteristische des hiesigen Carnevals scheint mir an der zwanglosen Theilnahme aller Stände zu liegen; selbst die hohen Staatsgewalten (mit Ausnahme der höchsten) haben ihre Rolle in dem bunten Getümmel. Der Carneval ist in der That eine Art von Staatsact, jedoch ohne daß irgend eine specielle politische Absicht durchblickt. Am Freitag den 21. Februar zogen die sehr schlecht berittenen Magistratsdiener (auch die alten Römer erfreuten sich bekanntlich nie einer besondern Reiterei und mußten sich mit der numidischen aushelfen) in roth und gelb gestreifter mittelalterlicher Amtstracht (die ich irrigerweise für Fastnachtsuniformen hielt!), mehrere Trompeter an der Spitze, durch die Stadt und trugen acht Fahnen aus den prachtvollsten Sammet- und Atlasstoffen zur Schau, welche bei den acht verschiedenen Pferderennen neben einer nicht unbedeutenden Geldsumme den Siegern als Preis bestimmt sind. Samstag um 12 Uhr ertönte die Capitolsglocke (welche nur beim Beginn des Carnevals und beim Tod des Papstes geläutet wird, also dem einen ein-, dem andern ausläutet!); gegen 2 Uhr sah ich im Senatorensaal des Capitols dann die folgenden Actus: erst Wachen, Militär 2c., dann zwei Stabträger in ganz mittelalterlichem Costüm, sowie dies alle mitagirenden Personen tragen, dann

zwei Herolde, der eine mit einem Schwert, der andere mit einem flachen goldenen Hut auf einem Kissen, beide stellen sich zur Seite des Thronsessels am Ende des Saals, darauf schreitet in reichster Tracht mit einem Mantel von Goldstoff, dessen Schleppe vier kleine Pagen in spanischer Tracht tragen, der Senator (Bürgermeister von Rom, dermalen Fürst Orsini) herein, läßt sich auf dem Throne nieder und stützt sein goldenes Scepter aufs Knie. Darauf schreiten durch eine Seitenthür de- und wehmüthig drei alte Juden in schwarzen Kleidern mit dito ganz schmalen Mäntelchen herein, beugen sich tief vor dem Senator und bitten um fernere gnädige Huld und Duldung. Dem Senator wird eine Tafel gereicht, von welcher er die Genehmigung dieser Bitte abliest. Hierauf soll derselbe von Rechts wegen dem ältesten Juden einen Fußtritt geben, und die Juden hatten früher überdies die Verpflichtung, das römische Volk durch ein Wettlaufen in Säcken zum Dank für seinen huldvollen Schutz zu erheitern; dermalen kommen sie mit dem Bezahlen der Preise für die Pferderennen los. Darauf kommt der Senator mit seinem Zug die hohen Treppen am capitolinischen Berg herunter, wird unterwegs von einigen Conservatoren (Stadträthen) ebenfalls in reichster Galatracht begrüßt und dann von ihnen an seinen Staatswagen, der ganz in uraltem Geschmack von Gold und Bildwerk strotzt, begleitet; alles nimmt Platz in den verschiedenen Wagen, deren Pferde ganz besonders reich angeschirrt sind, und nun geht der Zug mit Cavallerie und Musikbegleitung durch die Stadt, und der Carneval ist feierlich eröffnet. Schon einige Tage zuvor sah man alle leeren Räume des Corso mit Bänken und Gerüsten für die Zuschauer ausfüllen; diese, so wie alle Fenster, aus welchen bunte Teppiche ꝛc. wehen, wimmeln bald von Menschen, eine endlose Reihe von Wagen ziehen den Corso auf und ab, Masken rennen dazwischen, und das Bombardiren mit Confettis und namentlich Blumensträußen aus den Fenstern auf die Wagen geht los; die Damen suchen sich durch vorgehaltene Drahtmasken zu schützen, die Herren aus den Wagen beantworten nicht selten das Feuer, und hie und da sieht man Eierschalen mit Mehl ausgefüllt als Bomben dazwischen fahren. Die Confettis sind eigentlich von Rechts wegen kleines glasirtes Zuckerwerk; es wird aber auch viel falsches von Gips verbraucht, und am Abend sehen die Straßen wie beschneit aus. Gegen 5 Uhr wird durch drei Kanonenschüsse der Rückzug aller Wagen befohlen; durch Militär wird allmählich der Corso in der Mitte aufgeräumt, und dann werden die Pferde (welche alle italienischer Rasse sein müssen) an dem einen Ende des Corso losgelassen und rennen unter ungeheuerem Gejauchze um die Wette zum andern Ende, wo sie durch herabhängende Tücher aufgefangen werden. — Dazwischen treibt immer eine Menge Masken ihr tobendes Spiel, kurz, alles geht kunterbunt durcheinander ohne alle Rücksicht auf Geburt und Rang. Den Prinzen von

Syrakus sah ich von seinem Balkon die Confettis scheffelweise auf die Wagen werfen; auch die übrigen hohen Herrschaften bleiben nicht zurück und verdichten den Regen von Confettis und Blumensträußen. Jeden Abend ist Maskenball in einem Theater. Der Spuk geht so fort bis zum Aschermittwoch. Wie schon bemerkt ist der Papst fast der einzige, der sich gar nicht blicken läßt; Dr. Alertz von Aachen, sein Leibarzt, den ich kennen gelernt habe, sagte mir gestern, der Papst habe ihm auf seine desfallsige Frage geantwortet, sein Carnevalsspaß werde darin bestehen, daß er sich einige seiner Lieblingscardinäle kommen lasse und einen Abend mit ihnen Tombola (eine Art Lotto) spiele. Er befindet sich übrigens gar wohl und heiter, trotz all der wohlwollenden Gerüchte im nördlichen Deutschland, die wohl dem alten Satz: „Was man hofft, das glaubt man gern", ihren Ursprung verdanken mögen.'

‚Obgleich ich bei dem Carneval nur den Beobachter spielen kann,' heißt es in Reichenspergers Tagebuch, ‚amüsirt er mich doch recht. Wenn auch Goethe mit der Pünktlichkeit eines Ceremonienmeisters jeden Schritt, den er thut, zu verzeichnen gesucht hat, so kann man meines Erachtens doch nach ihm das Wesen dieses Treibens sich nicht recht vorstellen, welches Wesen mir gerade in dem unerschöpflichen Frohsinn der Italiener, welcher jedes künstliche Reizmittel überflüssig macht und verschmäht, zu beruhen scheint, sowie ferner in diesem gänzlichen Beiseitesetzen aller Rangunterschiede einestheils und diesem tactvollen, besonnenen Maßhalten in allem Muthwillen andererseits; letzteres macht auch allein es möglich, daß trotz aller Nonchalance der Polizei beim Corsofahren und Pferderennen doch dieses Mal, so weit bekannt ist, nur vier Todte und etwa ein Dutzend Verwundete draufgegangen sind. In den ersten Stunden schon würde ein vaterländischer Polizeicommissär an dem Schlagfluß verscheiden, wenn er diese Carnevalswirtschaft mitansehen müßte.'

Auf den Carneval kommt Reichensperger noch wiederholt zurück; in einem Berichte vom 1. März an seine Mutter beklagt er wieder besonders ‚die unbegreifliche Nonchalance der Polizei' und fährt dann fort: ‚Auf einem Maskenball bin ich nun auch gewesen. Das ist freilich kein Gürzenich, ja auch nicht einmal der Schatten eines Gürzenich. Nichts als ein ordinäres Theaterlocal in ganz unverändertem Zustande, nur mit Tausenden von Wachslichtern illuminirt, die übrigens mehr Wachs als Licht von sich geben; die Leute wurden fast zu wandelnden Wachskerzen, so über und über waren sie damit beklext, dazu ein ungeheurer Staub, Gedränge, in welchem kaum eine Maske beachtet werden konnte, schlechte und theuere Fütterung 2c. Originell war noch die Methode, wie man der Gesellschaft gegen ½12 Uhr durch die Blume zu verstehen gab, daß sie nun das Feld räumen möge, da

in den Freitag hinein niemals eine Lustbarkeit dauern darf. Zu diesem Zweck gingen nämlich zwei Kerle mit Riesenlöschhörnern zuerst den zwei hintersten Kronleuchtern zu Leibe, drückten alle Lichter darauf todt und nahmen dann dieselbe Operation mit dem folgenden Paare vor u. s. w., bis alles bis zur Thüre pechfinster gelöscht war. In demselben Maße, wie die Kronleuchter ausgelöscht waren, rückte eine Linie Soldaten, die mit den Bajonetten auf den Gewehren sich quer durch den Saal aufgepflanzt hatte, zur Thüre zu vor und fegte das Ballpublikum auf eine wahrhaft unwiderstehliche Weise hinaus. — Aber so sind nicht alle Bälle. Gestern z. B. sah ich dafür in den prächtigen Sälen des Capitols auch den elegantesten, der mir je vor Augen gekommen ist. Er war von den hiesigen Fürsten Doria und Borghese, deren Frauen geborene Engländerinnen sind, für die Cholerawaisen angeordnet worden, und nur auf eine specielle Empfehlung konnte man Eintrittskarten, die alle auf ihren Namen gestellt waren, dazu haben, obgleich man sie mit schwerem Gelde bezahlen mußte. Sie können sich denken, daß die Crême der hiesigen Gesellschaft, die nicht leicht irgendwo ihresgleichen findet, dort versammelt war; Brillanten funkelten da, als wenn's nur Thautropfen auf einer Wiese wären oder vielmehr auf dem phantastischsten Blumenbeete, wozu der Aufgang und der Niedergang seine Pracht geliefert; denn nur mit einem solchen läßt sich die unendliche Mannigfaltigkeit der reichsten Toiletten einigermaßen vergleichen. Man sah fast nur Prinzen und Berühmtheiten aller Art, und es wundert mich fast, daß ich nicht auch etwas derart geworden bin, so wie der Magnet das Eisen durch langandauernde Berührung bekanntlich mit seiner Eigenschaft ansteckt.'

Als das Interessanteste, sicher als das Originellste vom Carneval erschien Reichensperger das letzte Stadium desselben. Er berichtete darüber den Seinigen ausführlich. ‚Nachdem am Fastnachtdienstag drei Kanonenschüsse angezeigt haben, daß die Renner an ihrem Ziele angekommen sind, stürzt alles durcheinander, und fast in einem Nu verändert sich die Scene gänzlich. Hunderte von Stimmen schreien jetzt statt Ecco confetti: Moccoli, moccoli! Dies sind nämlich ca. $^1/_2$ Fuß lange Wachskerzchen, welche überall herum zum Verkaufe ausgeboten werden. Unterdessen erblickt man schon einzelne Personen mit solchen brennenden Lichterchen an den Fenstern, in kurzer Zeit aber wachsen diese bescheidenen Flämmchen zu einem großen Flammenmeere an, indem fast alle Personen an den Fenstern, in den Wagen und sogar eine große Anzahl Fußgänger ihr Lichtchen schwingen und es gegen dessen Feinde zu schirmen suchen. Der Witz besteht nämlich darin, daß jeder das Lichtchen des andern auszulöschen sucht. Zu diesem Ende bewaffnet man sich mit langen, dünnen Aesten, an welchen oben ein grüner Zweig stehen gelassen ist, und mit ungeheuern Stäben aus Schilfrohr, von dessen Spitze ein Taschentuch weht, um

den Lichtchen an den Fenstern zu Leibe zu gehen, während man die in den Wagen bloß mit Taschentüchern, die der Fußgänger aber mit dem Hauche seines Mundes anfeindet; erscheint ein Wagen ohne Lichtchen, so ruft alles ihm spottend nach: Senza moccoli! und ein Begegnender ist gewöhnlich so artig, sein Lichtchen zum Wiederanzünden hinzureichen, was aber in der Regel beiden zum Verderben gereicht u. s. w. Die Lichterchen in den obern Stockwerken werden aus den sie umgebenden Fenstern durch die oben beschriebenen Waffen attaquirt, gegen welche man sich dadurch zu schützen sucht, daß man die Stangen erwischt und zerbricht oder die Taschentücher herunterreißt. Die allereleganteſten Damen erblickt man im dichtesten Getümmel; in der Regel indes haben sie ihre champions bei sich, welche sie gegen die herandringenden Wische und Schnupftücher ritterlich vertheidigen. Dieses Moccolispiel darf nur eine Stunde dauern, von 6—7 Uhr abends, was wahrlich ein Glück ist, da schon am Ende der Stunde alles so aufeinander verhetzt ist, daß die großen Stecken gar nicht selten eine Nase für ein Lichtchen ansehen, was in Rom weit weniger entschuldbar ist als in unserem nordischen Wein- und Schnapsklima. Ein phantastischeres Ensemble kann man sich kaum denken als diese unabsehbare Picknick-Illumination des Corso, durch den das Gewühl von Menschen und Wagen hin und her wogt, meist in den barocksten Aufzügen und durch das vorhergegangene Confettibombardement über und über mit Gipsmasse u. dgl. bedeckt. Ich muß gestehen, daß auch mein Altverstand ins Reißen kam, aber in einem andern Sinne; ich zog meinen Kittel über, band ein altes Taschentuch an einen langen Stock und manövrirte so lange gegen die schönen Lichterchen, bis ein Ritter derselben endlich richtig meine Fahne erobert hatte, worauf ich mich dann bescheiden aus der Combattantenliste ausstrich. — Am andern Morgen war die Scene arg verändert, und die alte Roma lehnte sich auf ihre sieben Hügel wieder in hergebrachter Grandezza. Ich begab mich in die Sixtinische Kapelle, wo der Papst auf eine höchst feierliche Weise allen geistlichen und weltlichen Würdenträgern Roms und seiner ganzen Dienerschaft das Aschenkreuz auf die Stirne zeichnete. Dieser Ehre konnte ich zwar nicht theilhaftig werden, aber etwas habe ich doch davongetragen, indem ich durch die Vermittlung des Sacristans der Kapelle nach dem Schlusse des Gottesdienstes den Segen des Heiligen Vaters über einige Rosenkränze erhielt, welche ihm zu diesem Ende in der Sacristei vorgelegt wurden[1]. Sie sind für diejenigen

[1] Eine Audienz bei Gregor XVI. konnte Reichensperger nicht erhalten, da damals die Beziehungen zwischen Preußen und Rom noch sehr gespannte waren und er eine anderweitige Empfehlung an einen geistlichen Würdenträger nicht besaß. Indessen blieb ihm die majestätische Gestalt des Papstes, den er wiederholt sah, in bleibender Erinnerung.

Damen meiner Bekanntschaft bestimmt, welche sich unterdessen am besten geschickt und namentlich sich in der christlichen Liebe ausgezeichnet haben. — Noch einem interessanten Schauspiel habe ich in den Carnevalstagen beigewohnt, einem wirklichen Schauspiel nämlich, welches von Dilettanten in dem Kloster des hl. Philippus Neri aufgeführt wurde, und zwar in Gegenwart sehr hoher Personen, als z. B. des Jesuitengenerals, einiger Cardinäle, Erzbischöfe u. dgl. Alle Zuschauer mit nur sehr wenigen Ausnahmen waren Priester und Mönche, welchen im allgemeinen der Besuch des Theaters untersagt ist. Das Hauptstück war eine Episode aus dem Leben des hl. Philippus Neri, der Text von dem Rector eines Seminars angefertigt und den beliebtesten Melodien aus den neuern italienischen Opern angepaßt, und zwar mit so viel Geschick, daß nicht das mindeste Verletzende oder auch nur Contrastirende dabei herauskam. Zwischen dieser Oper war eine recht ergötzliche Posse und ein kleines Violoncell-concert eingefügt; alles erntete den reichsten Beifall und verdiente denselben auch in der That. Ich hatte hier abermals Gelegenheit, mich von dem außerordentlichen dramatischen Talent der Italiener zu überzeugen; alles, vom hl. Philippus an bis herab zum kleinsten Choristen, ganz gemeine Jungen, welche nur nach dem Gehör sangen, that in höchstem Grade seine Schuldigkeit. Die Decorationen und Costüme waren ganz vortrefflich, obgleich nur ein einziger Anzug von einem Theater geliehen worden war.'

,Das scheint mir gerade Rom ein so hohes Interesse zu verleihen, daß die moderne Gleich- und Flachmachung fast spurlos bis jetzt daran vorbeigegangen ist und es noch ein sprechendes Bild längst vergangener Jahrhunderte mit allem ihrem malerischen Reize und ihrer originellen Charakteristik darbietet. Freilich sind auch die bedeutenden Schattenseiten dieses traditionellen Zustandes nicht zu verkennen, und ich bin weit entfernt, deshalb den Stab über unsere Zeit im allgemeinen brechen zu wollen, obgleich ich bei all ihrem Großen und Ausgezeichneten jenes historische Element doch oft recht schmerzlich in ihr vermisse. Bald werden unsere Dampfmaschinen die wenigen Blumen, die bis jetzt noch fast märchenhaft in unser Getreibe hineinblicken und duften, weggemäht und zerquetscht haben, und schon die folgende Generation glaubt vielleicht nicht mehr an die dermalige.'

,Könnten Sie doch nur einmal einen Blick auf die unermeßlichen Kunstschätze, die in Rom und seinen nächsten Umgebungen aufgehäuft sind, werfen,' heißt es in einem Briefe Reichenspergers an die Seinigen, ,Sie würden es gewiß begreifen, daß einem der Kopf manchmal schwindelt und die Augen flimmern. Die vielen Tausende von Bildwerken, welche allein im Vatican aufgestellt sind, verschwimmen wieder in allem dem übrigen, was das Heidenthum zurückgelassen hat, und das ganze Heidenthum wird dann wieder verdunkelt durch die bedeutungsvolle Erhabenheit der Schöpfungen der christlichen Welt, die hier ihr

Jerusalem gegründet hat. Neben allem dem dann noch die so höchst charakteristische unmittelbare Gegenwart und die Bestrebungen der lebenden Künstler! Unter den letztern sind die Deutschen unstreitig die bedeutendsten, und unter ihnen strahlt wieder Overbeck als ein leuchtendes Meteor. Ich wünsche uns allen Glück dazu, daß sein großartigstes Werk, eine symbolische Darstellung der christlichen Kunstgeschichte, in unserer Nähe sich ansiedeln wird; es ist nämlich für das Städelsche Institut[1] bestimmt und wird in einigen Monaten schon dahin abgehen. Auch unter den jungen deutschen Künstlern blicken schon recht helle Sterne hervor, insbesondere Deger und die zwei andern Maler, welche den Auftrag haben, die Apollinariskirche des Herrn von Fürstenberg auszumalen, eine Arbeit von mindestens sieben Jahren, und gewiß verdient unser Settegast nicht minder eine recht ehrenvolle Erwähnung und Anerkennung, welche ihm auch von allen, die sein Altarblatt für die Kirche in Kobern sehen und competentere Kunstrichter sind, als ich bin, in vollem Maße zu theil wird. Von außerordentlichem Vortheil in der hiesigen Kunstwelt ist mir die Bekanntschaft des Herrn Schadow, Directors der Düsseldorfer Kunstakademie, welcher sich zur Herstellung seiner leider sehr geschwächten Gesundheit hier aufhält und mich mit ganz besonderer Freundlichkeit behandelt. Unter seiner Leitung und Unterweisung habe ich sehr viele der hiesigen Kunstsammlungen gesehen, und in seinem Hause, wo ich die meisten Abende verbringe, versammelt sich stets eine ausgewählte Gesellschaft. Ueberhaupt bin ich sehr glücklich in betreff der hier gemachten Bekanntschaften, welche zum Theil zu der interessantesten Gattung gehören. Donnerstag Abend bringe ich gewöhnlich in einer musikalischen Abendgesellschaft zu, wo die ersten Dilettanten Roms ihr schönes Talent zum besten geben. Am meisten bezaubert mich immer eine Harfenspielerin ersten Ranges von recht italienischem Schrot und Korn, dunklem Teint, aus dem feurige Augen bedeutungsvoll hervorblitzen, rabenschwarzes Haar dazu, in reichen Locken herabfallend, und jeder Nerv in leidenschaftlicher Aufregung, sobald die Musik sie ergriffen hat ꝛc. Beunruhigen Sie sich indes doch nicht über die Ruhe meiner Seele. Auch in einer hiesigen französischen Familie besuche ich dann und wann einmal einen Thee; auf einem solchen traf ich unter andern die Fürstin Gabriel, Tochter Lucian Bonapartes. Ihre Töchter sind jetzt stattlich herangewachsen und gar nicht übel, nur noch so ein wenig kalberig, wie man sich bei uns, freilich nicht allzu graziös, wohl auszudrücken pflegt, wenn man von einer Institutspflanze spricht, die noch vergebens nach ihrem Schwerpunkte sucht. — Unser Gesandter, Herr v. Buch, benimmt sich ausnehmend artig gegen mich; er hat mir einen Besuch gemacht und mich schon viermal zum Essen eingeladen. Aber auch

[1] In Frankfurt a. M.

abgesehen davon, scheint er ein ganz raisonnabler Mann zu sein und würde wohl schwerlich Bunsiaden aufgeführt haben. Er ist unverheiratet, so daß ich stets nur Männergesellschaft bei ihm getroffen habe. Aus freien Stücken hat er mir einen Empfehlungsbrief an den preußischen Gesandten in Neapel angeboten. — Von einigen andern hiesigen Bekanntschaften mündlich, nur muß ich hier noch ausdrücklich bemerken, daß ich meine Ueberzeugungen im allgemeinen nicht bloß bewahrt habe, sondern auch vor niemanden ein Hehl daraus mache, sobald sich eine schickliche Gelegenheit ergibt, dieselbe auszusprechen; ja ich glaube sagen zu dürfen, daß ich schon manche Wahrheit am rechten Ort angebracht habe.'

‚Settchen fragt mich, ob denn auch die italienischen Zeitungen sich so viel mit dem zu schaffen machen, was jenseits der Alpen sich zuträgt, wie unsere politischen Fraubasen dies thun? Leider nicht. Erstens erscheinen sie nicht alle Tage, und wenn sie dann kommen, bringen sie nichts als Floskeln und Phrasen über diese und jene Vorstellung beim Papste, Sitzung der Akademie, Prüfungen der lieben Schuljugend, und nur so ganz nebenbei läuft dann ein kleines Notizchen über den übrigen Occident und Orient mit unter. Die einzige französische Zeitung, welche in Kaffeehäusern geduldet wird, ist die „Gazette de France“, das Ideal aller verschrobenen Perfidie, so daß mir zur Stillung meines Neuigkeitshungers nichts übrig bleibt als Galignanis „Messenger“ und die Augsburger Allgemeine Zeitung, über welch letztere denn auch hergefallen wird, als ob es himmlisches Manna wäre, obgleich zuweilen auch wohl beim Lesen derselben es mir in den Fingern juckt, als ob sie dreinschlagen wollten. — Was die Zeitungen letzthin über die Unsicherheit der hiesigen Straßen meldeten, war ganz richtig; ziemlich viele Personen wurden auf eine sehr unsanfte Weise um das Hab und Gut gebracht, was sie gerade bei sich führten. Als es indes zu toll wurde, gab sich die Polizei einmal ans Abschäumen und brachte einige hundert Stück von diesem Gesindel theils in die Bergwerke nach Elba, theils steckte sie dieselben ins Militär, theils endlich in die Gefängnisse, um die Justiz doch auch nicht ganz leer ausgehen zu lassen. Seitdem hat man denn auch, außer einigen Attentaten auf Taschentücher und solcherlei kleine Utensilien, nichts mehr von diesem Industriezweig wahrgenommen. — Ich glaube über die hiesigen Theater habe ich Ihnen noch nichts mitgetheilt. Nun, es ist eben gerade keine Hexerei, aber sie sind charakteristisch wie alles, was einem hier unter die Augen kommt — der Hanswurst muß überall (mit Ausnahme der großen Oper) mitspielen. An einem Abend bekommt man ein Lustspiel, eine Pantomime, einen Herkules, Seiltänzerei oder Beduinen und zum Schluß noch einen Fandango oder Stelzentanz vorgeführt, bezahlt dafür etwa 1½ Franken und sitzt von 7 bis 12 Uhr im Theater, was mir in der Regel all die Herrlichkeit so ziemlich

verleidet hat. — Das Marionettentheater ist rasend komisch zuweilen, insbesondere führen die Puppen Ihnen ein Ballet auf, von welchem man immer im Zweifel ist, ob man es als einen Rivalen oder als eine Satire auf unsere großen Residenzballette betrachten soll.' — Der Brief schließt mit den charakteristischen Worten: ‚Der winzige gelbe Tiber trotz allen seinen Erlebnissen vermag nichts in meinem Innern über den klaren, stolzen Rhein, in dem sich meine liebe Heimat spiegelt.'

Trotzdem sagte Reichensperger mit ‚schwerem Herzen' am 5. März 1840 Rom Lebewohl; er durfte sich wohl ‚das Zeugniß geben, daß er die Zeit seines dortigen Aufenthaltes nicht unbenutzt gelassen und Resultate für sein ganzes Leben und Denken gewonnen hatte, freilich nicht ohne manche körperliche und geistige Anstrengung. Von dem Knopfe der St. Peterskuppel an bis herab in die Katakomben begegnet man einer Welt von Erscheinungen, die ein Dolce far niente nicht wohl aufkommen lassen. Rom ist unstreitig der bedeutungsvollste Ort in der Welt'.

3.

Die Reise nach Neapel erfolgte zu Wagen. Reichenspergers Gefährten waren ‚ein Schotte und sodann noch vier Deutsche. Am ersten Tage ging's durch das Albanergebirge bis nach Cisterna, hart an der Grenze der pontinischen Sümpfe. In unserem dortigen Nachtquartier', berichtet er den Seinigen, ‚sah es schon recht pontinisch aus, namentlich wird mir die Hauptschüssel, eine Art von Unschlittgericht, unvergeßlich sein. Die famosen Sümpfe sehen noch jetzt trotz aller Riesenarbeiten durchweg sehr desolat aus. Ein sehr guter, etwa sechs Stunden langer Chausseedamm führt gerade durch ihre Mitte; an seiner Seite befindet sich ein breiter Kanal, in welchen eine Menge künstlicher Abzugsgruben einmünden. Hie und da Meierhöfe und üppige Felder, nicht selten aber auch ganz verlassene Häuser, und selbst ein großes Kloster steht ganz öde da und lugt einen durch die zerbrochenen Fensteraugen fast ebenso fieberhaft an, wie die Mehrzahl der Menschen, denen man begegnet. Die hohen Berge, welche links die pontinischen Sümpfe begrenzen, stoßen bei Terracina dicht ans Meer, und die desolateste Ebene ist plötzlich wie durch Zauberei in die herrlichste Landschaft umgewandelt, riesige Cactus und Aloepflanzen klettern in den phantastischsten Felsbildungen umher, welche durch die hohen Hallen der Theoderichsburg gekrönt werden; gegen Norden springt das massenhafte Vorgebirge der Circe mitten aus den pontinischen Sümpfen heraus ins Meer. Geradeaus im fernen Meere dämmert eine blaue Inselgruppe auf — alles athmet die Herrlichkeit des Südens, und doch wird diese Gegend noch bei weitem überstrahlt von der Bucht bei Gaeta, in welcher wir uns einen halben Tag vor Anker legten oder vielmehr umher-

schwärmten wie betrunkene Schmetterlinge. Das alte Capua, dessen Luxus die Kraft der Armee Hannibals brach, ist nicht mehr. Aber schon allein aus den Trümmern seines Amphitheaters, welches an Großartigkeit zwar dem römischen Colosseum nachstand, an Pracht dasselbe aber bei weitem übertroffen haben muß, kann man es schon begreiflich finden, daß ein solches Schwert dort in der Scheide verrostete. Das neue Capua war unserem Kutscher so gefährlich wie das alte dem Löwen von Karthago. Der Kerl, der auf dem ganzen Wege ein Muster von Solidität gewesen war, hatte sich hier dermaßen im süßen Weine übernommen, daß wir unserem Schutzengel dankten, als wir in den Geiersgriffen der Douane am Thore von Neapel zappelten. Die Ebene zwischen Capua und Neapel verdient mit vollem Rechte ihren Namen Campagna felice; sie ist herrlich bebaut, und auf all den grünen Feldern ranken sich die großartigsten Weinrebenfestons von einem Baume zum andern.'

‚Könnte ich doch', heißt es in einem Briefe vom 11. März, ‚statt all meiner ohnmächtigen Schreiberei Sie bei der Hand fassen und dahin führen, von wo ich soeben komme. Ein Blick würde Ihnen mehr sagen als alle Dampfpressen der Welt zusammengenommen. Ich habe mich nämlich durch eine Menge kleinerer und größerer Unannehmlichkeiten nicht abhalten lassen, mein Nest auf die Spitze eines thurmartigen Hauses[1] zu bauen, welches hart am Golfe von Neapel gelegen, denselben mit all seinen Herrlichkeiten beherrscht. — Wenn ich fünf bis sechs Treppen erklettert habe, trete ich in mein verwittertes Stübchen und aus demselben wieder durch die einzige Fensterthüre auf einen Balkon, der das Dach umzieht und trotz Wind und Wetter sogar mit einer Duodezlaube von Orangen geziert ist, an welcher dermalen mindestens ein halbes Dutzend goldener Früchte prangen. Gerade mir gegenüber auf der andern Seite des Golfes ragt der Vesuv mit seinen zwei hohen Gipfeln, in deren Mitte ein großer Krater sich befindet, in welchen die frühere, einzige Spitze des Vulkans gestürzt sein soll. Niedrigere Berge reihen sich landwärts an ihn an, und zu seinen Füßen liegen Portici und noch einige andere Ortschaften, kurz, ein Häusergewimmel, welches sich bis in die Stadt Neapel hineinzieht, so daß letzteres den ganzen Golf zu umklammern scheint. Es ist bei weitem das Schönste und Reichste, was ich je gesehen habe, und wahrlich werth, daß man sich darum ein bißchen zerschinden und zerplacken läßt und um einige hundert Thaler ärmer stirbt.'

Der Genuß der ‚herrlichen Parthenope' ward Reichensperger leider durch das Eintreten schlechten Wetters verkümmert. Trotzdem trat er am 15. März einen dreitägigen Ausflug nach Ischia an. Denn es drängte ihn nach dem

[1] S. Lucia Nr. 21.

zauberischen Eilande, auf welches sein Jean Paul eine Hauptscene des ‚Titan‘ verlegt hatte[1]. ‚Wie gerne wollte ich alles schreiben und malen, was ich während dieser Tage erlebt und gesehen habe,‘ berichtet er am 17. März nach Hause, ‚aber immer wieder das alte Lied: embarras de richesse. — Unser ursprünglicher Plan war, direct zur See in einer Barke nach jener Insel zu fahren, ein Weg, der in der Regel in Zeit von fünf bis sechs Stunden zurückgelegt wird. Dazu wollte nun aber der Himmel seinen Consens nicht ertheilen, indem er so viel Regen und Wind gegen uns aussandte, daß alle Schiffer, die wir angingen, mit Achselzucken einen ungewöhnlich hohen Preis forderten „wegen des schlechten Wetters“. Wir wollten uns nun einmal nicht ergeben und beschlossen daher, uns zu Lande auf den Weg zu machen. Wir waren zu fünf, außer mir nämlich noch Bölling[2], Dr. Kopisch, dann ein Leipziger Dr. iuris und endlich ein Herr v. Keudell, Kürassieroffizier aus Königsberg, welchen ich in Rom bei Herrn v. Buch kennen gelernt hatte. Der letztere, ein recht jovialer Passagier, ward mit der Führung der Kasse, überhaupt mit den Finanzen beauftragt, während meine Wenigkeit mit dem Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten beehrt wurde, d. h. für alle die Contracte abzuschließen und mich mit Wirten, Führern, Kutschern, Schiffern, Eselstreibern, kurz allem möglichen Gesindel herumzubalgen hatte, ein Posten, zu welchem ich zu allem Glück auf meiner Fußreise in den römischen Gebirgen ziemliche Vorstudien gemacht hatte und dabei viel Unangenehmes, doch noch mehr Spaßhaftes hatte und wenigstens vortrefflich dazu geeignet war, mich mit dem Gaunervölkchen, seinen Kniffen und seiner Sprache etwas näher bekannt zu machen. So naß wie frischgewaschene Pudel kamen wir in unserer Halbchaise zuerst am See von Agnano an, nachdem wir zuvor die sogen. Grotte des Posilipo hindurchgefahren waren, d. h. einen ungeheuern gewölbten Gang, welcher in einer Länge von 2000 Schritten vor unvordenklicher Zeit durch die Felsen des Vorgebirges Posilipo, welches rechts (nördlich) die Bucht von Neapel bildet, hindurchgetrieben worden ist, und mit welchem wohl keiner unserer Tunnels in die Schranken treten kann, wenigstens was malerische Schönheit betrifft, da derselbe nirgendwo die Absichtlichkeit des Lineals oder Zirkels, sondern überall die freieste Mannigfaltigkeit, ja Zu-

---

[1] Außer durch Jean Paul war die Aufmerksamkeit der Deutschen auf Ischia gelenkt worden durch den nachherigen Staatsrath G. H. Nicolovius († 1833), der 1791 auf dem herrlichen Eiland mit dem Grafen Stolberg mehrere Wochen zugebracht hatte (vgl. Janssen, Stolberg S. 67 ff.). Die anziehende Schilderung von Nicolovius war in dem Taschenbuch von J. G. Jacobi und seinen Freunden 1796 erschienen; sie ist wieder abgedruckt in der Denkschrift auf G. H. Nicolovius von A. Nicolovius (1841) S. 39 ff. Ischia spielte damals die Rolle, die heute Capri zugefallen ist.

[2] Später Friedensrichter in Aachen.

fälligkeit in der Anlage zeigt, gerade als ob er unmittelbar von der Natur gebildet worden wäre. Der Ein- und Ausgang ist fast zur Hälfte durch die üppigste Vegetation verwachsen, das Gewölbe wechselt durch alle Sorten von Bogenformen hindurch, vom schlanksten Spitzbogen an bis zum gedehntesten Rundbogen, je nachdem die Felsschichten bald die eine bald die andere Form begünstigten; tiefe Felsspalten gähnen einen bei dem trüben, ohnmächtigen Laternenlichte jeden Augenblick ganz unheimlich an, und man athmet wirklich um ein gutes Theil freier, wenn man endlich dem lieben Himmelslichte wieder zurückgegeben ist. — Im See von Agnano jagten der Prinz von Salerno und eine erlauchte Amazone trotz des gießenden Regens in Kähnen nach Enten, für welche Jagd dieser See eines ganz besondern Rufes genießt; auch diesmal sah man sie zu Hunderten immer um ein Haar über Schußweite hinaus vor den Kähnen ganz gemüthlich herschwimmen und die höchsten Herrschaften zum Narren halten. — Wir unserestheils sollten in die Hundsgrotte hineinkriechen, so genannt, weil Hunde durch die Ausdünstungen derselben in wenig Minuten darin ohnmächtig werden. Zwei zu diesem Experimente bestimmte Schlachtopfer wedelten bereits vor uns her, als dieselben plötzlich durch die unverschämte Forderung des Höhlenhüters von 1 Carlin (ungefähr 9 Sous) per Kopf ihrem Schicksal entgingen. — Wir fuhren hierauf durch Pozzuoli, die Trümmer des alten Cumä, nach Bajä, wo wir abends gegen $^1/_2$7 Uhr ankamen. Alle diese Orte, welche früher von unglaublicher Herrlichkeit strahlten, die ein fast wahnsinniger Luxus über sie ausgegossen hatte, sind jetzt, mit Ausnahme von Pozzuoli, welches noch etwa 3000 Seelen beherbergt, nur noch ungeheure Schutthaufen, unter welchen hie und da ein halbverschütteter Tempel, ein Bad, eine Villa hervorragt, aus welchen man schließen kann, was das alles gewesen sein muß. In Bajä, von welchem Horaz singt, daß kein Ort der Welt ihm gleichbar sei, dessen schwelgerische Bäder Nero mit einem Gefolge von 1000 Wagen und 2000 mit Silber beschlagenen Maulthieren besuchen kam, in diesem Bajä konnten wir armselige fünf Creaturen jetzt keinen Ort finden, wohin unser Haupt zu legen! In keiner der elenden Hütten konnte man uns aufnehmen, und in dem einzigen erträglichen Hause forderte man in Anbetracht unserer Noth für ein Zimmer mit Strohsack und einem zerbrochenen Fenster darin bloß fürs Uebernachten 3 Piaster ($3^1/_2$ Thaler)! Da riß uns der Geduldsfaden. Aus dem ungeheuern Schweife von Bettlern und Gaffern, den wir fast überall hinter uns herschleppten, wurde einer herausgelesen, der uns unser Gepäck (einen Nachtsack) trug und uns den Weg nach Miniscola bei dem alten Hafen von Misene zeigen sollte, wo man uns versicherte, daß ein Wirtshaus existirte. Richtig fanden wir dasselbe endlich heraus, d. h. eine Kneipe, wie kaum in der Eifel eine ähnliche aufzutreiben sein wird.‘

„Am andern Morgen um 6 Uhr brachte uns eine Barke, die wir tags zuvor schon gemiethet hatten, bei ziemlich günstigem Wetter nach der kleinen Insel Procida, welche zwischen Ischia und dem festen Lande liegt. Wir bestiegen das Castell von Procida, gingen dann quer über die Insel und schifften uns sodann wieder in unserer Barke nach Ischia ein, wo wir in etwa zwei Stunden landeten. Schon aus der Ferne ahnt man die Schönheit dieses berühmten Eilandes, welches sich aus den Wellen als eine ungeheure Pyramide erhebt, deren Spitze die Höhe des Berges Epomeo bildet. Derselbe war früherhin sowie fast alle höhern Berge der Umgegend ein Vulkan, hat sich aber seit anno 1302 ins Privatleben zurückgezogen; seine Vulkancarriere beschloß er indes auf eine so brillante und effectvolle Weise, daß die Lava- und Schlackenfelder zu seinen Füßen kaum auf eine Pause von Jahren, geschweige denn von fünf Jahrhunderten schließen lassen. Auf dem öden Gipfel des Epomeo, ungefähr 2000 Fuß über den Meereswellen, staunten wir in eine Herrlichkeit hinein, wie sie gewiß wenig Länder der Welt aufzuweisen haben. Aber so glücklich waren wir doch nicht, das ganze ungeheure Panorama mit einemmal zu übersehen; bald auf dieser bald auf jener Seite mußte erst der Wolkenvorhang zerreißen, der unsern Felskegel umzog, und so kam uns bald die zackige Felseninsel Capri und das Cap Campanella zur Rechten, bald vor uns Procida, das kühne, vorspringende Cap von Miseno und die Bucht von Neapel, bald nach Westen hin das endlose dunkelblaue Meer zu Gesicht, wenn wir nicht gar, wie dies auch zuweilen geschah, nur den Lavablock sahen, worauf wir standen. — Auf dem Rückwege folgten den ödesten Aschenfeldern die fruchtbarsten Weinhügel, bis endlich die dunkelgrünen Orangenwäldchen mit ihren goldenen Früchten sich zu den Füßen unseres Berges hinlagerten; wir besahen uns noch die Bäder von Casamicciola und waren dann recht froh, zum Schlusse all der Zauberei auf ganz ordinäre Weise mit Rindfleisch und Maccaroni (Maccaroni ist nämlich obligat) abgefüttert zu werden. Nach dem Essen gingen wir in ein Kaffeehaus, wo sich bald eine wahre Volksversammlung um uns drängte, die uns auch auf einer kleinen Mondscheinpromenade nach dem Castell begleitete, welches vor der Insel auf einem ungeheuern schwarzen Lavafelsen thront und mit derselben nur durch eine Brücke zusammenhängt. Unser Barkenführer und Cicerone erbot sich, den neapolitanischen Volkstanz Tarantella uns aufführen zu lassen, wozu er leicht unsern Consens erhielt. Ein junger Matrose und ein Mädchen begannen sogleich diesen so höchst lebendigen, charakteristischen Tanz erst nur unter Begleitung von Castagnetten und Fingerschnalzen; allmählich aber fand sich ein Tambourin mit Schellchen dazu, und endlich musicirten sogar fünf Musikanten (worunter zwei Guitarren) unsern Haufen in eine Art von Taumel hinein, so daß ein Tänzerpaar das andere immer verdrängte und der Ball vielleicht

bis zum Untergang des Mondes, der ihn allein illuminirte, gedauert hätte, wenn wir nicht mit Gewalt den Beschluß gemacht, und zwar als echte Deutsche mit einem Walzer, den übrigens meine Insulanerin wenigstens ganz erträglich mit mir herumtanzte. Der Schluß des ganzen Spaßes klang indes doch nicht deutsch, sondern echt neapolitanisch; denn nun stürmte alles Volk auf uns ein, um für das Vergnügen, was es sich selbst gemacht hatte, bezahlt zu sein, so daß unser Finanzminister mich als Adjuncten sich beiordnen mußte, um einigermaßen dem Sturm standhalten zu können.'

,Am andern Morgen ruderten wir zurück nach dem Vorgebirge Miseno, um die ganze so höchst interessante Küstenstrecke von dort nach Neapel, welche wir auf der Hinreise nach Ischia nur oberflächlich gesehen hatten, en detail zu durchmustern. Wir sahen zuerst die Grotte Carbonaria und die Piscina Mirabilis, zwei ungeheure unterirdische Gewölbe, wovon das zweite auf 48 Pfeilern ruht, dazu gebaut, um das süße Wasser und die Lebensmittel für die römischen Flotten im Hafen von Miseno zu bergen; jetzt haben der Epheu und alle Sorten von Schlingpflanzen sich hineinlogirt. Dann gingen wir zu Fuß zwischen dem Hafen von Miseno und dem sogen. Mare mortuo (dem todten Meer) durch das Gebiet der Elysäischen Felder, auf welchen sich nur verschüttete Grabgewölbe terrassenförmig übereinander drängen. Dies war nämlich wirklich der Ort, wo die Alten ihr Elysium hinverlegt hatten und nicht weit davon am todten See den Eingang in die Unterwelt; jetzt sieht es weder elysisch noch tartarisch dort aus, sondern nur melancholisch öde. Nachdem wir darauf wieder unter die Erde in die sogen. hundert Kammern, ein schreckliches Gefängniß des Nero, welches aus ineinander laufenden, engen, finstern Felszellen besteht, herabgestiegen waren, brachte uns die Barke wieder nach Bajä. Die ganze Küste von Miseno nach Neapel war früher mit Prachtgebäuden bedeckt, deren Trümmer zum Theil noch aus den Felsspalten, zum Theil aus dem Meere hervorragen, in welches sie abgeschüttelt wurden. Das Besehen nimmt gar kein Ende, aber auch ebensowenig das Trinkgeldgeben; denn alles, was noch einigermaßen nach etwas aussieht, ist von irgend einem Hungerleider unter Schloß und Riegel gelegt, und wenn man geben wollte, was die verlangen, so würde man bald ebenso ausgeplündert aussehen wie die Ruinen, welche man besieht; daher bleibt nichts übrig, als Unverschämtheit der Unverschämtheit entgegenzusetzen, und hie und da zogen wir denn auch wirklich mit einem Trinkgeld von etwa 2 Sous für uns fünf, in geregelter Schlachtordnung freilich, von hinnen. In Pozzuoli nahmen wir außer den noch sehr großartigen Ruinen eines Juppiter-Serapis-Tempels und eines Amphitheaters noch die sogen. Solfatara in Augenschein, d. h. einen ausgebrannten Krater, welcher fast ganz aus Schwefel besteht, aus welchem noch hie und da aus einer Oeffnung heißer Schwefeldampf herausströmt. Als die Sonne sich

bei Ischia ins Meer gesenkt hatte, beschlossen wir endlich unser Tagewerk und langten darauf glücklich in einer Retourchaise in Neapel an, d. h. müde wie Hunde und hungrig wie Harpyen.'

‚Obgleich ich wohl schon viel zu sehr ins Detail gegangen bin, muß ich doch noch einmal auf unsere Meerfahrt von Ischia nach Miseno zurückkommen, welche mir, nebenbei gesagt, durch einen Anflug von Seekrankheit etwas verbittert wurde. Als nämlich unsere vier Schiffer so im besten Rudern waren, ging plötzlich dem auf der vordersten Spitze Sitzenden der Ruderzapfen los, und in einem Nu purzelte der Kamerad kopfüber ins Meer. Zum Glück tauchte er indes wieder bald in die Höhe, und zwar an meiner Seite, so daß ich ihn beim Schopfe fassen und so lange oben halten konnte, bis ihm ein Ruder hingereicht wurde, an welchem er wieder in die Barke kletterte. Einer seiner Kameraden theilte seine Garderobe mit ihm, wir gaben ihm für den Schrecken eine Extraflasche, und die Episode war bald so ganz vergessen, daß sie alle vier anfingen, ihre Lieder zu singen, und zwar alles durcheinander, Maccaroni- und Muttergotteslieder, unter andern fast die ganze Lauretanische Litanei, wobei dann einer immer vorsang und die drei andern im Chor das Ora pro nobis nachlieferten. Im südlichen Italien namentlich ist überhaupt das Religiöse und Gottesdienstliche so in das Leben hinein verwachsen, daß man ihm auf Schritt und Tritt begegnet. Namentlich wird der Madonna eine außerordentliche Verehrung gezollt, und ich habe mich selbst davon überzeugt, daß unter hundert Kaffeehäusern und Läden ein Bild derselben mit einigen stets brennenden Lichtern daran nicht in fünfen fehlt; nur sehr selten sieht man statt der Madonna einen Christus.'

‚Die Kirchen, welche in Rom zum großen Theil so höchst interessant sind, bieten hier in Neapel mit Ausnahme der Kathedrale, die ein eigenthümliches Gemisch von Basiliken-, byzantinischem und gotischem Stil ist, wenig Beachtenswerthes dar; sie sind fast alle mit den prachtvollsten Marmorsorten von unten bis oben bekleidet, wie sich denn überall ein kindischer Hang zur Farbenpracht zu erkennen gibt. Alle zehn Schritte begegnet man einem Wunderbilde oder einer Heiligenmumie, die in allen Lichtern von Gold, Seide und Steinen strahlen. Außer einigen sehr imposanten Festungswerken hat Neapel überhaupt wenig bedeutungsvolle Bauwerke aufzuweisen; dafür sind aber die Straßen, wenigstens die Hauptstraßen, sehr breit, mit Quadern herrlich gepflastert; alle Fenster sind zugleich Balkone, und ein viel regeres Leben und Treiben als in Rom gibt sich überall zu erkennen. Weit mehr Wagen, Boutiken, Kaffeehäuser, kurz weit mehr Paris findet sich hier; dagegen sieht man sich aber auch vergebens nach den stattlichen römischen Gestalten und ihrer Grandezza und namentlich nach der dort herrschenden öffentlichen Sittlichkeit, die wirklich kaum ihresgleichen finden dürfte, um. Die hiesige Rasse ist ein Gemisch aus

mindestens zehn der allerverschiedenartigsten, woraus es sich denn auch erklärt, daß eine wahrhaft schöne Gestalt beim männlichen sowohl als beim weiblichen Geschlecht beinahe eine Seltenheit ist. — Ich konnte in Rom viele Empfehlungsschreiben hierhin bekommen, ich nahm indes aus vielen Gründen nur zwei mit, eines nämlich von Herrn v. Buch an den hiesigen preußischen Gesandten Herrn v. Küster und das andere an einen gewissen Professor Zahn, welcher hier für die preußische Regierung Alterthümer sammelt. Herrn v. Küster finde ich ausgezeichnet freundlich. Die hiesigen Museen und Alterthümer können zwar, was Ausdehnung und Großartigkeit betrifft, mit denen in Rom gar nicht in Vergleich kommen; sie haben dafür aber ein ganz besonderes Interesse, welches hinwiederum den römischen abgeht. Während man dort nämlich, gleichsam wie auf einem Weltkirchhofe, sich die Riesenknochen zusammensuchen und -stellen muß, sieht man hier dem untergegangenen Römervolke, wie man so sagt, in Küche und Keller hinein und verfolgt dasselbe in seinen täglichen Beschäftigungen, in allen seinen kleinsten Freuden und Leiden fast Schritt für Schritt. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß man dieses hohe Vergnügen fast ausschließlich dem ungeheuern Unglück zu verdanken hat, welches im Jahre 79 n. Chr. über Pompeji und Herculaneum gekommen ist, welche damals der Vesuv fast in einem Nu in Asche und Lava begraben hat. Ich werde später Ausführlicheres über diese Orte mittheilen, welche durch die allmählichen (leider nur zu allmählichen) Ausgrabungen dem Tageslicht wiedergegeben werden. Der Besuch derselben sowie von Pästum, Sorrent und Amalfi steht mir nämlich noch bevor und soll statthaben, sobald das Wetter es nur eben gestattet. In diesem Augenblicke (den 20. März) nämlich liegen beide Kegel des Vesuv, der rauchende sowohl als der nicht rauchende, voll Schnee, und hier unten jagt ein eiskalter Regen in der Bucht herum mit einem dito Winde um die Wette, so daß ich herzlich froh bin, die Vesuv-Promenade schon vorgestern, mindestens bei erträglichem Wetter, abgemacht zu haben. In einem Miethwagen fuhren wir Fünfe am Mittag nach Resina am Fuße des Vulcans, dessen Hälfte wir sofort auf Maulthieren erstiegen, und zwar anfangs bei erträglichem Wetter, welches sich aber bald in ein sehr unerquickliches Duett von Regen und Hagel umstimmte, während in der Ferne das Meer unter blauem, sonnigem Himmel uns entgegenglänzte. Wo der eigentliche Kegel des Vesuv anfängt, hört aller Weg und Steg gänzlich auf, und man muß durch lose Schlacken und Asche sich, so gut es geht, hinaufpraktiziren, wozu man indes mindestens ¾ Stunden lang unaufhörlich klettern muß. Einer unserer Reisegefährten ließ sich durch einen Führer an einer Art von Zaun heraufziehen und kam dennoch fast athemlos erst eine gute Weile nach uns oben an. Auf der etwas abgeflachten Spitze fühlt man gleich alles warm und zuweilen auch recht heiß unter sich, und aus

einer Menge von Ritzen und Löchern, besonders aber aus dem ungeheuern Schlunde in der Mitte steigt ein solcher Schwefeldampf auf, daß wir oft keinen Schritt vor uns sehen konnten und fast nicht aus dem Husten kamen. Nachdem wir eine Zeitlang am Rande des Kraters, aus dessen Innerstem spitze Zacken gleich wie ungeheure Zähne zuweilen im Dampfe aufdämmerten, hingegangen waren, kamen wir an eine Oeffnung ungefähr von dem Umfange eines kleinen Fasses, durch welches wir in die hellste Feuergluth hinabsahen. Ein dicker Stock, welchen wir nur mit einem Ende an den Qualm hielten, fing sogleich lichterloh zu brennen an; ringsherum lag röthliche Asche und Schwefel, und man konnte wohl auch ohne die reiche Phantasie eines Paters von Cochem sich an ein Seitenpförtchen des Höllenreiches versetzt glauben. Da der Dampf uns alle Aussicht in die Ferne raubte, traten wir bald unsern Rückweg an. Da es fast unmöglich ist, auf dem Schlackengerölle herabzusteigen, so geschieht dies stets auf einer andern Seite durch die Asche, in welcher man bei jedem Schritte, den man thut, manchmal zwei Schritte ohne sein Zuthun weiterrutscht, so daß man bald am Fuße des außerordentlich steilen Kraterkegels wieder angelangt ist. Es war ein ungeheurer Anblick: ringsherum die schrecklichste, großartigste Oede, gebildet von den Lavaströmen so vieler Jahrhunderte, etwas weiter das herrliche Neapel, auf seinem Bergabhange thronend, dann das Meer, welches indigoblau in der weitesten Ferne mit den Wolkenmassen zusammenschmolz, während hinter Ischia die Sonne blutroth unter den Horizont hinabsank!'

‚21. März. Sie können mir übrigens glauben, daß auch ich trotz des Ueberflusses an Orangen hier in den Gärten der Hesperiden doch in gar manchen sauern Apfel beißen muß, und daß ich mein Vergnügen nicht bloß mit Geld bezahle, zum Glück aber auch nicht mit meiner Gesundheit; vielmehr bin ich überzeugt, daß alle meine Strapazen dieselbe gerade so sehr befestigen, wie Bälle und Thees sie erschüttert haben würden.'

Auch in Neapel führte Reichensperger ein ziemlich genaues Tagebuch, in welchem er die Eindrücke aufzeichnete, welche Natur und Kunst auf ihn machten. Einige Stellen verdienen zur Ergänzung der brieflichen Berichte noch herausgehoben zu werden. ‚Der farnesische Stier. Auch in der Kunst gilt das Wort Voltaires: L'art d'ennuyer est tout dire. Die Situation nur andeuten, nicht ultrapathetisch, nie über das Maß hinaus; die Phantasie nur in Bewegung setzen, nicht ganz außer Athem setzen. — Farnesischer Herkules: die größte Kraftfülle, soweit sie sich noch eben mit der Schönheit verträgt. Man denke sich diese Muskeln in Action! — Kirche San Francesco. Wenn man Gold, Marmor und ein Pantheon als Modell hat, so ist es kaum möglich, etwas Schlechteres zu schaffen. Die

armen Leute von der Schildwache aus dieser Kirche verjagt. Zuckerbäckerstil in Neapel häufig. — Die Römer kannten die fabrikmäßige Anfertigung selbst gewöhnlicher Geräthe nicht. Kein Leuchter, Becken, Wandgemälde, Verzierung wie die andern. — Von allem, was man in Neapel kauft, heißt es: viene da fuori, selbst von den Schuhnägeln. Bestechlichkeit auf allen Enden, schon um nicht chicanirt zu werden. Ueberfluß an Kupplern (ruffiani). — Dem Italiener ist die Lotterie was dem Pariser die Zeitung. — Merope von Alfieri gesehen. Viel theatralische Durchbildung, viel Haltung und Geschick, aber zu wenig Handlung wie in fast allen italienischen Stücken, kein lebendiges Interesse, keine tiefere Charakteristik, kein Anschluß an lebendige Interessen, an die Bestrebungen der Welt von heutzutage, stets ein Theater auf dem Theater. — Der gemeine Römer hat weit mehr Selbstgefühl als der Neapolitaner, welcher meist nur Gauner und Pulcinell ist. Die höhern Klassen in beiden Orten gleich interesselos und entnervt, fast stets in Geldverlegenheiten. — Die Italiener haben überaus viele Anlagen; die kleinsten Jungen selbst auf dem Lande setzen durch ihren Verstand, ihre Pfiffigkeit und Gewandtheit in Erstaunen. Gelderwerb ohne Arbeit ist ihr höchstes Streben. Viel Jüdisches — wie es scheint, das Eigenthum aller herabgekommenen Civilisationen. — Für Pompeji und Herculaneum jährlich 80000 Scudi, aber sehr wenig geschieht, da alles in die Taschen steckt. — Der hiesige Hafen sehr öde; man sieht kaum ein Schiff ausladen. Ueberhaupt wenig Gewerbe, bloß die Lotteriebuden und Ruffiani scheinen zu blühen. Bettelindustrie. — Das mimische Talent der Neapolitaner (Theater San Carlino) stammt gewiß von den lebendigen Griechen her. — Das hochwürdige Gut stets mit großem Pomp (Schirme, Fackeln, Schelle 2c.) über die Straße getragen. In der Dunkelheit angezündete Reiserbündel voran. In großer Ferne kniet alles nieder.'

,Heute auf Mariä Verkündigung am 25. März', heißt es in Reichenspergers Tagebuch, ,hatte der Posilip ein weißes Hemd (camicia bianca) angezogen. Schreckliches Wetter, Wind, Hagel, Regen, so spielt das Stück schon seit vierzehn Tagen, und die Partie nach Päftum verspätet sich von Tag zu Tag. Alle Pläne kommen ins Stocken. — Außerordentliche Bestimmtheit, mit welcher man fast stets das zwanzig Miglien (über vier deutsche Meilen) weit entfernte Capri sieht; dadurch die herrlichen Farben. In den nördlichen Ländern sieht man mehr Licht und Schatten, hier mehr Licht und Reflexe. Bei Götzlaff aus Dresden soeben sehr schöne Landschaften gesehen.'

,26. März. Sehr schlechtes Wetter. Auf die Gesandtschaft gegangen, Zeitungen zu holen. Die Herren klagen über die Bigotterie und Willkürlichkeit des Königs, seine Rücksichtslosigkeit gegen die Protestanten; z. B. steigt er

aus dem Wagen und kniet nieder, weil der hl. Antonius eben vorbei in den Dom getragen wird; hat den Schweizern eine Kirche zum evangelischen Gottesdienst versprochen und gegeben; die Reparaturen und Utensilien aber kosten 500 Ducaten, schon seit 15 Jahren nicht bezahlt, weil sie nicht im Budget unter einem convenablern Titel passen wollen und der König ganz unter dem Einfluß des Erzbischofs stehen soll. Da mögen die Herren Preußen sehen, wie's thut! — Zur Gemäldegalerie, dann auf den Molo. Ein lahmer Improvisator mit verbundenem Fuß recitirt aus dem Gedächtniß etwas Episches und Religiöses, beides in Versen; bei den Namen Antonius, Christus greift die Versammlung, die zum Theil auf Bänken umhersitzt, nach dem Hut; zuletzt kam eine Novelle in Prosa. Ein paar Schritte davon zur Stadt zu eine andere Versammlung: ein Kerl liest stehend ein dickes Manuscript in Octavreimen vor, vielleicht Orlando Furioso, ich verstand den Namen Rinaldo, mit vieler Betonung und Gesticulation. — Gräßliche Bettelei. Alles schreit: „Ich sterbe vor Hunger."'

Da das Wetter sich besserte, trat Reichensperger am 27. März den Ausflug nach Herculanum, Pompeji und Pästum an. Die weltberühmten Tempel fesselten ihn längere Zeit: er beschrieb und zeichnete sie. In Salerno ward das Grab Gregors VII. besucht. Die Fußpromenade von Salerno nach Amalfi erklärte Reichensperger für ‚die schönste, die er je gemacht'. Ueber Sorrent kehrte er am 2. April nach Neapel zurück. ‚Der Meerbusen von Salerno', schrieb er in sein Tagebuch, ‚repräsentirt die untergegangene Glorie des Mittelalters, wie der von Neapel diejenige der Römerzeit. Trotz des Vesuvs, der herrlichen Felsbildungen bei Vico und des köstlichen Panoramas von Sorrent mit seinen Orangenhainen ziehe ich doch den Golf von Salerno vor, oder ich muß vielmehr sagen, die Seite von Salerno bis an die Punta della Campanella ist unvergleichlich.'

‚Wer ist im stande, auf einem Briefbogen Orte wie Pompeji, Salerno, Pästum, Amalfi, Sorrent, die Insel Capri auch nur in ihren allgemeinsten Umrissen zu schildern?' heißt es in einem Briefe Reichenspergers an die Seinigen. ‚Pompeji, wo man mit einem Satze über fast zweitausend Jahre hinweg mitten in römisches Leben sich versetzt sieht; Pästum, früher wegen seiner Rosenhaine weltberühmt, jetzt durch seine kolossalen Trümmer, aus welchen drei herrliche Tempel aus der ältesten Griechenzeit noch immer hervorragen, deren Säulen so mächtig sind, daß sie füglich noch ein Jahrtausend ins weite Meer, an welchem sie stehen, hinaus schauen können; endlich Amalfi, das die Welt mit dem Kompaß und in der Person eines Masaniello mit der Idee der Volkssouveränität beschenkt hat und jetzt durch seine herrliche Lage und seine gewaltigen Trümmer im maurischen Stile, trotz seines tiefen Verfalles, noch immer als der Glanzpunkt des Golfes von Salerno erscheint.

Dieser Meerbusen trägt überhaupt einen ganz andern Charakter als der von Neapel. Der letztere ist offener, lachender, mannigfaltiger, während der von Salerno fast überall von hohen, schroffen Felsbergen umgeben ist, in deren Schluchten die malerischen Orte unter Pomeranzen und Citronen versteckt sind. — Die Insel Capri ist wieder etwas ganz für sich. Auf ihren Klippen prangten einst die zwölf Paläste des Tiberius, welche Zeugen der fabelhaften Grausamkeit und Ueppigkeit waren, womit dieser Wütherich sich die Langeweile seiner alten Tage zu verscheuchen suchte. Noch kann man die Mosaikböden sehen, auf welchen so viele Tragödien gespielt haben, und die Gefängnisse, in welchen die Schlachtopfer ihrem Ende entgegensahen. Die sogen. blaue Grotte, welche im Jahre 1826 der Bruder meines Freundes und Reisegefährten Kopisch von Breslau schwimmend entdeckt hat[1], gilt dermalen als das Hauptwunder Capris. Drinnen glaubt man sich in einem großen Zaubersaale zu befinden; die Wellen, auf denen man herumschwimmt, sind von schimmerndem Hellblau und werfen dieselbe Farbe auf die Felsenwölbung, von welcher sich die wunderlichsten Tropfsteinbildungen herabsenken. Alles Licht der Grotte geht nämlich nur von dem Meere aus, da der kleine Eingang zu weit zurückliegt. Da die See, wie gesagt, unruhig war, machten wir uns bald wieder heraus, damit wir nicht etwa, wie vor nicht langer Zeit einige Franzosen, auf ein paar Tage und Nächte Arrest in der Wundergrotte bekämen. Nach einer Stunde ungefähr war der Eingang in der That nicht mehr zu passiren. So schrecklich das Wetter mir auch hie und da mitgespielt hat, indem nichts übrig blieb als ihm zu trotzen, wenn ich nicht ewig auf der Lauer wollte liegen bleiben, so muß ich ihm doch wieder vieles verzeihen, weil es da, wo es am meisten darauf ankam, sich fast stets eine Zeitlang gnädig erwiesen hat; so prangte z. B. Amalfi im herrlichsten Sonnenschein, und die weite Aussicht vom Camaldulenserkloster bei Neapel, vielleicht eine der schönsten in der Welt, ließ kaum etwas zu wünschen übrig.‘

‚9. April. Es ist jetzt entschieden, daß ich Montag den 13. mit dem „Pharamund“ nach Livorno zurückreise[2]. — Also auch diese Campagne est finie! Es gereut mich nichts von allem, was ich that. Mein Grundsatz ist und bleibt: Immer frisch drauf! Viam fata invenient! — Zum voraus

[1] Man vergleiche die jetzt fast vergessene Beschreibung des Entdeckers in Reumonts ‚Italia‘ (Berlin 1838) S. 155.

[2] Vorher hatte Reichensperger daran gedacht, den Rückweg zu Land über Rom zu machen. Der ‚Reiseteufel, der ihn‘, wie er in einem Briefe sagte, ‚über Land und Meer peitschte‘, war so stark, daß er auch noch an einen Besuch von Sicilien dachte; er mußte jedoch diesen Plan wegen der Blockade jener Insel aufgeben.

weiß niemand, was ihm gut ist. Ich reise also wenn nicht frohen, so doch freien Kopfes und Herzens wieder ins Heimatland, worauf ich mich doch wieder herzlich freue.'

,14. April. Cras ingens intrabimus aequor. Das ewige schlechte Wetter erleichtert mir den Abschied von Neapel sehr, obgleich ich um keinen Preis es nicht gesehen haben möchte. Neapel und seine Umgebung gehören gewiß mit zum Schönsten, was die Erde bietet. Aber ich habe viel leiden müssen, um mich an diesen Schönheitslinien zu weiden. Der Abschied von Kopisch thut mir leid; er ist ein Mensch von Verstand und Ideen, durchtränkt vom Griechenthum, das er begriffen zu haben scheint; sehr träge im äußern Handeln, ein Original.'

4.

,So wäre ich Ihnen also um ein tüchtiges Stück näher gerückt, meine Lieben,' schrieb Reichensperger am 18. April 1830 von Florenz aus, ,und so geht's nun fort und fort, wenn auch nicht gerade immer mit der nämlichen Geschwindigkeit. Neapel und Florenz liegen zwar beide in Italien, aber das ist auch alles, im übrigen haben sie kaum etwas miteinander gemein, sie sind sich vielmehr fast entgegengesetzt wie Orient und Occident. In der That trägt Neapel schon in allen wesentlichen Dingen ein entschieden orientalisches Gepräge, und insbesondere sieht man der Menschenrasse leicht an, daß sie mit asiatischem Blute versetzt ist, während in Florenz einem der nordische Charakter, die ruhige, sich selbst bewußte Kraft, idealisirt, wenn ich so sagen darf, durch die Einwirkung des italischen Himmels, in allen Dingen bis herab auf Kleidung und Haltung entgegentritt. Man wird hier zwar nicht mehr „Eccellenza" titulirt, wie in Neapel; dafür kann man aber auch sein Taschentuch im Rocke tragen statt im Hute, und begegnet überall schönen, stolzen Gestalten statt raffinirtem, halbnacktem Bettler- und Gaunergesindel, wie sich dasselbe stets in Neapel um einen herumdrängt. Das Charakteristischste an den Neapolitanern ist aber unstreitig ihre ausdrucksvolle und lebhafte Gebärdensprache, welche durch alle Stände hindurch stets das lebendige Wort begleitet und bei den untersten sogar meistens ersetzt. — Ich habe den Gerichtssitzungen (welche, wie bei uns, öffentlich sind, ja sogar noch öffentlicher, da das französische Recht in Neapel vollständiger beibehalten worden ist als an unserem Rheine) beigewohnt und war erstaunt, alle, vom Präsidenten bis zum Angeklagten herab, mehr telegraphisch als menschlich ihre Gedanken von sich geben zu sehen. Zwar darf man sich ja die Toskaner nicht als steife Bierphilister denken, aber von einer solchen fast krampfhaften Be-

weglichkeit ist auch keine Rede mehr. Neapel ist durch seine Lage und seine Umgebungen unvergleichlich schön, eines der herrlichsten Blätter im Schöpfungswerke, und doch war meine ganze Reisegesellschaft froh, das Paradies verlassen zu können, so unheimlich war allen dort zu Muthe, so fremd, so verrathen und verkauft findet man sich unter den Inhabern dieses Paradieses; freilich hat das schlechte Wetter auch wohl vieles zu diesem allgemeinen dégoût beigetragen, aber gerade deswegen, weil es die Natur verschloß und einen enger an die Menschen hinandrängte. Man fühlt sich fast wie im Feindesland, von einer offenen, freien Hingebung, von einem Aufschließen des Herzens kann keine Rede sein, solange man noch ein Menschengesicht oder ein paar Menschenfinger in der Runde gewahrt; denn dann heißt es: „Die Taschen zu und die Augen aufgemacht!" — Wehe dem, der bei den Beamten sein Recht zu suchen hat, ohne eine gefüllte Börse als Fürsprecher zu haben. Auf öffentlicher Straße, vor aller Welt muß man z. B. die Zollbeamten aufs skandalöseste bestechen, wenn man nicht allen Chicanen preisgegeben sein will u. s. w., kurz, man muß es gesehen haben, um daran zu glauben!'

‚Meine Seefahrt war im ganzen recht glücklich. Einer mitreisenden Dame Namens de Laroche verdanke ich die Bekanntschaft mit einer Hauptcuriosität Italiens, zugleich der einzigen, der wir auf dieser Reise begegneten. Ich erzählte nämlich jener Dame, daß in der Festung von Civitavecchia (einem römischen Seehafen, in welchem das Dampfschiff fast einen Tag lang anhält) der famose Exbandit Gasparoni residire, und malte ihr sodann nebenbei aus, wie derselbe acht Jahre lang mit seiner Bande einen großen Theil des Königreichs Neapel und des Kirchenstaates in Schrecken gesetzt, die Gendarmerie beider Länder im Schach gehalten, die Erbauung vieler Wachthäuser auf der Landstraße von Terracina nöthig gemacht und so nebenbei weit über hundert Menschen den Garaus gemacht habe und endlich nur vermöge einer Capitulation mit der römischen Regierung, welche ihm die Freiheit zugesagt haben soll, in deren Gewalt gekommen ist, kurz, wie er eigentlich als der letzte Heros unter der Legion unserer modernen Langefingermacher angesehen werden müsse. Sie können sich denken, daß der Appetit nach einer solchen Bekanntschaft von Minute zu Minute stieg; aber wie denselben stillen? Da fiel meiner Dame noch gerade zur rechten Zeit ein, daß sie den französischen Consul in Civitavecchia früher einmal kennen gelernt habe; ich begleitete sie zu ihm hin und nach einigen tiefen Katzenbuckeln und sauersüßen Gesichtern und höflichen Bedenklichkeiten bequemte sich derselbe endlich wirklich, die nöthigen Gesuche an die verschiedenen Behörden zu richten — mit einem Worte, wir erhielten Audienz bei der Banditenexcellenz, die mit einigen zwanzig Gefährten ihrer frühern Großthaten einen mehr als bescheidenen Flügel der Hafenfestung bewohnte. Gasparoni aber, da er nicht verurtheilt ist, trägt

nicht wie seine Gefährten die buntgestreifte Staatsuniform mit Ungnadenketten an Händen und Füßen, derselbe präsentirt sich vielmehr in einer sehr stattlichen Sammethose und dito kurzer Jacke, mit vielen Schnüren verbrämt, auf dem Kopfe einen spitzen italienischen Filzhut, um welchen wohl ein halbes Dutzend Ellen schmaler, rother Bändchen geschlungen sind. Er ist ein großer, starker Mann mit offenen, ungezwungenen Manieren und Gesichtszügen, in welche weder das Verbrechen noch die Gewissensbisse ihre Krallen eingehackt haben; der ehrlichste Neapolitaner sieht verdächtiger aus als dieser römische Räuberfürst. Da niemand sonst von der Gesellschaft (es hatten sich nämlich noch einige andere, namentlich Damen angeschlossen) italienisch sprechen konnte, so hatte ich ausschließlich die Ehre, mich mit demselben zu unterhalten, und es soll Ihnen kein Wort vorenthalten bleiben, da ich mir durch die Berichte, welche ich meiner Gesellschaft erstattete, alles wohl ins Gedächtniß einprägte. Namentlich beklagte er sich über den angeblichen Wortbruch der römischen Regierung, welche ihm die Freiheit versprochen habe und dies nun so deute, daß er frei im Gefängniß umhergehen dürfe und vor kein Gericht gestellt werde. Er versicherte mir, daß er nie aus Eigennutz geraubt, sondern gleich alles an andere weggegeben habe; in betreff seiner Mordthaten wollte er mit der Farbe nicht recht heraus, „weil er ja noch nicht verurtheilt sei“ (wie er sagte), und man sich wohl einmal einfallen lassen könnte, ihn vor Gericht zu stellen u. s. w. Vor dem Abschied wurde ihm für seine Gefährten einiges Geld eingehändigt, welches er dankbar annahm — welcher melancholische Wechsel! In den Tagen seines Glanzes mußte man ihm für das Geld danken, welches er einem in Gnaden ließ! — Den Prachtwerken Pisas brachte ich noch einmal den Zoll meiner tiefsten Verehrung dar und vergaß es auch diesmal nicht, einige Zweige von den Cypressenbäumen mir mitzunehmen, welche im Campo santo auf doppelt heiliger Erde wachsen, da dieselbe von den frommen Pisaner Kreuzfahrern vom heiligen Grabe in Jerusalem für den Gottesacker ihrer Vaterstadt mit den Händen aufgelesen worden ist. Pisa so wenig wie Florenz haben in meinen Augen darum auch nur das mindeste verloren, daß unterdes so viel Herrliches an mir vorübergezogen ist; ich bewundere sie nur um so mehr, da ich nirgendwo diese großartige Einheit, so viel Tiefe des Gedankens, verbunden mit so viel Kraft in der Ausführung, abgespiegelt gefunden habe. Außer Florenz ist es, wie ich glaube, nur noch Venedig, welche von allen großen italienischen Städten Charakter haben; in den andern geht alles wild durcheinander: kolossale Römertrümmer sind neben Palästen im barocksten Perückenstile gelagert, uralte Basiliken mit Stuckfirlefanz überklebt oder ein buntbepinseltes, elegantes Stadtviertel schielt bettelstolz zu einem finstern Riesenbau des Mittelalters hinauf.‘

‚Auf ein baldiges frohes Wiedersehen! Die Osterglocken läuten mich in die Kirchen hinein, was hier wenig Anstrengung kostet. Ich halte mich absichtlich hier von allen Bekanntschaften fern, es thut mir gar zu wohl, so ganz einsam hier herumzuträumen. — Frohe, glückliche Ostern! Am 19. April morgens 9 Uhr.‘

Bei Vieusseux in Florenz kam Reichensperger mit einem Engländer in Berührung, der in Malta die meisten italienischen Revolutionäre kennen gelernt hatte. ‚Er schilderte sie als sehr leidenschaftlich und ungebildet, ohne Kenntniß der politischen Situation und Würdigung der Mittel, z. B. könnten sie sogar nicht einmal ordentlich italienisch schreiben; sie dächten und sprächen nur von Extremen; an zwanzig höchst mittelmäßige periodische Publicationen in italienischer Sprache erschienen in Malta. Es erinnerte mich seine Schilderung vielfach an unsere Herren Burschenschaftler. — Viele matte Alltagspublicationen und Schöngeisterei mit Stahlstichen (!) lagen bei Vieusseux auf dem Tisch. Auch in Italien scheinen diese flachen Eleganzen ohne Saft und Kraft überhand zu nehmen. Capponi sprach gut englisch und französisch, sehr vernünftig, aber stets stoßweise. Er scheint entweder krank oder höchst mißvergnügt zu sein.‘[1]

Im Boboligarten, wo Reichensperger die einzige Aussicht auf Florenz und seine Umgebung ‚im Schmucke des jungen Frühlings‘ genoß, kam wieder eine trübe Stimmung über ihn. ‚Meine Gesundheit‘, schrieb er, ‚hat leider in Italien schlechte Fortschritte gemacht. Ich bin froh, daß ich ganz allein bin und meiner Melancholie nachhängen kann.‘ Nachdem der nimmer müde Reisende noch Fiesole besucht, verließ er am 26. April ‚bei schönstem Wetter‘ die Blumenstadt und zog über den Apennin nach Bologna. ‚In Florenz das romantisch-ritterliche, in Bologna das gelehrt-philiströse Bürgerthum. Die Häuser einfach, die Portici bieten manchmal pikante Perspectiven dar.‘

‚In Italien sind die Säulenhallen gut angebracht. Bei uns dagegen bleiben sie stets exotisch und nur geeignet, um einem Gicht und Schwindsucht zuzuziehen. Die Bolognesen müssen eine wüthende Passion auf Arkaden haben; auch nach dem Tode noch wollen sie dieselben nicht missen. — Hier in Bologna der erste Ruffiano in den päpstlichen Staaten, ein steinalter Mann.‘

---

[1] Manche Aufzeichnungen des Tagebuchs verrathen die Absicht, diese Notizen zu einer Reisebeschreibung zu erweitern. So heißt es z. B. mit Beziehung auf Florenz: ‚Bei Gelegenheit der Vernachlässigung der öffentlichen Bauwerke (unvollendete Fassade des Domes und S. Croce) vom Kölner Dom zu sprechen. Die Florentiner werfen doch wenigstens kein Geld an den Hanswurst, es kommt ihnen keine Regierung entgegen, man gibt ihnen sozusagen keine Gelegenheit, ihr Interesse an den Tag zu legen.‘

‚28. April. Pinacoteca. Cäcilia von Raphael. Herrliche Farbenpracht — Adel. — Die menschlichen Formen haben die Italiener besser in ihrer Gewalt als unsere mittelalterlichen großen Geister; aber ihre Phantasie und ihre Reflexion waren nicht so thätig; ihr äußeres Auge war sicherer, sie sind praktischer, sie haben etwas von der Abgeschlossenheit der antiken Kunst überkommen.'

Am 29. April war Reichensperger in Ferrara, wo er das angebliche Gefängniß Tassos besuchte, am 30. in Padua. Hier fesselten ihn besonders die Fresken Giottos und seiner Schüler. ‚Baptisterium: Herrliche Fresken[1]; etwas unbehilflich in der Form, aber tief und einfach. Großer Reichthum in der Erfindung der Situationen — alles gesund, derb und klar. — Annunziata dell' Arena: Jüngstes Gericht von Giotto, alles gemüthlich, fast humoristisch gehalten. Hier lernt man Giotto bewundern — keine Spur von Effecthascherei. — Palazzo della Ragione: Salone, der bedeutungsvollste Saal, den ich je sah. — Sant' Antonio (Il Santo): im Chor unendlicher Reichthum der schönsten Bronzen, nur zu viel Unruhe der Figuren. Nie so schöne moderne Bronzen gesehen. — Herrliche Fresken in der Cappella San Felice[2]. — Scuola del Santo. Die tizianischen Bilder überragen alle weit durch geniale Kraft, Pracht, Farbe und außerordentliche Kühnheit.'

Am 1. Mai schiffte sich Reichensperger nach Venedig ein, das ihm zuerst wie ‚eine Geisterstadt nebelhaft in der Ferne' erschien. Das Tagebuch verzeichnet die weitern Eindrücke also: ‚In der Marcuskirche kein Zoll, der nicht ein Kunstwerk oder eine Kostbarkeit wäre. . . . Herrliche Bronzen, besonders Candelaber, aber allen wie denjenigen in S. Maria della Salute und in Padua fehlt die antike Ruhe; an den Candelabern in Salute wenden sogar die unten liegenden Sphinxe ganz sentimental schwermüthig die Köpfe halb zur Seite. Der Dogenpalast, ein einfacher gotischer Bau, höchst würdig, das schönste Gebäude der Art, welches ich je gesehen. Der Marcusplatz macht ungefähr den Eindruck wie das Palais Royal, abgesehen freilich von dem Campanile und der Marcuskirche. — Das Volk scheint gebrochen und ordinär. In Neapel weit mehr Originalität in Tracht und Sitte.'

‚Ungarn ist für Oesterreich ein Dorn im Fuß, Italien ein Steinchen im Schuh. Venedig hat sein Schicksal verdient, aber darum ist das Nachrichteramt immer noch nicht ehrenvoll. Venedig schmilzt hin, von Tag zu Tag zernagt das Adriatische Meer seine Königin, und jeden Abend von 7—9 Uhr machen die Oesterreicher auf dem Marcusplatze allerliebste Musik dazu. Wer weiß, wie oft noch die Sonne hinter den Kuppeln von San Marco untergeht!'

[1] Von Giusto Menabuoni, einem guten Nachfolger Giottos.

[2] Von Altichiero aus Verona.

‚2. Mai. Canale Grande, chiesa della Salute. Die verschnörkelte Kirche ist nicht würdig, die herrlichen Gemälde von Paolo Veronese zu beherbergen. Tizian ist hier der Grundton, was in Rom Raphael. Man wird überströmt von dieser Farbengluth, die doch etwas von Effectmacherei hat. Seine Himmelfahrt in der Akademie das Gewaltigste, was man von ihm hat; großartige Composition und Farbe, es wirkt fast berauschend. — Im Palast Barbarigo in Tizians Studio noch herrliche Bilder, aber sehr verdorben. Doge aus der Familie Barbarigo. Franz I. (wie im Louvre zu Paris). Philipp II. Venus und Adonis. Venus sitzend. St. Sebastian, seine beste Arbeit, erst ins Rohe angelegt. Magdalena, der Prototyp aller dieser Magdalenen, Ausdruck, Haltung, Farbe! — In der Galerie sehr viele Bilder von Bonifazio Veneziano, den ich sehr hoch stelle; in Farbe und Composition fast ein Tizian, aber ohne seine geniale Kraft, Kühnheit und Ueberfülle. — Bellini verhält sich etwa zu Tizian wie Perugino zu Raphael, hat auch viel Aehnlichkeit in der Zeichnung mit jenem. Bellini: Piazza di San Marco mit einer Procession; man kann sich hier die Farbenpracht der venetianischen Schule erklären, wenn man diese Trachten, diese Banner, diese von Farben und Gold strahlende Marcuskirche sieht. — Paolo Veroneses Gastmahl Jesu bei Levi nimmt eine ganze Wand ein, die Figuren treten vortrefflich hervor, noble Haltung, reiche Färbung, Klarheit der Composition, Individualisirung der einzelnen Figuren wie bei keinem andern Maler.‘

‚3. Mai. Diesen Morgen unter der Leitung unseres Führers „Staberl" nach 1. S. Maria Formosa, 2. Francesco della Vigna. Berühmte Fassade von Palladio, nicht gerade so unnatürlich wie das meiste jener Zeit, aber doch auch ohne selbständige Schöpferkraft, höchstens negative Vorzüge; man sieht überall die Anstrengung, den großen Raum einer Kirchenfassade auf eine klassische Weise auszufüllen; da werden denn die verschiedenen Glieder der alten Säulenordnungen hin und her gereckt und geschoben, verbrämt und aufeinander gestoppelt; da werden Friese und Gesimse schief gestellt (wie hier), auf geradliniges Gebälke halbrunde, plumpe Fenster mit Stützen gestellt ꝛc. Alle Kunst besteht hier aus einem Ueberwinden von Schwierigkeiten, im Vermeiden sich aufdrängender Inconvenienzen. Daher bleibt auch das Gelungenste stets frostig und matt; die Kunst ist aus ihrem Elemente auf einen ihr fremden Wirkungskreis gezwängt. Man hätte nur mit der Idee, der Anschauungsweise, welche den antiken Formen zu Grunde liegen, sich durchdringen und dann frei gestalten sollen, statt die Formen zu copiren; statt der geistigen Freiheit hat man sich die Knechtschaft, aus diesen herrlichsten Producten der geistigen Freiheit herausstudirt, geholt. — 3. San Giovanni e Paolo. Diese Kirche bildet sowie S. Maria dei Frari das West-

münster resp. S. Croce von Venedig; beide haben aber nicht die Würde und den ruhigen Ernst des letztern. Die Kirche ist in strengem, erhabenem Stil gebaut. . . . Die Monumente fressen die Kirche fast weg, eines übertrifft das andere an Aufgedunsenheit und Schwulst. Das Monument des Valier hat drei Abtheilungen; das Gebälke der untern tragen vier kolossale weißbekleidete Mohren mit entsetzlichen Fratzen als Karyatiden, dann kommt der Doge, unter einem Thronhimmel stehend, neben ihm Drachen 2c. Die großen Alten begnügten sich mit einfachen Grabsteinen und ließen ihre Thaten reden; von dieser krankhaften Ueberreizung mußte man nothwendig erschlaffen. — Venedig stand auf einer schwindligern Höhe als Florenz, mußte deshalb auch tiefer fallen. — Auf dem Platz vor der Kirche eine vortreffliche Pferdestatue des Condottiere Colleoni von Verocchio, der ein Hitzkopf wie Michelangelo und B. Cellini war. Unsere heutigen Künstler sind matt und zahm wie ihre Producte. — 4. Jesuitenkirche: ganz im Jesuitenstil, daß einem der Bauch danach wehe thut. Inwendig alles weiß mit grünen Marmorblumen ausgelegt; wahrhaft kindisch; da hinein schreien dann die bunten Fresken an der Decke. Unter dieser Alfanzerei liegt mit Recht der letzte matte Doge von Venedig begraben. Das prachtvolle Martyrium des hl. Laurentius von Tizian (war in Paris), ein gewaltiges Nachtstück voll Wirkung, hat sich hierhin verirrt. — 5. In einer Gondel durch viele Kanäle nach San Niccolo: klein, sehr alt, Basilikenstil, so arg wie möglich mit vergoldetem Holz maskirt und mit buntem Tuch behangen. — 6. Nach San Sebastiano: strahlend von Meisterwerken des Paolo Veronese. Vor allen im Chor links St. Sebastian, welcher die hll. Marcus und Marcellinus vor ihrem Marterthum ermuthigt. Die Majestät des Paolo Veronese mit tizianischer Gluth vereinigt. Hier genügt eine bloße unscheinbare Büste dem Meister als Mausoleum. — 7. S. Maria dei Frari: Canova und Tizian treten einem hier entgegen. Ersterer mit einem großmächtigen Mausoleum nach seinem Entwurf eines Mausoleums für Tizian. . . Mehr ein Leichenzug als ein Mausoleum. Die vielen Figuren zeigen bloß Trauer im allgemeinen, keine entschiedene Symbolik oder Allegorie. Das Ganze trägt Canovas Gepräge; man mag danach beurtheilen, in wie weit er einer Pyramide würdig war. Freilich wenn man die schwülstigen Basreliefs seines Lehrers in der Kirche S. Giovanni e Paolo sieht, so muß man die Rückkehr zur Einfachheit der Antike (wenn auch nicht zu ihrer Bedeutung) anerkennen. Aber das sentimental Süße unserer heutigen Gesellschaft (Taschenbuchs-Antike für die elegante Welt) bekommt dem Marmor schlecht. Man lasse Tizian ohne Monument (Dante sei ein abschreckendes Exempel), denn Venedig strahlt ihn uns allenthalben entgegen. Auf der Platte des Fußbodens steht: Qui giace il grande Tiziano emulatore de' Zeusi e degli Appelli. Gut, wenn die unterstrichenen Worte fehlten.

Tizian kannte zum Glück weder Zeuxis noch Appelles so wenig wie die Herren Grabinschriftenmacher. Tizian hat sich nicht nach der Antike gebildet; seine in Architecturen gemalten Statuen sind Kreidemenschen, seine heidnisch-mythologischen Figuren (z. B. hier im Dogenpalast Mars, Venus, im Palazzo reale Herkules und Cacus) sehen in Haltung und Kleidung gerade so aus wie seine Bilder aus seiner Gegenwart. Seine Gluth hat sich am Marmor nicht gekühlt, so wenig wie Paolo Veronese bei aller Majestät je die Majestät der Antike zeigt. Es war gewiß ein Glück, daß sie sich so selbständig entwickelten, namentlich daß sie sich nicht nach den Sculpturen gebildet haben. Ihre Inspirationen sind nicht am Marmor erkaltet (Mengs, David, Camuccini). Die wahre Kunst potenzirt, verklärt stets die Gegenwart und lebt auch nur durch sie, sie offenbart uns deren tiefste Gedanken in Farbe, Stein und Wort (die griechischen Tragiker, Pindar, Dante, Cimabue, Giotto, Raphael, Tizian, Paolo Veronese). Deshalb ist Klopstock schon todt, und Deutschland kann nichts ganz Großes leisten, weil es seine Gegenwart nicht aussprechen darf. Selbst auf die Tonkunst erstreckt sich dies (Palestrina, Rossini).'

,Man hätte auch über Canova wie über Tizian erst die Geschichte zu Gericht sollen sitzen lassen. Aber die Venetianer sind wie verrückt auf Canova, so sehr haben sie vergessen, was sie waren oder noch haben.'

,In S. Maria dei Frari wie San Giovanni e Paolo viele aufgedunsene Monumente, einige der Begrabenen zu Pferde, wahrscheinlich weil das Volk jedenfalls die Pferde anstaunt. Je kleiner die Menschen, desto größer die Mausoleen; man will sich und seine Zeit der Nachwelt aufzwingen.'

,In Neapel und Rom sind die Männer, in Venedig die Weiber besonders schön. Wie die Peterskirche den Kirchen, so hat der hiesige Campanile allen Thürmen der Umgegend als Muster gedient. — Ausstellung der Madonna in Venedig und besondere Andacht zu ihr, um Regen zu erflehen. Die aufgeklärten Söhne Albions, die 20000 Exemplare von Murphys Wetterorakel gekauft haben, dürfen wenigstens keine Glossen sich darüber erlauben. Venedig ist ein interessantes, prachtvolles Gefängniß; von Jahr zu Jahr ziehen Familien weg, meist nach Padua. Selbst die Landhäuser verfallen. Der Verrath an die Franzosen erklärt sich wohl zum Theil dadurch, daß es auch den Nobili, die auswärts keine Beschäftigung mehr fanden und ganz demoralisirt waren (durch Spiel, Ehelosigkeit, encyklopädistische Ideen), unheimlich in der Haut war. Ich glaube, ein Viva San Marco würde ohnmächtig verhallen, welcher Mund es auch immer vom Dogenpalaste hinausrufen möchte. Instinctmäßig müssen die Italiener fühlen, daß nur die Franzosen sie wieder aufrütteln und in Fluß bringen können, daher ihre Zuneigung.'

‚5. Mai. Vicenza. Palladio: eine ruhige, verständige Behandlung des antiken Stils, doch stets frostig, zu viel Abstraction, zu wenig Individualität. Hie und da noch etwas Eigenthümliches gehascht.‘

‚Die Gebäude Vicenzas in venetianisch-gotischem Stil haben viel mehr Charakter und Leben; jede Einzelheit ist am rechten Flecke und motivirt. Die einzelnen Verzierungen und die Wände sind immer sehr störend beim antiken Stil, sodann die Höhe und die Abtheilung in Stockwerke, welcher auch Palladio durch hohe Postamente ꝛc. zu begegnen suchte. Palladio hat es wohl viel zu verantworten, daß der Stil des Mittelalters verdrängt wurde und die ganze Zeit sich verfälschte, aus ihrer Bahn trat und in flache Charakterlosigkeit fiel.‘

‚6. Mai. Verona. S. Maria in Organo gotisch. Eine klassische, halbfertige Fassade vom Architekten San Michele maskirt die gotische Fassade zur Hälfte. Vergleichung der kalten Einfachheit, welche nicht Resultat der Sitte, sondern der Abstraction ist, mit dem sinnigen, schaffenden Mittelalter — als wenn man Roland in eine Toga drapiren wollte. Alle Kirchen in Verona sind würdig, ernst, charaktervoll.‘

‚San Michele, Palladio und Vignola Zeitgenossen (1550). Hundert Jahre später die natürliche Folge Bernini.‘

‚7. Mai. Mailand. Dom. Fassade ganz verpfuscht. . . . Hier wie überall machen sich die Statuen und Basreliefs zu sehr geltend; sie spielen Komödie; statt in das Ganze aufzugehen, springen sie mit Gewalt daraus heraus. Sie sind auf eine kokette Weise gruppirt; ein Krieger in römischer Rüstung z. B. steht neben einem Kirchenvater in langer Toga, und beide scheinen in lebhaftestem Wortwechsel begriffen, wenig bekümmert um den Ort, wo sie stehen, und um ihren Zweck. Die drei Grundprincipien der gotischen Baukunst: möglichste Verflüchtigung der Masse, perspectivische Wirkung, durchherrschende pyramidale Form, sind alle nur halb befolgt; kein Baldachin ꝛc. ist durchbrochen, alle Blumen sehen aus, als hätte man sie aus einem Herbarium platt, steif, ungefügig hingestellt, die Baldachine viel zu hoch über den Piedestalen, so daß die Figur nur provisorisch dazustehen scheint. Der Kuppelthurm in der Mitte sowie das Ganze spitzt sich im Sprunge zu, unten alles zu gedehnt, oben alles zu spitz, fast geckenhaft; es sieht aus, als ob dem Architekten plötzlich die Geduld ausgegangen wäre. So wie der Mensch in dem Ewigkeitsgedanken, so sollen die Statuen, Verzierungen, kurz alles Beiwerk ins Ganze aufgehen; aber die Italiener haben die Vergötterung des Menschen (der Mensch ist der Mittelpunkt aller Kunde und der Strebepunkt) traditionell beibehalten, die Sinnlichkeit, das irdische Leben herrscht auch in den Basreliefs zu sehr vor. Der Grundfehler des Aeußern auch im Innern,

die Säulenbündel schießen nicht gerade auf, über den Kapitälen in acht spitzbogigen Nischen Statuen zum Theil in sehr theatralischer Attitüde. . . . Die Fenster im Chor zu breit für die Höhe, und die Glasmalereien darauf zerfallen in vielfache Bildchen, die man mit dem Operngucker mustern muß, um zu wissen, was sie wollen. Alle Altäre im Renaissancestil. Das Mittelschiff wegen der zu großen Breite fast ohne perspectivische Wirkung[1]. — Besteigung des Daches. 5036 Statuen im ganzen. Man hascht nach Mannigfaltigkeit. Bei der obersten Pyramide alles viel zu eckig, zu viel auf den Effect berechnet.'

‚Mailand hat viel Aehnlichkeit mit Brüssel. Das Moderne herrscht sehr vor. Wo noch etwas Altes von Bedeutung war, hat man schamlos modernisirt, z. B. die Kirche S. Eustorgio im Innern. Ueberhaupt ist es ein wahres Unglück für die Kunst, wenn die alten Städte nach ihrer besten Zeit nicht plötzlich zerfallen und liegen geblieben sind (Verona, Bologna, Pisa, Padua). Venedig hat wenigstens seine Erinnerungen rein bewahrt.'

‚10. Mai. Gestern Abend in der Scala. Der Italiener lebt mehr im wie für das Theater. Leider im Lustspiel die französischen Uebersetzungen und in der Oper das Ballet vorherrschend. Gestern z. B. ein prachtvolles Ballet. Die Solotänzerin ungeheuer beklatscht. Wenn man den Leutchen den Flitter abstreift, was bleiben da für Schönheitslinien übrig? Die Ensembletänze das Schönste; die müssen nun aber überboten werden, und dann kommen diese Convulsionen zum Vorschein. Ein Zeichen der tiefen Versunkenheit der eleganten Welt.'

‚Heute nach der Arena. Dann S. Maria delle Grazie. Im Kloster eine ungarische Reiterkaserne. Unter den heiligen Fresken wird Pferdetoilette gemacht. Abendmahl von Leonardo da Vinci: heiliger Ernst. Christus (Blick) und Judas die besten Figuren.'

‚Brera-Galerie. Sposalizio von Raphael: reine Grazie und Simplicität, welche Eigenschaften seinen besten Werken fehlen. Sposalizio individueller als die Verklärung, die gewiß besser gemalt und modellirt ist und mehr Meisterschaft verräth.'

‚Große Kunst- oder vielmehr Industrieausstellung in der Brera. Konnte die italienische Kunst so sinken! Und hier macht sich der Schund noch breit in den Sälen, wo die Werke der Alten hängen; die französische Manier herrscht durch; keiner hat eine Ahnung von Fleisch. Bunte Farben, academische Stellung, keine Ahnung von Charakteristik; hie und da abenteuerliche Blut- und Schauerscenen. Unzahl von Porträts ohne allen Werth. So war es

---

[1] Vgl. hierzu das gleichfalls sehr scharfe Urtheil, das eine kunsthistorische Autorität, F. X. Kraus, in seiner Gesch. d. christl. Kunst II, 208 ausspricht und begründet.

doch auch in Rom. Was sind selbst Camuccini und Agricola — höchstens eignen sie sich zu Decorationsmalern. Die Italiener begreifen so wenig ihren Dante wie ihren Raphael und da Vinci, sonst könnte so etwas sich nicht bei hellem Tage zeigen. Hayez, Abschied des Dogen Foscari von seinem mit Ketten belasteten, vor ihm knieenden, schrecklich verwüstet aussehenden Sohne, der in die Verbannung soll — à la Delaroche, aber kein Gesicht ist Fleisch, alles todt und erdig, nirgendwo ein freier Zug; die Gewänder das Beste.'

‚Ambrosianische Bibliothek. Carton von Raphael zur Schule von Athen. Hier spricht sich Raphaels großartige Natur in ihrem freiesten Schaffen aus. Ein Pendant zu dem Friedensbogen aus vergoldeter Bronze hat 80 000 Frcs. gekostet; ein Privatmann ließ es auf seine Kosten anfertigen und hat es hierher geschenkt. Das sind unsere heutigen patriotischen Handlungen!'

‚Napoleon hat durch seine Vollendung des Mailänder Domes vielleicht das bleibendste Andenken in Italien zurückgelassen. Die Unterthanen des Reiches mußten den Marmor bezahlen, und ihr Kölner habt mit beigesteuert und habt doch ganz und gar keine Ehre davon. Man hat euch die Fundamente gelegt, ihr könnt die Blume erblühen sehen. Das Mittelalter hat euch sein Herrlichstes vermacht, alle Formen sind angedeutet. Zeigt, daß ihr nicht bloß mit Pferdekräften zu rechnen und zu hausen versteht. Werft die Schmach von euch u. s. w. Schlagt den Dom doch möglichst bald an einen Engländer los; ich könnte euch berechnen, wenn ihr selbst es nicht viel besser könntet als ich, wie viel Zinsen und Zinseszinsen ihr schon verloren habt, abgesehen davon, daß das Kapital in Wind und Wetter immer mehr zusammenschwindet.'

Am 11. Mai begab sich Reichensperger über Sesto Calende nach dem Lago Maggiore, wo er Jean Paul zulieb Isola Bella besuchte; dann ging es nach Lugano und Como (‚ein Paradies') und über den Splügen, wo Reichensperger in sein Tagebuch schrieb: ‚Adieu Welschland. Deine Menschen sind deiner nicht werth.' Am 17. Mai traf er mit seiner Mutter und Schwester zu Konstanz im ‚Hecht' zusammen; das ganze Gasthaus feierte das Fest des Wiedersehens mit. Die Familie Reichensperger besuchte dann noch Zürich, Luzern, den Rigi und Einsiedeln. Das Tagebuch, das jetzt merklich kürzer wird, verzeichnet zu dem letztgenannten Ort: ‚Die Kirche äfft den italienischen Stil nach, alles verzogen und geschwungen, keine Linie kann das Auge mehr verfolgen. Aberwitziges Geschnörkel im Conditorgeschmack, bunt angestrichen oder vergoldet, rosenrothe Stuccatur auf weißem Anstrich. Nicht mehr eine Spur vom nobeln Alterthum.'

Reichenspergers Reiselust war auch jetzt noch nicht erschöpft. ‚Wissen, Bildung, geistige Selbständigkeit', meinte er, ‚sind doch gewiß Dinge, wonach ein Mann vor allem streben soll, und man findet sie wahrlich am meisten auf Reisen, wenn auch nicht alles Gold ist, was glänzt, zumal aus der Ferne glänzt.' Am 28. Mai fuhr er von Bregenz über den Arlberg nach

Innsbruck und von dort über die Scharnitz nach München. Es drängte ihn, ‚den glorreichen Bannerträger des Heiligen Vaters‘, Görres, zu sprechen. Leider verzeichnet das Tagebuch nichts über die Begegnung der beiden Männer. Auch dieses Mal besuchte Reichensperger das Colleg seines großen und doch so ‚schlichten und einfachen‘ Landsmannes; es imponirte ihm, wie derselbe ganz frei die verwickeltsten historischen Gegenstände behandelte.

Am 6. Juni verließ Reichensperger die bayrische Hauptstadt, um über Ulm, Stuttgart und Heidelberg dem Rheine zuzueilen und in Koblenz, wo jetzt auch seine Mutter ihren Wohnsitz genommen hatte, sein Amt wieder anzutreten. Sein Reisetagebuch schließt mit den Worten: ‚Jedes Ding hat zwei Seiten, das ist die Grundwahrheit aller Lebensweisheit. Ein italienischer Blick ist mir lieber als zehn Schweizer oder Tiroler ganze Gesichter. Italien hat freilich auch seine Schattenseiten, allein selbst diese sind interessant und lehrreich.‘ [1]

[1] Außer dem Tagebuche ist auch der zu einem ganzen Bande angewachsene Paß Reichenspergers erhalten, der ein lebendiges Bild der italienischen Kleinstaaterei darbietet.

IV.

Die Schrift für den Kölner Dom und der Dombauverein. Uebersiedlung nach Köln. Kunststudien. Freundschaft mit Steinle und Thimus. Vermählung 1842. Landgerichtsrath in Trier 1844. ‚Die christlich-germanische Baukunst und ihr Verhältniß zur Gegenwart.'

In einem prächtigen Herbstabende des Jahres 1840 saß Reichensperger mit seinem Freunde v. Thimus zu Koblenz im Hotel Bellevue, als dort zwei unbekannte Herren von einer Versammlung im Kölner Casino erzählten, welche sich mit der Frage des Dombaues beschäftigt hatte. In jener durch v. Groote, Kempis, Wittgenstein und andere Kölner Notabilitäten berufenen Versammlung waren von Männern aus der mittlern Bürgerschaft, besonders von dem spätern städtischen Beigeordneten Bürgermeister Paul Franck ernste Bedenken gegen die von Berlin her in Vorschlag gebrachte Gründung eines Dombauvereins wie überhaupt gegen den Ausbau des Domes geltend gemacht worden; in hellem Zwiespalt war man auseinander gegangen. Die Hoffnung auf Gründung eines Vereins schien gescheitert. Infolge des kirchlich-politischen Streites waren die Gemüther der glaubenstreuen Katholiken sehr erregt; Erzbischof Clemens August war zwar im Frühjahre 1839 aus seiner Haft entlassen worden; aber sein Bischofsstuhl im Dome stand noch immer leer. Infolgedessen tauchte bei den ‚heißblütigeren Katholiken' die Vermuthung auf, die Regierung beabsichtige durch Förderung des Dombaues ein Ablenken des Interesses von der brennenden kirchlichen Frage; man vermuthete, der Erzbischof und die von ihm vertheidigte Sache solle in den Hintergrund gedrängt, allmählich in Vergessenheit gebracht werden. Unbedachte Aeußerungen damaliger ‚Culturkämpfer' nährten solche Bedenken: es ward von einer Simultanisirung des Domes gesprochen, ja sogar vorgeschlagen, ein deutsches Pantheon daraus zu machen. Auf diese Dinge hatte ein Theil der Versammlung hingewiesen und erklärt, man solle sich nicht eher mit einem Fortbau des Domes befassen, als bis der Erzbischof wieder in demselben seinen Sitz habe; bevor man auf die Hürde Bedacht nehme, sei der Hirt seiner Herde zurückzugeben [1].

Reichensperger ward von diesen Nachrichten auf das tiefste ergriffen; schon als Gymnasiast hatte er am Kölner Dome den lebhaftesten Antheil genommen [2]. Während seiner Bonner Studienzeit schlummerte das Interesse

[1] Obiges nach mündlichen Mittheilungen, welche mir Reichensperger am 20. September 1891 bei einem Spaziergange um den Dom machte, vgl. auch Vermischte Schriften S. 3 f. und zur Gesch. des Dombaues S. 5 f. Merkwürdig ist, wie der kirchenpolitische Streit in Düsseldorf die Dombausache ebensosehr förderte, als er in Köln dieselbe hinderte, s. Prisac im Domblatt 1857, Nr. 149.

[2] Vgl. oben S. 15.

an der Gotik; aber in Heidelberg erhielt er durch seinen Freund Zuccalmaglio in dieser Hinsicht überaus werthvolle Förderung. Weitere Anregung gaben die verschiedenen Reisen, so schon die Fußreise von 1829; günstig wirkte auch der Aufenthalt in Münster. Die Kirchen und Gebäude dieser schönen Stadt machten einen tiefen Eindruck auf ihn. In der Folgezeit studirte er aufs eifrigste das große Prachtwerk von Sulpiz Boisserée über den Kölner Dom und dasjenige von F. H. Müller über die Katharinenkirche zu Oppenheim. Mehr und mehr ward der Dom ‚seine Jugendliebe‘. Im Jahre 1833 begeisterte er sich an den unvergleichlichen Denkmälern der Gotik in Paris und Rouen. 1834 bestieg er mit Thimus das Gerüst am Chore des Kölner Domes und gerieth dabei in schwärmerisches Entzücken[1]. Von nicht geringem Einflusse war auch der Verkehr mit dem Advocaten Blömer. Wenn die beiden Freunde zusammenkamen, war stets der Dom und sein Schicksal der Hauptgegenstand des Gespräches. Mit rheinischer Lebhaftigkeit entrüsteten sie sich dann über die Gleichgiltigkeit der Zeitgenossen gegenüber dem unvergleichlichen Bauwerke. Die Zeiten waren allerdings vorüber, in welchen man wie zu Anfang des Jahrhunderts mit dem Gedanken umging, den Dom abzutragen, um einen großen, freien Platz zu schaffen, ein Plan, der nur daran gescheitert sein soll, daß man nicht wußte, wo man mit den vielen Steinen bleiben solle! Mit dem Besuche des preußischen Kronprinzen im Jahre 1814, dem bald darauf folgenden zündenden Aufrufe von Görres, dem Berichte Schinkels über die Möglichkeit eines Ausbaues vom Jahre 1816 und nicht zum wenigsten mit dem Werke Boisserées war endlich ein Umschwung zum Heile des Domes eingetreten. Allein zu einer eigentlichen That kam es, abgesehen von der 1823 begonnenen Restauration des Chores, nicht. In jenen trüben Tagen war es, wo Reichensperger und Blömer sich in einer Vollmondnacht zum Domchor begaben; dort, wo jetzt die Brücke beginnt, schworen sich die beiden Freunde, für das einzige Bauwerk einzutreten mit allen Kräften, auf jede Weise, nicht zu ruhen und zu rasten, bis auf den Thürmen das siegreiche Zeichen des Kreuzes himmelwärts deute. Wie sehr Reichensperger sich mit dem Dome auch während der an Eindrücken so reichen italienischen Reise beschäftigte, zeigen verschiedene Stellen seines Tagebuches[2]. In Koblenz war der Baumeister v. Lassaulx sein erster Lehrer in der Architektur, v. Thimus der Vertraute seiner Bestrebungen auf dem Gebiete der Politik wie der Kunst. Letzterem gegenüber erging sich Reichensperger anläßlich des Scheiterns jener Kölner Versammlung in heftigen Klagen.

Die Befürchtung, daß alle Aussicht auf Vollendung des Domes zu zerrinnen drohe, kostete Reichensperger eine schlaflose Nacht. Am Morgen

---

[1] Vgl. oben S. 70. [2] Vgl. oben S. 110. 116. 150. 157.

stand sein Entschluß fest, alles aufzubieten, um die unbegründeten Besorgnisse seiner Glaubensgenossen zu zerstreuen, ihnen Vertrauen einzuflößen, ihnen das ‚jetzt oder nie‘, um welches es sich handelte, vor die Seele zu führen. ‚Es galt, ein entscheidendes Friedenswort zu reden.‘ So entstand während eines Ferienaufenthaltes in Wehlen an der Mosel bei seiner Tante Elisabeth [1] die Flugschrift: ‚Einige Worte über den Dombau zu Köln, von einem Rheinländer an seine Landsleute gerichtet.‘

Es ist die erste kunstschriftstellerische Arbeit Reichenspergers, zugleich die erste, welche zum Besten des Dombaues herausgegeben wurde; sie bezeichnet den ‚zweiten Wendepunkt in seinem Leben‘.

Die kleine Abhandlung (sie umfaßt nur 35 Druckseiten) erschien anonym, ‚da‘, wie der Verfasser sagt, ‚mein Name nichts zum Erfolge beitragen konnte‘. Sie ist inhaltlich wie formell gleich vollendet. Janssen sagte mir einmal, sie gehöre zum Schönsten, was je in deutscher Sprache geschrieben worden sei. Der Stil erinnert vielfach an denjenigen von Görres.

Im Eingang betont Reichensperger mit Recht, daß das thätige Interesse der preußischen Regierung für die Erhaltung des großen Baudenkmals ‚von allen Seiten die dankbarste Anerkennung verdiene‘, und das ‚um so mehr, als es sich hier um ein Gebäude handelt, welches nicht bloß ausschließlich dem katholischen Kirchendienste gewidmet ist, sondern auch durch und durch den Geist des Katholicismus athmet, ja vielleicht das charakteristischste Denkmal derjenigen Periode ist, in welcher alle Neigungen und Richtungen, alles höhere Sinnen und Trachten sich in den Bahnen des kirchlichen Glaubens bewegten und die unerschütterlichste Orthodoxie mit dem tiefsinnigsten Mysticismus gepaart war. So kann man es mit Recht eine großherzige Selbstverläugnung nennen, wenn eine protestantische Regierung ihre Sorgfalt der Erhaltung eines solchen Denkmals widmet, da die geistige Richtung jener Zeit, welche hier verkörpert in der schönsten Verklärung vor das Auge tritt, den lebendigsten Gegensatz zu dem Protestantismus bildet.‘ Mit flammender Begeisterung schildert er dann die Herrlichkeiten des Baues, um dessen Erhaltung und Vollendung es sich handelt. ‚Was Meer und Alpen im Reiche der Natur sind, das ist der Kölner Dom im Gebiete der Kunst — das erhabenste Symbol der Unendlichkeit.‘ Hierauf folgt eine glänzende Charakteristik der gotischen Bauweise: ‚Freies, ungehemmtes Aufstreben in pyramidalischer Gestalt, auf der Grundform des Kreuzes, des Symboles der Erlösung, eine großartige, im Innern abgeschlossene Perspective sodann und möglichste Auflösung und Verflüchtigung der Massen: dies dürften die Hauptmotive, die charakteristischsten äußern Unterscheidungszeichen dieser neuen Weise sein, in welcher

[1] Dieselbe hatte 1839 nach dem Tode der Großmutter das Gut übernommen.

der deutsche Geist, genährt durch die tiefsinnige Mystik des römisch-katholischen Glaubens und gekräftigt durch alle Stürme, welche von Norden und Süden über ihn dahingebraust waren, sein innerstes Leben sinnbildlich zu offenbaren sich gedrungen fühlte. Aber nicht bloß in den allgemeinen Umrissen, den großen Verhältnissen und Massen gibt sich jener Typus kund; auch in jedem einzelnen Theile, in allem ornamentalen Beiwerke waltet dasselbe erhabene Streben. Sämtliche Zahlen- und Eintheilungsverhältnisse, die zahlreichen Pyramiden, die wie ebenso viele Opferflammen himmelwärts dringen, die hin und her wogenden Wellen der Gewölbe, die Kleeblätter und Rosen und alle die übrigen sich da erschließenden geheimnißreichen Blumen, die gebündelten Säulchen, welche wie Springquellen aus der Erdentiefe zum Lichte aufschießen, die Heiligenbildsäulen, die in stillem, verklärtem Ernste von ihrer siegreichen Höhe auf die leidende, streitende Menschheit herabschauen, die Farbengluth, welche, wie das Licht einer höhern Sonne, mit dem mystischen Dunkel der verschlungenen Hallen kämpft — alles wirkt zusammen, um den Gläubigen über die Schranken der Sinnlichkeit zu erheben und die Seele mit Ewigkeitsgedanken zu füllen.'

Reichensperger vergleicht den Kölner Dom mit St. Peter und den großen gotischen Kathedralen zu Straßburg, Mailand, Paris, Canterbury u. s. w.; er kommt zu dem Schlusse, daß ‚dem Kölner Dom die Palme gebühre'. ‚In ihm feiert die christliche Kunst ihren höchsten Triumph: alle in jenem Zeitalter herumirrenden Laute rauschen hier gleichsam in einem prächtigen Accord zusammen. Der Kölner Dom ist kolossal, ohne schwerfällig zu sein; reich bis zum Phantastischen und doch nirgendwo überladen; er erscheint zugleich frei, edel, harmonisch und consequent bis ins kleinste Detail — er ist der strahlendste Edelstein im reichen Schmucke des Mittelalters.' ‚Und jetzt', fährt Reichensperger fort, ‚liegt der im Geiste so wunderherrlich anzuschauende Dom in trauriger Verstümmelung zu Köln am Rheine und läßt kaum ahnen, was er hätte werden sollen und was er sein könnte. Er muß um Almosen flehen, um dieses gebrochene Dasein nur eben zu fristen; und dieses Almosen, wie spärlich wird es ihm gereicht!' Was ist zu thun, damit der Wunderbau nicht dem völligen Verfall entgegengehe? Vor allem ist eine regere Theilnahme und Mitwirkung seitens der Privaten nöthig. ‚Allerdings', meint er, ‚kann man an unsere heutige aufgeklärte, denkgläubige Zeit das Ansinnen nicht stellen, solche Opfer zu bringen, wie sie vor sechs Jahrhunderten gebracht wurden, wo ganze Generationen ihr Alles an ein einziges Denkmal setzten, nicht um äußern Glanzes und Ruhmes willen, sondern nur Gott zu Ehren und den Menschen zur Erbauung.' Mit Schärfe betont der Verfasser, daß er so Großartiges von seinen Landsleuten nicht verlange: ‚Ihr sollt nur ernten, wo euere Vorfahren bestellt und ausgesät haben, und um die Kosten

der Ernte zu beschaffen, muthet man euch nicht zu, euer Hab und Gut oder irgend einen namhaften Theil desselben aufzuopfern — nur das Allernothwendigste sollt ihr dazu beisteuern, nur die Brosamen, welche von euern Tafeln fallen.' Reichensperger mahnt dann zunächst die Stadt Köln, ‚noch immer die Königin des prächtigsten Stromes von Europa, reich und mächtig an Mitteln aller Art', an ihre heilige Pflicht, das ihr anvertraute unschätzbare Kleinod vor dem Untergange zu bewahren. Aber nicht minder sei dies eine Ehrensache für alle Rheinländer; jetzt gelte es zu zeigen, ‚daß der edle Stamm, welchem sie angehören, wenn auch durch die Ungunst der Verhältnisse von der erhabenen Stellung verdrängt, welche er vordem im deutschen Gemeinwesen einnahm, doch noch keineswegs entartet ist; daß er vielmehr, an den Marken Deutschlands, Deutschlands Ehre noch wohl zu behaupten weiß.' Und nun folgt ein flammender Aufruf an seine Landsleute, ihr Vaterlandsgefühl dadurch an den Tag zu legen, daß sie die Werke ehren und erhalten, in welchen die Vorväter ihre größten Ideen, den Kern und das Mark ihres Wesens niedergelegt haben: ‚Das ist Deutsch! Das ist eine Sprache, die alle Welt versteht, selbst die Franzosen nicht ausgenommen. Ein Volk, welches das Ruhmwürdige seiner Vergangenheit nicht zu erkennen und hochzuhalten weiß, ist einer rühmlichen Gegenwart nicht werth.'

Am Schlusse seiner Schrift macht Reichensperger praktische Vorschläge, um die nöthigen Mittel für einen Ausbau des Domes nach dem ursprünglichen Plane zusammenzubringen. Als Hauptsache erscheint ihm, damit das Wirken der Einzelnen der Stetigkeit wie der Einheit nicht ermangle, das Ganze um einen festen Mittelpunkt zu organisiren, und zu dem Ende einen Verein in Köln und etwa noch demselben untergeordnete Gesellschaften in den übrigen rheinischen Städten, welche sich anschließen wollen, zu bilden.

‚So mögen denn', schließt er, ‚recht viele zusammenwirken, um das erhabenste Denkmal unserer Religion und Geschichte zu erhalten und zu vollenden und dadurch zugleich auch der Kunst einen mächtigen Damm zu bauen gegen die von allen Seiten her drohende Ueberschwemmung der Flachheit und Gemeinheit. Und von oben werde dem Werke Gedeihen, uns aber der Wille und die Kraft zu theil, immer mehr die kühnen und idealen Tendenzen zu würdigen und die hohen Eigenschaften uns anzueignen, deren Gepräge ihm die Vorväter aufgedrückt haben: Ausdauer, festes Zusammenhalten, Resignation, wahre Frömmigkeit, vor allem aber muthvolles Vertrauen auf Gott.'

Die glühende Begeisterung für das herrliche Werk und der laute, rückhaltlose Unmuth über die demselben bis dahin vielfach noch ganz versagte oder doch nur erst spärlich zugewandte Liebe hatte in der Schrift Reichenspergers ‚Worte gefunden, wie sie am Rheine lange nicht mehr gehört worden.

Es war ein Ruf voller Muth und Ueberzeugung, der die Schlummernden weckte und die Erwachten zu That und Leistung trieb.'[1]

Schon bald nach dem Erscheinen der Schrift erhielt Reichensperger anerkennende Schreiben von Zwirner und Schadow. Der Kölner Verein bildender Künstler hielt es für seine Pflicht, durch ein Inserat in der ‚Kölnischen Zeitung' auf die Abhandlung aufmerksam zu machen ‚und dem Verfasser derselben im Namen aller Freunde altdeutscher Baukunst öffentlich Dank zu sagen'[2]. Franz Kugler, Professor an der Berliner Akademie, veröffentlichte im ‚Kunstblatt' eine sehr anerkennende Besprechung, freilich nicht ohne von seinem protestantischen Standpunkte aus zu betonen, daß der Dom ‚nicht ein Denkmal des Katholicismus, sondern vor allen Dingen des deutschen Geistes' sei[3]. Das Beiblatt zum ‚Gesellschafter' (1841, Nr. 1) rühmt ‚den dem Vaterlande, dem Königshause ergebenen Geist, der sich in jeder Zeile ausspreche'. Auch die ‚Preußische Staatszeitung' (1840, Nr. 345) empfahl die Schrift und pries ‚die Begeisterung und den praktischen Sinn' des ungenannten Verfassers.

Einen Angriff der ‚Kölnischen Zeitung' auf eine Stelle seiner Arbeit, welche die von dem Baurat Ahlert vorgenommene Vereinfachung der Chorconstruction tadelte, wies Reichensperger siegreich zurück. Seine kräftigen, begeisternden Worte für den Dom fanden um so mehr Wiederhall, als bald durch die Hochherzigkeit des edlen Königs Friedrich Wilhelm IV. die kirchlichen Wirren beigelegt wurden. Der König bewilligte sofort 10000 Thaler für den Dombau, und nun ging man in den Rheinlanden mit Begeisterung an das große Werk. In vorderster Linie stand dabei Reichensperger. In Koblenz bildete sich durch sein thatkräftiges Eingreifen der erste Dombauverein. Ueber die Gründung dieses Vereins, an welchen sich nach und nach über hundert andere in ganz Deutschland zerstreute anschlossen, berichtete der geistvolle Koblenzer Advocat Christ in seiner launigen Weise am 22. Juni 1841 an v. Thimus: ‚Obgleich Reichensperger eigentlich dir die Geschichte der Gründung des Vereins erzählen sollte, so nehme ich dieselbe doch vorweg zum Gegenstande unserer Unterhaltung, weil Reichensperger, der Grundstein und die Spitze dieses Vereins, bei der Erzählung zu häufig mit der Bescheidenheit in Collision kommen müßte und am Ende sich verleiten lassen dürfte, ihr die Wahrheit zu opfern. Im Dewaldschen Garten versammelte sich Anfang dieses Monats ein Theil derjenigen, die sich durch Subscription auf einer früher

[1] Urtheil von Fr. Blömer, Zur Literatur des Kölner Doms (Berlin 1857) S. 106. Reichensperger wird hier in seinen Verdiensten um den Dom mit Recht einem Fr. Schlegel, Görres, Boisserée zur Seite gestellt.

[2] S. Kölnische Zeitung 1841, Nr. 345.

[3] Kunstblatt 1841, 23. Februar.

in Umlauf gesetzten Liste als Dombaufreunde manifestirt hatten[1], und beriethen, in welcher Weise die Constituirung eines Vereins zu stande gebracht werden solle. Zwei Ansichten machten sich geltend. Nach der ersten sollte ein Comité sich bilden und dann durch Ausschreiben die andern ehrlichen Leute zur Zahlung anhalten; nach der zweiten sollte eine Aufforderung zu einer Generalversammlung erlassen werden und diese dann das Comité wählen. Du siehst leicht, daß sich hier der Principienkampf unserer Zeit zwischen Legitimität und Volkssouveränität wiederholt. Das Comité nach der ersten Weise gebildet, würde sich im ersten Ausschreiben genannt haben: „Wir, von Gottes Gnaden &c.", während das zweite sich nur als par la grâce du peuple gewählt betrachten darf. Als Verfechter des Princips der Legitimität traten in langen und gründlichen Reden die Deputirten der rechten Rheinseite, Amtmann Neumann und Dr. Kalt, auf; dagegen ward in einer Rede Reichenspergers auseinandergesetzt, daß dem pactum subiectionis das pactum unionis vorangehen müsse, daß man das Unternehmen auf eine so große Unterlage stellen müsse, daß auch wie im Mittelalter dem Teufel möglich gemacht werde, Steine zum Baue herbeizuschleppen u. dgl. m. Obgleich nun die Gesellschaft eine sehr gewählte war, bei welcher man hätte glauben sollen, sie würden die legitimen Principien in ihrer reinsten Schärfe beibehalten, so wirkte die obige Rede doch so (wozu überhaupt die immer häufiger werdende Verbindung zweier revolutionärer Parteien das Ihrige beigetragen haben mag), daß bei einer namentlichen Abstimmung die Vertreter der ersten Ansicht sich auf sich selbst beschränkt fanden. Nachdem auf diese Weise die erste Vorfrage erledigt war, wurden die Herren Neu und Neuner wie durch Quasiinspiration gewählt, um die nöthigen Einleitungen zur Berufung einer Generalversammlung zu machen. Diese hat nun dann auch vor einiger Zeit in der festlich geschmückten Aula des Gymnasiums stattgehabt. Die von Reichensperger gehaltene Rede wirst du in den Zeitungen gelesen haben, so daß ich nur noch zu bemerken habe, daß kein einziger Opponent sich fand, und daß auch für einen Blömer II. keine Gelegenheit zur Wiederherstellung der Einigkeit sich darbot. Nachdem der Ausschuß durch geheimes Scrutinium gebildet worden, wobei nur Katholiken de pur sang gewählt wurden, ward im Enthusiasmus der Versammlung eine Adresse an die hohe Ständeversammlung entworfen und von den meisten Anwesenden unterzeichnet.'[2]

---

[1] Durch einen ‚Koblenz, 20. April 1841' datirten Aufruf.

[2] Nach der ‚Rhein- und Moselzeitung' 1841, Nr. 163, und 1842, Nr. 217, fand die oben beschriebene Versammlung der Koblenzer Dombaufreunde in der Aula am 16. Juni (das Datum 13. April in Reichenspergers Vermischten Schriften S. 4 ist also irrig) 1841 statt. ‚Ein für den Kölner Dom begeisterter junger Mann,' heißt es hier, ‚der jetzige Landgerichtsrath Reichensperger in Köln, stellte den Antrag, daß diese Versammlung

Die Rede Reichenspergers lautete: ‚In christlicher Brüderlichkeit und Uneigennützigkeit reichen sich alle die Hand, um ein Werk zu fördern, welches nur zur Ehre Gottes als des Urquells alles Wahren, Guten und Schönen gereichen soll, in demselben Geiste es fortzusetzen, in welchem vor sechs Jahrhunderten unsere Väter dasselbe begonnen haben, das gewaltigste, kunstreichste von allen den herrlichen Denkmälern, in welchen die Geschichte unseres Rheines, an dessen Ufern die Wiege des deutschen Reiches stand, sich widerspiegelt, das Urbild zugleich und die schönste Blüthe deutsch-christlicher Kunst — ein Tempel ohnegleichen. Je mehr es mir vergönnt war, zu sehen und zu vergleichen (wenn es erlaubt ist, meine Persönlichkeit hier einzuflechten), desto mehr stieg meine Bewunderung für den Dom zu Köln, desto tiefer hat sich die Ueberzeugung in mich eingegraben, daß in ihm unser Rheinland das Höchste seiner Gattung besitzt, daß alle die weltberühmten Gotteshäuser in andern Ländern, zu welchen das christliche Volk Hunderte von Meilen weit hinpilgert, um in ihrer Herrlichkeit Gott um so feuriger anzubeten, daß alle diese Wunderwerke in Schatten treten vor dem Dome zu Köln, wie ihn der Riesengeist seines Schöpfers entworfen hat, unvergleichlich an Ideenfülle und Kühnheit wie an technischer Vollendung. — Leider ist der Dom freilich so nur im Geiste anzuschauen! Das leibliche Auge erblickt zur Zeit nur ein Bruchstück, aber ein Bruchstück immer schon groß und herrlich genug, um zur höchsten Bewunderung hinzureißen. Und dennoch hatte es viele Generationen hindurch den Anschein, als ob selbst dieses Bruchstück, statt allmählich sich zu einem Ganzen zu gestalten, selbst in seinen bereits vollendeten Theilen immer mehr in Trümmer zerfallen sollte. Da endlich vor etwa zwanzig Jahren fing dem Werke wieder ein neuer Hoffnungsstrahl zu leuchten an. Die Mitwelt erkennt es mit dem größten Danke an, und die Nachwelt wird es sicherlich nicht vergessen, daß Friedrich Wilhelm III. es war, welcher diese neue Aera begründete. Jedes Jahr wurde eine bedeutende Summe zur Herstellung der schadhaftesten Theile bewilligt, und es erging zugleich eine Aufforderung an die Bewohner von Rheinland und Westfalen, durch freiwillige Beiträge das Unternehmen fördern zu helfen. Wir wollen es uns nicht verhehlen: lange Zeit hindurch zeigte sich dieser Aufruf nicht in dem Maße erfolgreich, wie man dies bei der hohen Bedeutung der Sache hätte hoffen und erwarten dürfen. Zu lange schon hatten sich die Geister in andern Bahnen bewegt, Richtungen verfolgt, welche der hier einzuschlagenden fremd, ihr zum Theil sogar völlig entgegengesetzt waren. Vor kurzem endlich erhob sich Köln zuerst. Es fühlte, daß es sein

---

sich zu einem Vereine constituire; er legte zugleich den Entwurf zu einer Adresse an die Rheinische Ständeversammlung vor, wodurch diese gebeten wurde, den besondern Schutz Sr. Majestät des Königs für dieses Baudenkmal, ferner insbesondere Allerhöchstdessen Unterstützung zum Fortbaue desselben zu erflehen.‘

Ruhm und zugleich seine Pflicht sei, von seinen großartigen Mitteln ein mehreres, als bisheran geschehen war, seinem Dome zuzuwenden. Sie kennen, meine Herren, das weitere. Sie wissen, mit welcher freudigen Begeisterung neulich in Köln die Statuten für einen Dombauverein berathen und festgestellt worden sind, sowie daß dieselben dermalen Sr. Majestät dem König zur Ertheilung der allerhöchsten Genehmigung vorliegen, welcher die Provinz vertrauensvoll entgegensieht. Köln hat um die Unterstützung des übrigen Deutschlands bei diesem Nationalunternehmen gebeten; vor allem hat es sich, wie billig, an die Nachbarstädte gewandt, an alle Rheinbewohner, welchen die Ehre ihres schönen Geburtslandes am Herzen liegt, in welchem seit Jahrtausenden schon geistige Bildung einheimisch war, von dessen Gauen einst der Strom der Cultur, zugleich mit dem Christenthum, nach dem Norden unseres Vaterlandes hinzog. Sie, meine Herren, beweisen in diesem Augenblicke durch Ihre Gegenwart, und gewiß werden Sie es auch fernerhin durch die That beweisen, daß ein solcher Aufruf nicht vergebens an Sie gerichtet wird, daß das Jagen und Rennen nach materiellem Erwerbe und momentanem Genusse, was im allgemeinen unsere Zeit so entschieden charakterisirt, in Ihnen wenigstens den Sinn für das Höhere, Ideale nicht zu ertödten vermocht hat. Möge dieser Sinn seine Wurzeln immer mehr in die Tiefe und in die Weite ausbreiten, möge das auf diesen Sinn gegründete Streben hier wie allerwärts immer reichere und schönere Früchte tragen!'

‚Mit vielem Vergnügen', schrieb Zwirner am 19. Juni an Reichensperger, ‚habe ich in der heutigen Zeitung Ihre begeisternde Eröffnungsrede zur Bildung des Dombau-Filialvereins gelesen und hege die Hoffnung, daß der proponirte Weg wohl den besten Erfolg haben dürfte, da, unter uns gesagt, eine Anregung bei Sr. Majestät stets nöthig erscheint, um irgend einen Entschluß zu fassen.'

Das erfolgreiche Wirken Reichenspergers für den Dombau, von welchem Sulpiz Boisserée in einem Schreiben vom 10. August 1841 mit höchster Anerkennung spricht[1], trat noch mehr hervor seit seiner Uebersiedlung nach Köln. Am 30. September 1841 war er als Assessor an den dortigen königlichen Appellationsgerichtshof versetzt, aber schon am 2. October zum Landgerichtsrath mit 600 Thaler jährlichem Gehalt ernannt worden[2]. Neben seiner Tüchtigkeit verdankte er dieses schnelle Vorrücken der Gunst des Geheimen Oberjustizraths und Directors im Justizministerium Ruppenthal. Im Gegensatz zu Kamptz war Ruppenthal der eifrigste und unermüdlichste Verfechter der allen Rheinländern so werthen besondern Rechtsverfassung; bei seiner Anwesen-

---

[1] Sulpiz Boisserée I (Stuttgart 1862), 198. Der hier erwähnte Artikel Reichenspergers, der für den ‚Katholik' bestimmt war, scheint nicht gedruckt worden zu sein.

[2] Die ihm im Juni 1839 angebotene Stelle als Staatsprocurateur in Malmedy hatte Reichensperger dankend abgelehnt.

heit in Koblenz im Juli 1841 sprach Ruppenthal dies offen aus[1], und er ließ Reichensperger gegenüber durchblicken, daß er ihn als den Verfasser der Broschüre von 1834[2] hochschätze.

Der Thätigkeit Reichenspergers für den Dombau kam die Versetzung nach Köln ungemein zu statten. Unermüdlich war er dort bestrebt, die Masse der Bevölkerung in Fluß zu bringen. Entscheidend war die erste Generalversammlung des Dombauvereins, welche am 14. Februar 1842 im großen Gürzenichsaale tagte[3]. Das Ehrenpräsidium im Vorstand fiel dem Coadjutor Bischof von Geissel, das Präsidium dem Herrn Heinrich v. Wittgenstein zu. Reichensperger ward in den Verwaltungsausschuß gewählt, und er erhielt den ehrenvollen Auftrag, den ersten Aufruf des Vereins an die Dombaufreunde abzufassen. ‚Und so ergeht denn an alle, nah und fern,‘ heißt es in demselben, ‚reich und arm, der Aufruf, nach besten Kräften bei dem Werke mitzuhelfen, für welches wir hier zusammengetreten sind. Jeder gläubige Christ, jeder Deutsche, jeder, der in dem Hohen und Schönen einen Ausfluß des ewig Wahren erkennt, möge die Bruderhand uns reichen, dem von Sr. Majestät dem allergnädigsten Könige in besondern Schutz genommenen Vereine sich helfend anschließen und nicht ermatten bis dahin, daß die reiche Zackenkrone den Scheitel des Riesenbaues rings umschließt und auf den Thürmen das siegreiche Zeichen des Kreuzes himmelwärts deutet. Der Katholik baut an seinem Gotteshause, in welchem der Genius der Kunst auf den Schwingen der Religion den höchsten Flug angenommen; alle aber fördern das herrlichste Denkmal deutschen Sinnes, deutscher Kraft, deutscher Eintracht. Unser erlauchter Herrscher geht voran, laßt uns alle ihm folgen! Es gilt ja das Heiligste und Schönste: Religion, Vaterland, Kunst, sie rufen mit vereinter Stimme. Der allmächtige Gott, zu dessen Preis und Ehre das Werk gereichen soll, möge demselben seinen Segen verleihen — unser Wahlspruch aber sei Eintracht, Ausdauer!‘[4]

Während das begeisterte Eintreten für den Dombau Reichensperger in ganz neue Bahnen führte, war auch in seinem innern Leben ein wichtiger

---

[1] Vgl. Rhein- und Moselzeitung vom 20. Juli 1841. [2] Vgl. oben S. 69.

[3] Früher, am 13. April 1841, hatte im Saale des Kölner Jesuitengymnasiums eine Versammlung stattgefunden, welche anfangs einen mißlichen Ausgang zu nehmen drohte, dann aber durch das begeisternde Eintreten Fr. Blömers zu einem guten Resultat führte. Zur Ergänzung der von Reichensperger (Zur Gesch. d. Dombaues S. 8) über diese Versammlung gemachten Angaben sei hier noch auf die bemerkenswerthe Schrift Blömers (Zur Literatur d. Kölner Doms [Berlin 1857] S. 115 f.) hingewiesen. Der Brief Blömers an Reichensperger über diese Versammlung ist noch erhalten; er beginnt mit den Worten: ‚Laß mit allen Glocken läuten und ganz Koblenz mit einstimmen in das Tedeum, was jetzt in aller Christenwelt erschallen soll: der Dom wird fortgebaut!‘ [4] Kölner Domblatt 1843, Nr. 1.

Wendepunkt eingetreten. ‚Frau Minne‘ war ihm bisher fremd geblieben. Im Sommer 1841 erwachte sie in ihm mit aller Macht: tief, still, rein. Die Erkorene war die durch Klugheit, Sanftmuth und blendende Schönheit ausgezeichnete achtzehnjährige Tochter Clementine des Notars Simon zu Koblenz, eine Freundin von Augusts Schwester Elisabeth. Im October 1841 fand die Verlobung, am 3. Mai des folgenden Jahres in der St. Castorkirche zu Koblenz die Trauung statt. Brautführer waren Freiherr v. Thimus und Franz Linz. Die Hochzeitsreise ging nach Holland. ‚Mein Mann‘, erzählt Frau Reichensperger, ‚hatte besonderes Interesse für die großen niederländischen Meister. So wanderten wir ausdauernd durch die weitläufigen Museen von Amsterdam, dem Haag u. s. w., und wenn ich kaum Neunzehnjährige die Potter, Ruisdael, Steen, Teniers genügend bewundert hatte, brachte der unersättliche junge Eheherr mich auf einen Ruhesessel und wanderte noch weiter und war höchlich ergötzt, als er mich nach wenigen Minuten in sanftem Schlummer wiederfand.‘ [1]

Im ersten Briefe an seine Braut (29. October 1841) hatte Reichensperger betont, er sei jetzt ‚so glücklich, wie er es nimmer hoffen konnte‘; ‚wir wollen eins bleiben für lange, lange Zeit, mit einem Worte, solange es überhaupt Zeit für uns gibt‘. Viele Jahre später (2. Mai 1879) schrieb er: ‚Am 3. Mai 1842 ist der Grundstein zu allem gelegt worden, was im wesentlichen mein Leben glücklich gebildet hat und bildet. Damals ist der Glücksstern für mich aufgegangen.‘

In Köln gehörten die freien Nachmittagstunden des jungen Ehemannes hauptsächlich der Förderung der Dombausache [2], deren gute Folgen auch auf andern Gebieten sich immer mehr zeigten. ‚Diese Domgeschichte‘, heißt es in einem Briefe an v. Thimus, ‚hat in Köln sehr gut gewirkt, die gutgesinnte Masse hat sich enger aneinander geschlossen und verfolgt mit großem, vielleicht sogar zu großem Eifer ihre und unsere Pläne. Die Leute merken, daß es noth thut, sich um eine Idee zu sammeln.‘

Seit der Uebersiedlung nach Köln stand Reichensperger in engster Verbindung mit dem Architekten Vincenz Statz [3]. Mit echt rheinischer Lebhaftigkeit behandelten die durch innige Freundschaft Verbundenen alle auftauchenden Kunstfragen; oft stießen die Meinungen hart aufeinander, aber stets fanden sich die beiden wieder, sie waren sich bald gegenseitig unentbehrlich.

---

[1] Steinle zeichnete Reichensperger als Bräutigam und Frau Reichensperger im Jahre 1844, als er in Trier zu Besuche war. Letzteres Porträt, eine Kreidezeichnung, ist ein wahres Prachtstück (eine Nachbildung im zweiten Bande des vorliegenden Werkes); es erhielt einen Ehrenplatz in dem von Reichensperger später in seinem Kölner Hause angelegten Steinlezimmer. [2] Vgl. Ennen, Der Dom zu Köln (Köln 1880) S. 136.

[3] Geb. 1819, gest. 1898, s. F. J. Schmitt im Repert. für Kunstwissenschaft XXI, S. 499.

‚Täglich‘, so berichtet Statz, ‚kam Freund August an den Dom und studirte denselben; sehr oft war er bei mir, sich Rath in architektonischen Fragen zu erholen. So kam denn die gotische, schöne, unvergeßliche Zeit für alt und jung! Als ich später (1854) Diöcesanbaumeister wurde, da entwickelte sich unsere Freundschaft erst recht. Der Kirchenbau war nun Hauptsache geworden; fast täglich kamen Aufträge, und an Reichensperger richtete alle Welt Anfragen und Bitten um Rathschläge. Er kam dann mit den Plänen zu mir, und wir hielten gemeinsame Kritik. Und so haben wir denn im Interesse der guten Sache Tausende von Plänen begutachtet. Das hat so 53 Jahre gedauert bis zum Tode meines guten Freundes. Manchen Aerger haben wir ausgestanden, daß man doch den guten Rath nicht immer befolgte. Ich habe meinen Freund oft im stillen bedauert, wie er gequält wurde. Alle möglichen Leute brachten und schickten ihre Entwürfe und wollten dann nur gelobt werden! Mühe, Zeit und Geld verwandt und dabei schlechten Lohn. Auch der Kölner Dombau und die an demselben gemachten Fehler haben uns oft trübe Stunden bereitet.‘

‚Unsere Unterhaltung‘, fährt Statz in seinen originellen Aufzeichnungen fort, ‚in den 53 Jahren war schön. Wir haben nie über Politik gesprochen, natürlich weil ich nichts davon verstehe. Wir sprachen nur über Architektur, Malerei, Plastik, Kleinkunst. Ich redete immer in Kölner Mundart. August sagte oft: Das ist ein Genuß, ein echtes Kölner Kind zu hören. Streit haben wir nie gehabt. Und so möchte ich wünschen, daß wir noch zusammen wären. Nun, im Himmel wird auch gotisch gebaut!‘ [1]

Ein unvergeßlicher Tag für Reichensperger war das große Fest der Grundsteinlegung zum Südportal des Domes, welches am 4. September 1842 stattfand. Eine tiefernste, wahrhaft religiöse Stimmung erfüllte die Gemüther aller Theilnehmer; allerseits war man sich bewußt, daß es sich um ein Gotteswerk von höchster Bedeutung handle. Reichensperger hatte die Ehre, dem König Friedrich Wilhelm IV. und den ihn umgebenden Großen die Grundsteinlegungsurkunde zur Vollziehung derselben zu unterbreiten. ‚Alle den König Umstehenden waren sichtlich ergriffen; nur einer bewahrte eine kühle Ruhe, es war der Fürst Metternich. Während der König ergreifende Worte sprach, zog er aus einer seiner Rocktaschen einen langen Frisirkamm hervor, mittelst dessen er aufs bedächtigste seine Haare vom Hinterkopfe her nach vorn dirigirte.‘ Während des Festzuges nach dem Gürzenich war Reichenspergers Nachbar einer der großmüthigsten und ausdauerndsten Dombaufreunde, der edle Herzog Prosper von Arenberg [2].

[1] Obige Aufzeichnungen übersandte mir V. Statz im Jahre 1895.

[2] S. Zur Gesch. d. Dombaues S. 10 f. Pfülf, Card. Geissel I (Freiburg 1895), 165 f. Eine Partei in Köln wollte auch E. M. Arndt einladen, obgleich derselbe kurz vorher

Wie bei allen großen Unternehmungen, so waren auch bei dem Dombau mannigfache Hindernisse zu überwinden. Das junge Geschlecht, das heute so stolz zu dem hohen Wunderbau aufblickt, ahnt nicht, mit welchen Schwierigkeiten die Sachwalter des seiner Ehren und Macht beraubten ‚Königs der alten deutschen Kunst‘ zu kämpfen hatten. Die Gerechtigkeit erfordert es, sich auch die Tage gegenwärtig zu halten, wo der Dom ‚mitten im Anprall zweier gegeneinander wogenden Zeitströmungen stand, wo der wieder in Bewegung gesetzte Krahn das Zeichen war, das die Geister schied, und alles, was sich dazu berufen glaubte, öffentlich Zeugniß ablegte für und wider den Bau‘. Neben den Stimmen der Dichter und Patrioten, ‚die damals mahnend, antreibend, triumphirend zu den Gerüsten der Steinmetzen emporklangen‘ [1], ließen sich auch solche vernehmen, welche das großartige Werk mit Hohn und Spott überhäuften [2]. Schlimmer als die Angriffe der systematischen Feinde des Ausbaues waren indessen die mannigfaltigen innern Schwierigkeiten: scharfe Anklagen gegen den ‚aristokratischen‘ Charakter des Vorstandes des Dombauvereins, Zerwürfnisse im Schoße des letztern, persönliche Reibereien und Verdrießlichkeiten aller Art. Wenn der Dombauverein trotzdem seine Aufgabe im Geiste der ihm von Reichensperger als erstem Secretär gegebenen Devise, Eintracht und Ausdauer, löste, so gebührt das Verdienst in erster Linie dem Präsidenten Herrn v. Wittgenstein und seinem ‚Adjutanten‘ August Reichensperger. Letzterer widmete seine ganze freie Zeit dem Unternehmen, besonders seit auf seinen Vorschlag im Juli 1842 das ‚Kölner Domblatt‘ ins Leben getreten. Dasselbe sollte neben den amtlichen Mittheilungen des Central-Dombauvereines geschichtliche, künstlerische und literarische Beiträge liefern und jeden Sonntag erscheinen. ‚Ohne recht zu bedenken, was er that,‘ hatte Reichensperger hierfür die Obsorge übernommen; ‚nur allzusehr lernte er in Bezug auf den nichtamtlichen Theil kennen, was es heißt, in solcher Zwangslage auf durchaus freiwillige, unhonorirte Beiträge angewiesen zu sein.‘ [3]

---

geäußert hatte, daß der Jesuitenpater Roothaan jedem Protestanten, wenn er es vermöchte, den rothen Hahn aufs Haus setzen würde! Reichensperger, von Wittgenstein unterstützt, setzte es durch, daß der Mann, welcher die Katholiken in so unerhörter Weise beleidigte, nicht geladen wurde. Trotzdem brachte die ‚Kölnische Zeitung‘ die Nachricht, Arndt sei bei dem Feste anwesend gewesen. Reichensperger sandte eine Berichtigung ein, welche jedoch von der Censur gestrichen wurde! Er wandte sich darauf an den Oberpräsidenten der Rheinprovinz, der erwiderte, jetzt sei es zu spät, eine Berichtigung würde jetzt Arndt beleidigen! Reichensperger erzählte mir dies zur Charakteristik der damaligen Censur in den Rheinlanden.

[1] Vgl. den schönen Aufsatz ‚Kölner Domlieder‘ in der Kölnischen Volkszeitung 1897, Lit. Beil. Nr. 3 f.

[2] Eine Blüthenlese in der Schrift ‚Zur Gesch. d. Dombaues‘ S. 18 f.

[3] Zur Gesch. d. Dombaues S. 15.

Was in dieser Hinsicht fehlte, suchte er durch eine Reihe von eigenen **Artikeln** zu ersetzen[1]. Einige derselben betreffen Gegenstände, welche von dem **Dom** abliegen; aber der Verfasser versteht es immer, sie mit dem ‚Wunderbau‘ in Verbindung zu bringen. Ueberall arbeitete er darauf hin, den **Geist** jener großen Zeit wieder zu erwecken, ‚die am reinsten und entschiedensten das Gepräge der durch das Christenthum geläuterten germanischen Nationalität an sich getragen‘. Mit Nachdruck betonte er, daß, ‚wenn die Kunst ihren erhabenen Beruf wahrhaft erfüllen solle, sie vor allem Wurzeln schlagen müsse in dem Herzen des Volkes‘. So sehr er gegen die ‚afterklassische Richtung‘ eiferte, so warnte er doch vor zu weit getriebenem Purismus. ‚Das Bestreben, alles zu beseitigen, was nicht eben ganz „stilgerecht“ ist oder zu sein scheint, bedroht unsere historischen Monumente mit fast noch größerem Verderben, als die Verirrungen der Zopfperiode im Gefolge hatten, indem diese doch meist nur ein Zuviel mit sich führten, während die moderne Stilisirung vorzugsweise im Abbrechen, Wegräumen und Uebertünchen sich geltend macht.‘

Der praktische Sinn Reichenspergers tritt auch in diesen Aufsätzen wiederholt zu Tage. Einem anspruchslosen Dorfkirchlein widmet er gelegentlich eine ausführliche Besprechung. ‚Man baut nicht alle Tage Dome und Paläste; um so häufiger dagegen erstehen Bauten von geringerem Umfange, und leider bieten dieselben höchst selten Gelegenheit dar, andere als unerfreuliche Betrachtungen daran zu knüpfen; namentlich aber bilden sie meist einen traurigen Gegensatz zu den aus der frühesten Vergangenheit überkommenen Werken, die allmählich von ihnen verdeckt oder ganz und gar beiseite geschoben werden. Um so angemessener erschien es auch, an einem Beispiele zu zeigen, wie selbst mit den geringfügigsten Mitteln und unter den schwierigsten Verhältnissen nicht bloß etwas Passendes, Erträgliches, sondern sogar etwas Schönes und in seiner Art Vollendetes geleistet werden kann, falls nur der rechte Geist über den beschränkten Mitteln waltet. Das ist eben das Eigenthümliche der echten Kunst, daß sie auch dem Unbedeutendsten in Bezug auf Stoff und Masse einen Ausdruck und jenen Glanz verleiht, welcher wie ein Reflex aus einer höhern Welt erscheint. Und gerade in Bezug auf diesen echt künstlerischen Ausdruck ist unsere Zeit tief, fast so tief als möglich, gesunken. Während die Ueberladung des Perückenstils wenigstens ein Streben nach Formgebung bekundet, gibt sich in der modernen Armseligkeit nichts als hoffnungslose Erschlaffung zu erkennen. Unseres Bedünkens ist z. B. beinahe alles, was während der letzten Jahrzehnte, ja während des letzten Jahrhunderts in dem reichen, mächtigen, stolzen Köln aufgebaut worden ist, bis herab auf

[1] Vgl. das genauere Verzeichniß im Anhange.

den neuesten Bau bei St. Cäcilien, von dem ästhetischen Gesichtspunkte aus betrachtet, unbedeutender als irgend etwas, was die klassische Periode der deutsch-christlichen Baukunst in dieser Stadt jemals erstehen sah. Nicht selten möchte man versucht werden, zu glauben, daß der vormals so rege und fein gestimmte Sinn für architektonische Schönheit und Formgebung seinem gänzlichen Erlöschen entgegen ginge. So paradox das auch immer klingen mag, so ist es darum leider nicht minder wahr. Man vergleiche z. B. nur ein größeres Wohnhaus aus dem vierzehnten bis sechzehnten Jahrhundert (geschweige denn ein öffentliches Gebäude dieser Periode), ja nur die alten Holzbauten, welche zur Zeit noch die Ufer der Mosel zieren, mit den neuern architektonischen Productionen unserer Städte und entscheide dann, auf welcher Seite die Leerheit, die Monotonie, die Formenarmut, die geistlose Routine, die nüchterne Geradlinigkeit, die Schwerfälligkeit und die Abgedroschenheit, und auf welcher die Mannigfaltigkeit und Zierlichkeit, die lebensvolle Charakteristik, die Bedeutung, die malerische Anordnung und Vertheilung der Massen und die künstlerische Durchbildung der Details sich findet. Wir glauben, die Entscheidung kann nicht zweifelhaft sein. Dahin hat uns das Zerreißen der alten Bande, unsere Schul- und Bücherweisheit, die „akademische" Bildung, die Nachahmung der Antike, mit einem Worte: dahin hat uns der Abfall von der angestammten, nationalen Kunstweise gebracht!'

Mit dem weiten Blick, der Reichensperger eigen, war derselbe von der eminenten, sich weit über das Weichbild Kölns hinaus erstreckenden Bedeutung des Dombaues für ‚die Sache unserer nationalen Kunst überhaupt' durchdrungen. ‚Der Hauptzweck des Dombaues', schrieb er, ‚kann unmöglich darauf hingehen, ein vereinzeltes Kunstdenkmal, als eine Art Curiosum, bloß für sich fertigzustellen, um demnächst alle Fäden wieder abzureißen; es würde dann das Unternehmen, soweit es die Grenzen der Restauration überschreitet, meines Erachtens nur ein Krankheitssymptom mehr in unserem Kunstorganismus sein. Vielmehr soll der Dombau vor allem einen Impuls zu einer wahrhaft lebendigen, in unserem vaterländischen Boden wurzelnden Kunstübung geben; er soll sozusagen der Krystallisationspunkt sein, an welchen alle verwandten Bestrebungen anschließen; er soll gewissermaßen alle seine andern so lange verstoßenen und verwahrlosten Geschwister unter seine Flügel nehmen, er soll, mit einem Worte, eine neue Aera in der Baukunst begründen, die frische, kräftige, einheitliche That an die Stelle der lahmen Bücherweisheit und der aufgedunsenen Vielwisserei setzen, endlich die Architektur, insonderheit die kirchliche, gegenüber den andern Künsten in den ihr gebührenden Rang wieder einsetzen helfen.'

Drei Lustren später konnte Reichensperger mit Genugthuung feststellen, daß der Dom seinen neuen Beruf bereits zum großen Theil erfüllt habe.

‚Außer den vielfachen Restaurationen, die durch ihn hervorgerufen, theilweise sogar erst möglich wurden, da vorher das erforderliche Verständniß und die technischen Mittel dazu fehlten, sehen wir zu seinen Füßen eine Bauhütte blühen, woraus nicht bloß eine Menge tüchtiger Werkgesellen, sondern zugleich Meister im alten Sinne des Wortes hervorgegangen sind, welche auch die Kunst in diesem Sinne wieder üben und den Samen derselben bereits weit hinausgestreut haben. Ich brauche nur den Namen eines V. Statz und Schmidt zu nennen, von welchem erstern schon mehr als ein halbes Hundert Kirchenbauten herrühren, alle in gotischem Stile, und zwar nicht in jenem schwächlichen, maskenhaften, der nur durch gewisse Aeußerlichkeiten zu wirken sucht und — versteht, sondern in der kerngesunden, keimhaft aus der Tiefe sich entwickelnden und organisch bis in die höchste Spitze sich entfaltenden Art, welche in den Wunderwerken des Mittelalters lebt. Und wie sauer und schwer man es auch solchen Männern, wenn sie die akademischen Weihen nicht erhalten haben, macht, sie werden ihrer Kunst, der Kunst des Kölner Domes, immer weiter hinaus Bahn brechen; der Kampf gegen das Wahre und Schöne, auch wenn er mit noch so mächtigen Waffen geführt wird, kann doch schließlich den Sieg unmöglich davontragen!‘

Gegenüber der vielfach, namentlich in Norddeutschland herrschenden Gleichgiltigkeit trat Reichensperger in zahlreichen Zeitungsartikeln und 1842 in einer besondern, den vierzehn Standbildern im Domchore gewidmeten Schrift mit flammenden Worten ein für das Werk, das ‚vorzugsweise geeignet sei, den Völkern umher den Ruhm unserer Nation, die Kraft und Größe des germanischen Geistes zu verkünden und zu veranschaulichen‘. Wahrhaft ergreifend ist hier seine Klage über die dem Dome zugefügten Unbilden. ‚Auch selbst an diesem Baue, der Krone christlicher Kunst,‘ ruft er in heiliger Entrüstung aus, ‚hatte sich jener zersetzende Geist der letzten Jahrhunderte geoffenbart; die kunstreichen Steingebilde hatten es gleichsam sympathetisch empfunden, daß ihre Zeit vorüber war, daß sie wie Fremdlinge dastanden unter einem ungastlichen Volke, unverstanden, zurückgestoßen, ja verhöhnt! In seinem innersten Lebensmarke schon krankhaft ergriffen, fast in jedem einzelnen Theile preisgegeben den vereinten Angriffen der Erd- und Elementargeister, denen er nur die Wucht seiner Existenz entgegenzusetzen vermochte, so stand der Bau da unter den Augen der noch lebenden Generation, und schon hatte, wie versichert wird, zur Franzosenzeit der Bischof Bertholet sich verlauten lassen, wie man auf den interessanten Anblick sich freuen könne, den der Chor bald als gotische Ruine darbieten werde, und wie es sehr rathsam erscheine, zur Hebung der malerischen Wirkung schon im voraus Pappelbäume umher anpflanzen zu lassen! Aber bis zu diesem Gipfelpunkte sollte die Schmach doch nicht anwachsen. Wie so oft, so kam auch hier die Hilfe im Augenblicke der höchsten Noth.‘

Die Einleitung der Abhandlung, die heute kaum begreifliche Anfechtungen erfuhr [1], schließt mit einer Beschreibung des hohen Chores, dessen entzückende

[1] Ein Kritiker der ‚Kölnischen Zeitung‘ (1842, Beil. zu Nr. 19) behandelte Reichensperger noch ziemlich glimpflich, seine Talente und sein Wissen anerkennend, als gutmüthigen Schwärmer, dem man seine poetischen Abschweifungen verzeihen müsse. Zum Schluß bemerkte der Kritiker wörtlich, ‚daß die Vervollkommnung der Communicationsmittel, die Erfindung von Maschinen, welche die niedere Arbeit den Menschenhänden ersparen, wichtigere und gottgefälligere Werke sind, als der Ausbau aller gotischen Bauwerke zusammengenommen!‘ Schon viel heftiger war eine ‚Kritik‘ der ‚Rheinischen Zeitung‘ (Beiblatt zu Nr. 37 vom 6. Februar 1842); sie ward indessen noch übertroffen durch das ‚Frankfurter Journal‘, das in Nr. 43 vom 12. Februar 1842 Reichenspergers Eintreten für das Mittelalter als ‚Wahnwitz‘ bezeichnete und sich gegen den ‚rikirten Reflections-Katholicismus der Schlegel-Görresschen Manier‘, in welcher das Buch geschrieben, ereiferte. Ruhig und würdig antwortete die ‚Rhein- und Moselzeitung‘ (Beil. Nr. 56 vom 25. Februar 1842) in einem längern Artikel, in dessen Eingang es heißt: ‚Kaum sind die vierzehn Standbilder im Domchore zu Köln, nachdem sie unter Staub und Vergessenheit mehrere Jahrhunderte, gleich jenen sieben Bekennern der thebaischen Wüste, den langen Winterschlaf geschlafen, wieder zum Leben erweckt worden, als sie schon unschuldige Ursache von Kampf und Fehde werden. Im Dome selbst, ihrer alten Wohnstätte, wurden sie freilich wieder zu Ehren angenommen und mit neuen Festkleidern ausgeschmückt, aber da ein junger Mann, begeistert von der Idee deutscher christlicher Kunst, sie auch in die große Welt einzuführen versucht, ihnen das Bürgerrecht in der Gesellschaft, aus der sie so lange verwiesen, wieder gewinnen will, da erhebt sich von vielen Seiten Geschrei und Getümmel und erinnert von neuem an jenen Ruf: Groß ist die Diana von Ephesus! Freilich ist dies keine auffallende Erscheinung, es war vorauszusehen, daß Reichenspergers Schrift in ein Wespennest gestochen. Auch früher hatte ein alter bewährter Meister über Kunst und Alterthum am Rheine geschrieben und keinen Widerspruch erfahren; ihm war es gegeben, die schwache Seite des Geschlechts zu schonen; er verstand, die Gestalten der Vergangenheit heraufzubeschwören, ohne unbequeme Erinnerungen in der Gegenwart anzuregen, und unter seiner Hand erschien die christliche Kunst in ebenso heiterem zugänglichen Gewande wie die der Hellenen; Apostel und Götter Griechenlands mochten sich freundlich aneinander reihen, denn ein und derselbe Genius, der Genius der Kunst, das Idol der Zeit, vor dem sich alle Kniee beugten, hatte sie zu Tage gefördert. Einen ganz andern Eindruck brachte es hervor, sobald die christliche Kunst als solche sich verkünden wollte, sobald sie auf ihren höhern himmlischen Ursprung hinwies, über die bloß formalen Ideale des Heidenthums sich emporschwingend, auch von hier aus dem Fleische, dem Erdengeiste den Krieg ankündete. Da ward es allerdings laut und ungestüm unter allen denen, die seit lange bei den Fleischtöpfen Aegyptens gesessen, die es vorzogen, selbst in der Wüste zu bleiben, um nur nicht in das Land der Verheißung zu ziehen. Wer weiß nicht, wie Friedrich Schlegel und die ganze Schule der sogenannten Romantiker angefallen wurden, als sie, die ersten, die Mission unternahmen, die christliche Kunst, die unter dem verknöcherten Geschlechte zum chinesischen Pagodenthum herabgesunken, in ihre Rechte wieder einzusetzen! Dies nun ist es, was auch die Schrift von Reichensperger erfuhr, da er scharf und entschieden den christlichen und katholischen Standpunkt hervorgehoben, aus dem die mittelalterlichen Ornamente des Domes, gleich ihm selbst,

Pracht und Herrlichkeit kaum jemals begeisterter geschildert worden sind: ‚Da der Chor bestimmt ist, das Allerheiligste zu bergen, so hat auch die Kunst hier ihr Höchstes zu leisten sich bestrebt; ihre bedeutungsvollsten Linien und Formen, ihren reichsten Schmuck hat sie hier aufgeboten; durch den kühnsten Schwung, im Bunde mit der edelsten Leichtigkeit, die Massen zu bewältigen und zu vergeistigen gesucht. So ist auch der Schlüssel zum Plane des ganzen Gebäudes in den Configurationen des Chores zu finden, denen der Meister das Wort des großen Welträthsels, die geheimnißreiche Einheit in der Dreiheit, im Symbole eingewoben hat. Zweimal sieben gekuppelte Säulenschäfte steigen wie Springquellen da auf aus der Erdentiefe, um oben in der Höhe, meist in Kreuzesform, sich zu verschlingen und die sternenbedeckten Gewölbefelder zu umschließen. Durch die weiten Fenster, deren Füllungen und Stabwerk sich in der edelsten und keuschesten Weise des christlich-germanischen Stiles zu allerhand sinnvollen Blumen gestalten, strömt, die Idee des aus Edelsteinen erbauten himmlischen Jerusalems weckend, eine fast überirdische Farbengluth in die innern Räume, während tiefer herab eine fortlaufende Galerie mit ihren zierlichen Durchbrechungen und ihrer harmonisch bewegten Gliederung jede Vorstellung eines Druckes der obern Massen nach unten beseitigt. Die Scheidebogen endlich, welche auf der Grundfläche ruhen und den eigentlichen Chor von dem Umgange trennen, gewähren eine Durchsicht auf den Kranz von Kapellen, die das Ganze im Halbkreis umschließen und die überallhin der Eintönigkeit eines geradlinigen Abschlusses steuern, da ihre einzelnen Glieder, von jedem Standpunkte aus, in den mannigfaltigsten Uebergängen, dem lebenvollsten Formenwechsel, dem Auge sich darbieten. So erscheint hier alles in wunderbarster Harmonie und edelster Durchbildung. Einerseits fügt jeder Theil sich der Regel des Ganzen und den Gesetzen des Ebenmaßes, andererseits aber verhüllt wieder die reiche Fülle von Formen und Farben und Bildwerk in allen Theilen die Starrheit der Regel und erhebt das Ganze in die Regionen idealer, freigestalteter Schönheit.‘

Gleichsam prophetisch sagt Reichensperger am Schluß: ‚Die Zeit ist vielleicht nicht mehr allzu fern, wo die Heiligenbilder auf die harrenden Tragsteine treten, wo die gewaltigen Bogenansätze, die seit Jahrhunderten schon vergebens sich zu umarmen streben, sich verschlingen und zum herrlich-erhabenen Gotteszelte sich gestalten dürfen, wo endlich zwei heilige Pyramiden in die Wolken aufsteigen, um weit hinaus zu verkünden, daß die Kraft der Idee, daß die lautere

Ursprung und Gestaltung annahmen. Daß man mit der Kunst ebenso dem längst verschollenen, als historische Antiquität abgemachten Glauben Geltung wieder zugestehen solle, oder wie jener fränkische Monarch, was man verbrannt, anbeten, und was man angebetet, verbrennen müsse, war unsern kosmopolitischen, industriellen Geistern eine zu starke Dosis Selbstverläugnung zugemuthet.‘

Begeisterung für das Hohe und Schöne auch in unsern Tagen und inmitten ihrer Kleinlichkeiten und auseinander laufenden Bestrebungen noch fortlebt und wirkt.'

Des Domblattes erste Nummer, mit dem Domkrahnen und dem Motto ‚Eintracht und Ausdauer' an der Spitze, erschien am 3. Juli 1842 zugleich mit einem dreiundvierzig Quartseiten umfassenden ‚Vorbericht', welcher alles bis dahin in Bezug auf den Verein Verhandelte und Vorgekommene umfaßt. Die Redactionsaufgabe wurde für Reichensperger um so drückender, da der durch das Vereinsleben dargebotene Stoff sich allmählich minderte [1]. Seinem Hauptzweck, Förderung des Interesses für den Dombau, hat das Blatt voll entsprochen, daneben aber auch für die Verbreitung eines tiefern Verständnisses der mittelalterlichen Kunst sehr segensreich gewirkt. Zur Zeit seiner Gründung war es das erste und einzige besondere periodische Organ in Deutschland für die christliche Kunst; manche der dort erschienenen Aufsätze sind auch heute noch nicht veraltet, viele andere haben Anregungen nach den verschiedensten Richtungen hin gegeben, die sich als sehr segensreich erwiesen.

Ganz besonders bemühte sich Reichensperger schon seit dem Jahre 1842 für eine würdige innere Ausstattung der Kölner Kathedrale [2]. Er war es, der am 5. September 1842 für die Ausmalung der Giebelbogenfelder (Spandrillen) des Chores den Maler Eduard Steinle vorschlug. Es entspann sich infolgedessen ein Briefwechsel mit letzterem, der schnell zu einem Freundschaftsverhältnisse von seltener Innigkeit führte. Im December 1842 kam Steinle nach Köln, um die Farbenskizzen seiner für den Domchor bestimmten Engel durch den Erzbischof kirchlich approbiren zu lassen. Ein Angriff, welchen dieser Schritt erfuhr, ward von Reichensperger in einem geharnischten Artikel des Domblattes siegreich zurückgewiesen. Aber bald ergaben sich Hemmnisse und Reibereien anderer Art. Die Bureaukraten und der Dombaumeister Zwirner wollten hinsichtlich der Ausführung des Werkes ihre Autorität zur Geltung bringen, unberufene ‚Archaisten' mischten sich ein, die Kostenfrage machte Schwierigkeiten.

[1] Vom Beginne des Jahres 1845 an erschien denn auch das Blatt nur noch von Monat zu Monat bis ins Jahr 1882, von welchem Zeitpunkt ab bloß bei besondern Veranlassungen eine Nummer ausgegeben ward; die letzte Nummer (331) umfaßt den Zeitraum von 1885—1892.

[2] An dieser Stelle mag eine Aufzeichnung Reichenspergers vom 5. Juni 1893 erwähnt werden, die lautet: ‚Zwirner ließ zu Anfang der vierziger Jahre die kolossalen, im vierzehnten Jahrhundert entstandenen Figuren der hll. Petrus und Paulus auf der provisorischen Chorscheidewand durch Adolf Lasinsky übermalen und den ganzen Chor übertünchen, um denselben dem König, dessen Besuch in Aussicht stand, möglichst schön vorzustellen. Gegen letzteres machte ich Bemerkungen, welche Zwirner etwas irritirt durch die Worte abschloß, es sei etwas Leichtes, in Zukunft die Tünche abzuwaschen.'

Bei Ueberwindung all dieser Hemmnisse und Verdrießlichkeiten stand Reichensperger seinem Freunde treu zur Seite. Der Briefwechsel der beiden[1] ist, was diese Sache anbelangt, von besonders hohem und allgemeinem Interesse. Handelt es sich doch hierbei um ‚eine der frühesten bedeutungsvollen Regungen der wiederauflebenden kirchlichen Kunst. Was sich in dieser Angelegenheit öffentlich und hinter den Coulissen abspielte, ist für die damaligen Zustände höchst bezeichnend und für die spätere Entwicklung von großem, theilweise grundlegendem Interesse‘. Durch das einträchtige Zusammenwirken des ausübenden Künstlers und des Theoretikers wurden ‚neue Wege erschlossen unter Schwierigkeiten, die wir heute kaum mehr verstehen, deren Beseitigung wir aber zum guten Theile Steinle und Reichensperger zu danken haben‘[2].

Nicht minder dankbar muß die Nachwelt das Wirken Reichenspergers für den Dombauverein anerkennen. Man ahnt heute nicht mehr, welche starke Gegenströmung der junge Verein zu bekämpfen hatte. Nicht bloß Gleichgiltigkeit war zu überwinden, es fehlte auch nicht an directen Angriffen. Man bezeichnete den Weiterbau als ‚Nationalunglück‘. ‚Die Käuze, die das Oel in der Kirche aus den Lampen saufen,‘ um mit Görres zu reden, ‚und die Fledermäuse, die der Tumult und das viele Treppensteigen der Leute aufgestört, flatterten tageblind und unsicher umher und murrten ihr altes Lied von den Finsternissen des Mittelalters, die ihr renoviren wollt.‘ Heine als Chorführer des ‚jungen Deutschland‘ und der Generalsuperintendent Bretschneider fanden sich dabei zusammen[3]. Vielleicht noch gefährlicher aber waren die innern Kämpfe, die sich hauptsächlich darum drehten, ob der ursprüngliche Plan beibehalten werden solle. Daß es gelang, die schwierigsten Klippen zu umschiffen, ist nicht zum wenigsten das Verdienst Reichenspergers, der mit weiser Mäßigung und Klugheit für das Erreichbare eintrat[4].

Im Mai 1843 begab sich Steinle nach Köln, um Hand an sein großes Werk zu legen. Sonntags ward Reichensperger und seiner Frau zumeist die Freude zu theil, den Freund als Mittagsgast bei sich zu sehen. ‚Auf Unterhaltung brauchte man ihm gegenüber nicht ernstlich zu sinnen. Er interessirte sich für Vorkommnisse aller Art, besonders auch für Politisches, vom entschieden conservativen Standpunkte aus, ohne darum indes alles

[1] A. M. v. Steinle, Edward v. Steinle und August Reichensperger in ihren gemeinsamen Bestrebungen für die christliche Kunst aus ihren Briefen geschildert (Vereinsschrift der Görresgesellschaft). Köln 1890 (in der Folge citirt: Steinle und Reichensperger), und desselben Verfassers werthvolles Werk: Edward v. Steinle's Briefwechsel mit seinen Freunden I, 39 f. 41 f.

[2] Kölnische Volkszeitung vom 22. December 1890.

[3] Vgl. Zur Gesch. des Dombaues S. 18 f.

[4] Vgl. das Urtheil des protestantischen ‚Christl. Kunstblattes‘ 1882, S. 142.

gerade Bestehende löblich zu finden, weil dasselbe gar oft der Erhaltung im Grunde unwerth war, mochte es auch noch so sehr äußerlich auf jene Bezeichnung Anspruch machen. Sein Conservativismus', betont Reichensperger, ‚beruhte eben auf christlichen, bekanntlich nicht ganz selten Regierenden sowohl als Regierten weniger eigenen Grundanschauungen!' [1]

Am 1. Juli 1843 ward Reichensperger der erste und einzige Sohn Karl geboren. Im Herbst weilte der beglückte Vater mit Frau und Kind in dem ‚traulich stillen, fast träumerisch dunkelgrünen Moselthale', für das er stets eine besondere Vorliebe hatte [2]. ‚Im allgemeinen kenne ich nichts Behaglicheres,' schrieb er unter dem 5. October an Steinle, ‚als so ein Mittelzustand zwischen Thun und Nichtsthun ist, in welchem der Verstand und die Phantasie ineinanderschwimmen und das Ich in völliger Ungebundenheit sich darauf hin und her treiben lassen kann; einer solchen Situation aber erfreue ich mich fast ausnahmslos in meiner Moseleinsamkeit. Ein etwas bewegteres Zwischenspiel bildete eine kleine Excursion, welche ich mit meinem Bruder von Wehlen aus in den zunächst belegenen Eifelstrich unternommen hatte und auf welcher ich mich davon überzeugte, daß unser rheinisches Sibirien hoch, sehr hoch über seinem Rufe steht. Einzelne Partien möchte ich in der That dem Schönsten an die Seite stellen, was unser an Naturschönheiten doch so überreiches Rheinland bietet; und was in der Schönheit etwa noch abgehen sollte, das wird reichlich durch die Originalität aufgewogen. — Allerdings hat mein gotisches Herz auch nicht wenig bluten müssen bei dem Anblick so manchen herrlichen Denkmals, welches muthwillig dem Verderben preisgegeben worden ist. Namentlich war dies bei einem unvergleichlich schönen Kreuzgang in Kyllburg der Fall, der noch im laufenden Decennium zum großen Theile zusammengestürzt ist, weil der Stadtmagistrat für gut fand, die Schiefersteine von der Bedachung desselben im Werthe von etwa fünf Reichsthalern zu anderweitigen Zwecken zu verwenden!! Nicht weit davon hat man über einige altrömische Reste eigene Häuser zum Schutze derselben gebaut und einen besondern Aufseher mit einer Dienstwohnung dabei angestellt. Wenn das nicht Aufklärung ist.' [3]

Auf den Schutz der alten Denkmäler zu Köln war Reichensperger bereits seit 1841 bedacht gewesen. Zeuge dessen ist ein vom 15. Januar des genannten Jahres datirtes Schreiben an den für die alte Kunst begeisterten Juristen Fr. Hoffstadt in Frankfurt a. M., in welchem er um Zusendung der Statuten eines für die Erhaltung der alten Monumente in

[1] Reichensperger, Erinnerungen an E. v. Steinle S. 5.
[2] Vgl. oben S. 43.
[3] Steinle und Reichensperger S. 24—25.

der Mainstadt bestehenden Vereines bittet. Anknüpfend an die ursprünglich gegenüber dem Dombau in Köln herrschende Gleichgiltigkeit sagt er in demselben: ‚Der herrliche Dom sieht leider wie eine ewige Ironie auf das bedeutungsleere Getümmel in der ihn umgebenden Stadt herab; die in letzterer herrschende Indolenz in Bezug auf alles Höhere äußert sich aber nicht bloß in negativer Weise, sondern auch positiv durch das rücksichtsloseste Verderben und Zerstören, so daß das vordem so herrliche Köln einen Schmuck nach dem andern einbüßt und zu erwarten steht, daß bald nicht mehr viel zu zerstören übrig sein wird. Um dieser betrübenden Richtung soviel als möglich entgegen zu arbeiten, haben mehrere Bekannte den Plan gefaßt, auf die Bildung eines Vereines zum Schutze der Alterthümer am Rhein hinzuwirken.‘

Das Jahr 1844 brachte Reichensperger eine Veränderung seines Wohnsitzes: am 20. Februar ward er mit einem vom 1. Mai ab zu beziehenden Gehalt von 800 Thalern als Landgerichtsrath nach Trier versetzt. ‚Andere Coulissen‘, schrieb er an Steinle, ‚werden in meine Lebensbühne hineingeschoben, und ein neuer Act soll beginnen.‘ [1] ‚Schon der Name Trier hat immer einen gewissen Zauber auf mich geübt; ich dachte mir darunter den Abglanz der weltbeherrschenden Roma, wie vordem in ihrer Größe, so jetzt in ihren Ruinen. Deshalb war denn auch wohl der erste Eindruck nicht sonderlich überraschend, wie es überhaupt nicht bloß für einen Menschen, zumal weiblichen Geschlechts, sondern auch für eine Landschaft allemal ein Unglück ist, von aller Welt gepriesen und bewundert zu werden. Bei alledem fand ich indes doch Trier nebst seinen Umgebungen schön, ja sehr schön, und zwar eigenthümlich schön; es hat etwas Traumhaftes, um nicht zu sagen, von der Welt Abgeschiedenes, in seinem Charakter, es ist eine Mischung von monumentaler Größe und idyllischer Anspruchslosigkeit.‘

Obgleich die Versetzung mit seiner Zustimmung stattgefunden, so war ihm doch dieser Wechsel nicht in jeder Hinsicht erwünscht. Von den Personen in Köln, Wittgenstein sowie den Maler und ‚Erzalterthümler‘ Ramboux ausgenommen, schied er ‚ohne großen Schmerz‘; aber schwer fiel es ihm auf die Seele, daß er sich von jetzt ab nur mehr indirect der Dombausache widmen könne. Auch die Hoffnung, den Sommer wieder mit Steinle zu verbringen, war zerstört. Am 17. April theilte Reichensperger dem Vorstande des Central-Dombauvereins mit, daß seine ‚Versetzung nach Trier es ihm unmöglich mache, fernerhin unmittelbar an den Arbeiten des Vorstandes theilzunehmen; im Interesse der Sache glaube er daher auf die Ehre der Mitgliedschaft Verzicht leisten zu müssen‘. Der Verwaltungsausschuß bat indessen Reichensperger, von diesem Entschlusse abzustehen und an seinem neuen Wohnorte ‚auch fernerhin

[1] Steinle und Reichensperger S. 32.

als Vorstandsmitglied mit dem bisherigen so ausgezeichneten Erfolge thätig bleiben zu wollen' [1].

Das Vertrauen, das sich in diesen Worten aussprach, hat Reichensperger im vollsten Maße gerechtfertigt, so sehr auch in Trier zunächst andere Dinge an ihn herantraten. Als er dem dortigen Bischof Wilhelm Arnoldi seine Aufwartung machte, klagte dieser bitter über das Daniederliegen der katholischen Presse und gewann ihn als Mitarbeiter für die neue ‚Luxemburger Zeitung'. Reichensperger trat hier gegen die ‚Trierer Zeitung' in die Schranken. ‚Was die hiesige Zeitung betrifft,' heißt es in einem Briefe an v. Thimus, ‚so ist ihr Redacteur Walther ein Protestant, ein Aufklärich von der allerflachsten Sorte, welcher nach der Auflösung der „Rheinischen Zeitung" deren wilde Elemente an sich zog, während Dumont in Köln die zahmen sich zu eigen machte.'

Die ‚Koblenzer Zeitung', von der Regierung gekauft, wurde ‚im antirheinländischen sowohl wie antikirchlichen Sinne redigirt'. Reichensperger bemühte sich, die Eigenthümer des Blattes zu vermögen, ‚von dem Baalsdienste sich loszusagen und wieder auf das wahre Evangelium zu schwören'. ‚Zu meiner großen Freude', meldete er am 5. Juli Steinle, ‚erfahre ich aus Koblenz, daß unsere Fahne schon wirklich auf dem Redactionsbureau weht. Auf Derartiges lege ich das größte Gewicht. Was nutzen uns alle die gelehrten Bücher, die die Masse des Volkes nicht liest und lesen kann, wenn tagtäglich auf allen Wirtstischen und Bierbänken dem Bürgersmann die Irreligiosität, ja die Gotteslängnung tropfenweise eingetrichtert wird, wie solches die hiesige Zeitung wenigstens systematisch gethan hat?' [2] Auch in der Folgezeit widmete er der katholischen Presse seine ernsteste Aufmerksamkeit. ‚Man munkelt ja so fatale Dinge über die Zukunft der „Rhein- und Moselzeitung",' heißt es in einem Briefe vom 25. Januar 1845 an v. Thimus. ‚Hoffentlich wird doch nicht ein abermaliges Umkippen bevorstehen. Ich muß gestehen, daß ich für meinen Theil im allgemeinen bisheran ganz zufrieden mit derselben war und überhaupt der Ansicht bin, daß man in Anbetracht der Schwierigkeit, ein Ideal zu verwirklichen, seine Ansprüche nicht zu hoch spannen darf.' Der praktische Gesichtspunkt, der hier zum Ausdruck kommt, zeigt sich auch in dem Bemühen Reichenspergers, katholische Zeitungen ins Trierer Casino zu bringen, was ihm ‚nach mehreren vergeblichen Anläufen' gelang. Unermüdlich war er bei seinen Freunden, namentlich bei v. Thimus und Christ, thätig, um sie zur Unterstützung der katholischen Presse zu veranlassen. ‚Jeder muß sich rühren, denn jetzt gilt es oder nie.' Diese Aeußerung bezog sich auf ein

[1] Kölner Domblatt 1844, S. 97.

[2] Steinle und Reichensperger, S. 36—37.

großes Ereigniß, dessen er in Trier Zeuge war: die Ausstellung des heiligen Rockes. Es erschien ihm ‚providentiell, daß gerade noch vor dem heiligen Rock die „Luxemburger“ und die „Koblenzer Zeitung“ die ultramontane Flagge aufzogen. Was fingen wir denn jetzt sonst gegen all das Bellen und Geifern an? Darum aber auch auf das heiße Eisen losgeschmiedet!‘

Die Völkerwanderung, welche der heilige Rock nach der alten Treviris zog, brachte Reichensperger manchen lieben Besuch, aber auch einige Unbequemlichkeiten. Er war dort erst provisorisch in einer kleinen Wohnung eingerichtet und eine bessere noch nicht fertiggestellt. Trotzdem wollte er wie seine Gemahlin den vielen Freunden, Verwandten und Bekannten gerne Gastfreundschaft erweisen. So zog denn das Ehepaar auf die Speichermansarde, die so sehr abgeschrägt war, daß nur ein Bett stehen konnte. Reichensperger schlief während dieser Zeit auf der Erde, während auf dem Speicher selbst Strohsäcke für fremde Pilger hergerichtet waren. Steinle war im September 1844 Reichenspergers Gast. Freund Thimus erhielt folgende Mahnung: ‚Ein Fanatiker von deiner Sorte wird gewiß nicht unterlassen, den Verehrern des heiligen Rockes sich anzuschließen, und so hoffe ich denn, diesmal wenigstens von dir mit keinem Korbe bedacht zu werden, wenn ich dich hier im eigenen Namen wie im speciellen Auftrage meiner Frau herzlichst einlade, bei uns dein Absteigequartier zu nehmen.‘

Die Eindrücke, welche die Wallfahrt zu dem heiligen Rock auf Reichensperger machte, waren unauslöschlich. Noch im Jahre 1891, wo er wieder der kostbaren Reliquie seine Verehrung bezeigte, äußerte er in Erinnerung an das Jahr 1844: ‚Damals war doch alles viel poetischer. Wenn man auf eine der Trier umgebenden Höhen stieg, sah man, wie alle Wege mit Processionen bedeckt waren, die betend und singend heranzogen. Auch auf der Mosel erblickte man zahllose Schiffe, angefüllt mit frommen Wallern. Die ganze Luft war gleichsam von Gebet durchweht. Bei den heutigen Verkehrsmitteln geht alles viel schneller und eiliger, wenngleich die Haltung der Wallfahrer auch dieses Mal eine überaus würdige war. Aber die eigentliche Poesie ist fort.‘ [1]

Trotz der außergewöhnlichen Anforderungen, welche die Monate der Ausstellung des heiligen Rockes an Reichensperger stellten, fand derselbe noch Zeit, durch literarische Arbeiten dem großen Werke der Wiedergeburt der christlichen Kunst seine Dienste zu widmen. In mehreren Aufsätzen im Domblatt gab er einen interessanten Bericht über die hierauf gerichteten Bestrebungen in

---

[1] Mündliche Aeußerung gegenüber dem Schreiber dieser Zeilen. Vgl. auch die Schilderung Steinles in dessen Briefwechsel II, 170 f.

Frankreich. An demselben Orte besprach er ein neues Prachtwerk über die Kathedrale von Brou (bei Lyon), ‚welche alle Herrlichkeit des gotischen Stiles unmittelbar vor dessen gänzlichem Verschwinden noch einmal wie in einem Strahlenbündel zusammenfaßt und gleichsam der letzte harmonische Seufzer ist, welchen die große, die unvergleichliche Kunst des Mittelalters vor ihrem Verscheiden ausstößt‘. Die meisten andern Aufsätze und Mittheilungen für das Domblatt verfolgten den Zweck, anregend und fördernd zu wirken auf ‚die Herstellung und Erhaltung des Beschädigten oder Bedrohten sowie tieferes Studium der echt christlichen Kunst und endlich neues Schaffen im Geiste der Alten‘. ‚Das bloße theoretische Interesse für die Denkmäler der Vergangenheit‘, sagt Reichensperger hier sehr richtig, ‚vermag ebensowenig dem bodenlosen Jammer abzuhelfen, worin namentlich unser heutiges Bauwesen, unter dem Gesichtspunkte der Kunst betrachtet, steckt, als alle die Phrasen, welche man in Vers und Prosa täglich statt der Obolen zu Gunsten der Proletarier erklingen hört, jemals dem Pauperismus ein Ende machen werden.‘

Das Interesse Reichenspergers galt nach wie vor zunächst den rheinischen Kunstdenkmälern; aber daneben befürwortete er schon damals die Wiederherstellung des Domes zu Naumburg und der interessanten Liebfrauenkirche zu Arnstadt. Mehr als alles aber lag ihm der Kölner Dom im Sinne. Da die beiden Portale des Querschiffes im erfreulichsten Wachsthume begriffen waren, erschien die Frage immer dringender, durch welches Schmuckwerk diese so bedeutungsvollen Constructionstheile zu beleben seien. Er war der Ansicht, daß man dabei ‚zunächst das Augenmerk auf das im Dome selbst bereits Vorhandene richten müsse; sodann aber seien die Bildwerke, namentlich die Portalverzierungen, an den Bauten gleichen Stiles zu Rathe zu ziehen; überhaupt müsse jeder Fingerzeig sorgfältigst beachtet werden, welchen die Monumente derjenigen Kunstperiode, in deren Geiste gebaut werden solle, nur immer zu geben vermöchten‘. Diesem Zwecke dienten die beiden im Domblatte veröffentlichten Aufsätze über die Bildwerke an der Liebfrauenkirche zu Trier und an der Kathedrale zu Amiens. Für die letztere, 1845 erschienene Abhandlung unternahm er eine Reise nach Amiens; er kam dort zu der Ueberzeugung, daß der Kölner Dom ‚seinem ursprünglichen Plane und seiner ersten Anlage nach eine bewußte und unmittelbare Nachahmung jener Kathedrale sei‘. Blömer und Sulpiz Boisserée bekämpften diese Annahme; allein der französische Kunstforscher Felix de Verneilh [1] und später auch Schnaase [2] erklärten sich zu Gunsten der Ansicht Reichenspergers.

---

[1] Siehe Didrons Annales archéologiques 1847, Novemberheft.

[2] Schnaase, Gesch. der bildenden Künste im Mittelalter III (2. Aufl.), 406.

Eine andere Arbeit, welche im wesentlichen noch in das Jahr 1844 zurückreicht, bestand in einer Einleitung zu der Neuausgabe des von dem Regensburger Dombaumeister Matthias Roritzer verfaßten Büchleins ‚von der Fialen Gerechtigkeit‘ [1]. Die Schrift Roritzers, deren Umdeutschung Freund Thimus besorgt hatte, sollte ‚als Wegweiser nach der Straße hin zeigen, die niemals hätte verlassen werden sollen‘. In seiner Einleitung verbreitete sich Reichensperger u. a. über die innige Verwandtschaft zwischen der ‚männlichen Baukunst und der mehr weiblichen Kunst der Töne‘. ‚Auch die Musik‘, sagt er, ‚steht begründet in einem durchaus mathematischen Wurzelwerke, dessen einzelne Constructionstheile in Harmonie, Melodie und Rhythmus die Seele ergreifen und über sich selbst erheben. Auch bei ihr entfalten die einfachsten Grundverhältnisse sich unter der Einwirkung des Genies zum phantastischen Reichthum wie zu lebensvoller Individualität.‘

An diese Arbeit reihten sich zwei hochwichtige, für Dieringers katholische Zeitschrift bestimmte größere Aufsätze über ‚Die christlich-germanische Baukunst und ihr Verhältniß zur Gegenwart‘, die noch 1845 als besondere Schrift erschienen [2].

Der erste Abschnitt dieser bedeutungsvollen Arbeit zeigt die negative Seite des Problems und behandelt in großen Zügen die damalige betrübende

---

[1] C. W. Neumann (Die drei Dombaumeister Roritzer. Regensburg 1872. S. 16) bezeichnet Reichenspergers Einleitung als ‚das Werthvollste, was über Roritzers Werkchen bis jetzt geschrieben wurde‘. Vgl. damit das höchst anerkennende Urtheil von Günther, Gesch. der mathem. Unterrichts im Mittelalter (Berlin 1887) S. 342 f.

[2] Im wesentlichen schließt sich nachfolgende Ueberſicht an die erste Ausgabe der Schrift an, deren ungewöhnliche Bedeutung von den verschiedensten Organen anerkannt wurde (vgl. namentlich W. Menzels Literaturblatt 1845, Nr. 122; Lit. Anz. zum Katholik 1845, Nr. 9 und 10; Kölner Domblatt 1846, Nr. 15, 16 und 18 und Allgem. Preuß. Zeitung 1846, Nr. 122 und 124). Die Vorrede zur zweiten, 1852 erschienenen Ausgabe betont die ethische und sociale Bedeutung der Kunst und erinnert an den Kölner Dombau als den entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte der modernen Architektur. Wie zeitgemäß die Arbeit war, zeigte der noch immer an vielen Orten fortdauernde ‚Vandalismus‘ gegen altdeutsche Kunstwerke (vgl. Menzels Literaturblatt 1852, Nr. 103; Organ f. christl. Kunst 1852, S. 153 f. 163 f. 176 f. und Saar- und Moselzeitung vom 8. September 1852). Die dritte, 1860 nothwendig gewordene Auflage ist auf 143 Seiten angewachsen, so viele Zusätze sind hinzugekommen; meines Erachtens hat die Flüssigkeit des Stils darunter ein wenig gelitten. Sehr bemerkenswerth ist die Vorrede, welche unten zum Jahre 1860 näher besprochen ist. Die Aufnahme war auch diesmal eine sehr günstige (vgl. Wiener Lit.-Zeitung 1860, Nr. 5 und Menzels Literaturblatt 1860, Nr. 102). Im Anhange gibt Reichensperger den herrlichen Aufruf wieder, den G. Görres 1814 zum Ausbau des Kölner Domes erlassen, ferner einen Auszug aus dem Berichte Schinkels über den baulichen Zustand des Domes im Jahre 1816, endlich den von ihm selbst als Secretär erstatteten Commissionsbericht für den Vorstand des Dombauvereines (1842).

Lage auf dem Kunstgebiete: die volle Auflösung der Baukunst und den gleichzeitigen Verfall des Kunsthandwerkes im Vergleiche zur einstigen Größe im Mittelalter. Reichensperger beginnt mit dem Hinweis auf das wachsende Interesse weiterer Kreise, auch der Gelehrtenwelt, für die Werke des christlichen Mittelalters, dessen Schöpfungen man nun doch nicht mehr für ‚Verirrungen einer barbarischen Phantasie‘ erklärt. Aber die große Mehrzahl derjenigen, welche mit Griffel und Feder jenes schöne Resultat herbeigeführt haben, sieht offenbar ihre Aufgabe als eine rein theoretische an oder doch als von nur sehr untergeordneter praktischer Bedeutung. Der Gedanke einer Wiederbelebung der mittelalterlichen Kunstweise findet daher angesichts dieses bloß archäologischen oder historischen Interesses wenig Verständniß, ja wird von vielen als ‚barer Unsinn‘ erklärt. ‚Was haben die deutschen Universitäten und Akademien bis jetzt für den Bau des Kölner Domes, dieses Canons der deutschen mittelalterlichen Baukunst, gethan? Ist von allen diesen hohen Schulen auch nur ein Schrei der Indignation über den Vandalismus ausgegangen, der, zerstörend oder restaurirend, nach allen Richtungen hin fortwährend sein Unwesen treibt? — Und doch braucht man nur die Hörsäle, die Bibliotheken und Museen dieser gelehrten Anstalten zu durchwandern, um sich sofort davon zu überzeugen, daß jener Kunstweise hier keine Zukunft blüht, daß man da viel zu viel mit dem Ei des Hesiod, mit ägyptischen Mumien, etruskischen Vasen und römischen Legionensteinen zu schaffen hat, um an gotische Kathedralen denken zu können.‘ — ‚Noch weniger kann man, im großen und ganzen genommen, den ausübenden Künstlern Deutschlands nachsagen, daß sie der „Reaction“ sich angeschlossen hätten. Höchstens sehen sie sich die hübschen Bilderchen in den Werken über mittelalterliche Kunst mit demjenigen Interesse an, welches sie etwa einer chinesischen Porzellanfigur oder einer echten Rococo-Commode zu schenken pflegen. Im übrigen aber bevölkern sie in ungetrübtester Seelenruhe unsere Städte mit den zum hundertsten und tausendsten Male dagewesenen uniformirten Mustergebäuden, die sie in ihren Mappen von der Akademie nach Hause gebracht haben und zu welchen das Recept im wesentlichen dahin lautet, daß die eine Seite genau so aussehen muß wie die andere, daß alles in geraden Linien fortläuft und im rechten Winkel sich durchschneidet, daß die Thüre wo möglich in der Mitte angebracht ist und daß zum Schlusse endlich die stets fertige Tüncherquaste das Ganze mit dem Reize der Einheit und der höchsten technischen Vollendung zu überhauchen hat.‘

Im folgenden berührt Reichensperger den seltsamen Widerspruch, daß gerade die ‚Teutomanen‘ jedem Versuch widerstreben, ‚Deutschland und die christliche Welt wieder in das so schmählich verzettelte Erbe der angestammten, glorreichen, echt nationalen und zugleich echt christlichen Kunst einzusetzen. —

Die alte Sprache, das alte Gesetz will man uns gestatten, aber **beileibe nicht** die alte Kunst mit ihren Traditionen, Regeln und Formen. **Die gehört** ein für allemal unter die Rubrik der „überwundenen Zustände", **über welche** die Geschichte definitiv den Stab gebrochen hat.' Und doch war ‚**diese herrliche**, staunenswerthe Kunst unserer Vorzeit, an welche dieselbe ihr **Höchstes** und Bestes gesetzt', ‚das Wunder aller Zeiten in Größe, Schönheit **und Tiefsinn**'. Sie wieder zu erwecken, sie aus dem Bereiche rein gelehrter **Forschung** von neuem dem Leben näher zu rücken, dafür setzte Reichensperger sein**e ganze** Kraft ein. Trotz der damaligen traurigen Zustände verzweifelte er **nicht; im** Gegentheil, fest vertraute er auf ‚die siegende Kraft der Wahrheit'. ‚**Dies** Vertrauen aber begründet für uns zugleich die zuversichtliche Hoffnung, **daß** dieselbe auch hier sich bewähren werde wie anderwärts, daß, allen **Widersachern** zum Trotz, jene Kunst des Mittelalters sich wieder Bahn brechen **wird** in das Leben; denn sie ist ja, wie die göttliche Religion, welche sie in tausendfachen Brechungen zurückstrahlt, vor allem und ihrem innersten Wesen nach **wahr**.'

Dem ästhetischen Ideale dürfte wohl dasjenige Bauwerk am nächsten kommen, ‚in welchem die zweckmäßigste Einrichtung mit der dauerhaftesten Ausführung und bedeutungsvollsten Anordnung, in welchem Klarheit und Einfachheit mit Reichthum und lebensvollem Wechsel, Folgerichtigkeit mit Freiheit in der Weise sich verbunden und geeint finden, daß eine harmonische Gesamtwirkung entsteht, worin das Einzelne, wenn auch in sich noch so vollendet, doch immer dem Ganzen sich unterordnet, das Ganze aber seine Bestimmung sowie überhaupt die ihm zu Grunde liegende Idee in unzweideutiger, charakteristischer Weise zu erkennen gibt.'

Diesen Grundforderungen, welche sich zum Theil auf die formale Erscheinung, zum Theil auf die bauliche Mechanik beziehen, entspricht durchaus die mittelalterliche Bauweise. Dieselbe weist auch das Gesetz auf, daß ‚an einem Werke kein Glied vorkommen darf, welches nicht durch die Grundconstruction bedingt ist und einen bestimmten Zweck in derselben zu erfüllen hat'; auch die Verzierung soll eine Eingebung logischen Räsonnements, nicht etwas Angeflogenes, nicht eine willkürliche Zuthat sein. Die Zweckmäßigkeit ist zwar nicht das hauptsächlichste Element der architektonischen Schönheit, doch ist die letztere ohne solche Rationalität nicht denkbar. An einem mittelalterlichen Bau erwächst der Aufriß mit logischer Nothwendigkeit aus dem Grundriß und erscheint jede Gliederung und jedes Ornament als eine höhere Entwicklung der nothwendigen Constructionstheile, als deren consequente Fortbildung in das freie Gebiet der Schönheit; alles deutet dabei auf eine innere Nothwendigkeit oder doch auf einen bestimmten Zweck hin. So wird ‚das Technische und Mechanische zum Vehikel der Kunst' und ‚erwächst das Schöne aus dem Nothwendigen'.

Ueberall zeigt die gotische Baukunst, daß sie wesentlich constructiv ist; ihr Hauptreiz und ihr innerstes Wesen liegt in ihrer Wahrhaftigkeit. Sie verschmäht den hohlen Bettelstolz, ‚wie er sich allerwärts bis hinauf zu den Mörtelpaläſten unserer Hauptstädte aufbläht‘, diese ‚Lügenhantirung‘, welche durch Gips, Pappe und Tünche aus allem alles zu machen weiß. ‚Wo die Natur bloß die Ziegel bot, da wußte das Genie dieser Meister dieselben nicht weniger künstlerisch zu ordnen und zu gestalten als anderwärts den Tuff- und den Quaderstein.‘ Ihre Bauten wollten eben ‚nicht mehr scheinen, als sie wirklich sind‘.

Bewundernswerther als die bisher angeführten Aeußerlichkeiten der Constructionsmethode ist der in den Denkmalen der Gotik bekundete Sinn für Verhältnisse und für Vertheilung der Massen, endlich der über dem Ganzen ruhende Gedanke. ‚Die so wohlgefügten und so weise geordneten Steine jener Riesenbauten erscheinen nicht bloß als ein Musterbild vollendeter Technik: die Formen, zu welchen sie sich gestaltet, strahlen zugleich einen Geist aus, wie ihn keine andere Sprache, selbst die Musik nicht ausgenommen, zu verkünden vermag; diese kalten Quadern haben ein warmes Herz, in welchem ein höheres Leben pulsirt — es ist die Sprache, es ist der Geist des Christenthums. Das Werk der Erlösung hat auch die Künste, und vor allem ihre gemeinsame Mutter, die Baukunst, von den Banden frei gemacht, in welchen dieselben das Heidenthum an die Erde gefesselt hielt; es hat der Malerei Flügel verliehen, auf denen sie sich, wie die Laute einer Stimme, himmelwärts schwingt und keinen Sturz mehr fürchtet. Die Zweige, die der Polytheismus versteinert hatte, ergrünen wieder unter dem belebenden Hauche der neuen Offenbarung; man sieht sie Blätter und Blüthen treiben und zu einem heiligen Haine sich wölben, in dessen Schatten der Altar für denjenigen aufgerichtet steht, in dem wir den Inbegriff des Wahren, Guten und Schönen anbeten.‘

‚Wenn auch die bauliche Mechanik und die Formensprache dieser Kunstperiode, dank der damals herrschenden, wesentlich christlichen Geistesrichtung, in den kirchlichen Bauten den klarsten, kräftigsten und vielgestaltigsten Ausdruck gefunden haben, so walten doch auch in allen sonstigen Schöpfungen aus jedwedem Materiale dieselben leitenden Principien: überall, vom kolossalen Befestigungsthurme an bis herab zur schlichten Wohnung des Landmannes, begegnen wir derselben Wahrheit, derselben Zweckmäßigkeit und gediegenen Schönheit.‘

Die volle Größe der alten Kunst zeigt ein Blick auf die moderne Architektur, in welcher die Antike die Alleinherrschaft übt. Die sogen. Renaissance wird von Reichensperger auf das schärfste bekämpft[1]. Diese Seiten der

[1] Auf die Ansichten, welche Reichensperger hier und in andern Schriften hinsichtlich der Renaissance ausspricht, wird später im zehnten Kapitel kritisch näher eingegangen werden.

Schrift sind ‚nicht bloß lakonisch, sondern fast drakonisch geschrieben‘ [1]. Mit köstlichem Humor, feinster Satire, vernichtendem Spott mustert der Verfasser die verunglückten Nachahmungen der Antike, infolge deren ‚dermalen von Petersburg bis nach Genf, von Philadelphia bis nach Triest uns allerorten fast dieselbe „klassische Langeweile“ angähnt‘. ‚Der Weltumsegler Cook erzählt irgendwo von der überaus burlesken Erscheinung einiger Häuptlinge wilder Südsee-Insulaner, die in europäischen Uniformfräcken mit Epauletten und mit dreieckigen Hüten bedeckt, Audienz gegeben hätten, während ihr übriger Körper sich im heimatlichen Naturzustande gezeigt habe. Eines nicht minder ergötzlichen Eindruckes würden sich zweifelsohne die Baumeister des Parthenon und der Propyläen zu erfreuen haben, wenn dieselben vor die Travestien ihrer Schöpfungen hinträten, mit welchen das wieder aufgewärmte Hellenenthum unsere modernen Straßen, denen der Polizeistock die Schönheitslinie vorgeschrieben, fort und fort bevölkert, wenn sie die Schornsteine und Dachfenster über den Frontons von plattgedrückten Tempelfassaden hervorlugen sähen, die Säulen, die nichts zu tragen, die angeklebten Gesimse, die nichts zu stützen haben; wenn sie die drei bis vier Reihen viereckiger Fensterhöhlen übereinander in der Mauermasse erblickten, welche die schlanken Säulenschäfte gefangen halten; wenn sie sich endlich gar davon überzeugten, daß alle diese „in ihrem Geiste“ geschaffene Herrlichkeit zumeist aus Tannenbrettern, Backsteinen, Mörtel und Oelfarben componirt ist.‘

Nicht minder humorvoll ist die Schilderung, welche Reichensperger von der Herstellung der modernen Bauten entwirft. Den Entwurf beginnt der Baumeister ‚immer zuerst mit der Fassade, in der Art, daß, je nach dem Betrage der zu verwendenden Summe, drei, vier, fünf oder auch noch mehr viereckige Fensteröffnungen zwei-, drei- oder viermal übereinander, immer hübsch symmetrisch und ja in gleicher Entfernung voneinander in eine glatte Wand rechtwinklig eingeschnitten werden und die Thüre in der Mitte der untern Fensterreihe angebracht wird, während oben ein aus Vignola copirtes, meist aus Brettern zusammengenageltes, antikisirendes Gesims die geniale Conception würdig krönt und endlich einige Reihen von Dachfenstern und Schornsteinen den untern Fensterreihen gewissermaßen correspondiren. — Demnächst geht der Meister daran, ein dieser grandios gedachten Außenseite entsprechendes Inneres zu schaffen. Zu diesem Ende werden mit dem Lineal so viele Vierecke (denn der Philister begreift, wie Clemens Brentano sagt, nur viereckige Sachen, und selbst diese sind ihm nicht selten zu rund), als gesonderte Räume nothwendig

---

[1] Hist.-polit. Bl. XXXI, 38—39. ‚Wenn Montalembert (Du vandalisme et du catholicisme dans l'art. Paris 1839) „die architektonische Glatt- und Gleichmacherei“ mit Ruthen bedient, so trachtet Reichensperger sie mit Skorpionen zu züchtigen.‘

sind, in die verschiedenen Stockwerke eingezeichnet, zwischen welchen dann die Treppen und die Kamine sich Platz suchen und sich einklammern, so gut es gehen will.' In überaus packender Weise wird demgegenüber gezeigt, wie das Mittelalter seine Häuser nicht von außen hinein, sondern von innen heraus schuf, so daß die Fassade das Product des Innenbaues wurde, wie der Aufriß das Product des Grundrisses. ‚Alles gestaltet sich durchaus natürlich gleichwie nach einem organischen Gesetze; jeder Theil, der größte wie der kleinste, gibt durch seine Erscheinung sofort seine Bestimmung und den Grad seiner Bedeutung zu erkennen, nichts ist verkleistert und maskirt, und endlich gestaltet ein natürliches Kunstgefühl die Einzelheiten zu einem malerischen, ausdrucksvollen Ganzen, welches überdies möglichst mit der Umgebung in Einklang gesetzt wird. So mußten sich, umgekehrt wie solches die heutige Bauweise lehrt, die Fenster in Bezug auf Gestalt, Größe, Zahl und Anordnung nach der Raumvertheilung im Innern richten; die Treppen lagen in besondern, den ganzen Bau überragenden Thürmen, sowohl geschützt gegen Feuersgefahr als wohlerleuchtet und die freie Bewegung im Innern nicht hemmend; die Kamine traten kräftig und entschieden aus den Wänden und Dächern und brachen so, wie die eben gedachten Treppenhäuser, nicht bloß die Monotonie der großen Flächen, sondern sie boten auch einen weiten Spielraum für ornamentale Motive aller Art dar.'

Im Gegensatze zu dem öden Innern der modernen ‚Häuserfutterale' zeigte sich damals auch im Privathause ‚alles, von der phantastisch gestalteten Wetterfahne an, bis herab zum Klopfer an der Hausthüre und zur Vergitterung über derselben, entschieden als das, was es sein sollte, nur immer durch Ausführung und Anordnung in das freie Reich der Kunst gehoben'. Nicht Geringeres als Stein- und Ziegelarchitektur leistete der Holzbau im Mittelalter. ‚Die ganze Anordnung paßt auch hier überall sich dem Materiale an.' Dagegen sind ‚das Haschen nach Effect, die Lust am bloßen Scheine, die kindische Nachäfferei, die gänzliche Principienlosigkeit, die maßlose Geschmacksmengerei — die wesentlichen Unterscheidungszeichen fast unserer sämtlichen Tagesschöpfungen', sowohl in der Baukunst wie im Handwerk. Im Mittelalter waren Handwerk und Kunst noch nichts voneinander Getrenntes, sie ruhten auf ein und demselben Boden. Heute aber entbehren die gewöhnlichen Erzeugnisse ganz und gar des künstlerischen Elementes. ‚Das sind die Folgen davon, wenn die Idee und die That eine jede ihre besondere Straße zieht, wenn das Wissen und das Können, statt sich zu ergänzen, Wall und Graben zwischen sich aufwerfen und fehdegerüstet einander gegenüberstehen.' ‚Es konnte nicht anders sein, als daß in dem Maße, in welchem das tiefere Kunstgefühl schwand, auch die Technik erlahmte und die Pfuscherei an die Tagesordnung kam.' Mit eindringlichen Worten schildert Reichensperger, wie der Industrialismus,

obwohl innerhalb der Grenzen des praktisch-materiellen Fortschrittes anerkennenswerth, auf das Gebiet der freithätigen Kunstübung übergegriffen und dadurch eine Gefahr für das ästhetische Leben der Gesellschaft herbeigeführt hat. Die Kunst ist zur dienenden Magd der Maschine geworden, ihre Schöpfungen tragen den Charakter der Schablone an sich: alle Grenzen der verschiedenen Kunstgattungen sind verwischt. Mangels der Wirklichkeit, zu deren Erreichung die Mittel fehlen, greift man zum Schein. Und wie viel ist dabei an technischem Können und Wissen verloren gegangen! Selbst das Kirchengeräthe hat sich der geschilderten Barbarei nicht zu entziehen vermocht. Die nothwendige Reaction gegen diese verkehrten Tendenzen, ‚den modernen Vandalismus', muß in erster Linie trachten, die große Masse der Gleichgiltigen in Bewegung zu setzen, und dahin streben, ‚daß nicht bloß das Rechte erkannt und dem Schlechten gewehrt wird, sondern daß auch das Gute und Wahre aus den alten Wurzeln wieder frische, lebenskräftige Triebe ausschlägt. Die Bedeutung der Sache für die Nation und für die Gesellschaft ist größer, als es vielleicht den Anschein hat; denn es besteht eine Wechselwirkung ins Unendliche zwischen der Kunst und den jedesmaligen gesellschaftlichen Verhältnissen.'

Mit berechtigter Entrüstung wendet sich Reichensperger an vielen Stellen gegen die wahrhaft vandalische Zerstörung altdeutscher Bauwerke, wie sie in jenen Tagen in fast allen Theilen Deutschlands an der Tagesordnung war. Manche der angeführten Thatsachen klingen heute rein unglaublich. ‚In Trier hat man bereits seit längerer Zeit nicht unbedeutende Beiträge subscribirt, um das alte Neuthor, welches ein höchst merkwürdiges Basrelief in byzantinischem Stile an der Stirne trägt, beiseite zu schaffen und durch ein modernes Gitterthor zu ersetzen. Jenes Basrelief hat freilich das Anstößige, daß es dem Wanderer sofort bei seinem Eintritte in Trier diese Stadt als eine christliche und historische ankündigt, so daß der eine oder andere leicht auf den Gedanken kommen könnte, Trier sei hinter seiner Zeit zurückgeblieben. Der Aachener Rathhaussaal ward, um Wände für Malereien zu erhalten, ohne alle Rücksicht auf seine Geschichte und frühere Gestalt zurecht gemacht; in Mainz riß man das alte Kaufhaus, einen gotischen Prachtbau, nieder; in Köln geht man damit um, den Gürzenichsaal seiner Tragpfeiler zu berauben, d. h. seine ganze Construction zu zerstören, auf daß der Concertmeister eine freiere Aussicht ins Publikum erhält u. s. w. — Um die bedeutendsten Monumente von Andernach sieht es sehr bedenklich aus. Die schöne gotische Franziskanerkirche ist bereits in einen Militär-Pferdestall umgewandelt; der großartige Thurm am untern Stadtende trägt eine tiefe klaffende Wunde in der Seite; die Pfarrkirche endlich ist an ihrer westlichen Thurmfassade so stark beschädigt, daß das Schlimmste zu befürchten

ist, wenn nicht bald Hilfe kommt. Bis vorlängst noch konnten Andernach und Oberwesel als diejenigen Orte am Rheine bezeichnet werden, die ihr historisch-monumentales Gepräge am besten bewahrt haben. Auch ihnen scheint der geschichtliche Nimbus eine Last geworden zu sein, was einen freilich nicht wundern darf, wenn sogar Trier alles aufbietet, um sich das Ansehen eines modernen Landstädtchens zu geben. — In der großmächtigen freien Reichsstadt Frankfurt wurde, nachdem eben die Holzpforte und das Fahrthor, zwei in ihrer Art recht schöne, echt reichsstädtische Bauwerke, aus Alignementsrücksichten bereits niedergerissen worden waren, das prächtigste von allen Thoren Frankfurts, das Eschenheimer, nur durch die Intercession des französischen Gesandten bei hochweisem Magistrate vor dem gleichen Schicksale bewahrt. — Das Werkelthor zu Fritzlar, ein imposantes Werk des dreizehnten Jahrhunderts, war weniger glücklich, wie denn überhaupt unter den alten Städten ein förmlicher Wetteifer besteht, in dieser Art ihre Adelsbriefe zu zerreißen und unter die Füße zu treten. Halberstadt, Quedlinburg, Osnabrück, Hildesheim, Dortmund, Soest, Münster, Mainz, kurz, wo nur immer ein Städtename von historischem Klange sich findet, da hat die Glatt- und Gleichmacherei sich auch aufgemacht, um alles zu verwischen, was nur irgend an die frühere Bedeutung erinnern könnte. Selbst Lübeck, einst das stolze Haupt der Hansa, scheint den Abglanz seiner frühern Herrlichkeit nicht mehr ertragen zu können. Es verstümmelt, beschneidet und übertüncht so unverdrossen, daß die „moderne Aufklärung" sich bald seiner nicht mehr zu schämen haben wird.'

An die Schilderung des Vandalismus, der Anarchie und babylonischen Verwirrung auf dem Kunstgebiete knüpft Reichensperger im zweiten Theile, welcher sozusagen die positive Seite des Problems behandelt, die praktische Frage nach den Mitteln zur Abhilfe dieser Mißstände. Er untersucht daher, ob von einer Rückkehr zum Mittelalter Heil zu erwarten sei. Er verurtheilt zunächst die fatalistische Anschauung von der eisernen Nothwendigkeit und der Unmöglichkeit einer freigewollten Rückkehr in der geschichtlichen Entwicklung. ‚Jeder Schritt zur Wahrheit hin, in welcher Richtung immer, ist Fortschritt, alles andere Rückschritt.' So ist auch die Rückkehr von der repristinirten Form der heidnischen Antike zur Kunstweise des christlichen Mittelalters ‚ein Riesenfortschritt'. Zudem können wir dabei ‚alles ganz füglich mit uns führen, was von unserem dermaligen Besitzthum nur irgend des Aufhebens und Mitnehmens werth ist'. Es lebt ja noch in alter Kraft die Trägerin jener Kunst, die Idee und der Glaube des Christenthums, welches, wenn befreit von all den künstlichen Hindernissen und unterstützt von entschlossenem Willen, wie von selbst wieder zu entsprechenden äußern Bildungen führen würde. Wenn es gelang, die Schöpfungen des Heidenthums nach vielen Jahrhunderten, mit einem Scheinleben angethan, wieder einzubürgern,

wie sollte man an der Möglichkeit der Wiedererweckung der äußerlich wie innerlich uns weit näher liegenden, wahrhaft nationalen Kunst des Mittelalters verzweifeln? ‚So ist es denn keineswegs eine fremde Sprache, die wir wieder sprechen lernen sollen.‘ ‚Diese Kunst der letzten Jahrhunderte, sie ist nicht von innen an uns gekommen, sie ist uns von außen angeflogen.‘ ‚Dadurch, daß die Kunst gelehrt, kritisch und vornehm geworden ist und dem Leben der Nation sich entfremdete, hat sie ihre schöpferische Kraft eingebüßt. Sie muß vor allem ihre Wurzeln wieder in das Herz des Volkes einsenken, sie muß populär werden im edelsten Sinne des Wortes.‘ Wir wollen, daß die Kunsttradition der mittelalterlichen, heimischen Bauhütten wieder aufgenommen und daß in ihrem Geiste, nach ihren Principien weiter gewirkt wird. Allerdings werden die entgegenstehenden Hindernisse, vor allem die Macht verjährter Vorurtheile, die Trägheit und Grundsatzlosigkeit, nicht so bald und so leicht zu überwinden sein, zumal da sich vielerlei materielle Interessen daran knüpfen. Zudem hängt die Kunst und besonders die Baukunst durch die stärksten Bande mit der Gesamtcultur zusammen, und diese ist heutzutage noch gar vielfach von dem Geiste des modernisirten Heidenthums durchdrungen. Doch macht sich nicht bloß auf dem Kunstgebiete, sondern auch in andern Culturrichtungen eine Reaction gegen jene Principien bemerkbar; so in der Literatur und in der Rechts- und Staatswissenschaft, welche gegenüber dem recipirten römischen Recht auf die alten nationalen Satzungen, Institutionen, Einrichtungen zurückgreift.

Wie soll nun die Umkehr auf dem Gebiete der Kunst ermöglicht werden? Vor allem thut eine klare Erkenntniß des normalen Zustandes des Kunstlebens überhaupt noth, sodann die Einsicht in die Natur und den Grund des eingetretenen Verfalls. Dazu bedarf es in erster Linie eines genauern Studiums des mittelalterlichen Bauwesens als bisher, nicht so sehr mit Rücksicht auf die äußere Erscheinung seiner Schöpfungen, als vielmehr in Bezug auf die darin liegenden Grundregeln und Constructionsgesetze, auf deren positivem Grunde die ganze Kunst des Mittelalters ruhte. Darum sind Messungen und geometrische Abbildungen jener Denkmäler zu fordern, zu deren Erfassen eben eine ernste Verstandesarbeit nothwendig ist, ein bloßes Hineinfühlen jedoch nicht genügt. Obwohl es an unsern Bauschulen wäre, in dieser Beziehung den ersten Impuls zu geben, so ist doch von dorther am allerwenigsten zu hoffen: gerade dort ist ‚das unselige Griechen- und Römerthum am tiefsten eingewurzelt‘. Bevor von dieser Seite sowie von den Gewerbeschulen und polytechnischen Anstalten her eine Reform unserer Kunstweise zu erwarten ist, muß dort erst alles gründlich reformirt werden. Zunächst müßte die deutsche Kunst in ihr ‚unveräußerliches Recht‘, um welches sie durch die Antike gebracht worden ist, wieder eingesetzt werden. Als prak-

tische Lehrstätten sind aus privater Initiative zu den Füßen der unvollendeten oder der Restaurirung bedürftigen mittelalterlichen Monumente immer mehr Bauhütten zu errichten, mit denen zugleich der alte Corporationsgeist und das in denselben wurzelnde Standesehrgefühl und Unabhängigkeitsbewußtsein wieder ins Leben gerufen werden soll. Ein Ansatz zu der vorgeschlagenen Selbsthilfe von unten herauf ist in den Kunst- und Alterthumsvereinen zu erblicken, wenn auch ihre Organisation und Wirksamkeit noch gar vieles zu wünschen übrig läßt. Ihr Ziel soll die genaue, praktisch verwerthbare Verzeichnung und die Erhaltung der Denkmäler der Vorzeit sein, sowie die Reform der Kunstproduction durch Herstellung enger Beziehungen zwischen Theorie und Praxis, und damit die Bildung des öffentlichen Geschmackes, kurz die Hilfe durch Rath und That auf dem ganzen Kunstgebiete überall, wo es irgend noth thut[1]. Leider entsprechen jene Organisationen, welche theils exclusiv theoretisch-wissenschaftlicher, archäologisch-historischer Natur sind, theils die verflachende Kunstfabrikation direct fördern, gegenwärtig dem vorgezeichneten Ziele wenig oder gar nicht. Dasselbe gilt von den Kunstausstellungen und den Kunstberichten der öffentlichen Blätter. Das Erforschen und Inventarisiren der Denkmäler unserer Vorzeit soll aber keineswegs bloß zum Zwecke der Herstellung von Büchern und Abbildungen geschehen, vielmehr gleichzeitig in der praktischen Absicht, die schaffende Kunst durch Vorhaltung guter Muster auf den rechten Weg, zum individuellen Kunstsinn und zur Handfertigkeit zurückzuführen. Dabei ist das Augenmerk nicht allein auf die monumentalen Kunstwerke zu richten, sondern zunächst auf die Ueberreste der bürgerlichen Architektur und des Kunsthandwerks, da die Gegenwart an dieselben am leichtesten wieder anknüpfen kann. Denn ‚es ist immer ein Beweis, daß der Kunstsinn sich aus der Gesellschaft zurückgezogen hat, wenn die Gegenstände des täglichen Lebens ohne allen ästhetischen Werth sind‘. Ja, ‚eine Nürnberger Küchenmagd des fünfzehnten Jahrhunderts hantirte an ihrem Herde mit kunstreicherem Werkzeug, als heutzutage das Boudoir einer Banquiersdame des Faubourg St. Honoré zu Paris aufzuweisen vermag‘. Hier voranzugehen, ist vor allem das Rheinland berufen, dessen Bürger schon der Localpatriotismus auf die glorreiche Vergangenheit hinführen sollte.

Allerdings ist, um in obiger Richtung Großes und Durchgreifendes zu leisten, die Beihilfe der Staatsregierung besonders durch materielle Unterstützung nothwendig. Es bietet sich hier ja ein mächtiges Vehikel zur Hebung der Volkscultur und zur Stärkung des historischen, nationalen Bewußtseins. Zur Erreichung jener Ziele müssen eine allerdings nicht bureaukratische

[1] Später betonte Reichensperger, daß das Germanische Nationalmuseum (in Nürnberg) den festen Mittelpunkt für die skizzirten Vereinsbestrebungen bilden sollte.

Thätigkeit der Organe der Staatsgewalt und das freiwillige, unabhängige Wirken der Privaten sich wechselseitig anregen und ergänzen. Als Centralpunkte sind Staatsorgane zu creiren zur planmäßigen Aufnahme und Conservirung der historischen Denkmäler und mit hinreichenden, zu sofortiger Hilfeleistung bereitstehenden Mitteln auszustatten. Ferner soll die Staatsregierung für eine bessere Vertretung der christlich-deutschen Kunst auf den Schulen und Bibliotheken sowie bei der Aufführung öffentlicher Gebäude Sorge tragen. Vermag doch die mittelalterliche Kunst mit ihrer Fügsamkeit und ihrem unendlichen Formenreichthum den höchsten Ansprüchen seitens der Staatsverwaltung wie des Privatlebens, kurz allen Forderungen der modernen Civilisation zu genügen, während sich die Antike dazu ganz unfähig erweist, ‚so bewundernswürdig das Griechenthum in seiner Kunst auch ist und so vieles bei derselben auch immer zu lernen bleibt'.

Der geeignetste Anknüpfungs- und Sammelpunkt für die gemeinsame staatliche und private Thätigkeit wäre der Ausbau des Domes zu Köln und die Förderung der Bauhütte zu seinen Füßen; von diesem ehemaligen Hauptsitze christlich-deutscher Baukunst aus sollte dieser Kunst ihr angestammtes Reich zurückerobert werden. Um zunächst wenigstens die Solidität und Gewissenhaftigkeit wieder an die Stelle der Pfuscherei zu setzen, muß von seiten der Staatsverwaltung mit dem verderblichen System der jedesmaligen Vergebung von Bauunternehmungen an den Mindestfordernden gebrochen werden.

Besonders ist der Schutz der Staatsgewalt gegen den modernen Zerstörungsvandalismus seitens der Erbauer von Straßen und Eisenbahnen, durch welche insbesondere Thore und Burgen bedroht werden, in Anspruch zu nehmen. Zur Abwehr solcher Gefahren wie überhaupt zu dem ganzen Werke der Wiederbelebung unserer Kunst bedarf es aber der Parteinahme möglichst vieler: ‚Die indolente Gleichgiltigkeit ist allenthalben der gefährlichste Feind des Rechten und Guten.' Ganz besonders sind, wie zahlreiche angeführte Beispiele lehren, solche Schutzmaßregeln und private Controlle geboten gegenüber den Baubehörden und speciell den einzelnen Gemeindeverwaltungen, welche gleichfalls nicht selten von der barbarischen Decimirungsepidemie angesteckt sind. Leider steht es auch in der Verwaltung der Kirchengemeinden in dieser Beziehung nicht am besten: ‚Wir können und dürfen es uns nicht verhehlen, daß auch der Clerus den auflösenden, verflachenden Einflüssen der letzten Jahrhunderte sich nicht zu entziehen gewußt hat, und zwar gerade am wenigsten auf dem Gebiete der Kunst.' Nach den Verheerungen der religiösen Erschlaffung und der Revolution möge mit dem altkirchlichen Sinn auch die altkirchliche Form bei uns wieder einziehen: steht doch die Kunst, und zwar nicht bloß die bildende, sondern auch die Kirchenmusik, mit der Liturgie in engster Verbindung und Wechselwirkung! Ja die christliche

Kunst der Vorzeit würde bald einen Triumph feiern können, wenn nur erst einmal ihre Principien zur Erkenntniß der Glieder des Clerus gekommen wären und letzterer daraufhin für dieselben einträte. Gerade die Kirche ist aber berufen, durch die Pflege des Schönen, welches nur der Abglanz des Wahren und Guten ist, wiederum Maß und Regel in das civilisirte Chaos der Gegenwart zu bringen und durch den mächtigen Hebel der Kunst auf die Geister zu wirken. Vom Clerus muß also vorzugsweise der Impuls zur Rechristianisirung der Kunst ausgehen. Zu diesem Zwecke wären bei jedem Seminare und Domkapitel Priester speciell zur Kunstkenntniß und zur Kunstübung durch Privatarbeit und Studienreisen heranzubilden, und es sollte an jenen Anstalten die christliche Kunst zu einem besondern Lehrgegenstande erhoben werden, wofür auch entsprechende Bücher und Abbildungen anzuschaffen wären. Besonders ist darauf zu achten, daß die kirchlichen Organe pietätvoll die Schätze der Vorzeit wahren und schützen. Darum soll allenthalben eine genaue Inventarisirung auf Grund von Frageformularen durchgeführt und die Anlage von Pfarrchroniken empfohlen werden. Jede Umgestaltung und Veräußerung bedürfe der bischöflichen Genehmigung. Besonders bei jeder Restaurirung möge die Regel beachtet werden, daß ‚die beste diejenige ist, welche am wenigsten in die Augen fällt, und daß es meist besser ist, nichts als zuviel zu thun'. Für diejenigen ‚Fragmente und zerstreuten Einzelheiten, denen in einem größern Ganzen eine Bestimmung nicht angewiesen werden kann', mögen Diöcesanmuseen geschaffen werden. Die vorhin dem Clerus zugewiesene Aufgabe ist besonders bei den durch das Bedürfniß gebotenen neuen Anlagen und Erwerbungen zu erfüllen, da gerade hier principienlose Stilmengerei und lügnerische Fabrikssurrogate das Gotteshaus bedrohen.

So wird endlich durch einträchtiges Zusammenwirken eine Wiedergeburt der Kunst, nicht aber der heidnischen Antike, sondern der christlich-germanischen Kunstweise erfolgen. ‚Vertrauen wir auf Gott, thue jeder, was er vermag, und der Ausgang des Kampfes kann nicht zweifelhaft sein. Multa renascentur, quae iam cecidere.'

Nach Abschluß der bedeutungsvollen Schrift über die christlich-germanische Baukunst gönnte sich Reichensperger keineswegs Ruhe; jede freie Stunde, welche er neben seiner eigentlichen Berufsstellung im Gerichtsdienste erübrigen konnte, ward von ihm ausgenutzt. ‚Da das mittelalterlich-ultramontane Gewoge nunmehr abgelaufen', heißt es in einem Briefe vom 12. October 1844 an v. Thimus, ‚und mein Artikel für die Dieringersche Zeitschrift glücklich zu Ende gebracht ist, bin ich eben daran, eine Sendung für das Domblatt fertig zu machen und dabei vor allem deine Notizen über die Oberweseler Liebfrauenkirche in Uniform zu stecken.'

Im November machte Reichensperger einen Abstecher nach Metz, wo er ‚gar mancherlei kennen lernte an Personen wie an Sachen, was einen bleibenden Eindruck zurückgelassen hat‘. ‚Auch in dieser Stadt‘, berichtet er an Steinle, ‚regen sich schöne Kräfte für die alte gute Kunst, und die herrliche Kathedrale ist in voller Mause begriffen, so daß die Federn und Haare aus der Perückenzeit sie bald nicht mehr verunstalten werden. Es gibt freilich nur einen Kölner Dom, aber die Zweige der Riesenfamilie sind auch diesem Bau in einer Art auf die Stirne geschrieben, daß der Blick ganz verschüchtert daran umherirrt.‘ [1]

Auch in den folgenden Jahren fuhr Reichensperger noch oft nach Frankreich hinüber und knüpfte mit den dortigen Gotikern und Kunstforschern freundschaftliche und wissenschaftliche Beziehungen an. 1845 nahm er an dem Congreß der archäologischen Gesellschaft Frankreichs zu Lille theil und ward hier ‚wegen seiner Verdienste um die Baukunst‘ mit einer silbernen Medaille bedacht. Im folgenden Jahre hatte er die Freude, die französischen Archäologen in Trier selbst begrüßen zu können [2].

Es waren herrliche Tage, welche Reichensperger im engsten Verkehr mit de Caumont, dem Schöpfer und ständigen Director der archäologischen Gesellschaft, verlebte. Die Gesellschaft bestimmte bei dieser Gelegenheit auf seine Anregung hin 300 Franken als Beiträge für Restaurationen von Kunstwerken Triers oder der Umgegend, und ein Drittel dieser Summe wurde zur Herstellung einer gotischen Kapelle in Neumagen, ein Drittel zu einem für die Trierer Liebfrauenkirche projectirten Farbenfenster und das letzte Drittel zur Wiederherstellung einer auf einem höchst merkwürdigen Basrelief, sogen. byzantinischen Stiles, am Trierer Neuthor früher befindlich gewesenen, im Jahre 1794 zerstörten Inschrift aus vergoldeten Metallbuchstaben den betreffenden städtischen Behörden zur Disposition gestellt. Reichenspergers Freund, der in Trier lebende Roisin, erwähnte in seiner Rede dieser Anerbietung mit der Bemerkung, daß die in solcher Art dargebotene Gabe nur als ein Zeichen der Sympathie angesehen werden möge, welche die französischen Alterthumsforscher für die ausgezeichneten Ueberreste aller Gattungen empfunden, mit denen das trierische Land vor allen andern prange. ‚Sonderbar!‘ schrieb Reichensperger, ‚während der deutsche Architektenverein sich unter anderem das nüchterne Leipzig als Congreßort ausersehen hat und den monumentalen Herrlichkeiten am Rhein und an der Mosel, den Ursitzen deutscher Art und Kunst, geflissentlich aus dem Wege geht, geschweige denn etwas durch Wort oder That

[1] Steinle und Reichensperger S. 43.

[2] Vgl. die seltene Schrift Le congrès archéologique de France à Trèves (Trèves 1846), besonders p. 13. 30 s.

für die würdige Erhaltung jener Herrlichkeiten aufbietet, kommt aus dem Franzosenlande eine Schar begeisterter Kunstfreunde zu uns, um in fremder Rede den Tribut ihrer Bewunderung am Fuße derselben darzubringen.'

In Trier war Reichensperger unterdessen dem Architekten Friedrich Wilhelm Schmidt, dem Maler Lasinsky, dem Generalvicar Müller und dem Domkapitular v. Wilmowsky näher getreten, Männern, ,die es mit der echten Kunst gut meinten'. Eine besondere Freude war ihm der Aufschwung kirchlichen Lebens in dem guten Trier. ,Die Cocytuswogen, so die hiesige Feier aufgerührt,' schrieb er an Steinle, ,sind den guten Philistern ins Gesicht gespritzt und haben einen guten Theil derselben plötzlich zu einer Art von Bewußtsein gebracht. Ich brauche nur anzuführen, daß man im Begriffe steht, eine „Heilige Rocks-Bruderschaft" zur Bildung und Unterstützung der ärmern Klassen zu bilden, daß eine mit etwa siebzig Unterschriften versehene Petition um Aufhebung des Verbotes der Münchener „Historisch-politischen Blätter" bereits an den Oberpräsidenten abgegangen ist, daß der atheistisch-communistischen Trierer Zeitung fast von der Hälfte ihrer hiesigen Abonnenten ist aufgekündigt worden, daß im Casino zu aller Welt Erstaunen plötzlich eine compact ultramontane Masse sich der directen Wahlen bemächtigt hat u. dgl. mehr. Die Rongesche Infamie und was drum und dran ist, hat nicht wenig zu dem allem mitgewirkt, wie denn überhaupt das Treiben dieses Gesindels so recht dazu geeignet ist, auch dem Blödsichtigsten die Augen zu öffnen und den Schläfern das „Wachet und betet!" in die Ohren zu rufen.'[1]

Im Frühling des Jahres 1845 ,schickte der Himmel Reichensperger eine schwere Heimsuchung'. Am 25. März starb plötzlich infolge eines Schlaganfalles sein Schwiegervater, der Notar Simon in Koblenz. Zwei Tage darauf ward Reichensperger ein Töchterchen, welches den Namen Johanna erhielt, geboren. ,Mit meiner Frau und dem Kleinen', schrieb er am 3. April an v. Thimus, ,ist bis jetzt alles nach Wunsch gegangen, und ich darf hoffen, daß erstere bald so viel Kraft erlangt haben wird, um die schreckliche Todesbotschaft, von der sie noch keine Ahnung hat, ertragen zu können. Ich zittere vor dem Tage, an welchem das Wort gesagt werden muß. Es wird bald nothwendig werden, die arme Frau durch Nachrichten über die Erkrankung ihres Vaters vorzubereiten. — Dein Urtheil über die Schrift von Görres[2]

[1] Steinle und Reichensperger S. 44. In einem nicht datirten, aber derselben Zeit angehörenden Briefe an v. Thimus heißt es: ,Der öffentliche Geist Triers gestaltet sich immer besser, dank dem heiligen Rocke, dem unheiligen Ronge und der Luxemburger Zeitung, welch letztere hier wieder an fünfzig Abonnenten gewonnen hat, während die Trierische Zeitung um hundert Abonnenten ärmer geworden ist.'

[2] Die Wallfahrt nach Trier.

unterschreibe ich von Herzen und von Kopf zugleich. Das Buch hat mich unendlich erfreut und erquickt — aber auch jene Anwandlung von Wehmuth, von welcher du schreibst, ist mir nicht fremd geblieben. Ich theile vollkommen die Ueberzeugung, daß es das hauptsächlichste Bestreben aller katholischen Rheinländer sein muß, das angestammte Wesen möglichst wieder zu beleben, zu stärken und rein zu erhalten in jeder Beziehung. Sehr gut wäre es, wenn eben der alte Görres einmal ex professo darüber zu den Rheinländern spräche, gleichsam eine Art von politischem Testament für seine nächsten Landsleute machte, damit man daran gleichwie an einer Magna Charta sich halten könnte. — Im Feuilleton der Luxemburger Zeitung habe ich das Urtheil Menzels über Görres mit einer kleinen Einleitung abdrucken lassen; gewiß wäre es sehr zu wünschen, daß insbesondere die Rhein- und Moselzeitung die letzte Schrift in etwa gründlicher bespräche. Ich kann dir nicht sagen, welchen Werth ich auf deine Freundschaft lege und wie vieles ich ihr schon verdanke. Möge sie uns noch recht lange und wo möglich immer enger vereinigen!'

Da Reichensperger die Regelung des Nachlasses seines Schwiegervaters zufiel, ward dadurch fast seine ‚ganze Thätigkeit für längere Zeit in Anspruch genommen'; trotzdem fand er noch Muße zur Vollendung seines Roritzer, zu einer Anzahl von Aufsätzen für das Domblatt sowie zu einer Neuherausgabe seiner Aufsätze über die christlich-germanische Baukunst. Im Domblatt trat er vor allem schonungslos den falschen ‚Renovationen' entgegen, während er zugleich unablässig mahnte, die noch zu uns herübergeretteten alten Kunstdenkmäler besser, als bisher geschehen, zu überwachen. ‚Die schleunigste Hilfe thut noth,' schrieb er, ‚da eine große Zahl von Monumenten in offenbarster Gefahr schwebt, die zur Zeit mit noch verhältnißmäßig geringen Opfern abgewendet werden könnte. So geht z. B. die altehrwürdige Abteikirche zu Ravengiersburg bei Simmern, deren westliche Thurmfassade zu den imposantesten, merkwürdigsten und originellsten des romanischen Baustiles gehört, wegen mangelnder Unterhaltung, insbesondere des Dachwerkes, dem Ruin mit Schnellschritten entgegen. Aus gleichem Grunde liegt bereits der ausgezeichnet schöne Kreuzgang zu Kyllburg (Kreis Bitburg) zur Hälfte in Trümmern; die Kirchen bezw. Kapellen zu Andernach, Fornich, Karden und Neumagen an der Mosel, das Bonner Münster, einige der interessantesten Kirchen Kölns (St. Marien im Capitol, St. Gereon) u. s. w. sind mehr oder weniger dem Untergange bloßgestellt, falls nicht bald kräftig eingeschritten wird. Vor etwa anderthalb Jahren machte ich auf den gefahrdrohenden Zustand eines der beiden Thürme der Johanniskirche, gegenüber der königlichen Burg Stolzenfels, aufmerksam. Die Landschaft hat durch dessen Einsturz zugleich eine ihrer charakteristischsten Zierden verloren. Und doch wäre,

wie die Art des Einsturzes darthut, derselbe so leicht abzuwenden gewesen' (Domblatt 1845, Nr. 1).

Eine ausreichende Hilfe zum Schutze der Monumente konnte nach der gewiß richtigen Ansicht Reichenspergers nur von der Staatsregierung ausgehen; ,sie muß dies auch nach Recht und Billigkeit, da die Güter, welche ursprünglich zur Unterhaltung dieser Denkmäler bestimmt waren, größtentheils dem Staatsvermögen zugewachsen sind'. Mit Schmerz sah Reichensperger, daß Frankreich, Belgien, England, ja selbst das aus so vielen Wunden blutende Spanien [1] eine ganz andere Thätigkeit für die Erhaltung der Kunstdenkmäler entwickelten als Deutschland [2]. Damit letzteres nicht länger zurückbleibe, regte er im März 1845 in Trier und Koblenz eine Petition an den rheinischen Provinciallandtag an, welche die Aufforderung enthielt, an Seine Majestät den König die Bitte zu richten, daß ,das Geeignete zur würdigen Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler der Rheinprovinz angeordnet und für eine besondere Beaufsichtigung derselben Sorge getragen werde'. Reichensperger selbst gab im Domblatt (1845, Nr. 8) praktische Winke in Bezug auf die Restauration kirchlicher Baudenkmäler. Als ,erste und hauptsächlichste Regel bei jeder Restauration' wird hier der Satz aufgestellt: so wenig und so unwahrnehmbar wie möglich zu restauriren.

Unermüdlich war Reichensperger im Studium der alten Denkmäler; seine Notiz- und Skizzenbücher zeigen, wie rastlos er bei seinen zahlreichen Ausflügen im Moselthal und in der Eifel Umschau hielt. Nichts entging seiner Aufmerksamkeit. In der Trierer Bibliothek fand er ein interessantes Steinmetzensamtprotokollbuch für die Zeit von 1670—1721; in einem Winkel des ehemaligen Zunfthauses der Trierer Steinmetzeninnung entdeckte er die Zunftlade; leider hatte der Hausbesitzer, ein Schmied, die kostbarsten Pergamente bereits zur Ausbesserung seines Blasebalges verwendet. Indessen enthielt die Lade doch noch manches Interessante, so u. a. eine Steinmetzenzunftordnung vom Jahre 1397 [3].

Auch in der Folgezeit fehlte es Reichensperger nicht an Arbeit. Das Domblatt, ,so halb und halb sein Kind', ward nach wie vor mit Aufsätzen und Mittheilungen bedacht. Das von Aschbach herausgegebene Kirchenlexikon brachte aus seiner Feder eine Reihe von kunstgeschichtlichen Artikeln. Be-

[1] Vgl. hierüber Allgem. Zeitung 1845, Nr. 57.

[2] Näheres über die Anstalten und Einrichtungen zur Erforschung und Erhaltung von Kunst- und historischen Denkmälern in dem vortrefflichen Werke des Freiherrn v. Helfert, Denkmälerpflege. Wien 1897. Vgl. Allgem. Zeitung 1897, Beil. 45.

[3] Reichensperger gab später von diesem Funde zuerst Kunde im Domblatt 1851, Nr. 75. Pfau (Das gotische Steinmetzzeichen. Leipzig 1895) kennt Reichenspergers Aufsatz nicht.

sonders viele Zeit kostete ihn der neu gegründete Borromäusverein zur Verbreitung guter Bücher[1]; journalistisch war er gleichfalls für die katholische Sache thätig. Auch hier legte er seinen Sinn für das Praktische an den Tag. Es war damals die Gründung von neuen katholischen Zeitungen in Mainz und Frankfurt im Werke. Man trug sich in dieser Hinsicht mit ‚mächtigen Phantasiestücken von großmächtigen Zeitungen à la Times‘. Der schärfste Gegner solcher Pläne war Reichensperger; es erschien ihm, wie er an Steinle schrieb, ‚viel wichtiger, den großen Massen gesunde Kost zu bereiten, als für die Gaumen der politisch-literarischen Feinschmecker zu sorgen‘[2]. In Uebereinstimmung damit heißt es in einem Briefe an v. Thimus: ‚Ueberhaupt bin ich der Ansicht, daß man in Anbetracht der Schwierigkeiten, ein Ideal zu verwirklichen, seine Ansprüche nicht zu hoch spannen darf.‘

Die Briefe an v. Thimus legen überhaupt beredtes Zeugniß ab von der ganz erstaunlichen Regsamkeit Reichenspergers und seinen so außerordentlich vielseitigen Interessen. Politik, Literatur und vor allem ‚die liebe Kunst‘ werden in denselben in buntester Reihenfolge behandelt. Manche dieser Schreiben, alle durch Herzlichkeit des Tones ausgezeichnet, sind wahre Cabinetstücke. ‚Was gäbe ich nicht darum, liebster alter Freund,‘ schreibt Reichensperger Fastnacht 1846, ‚wenn wir zusammen wären, was gäbe ich aber nicht gerade jetzt darum, wo es allerorten so erfreulich gärt und kocht (besonders die Schwabenstreiche — ictus scheinen wieder zu leuchtender Ehre kommen zu wollen) und ich im Grunde niemanden habe, mit dem ich den Stoff verarbeiten kann, ihn vielmehr ganz roh in stummer Selbstbetrachtung herunterwürgen muß! — Man spricht und schreibt so viel von unserer reellen, allem Phantastischen sich mehr und mehr entfremdenden Zeit; ich frage aber: Hat es jemals etwas Märchenhafteres gegeben als z. B. dieses Erwachen des badischen Volkes, die Vorgänge in England, das tête-à-tête des Kaiserpapstes mit dem Apostelpapste, und gar erst das evangelisch-lutherisch-calvinische Concil deutscher Nation in Berlin! Vieles andern gar nicht zu gedenken. — Um vom Allgemeinsten auf das Individuellste zurückzuspringen, so melde ich dir nunmehr, daß es uns allen recht gut geht, und daß meine Frau soeben an einem grand souper arrangirt, das morgen (Fastnachtsonntag) bei mir losgelassen werden soll, und bei welchem, so viel Mühe meine liebe Ehehälfte sich auch immer geben mag, ich doch etwas sehr schmerzlich vermissen werde, meinen dicken lieben alten Thymian nämlich und neben ihm auch noch manche andere Person aus Koblenz, in specie meinen Bruder, mit dem ich by the by auch gar mancherlei durchsprechen möchte,

---

[1] Näheres s. unten Kapitel XI.

[2] Steinle und Reichensperger S. 54—55.

was sich nicht wohl durchschreiben läßt. In einem gestern an ihn geschriebenen Briefchen habe ich ihn gebeten, doch Rath mit dir zu pflegen über eine in der Rhein- und Moselzeitung höchst solenn zu veranstaltende Ausstellung am Pranger — nebst Brandmarkung des Radicalismus und in zweiter Linie des Liberalismus von wegen der Rolle, die beide in der Leuschen Mordgeschichte übernommen haben. Wie mir scheint, ließe sich das am besten an die neuesten Ereignisse im Kanton Bern anknüpfen und an die Aussichten, welche durch den Sieg der Mordbrenner und der „Meuchelmörder des Schlafes" der „liberalen Schweiz" sich eröffnen. Mir scheint, daß diese gräßliche Lection heilsam wirken und manchen schlappen, gemüthlichen Fortschrittsmenschen und Jesuitenfeinden die Augen öffnen müsse. — So fest ich es auch vorgenommen hatte, die Kunstschreiberei wenigstens auf lange, lange Zeit an den Nagel zu hängen, so bin ich doch wieder schwach befunden worden, indem ich mich zum Mitarbeiter an dem Aschbachschen Kirchenlexikon anwerben ließ. Die Gelegenheit, den Herren Pastören etwas von der Gotik und Zugehör beizubringen, war zu verlockend.' Ueber der Kunst ward indessen die Politik nicht vergessen. Mit besonderem Interesse verfolgte Reichensperger die Wirksamkeit Montalemberts, der in jenen Tagen mit der ganzen Kraft seiner hinreißenden Beredsamkeit bei jedem Anlasse für die unveräußerlichen Rechte der katholischen Kirche und nicht minder für eine freiheitliche Entwicklung Frankreichs eintrat.

wie sollte man an der Möglichkeit der Wiedererweckung der äußerlich wie innerlich uns weit näher liegenden, wahrhaft nationalen Kunst des Mittelalters verzweifeln? ‚So ist es denn keineswegs eine fremde Sprache, die wir wieder sprechen lernen sollen.‘ ‚Diese Kunst der letzten Jahrhunderte, sie ist nicht von innen an uns gekommen, sie ist uns von außen angeflogen.‘ ‚Dadurch, daß die Kunst gelehrt, kritisch und vornehm geworden ist und dem Leben der Nation sich entfremdete, hat sie ihre schöpferische Kraft eingebüßt. Sie muß vor allem ihre Wurzeln wieder in das Herz des Volkes einsenken, sie muß populär werden im edelsten Sinne des Wortes.‘ Wir wollen, daß die Kunsttradition der mittelalterlichen, heimischen Bauhütten wieder aufgenommen und daß in ihrem Geiste, nach ihren Principien weiter gewirkt wird. Allerdings werden die entgegenstehenden Hindernisse, vor allem die Macht verjährter Vorurtheile, die Trägheit und Grundsatzlosigkeit, nicht so bald und so leicht zu überwinden sein, zumal da sich vielerlei materielle Interessen daran knüpfen. Zudem hängt die Kunst und besonders die Baukunst durch die stärksten Bande mit der Gesamtcultur zusammen, und diese ist heutzutage noch gar vielfach von dem Geiste des modernisirten Heidenthums durchdrungen. Doch macht sich nicht bloß auf dem Kunstgebiete, sondern auch in andern Culturrichtungen eine Reaction gegen jene Principien bemerkbar; so in der Literatur und in der Rechts- und Staatswissenschaft, welche gegenüber dem recipirten römischen Recht auf die alten nationalen Satzungen, Institutionen, Einrichtungen zurückgreift.

Wie soll nun die Umkehr auf dem Gebiete der Kunst ermöglicht werden? Vor allem thut eine klare Erkenntniß des normalen Zustandes des Kunstlebens überhaupt noth, sodann die Einsicht in die Natur und den Grund des eingetretenen Verfalls. Dazu bedarf es in erster Linie eines genauern Studiums des mittelalterlichen Bauwesens als bisher, nicht so sehr mit Rücksicht auf die äußere Erscheinung seiner Schöpfungen, als vielmehr in Bezug auf die darin liegenden Grundregeln und Constructionsgesetze, auf deren positivem Grunde die ganze Kunst des Mittelalters ruhte. Darum sind Messungen und geometrische Abbildungen jener Denkmäler zu fordern, zu deren Erfassen eben eine ernste Verstandesarbeit nothwendig ist, ein bloßes Hineinfühlen jedoch nicht genügt. Obwohl es an unsern Bauschulen wäre, in dieser Beziehung den ersten Impuls zu geben, so ist doch von dorther am allerwenigsten zu hoffen: gerade dort ist ‚das unselige Griechen- und Römerthum am tiefsten eingewurzelt‘. Bevor von dieser Seite sowie von den Gewerbeschulen und polytechnischen Anstalten her eine Reform unserer Kunstweise zu erwarten ist, muß dort erst alles gründlich reformirt werden. Zunächst müßte die deutsche Kunst in ihr ‚unveräußerliches Recht‘, um welches sie durch die Antike gebracht worden ist, wieder eingesetzt werden. Als prak-

tische Lehrstätten sind aus privater Initiative zu den Füßen der unvollendeten oder der Restaurirung bedürftigen mittelalterlichen Monumente immer mehr Bauhütten zu errichten, mit denen zugleich der alte Corporationsgeist und das in demselben wurzelnde Standesehrgefühl und Unabhängigkeitsbewußtsein wieder ins Leben gerufen werden soll. Ein Ansatz zu der vorgeschlagenen Selbsthilfe von unten herauf ist in den Kunst- und Alterthumsvereinen zu erblicken, wenn auch ihre Organisation und Wirksamkeit noch gar vieles zu wünschen übrig läßt. Ihr Ziel soll die genaue, praktisch verwerthbare Verzeichnung und die Erhaltung der Denkmäler der Vorzeit sein, sowie die Reform der Kunstproduction durch Herstellung enger Beziehungen zwischen Theorie und Praxis, und damit die Bildung des öffentlichen Geschmackes, kurz die Hilfe durch Rath und That auf dem ganzen Kunstgebiete überall, wo es irgend noth thut[1]. Leider entsprechen jene Organisationen, welche theils exclusiv theoretisch-wissenschaftlicher, archäologisch-historischer Natur sind, theils die verflachende Kunstfabrikation direct fördern, gegenwärtig dem vorgezeichneten Ziele wenig oder gar nicht. Dasselbe gilt von den Kunstausstellungen und den Kunstberichten der öffentlichen Blätter. Das Erforschen und Inventarisiren der Denkmäler unserer Vorzeit soll aber keineswegs bloß zum Zwecke der Herstellung von Büchern und Abbildungen geschehen, vielmehr gleichzeitig in der praktischen Absicht, die schaffende Kunst durch Vorhaltung guter Muster auf den rechten Weg, zum individuellen Kunstsinn und zur Handfertigkeit zurückzuführen. Dabei ist das Augenmerk nicht allein auf die monumentalen Kunstwerke zu richten, sondern zunächst auf die Ueberreste der bürgerlichen Architektur und des Kunsthandwerks, da die Gegenwart an dieselben am leichtesten wieder anknüpfen kann. Denn ‚es ist immer ein Beweis, daß der Kunstsinn sich aus der Gesellschaft zurückgezogen hat, wenn die Gegenstände des täglichen Lebens ohne allen ästhetischen Werth sind‘. Ja, ‚eine Nürnberger Küchenmagd des fünfzehnten Jahrhunderts hantirte an ihrem Herde mit kunstreicherem Werkzeug, als heutzutage das Boudoir einer Banquiersdame des Faubourg St. Honoré zu Paris aufzuweisen vermag‘. Hier voranzugehen, ist vor allem das Rheinland berufen, dessen Bürger schon der Localpatriotismus auf die glorreiche Vergangenheit hinführen sollte.

Allerdings ist, um in obiger Richtung Großes und Durchgreifendes zu leisten, die Beihilfe der Staatsregierung besonders durch materielle Unterstützung nothwendig. Es bietet sich hier ja ein mächtiges Vehikel zur Hebung der Volkscultur und zur Stärkung des historischen, nationalen Bewußtseins. Zur Erreichung jener Ziele müssen eine allerdings nicht bureaukratische

[1] Später betonte Reichensperger, daß das Germanische Nationalmuseum (in Nürnberg) den festen Mittelpunkt für die skizzirten Vereinsbestrebungen bilden sollte.

Thätigkeit der Organe der Staatsgewalt und das freiwillige, unabhängige Wirken der Privaten sich wechselseitig anregen und ergänzen. Als Centralpunkte sind Staatsorgane zu creiren zur planmäßigen Aufnahme und Conservirung der historischen Denkmäler und mit hinreichenden, zu sofortiger Hilfeleistung bereitstehenden Mitteln auszustatten. Ferner soll die Staatsregierung für eine bessere Vertretung der christlich-deutschen Kunst auf den Schulen und Bibliotheken sowie bei der Aufführung öffentlicher Gebäude Sorge tragen. Vermag doch die mittelalterliche Kunst mit ihrer Fügsamkeit und ihrem unendlichen Formenreichthum den höchsten Ansprüchen seitens der Staatsverwaltung wie des Privatlebens, kurz allen Forderungen der modernen Civilisation zu genügen, während sich die Antike dazu ganz unfähig erweist, ‚so bewundernswürdig das Griechenthum in seiner Kunst auch ist und so vieles bei derselben auch immer zu lernen bleibt'.

Der geeignetste Anknüpfungs- und Sammelpunkt für die gemeinsame staatliche und private Thätigkeit wäre der Ausbau des Domes zu Köln und die Förderung der Bauhütte zu seinen Füßen; von diesem ehemaligen Hauptsitze christlich-deutscher Baukunst aus sollte dieser Kunst ihr angestammtes Reich zurückerobert werden. Um zunächst wenigstens die Solidität und Gewissenhaftigkeit wieder an die Stelle der Pfuscherei zu setzen, muß von seiten der Staatsverwaltung mit dem verderblichen System der jedesmaligen Vergebung von Bauunternehmungen an den Mindestfordernden gebrochen werden.

Besonders ist der Schutz der Staatsgewalt gegen den modernen Zerstörungsvandalismus seitens der Erbauer von Straßen und Eisenbahnen, durch welche insbesondere Thore und Burgen bedroht werden, in Anspruch zu nehmen. Zur Abwehr solcher Gefahren wie überhaupt zu dem ganzen Werke der Wiederbelebung unserer Kunst bedarf es aber der Parteinahme möglichst vieler: ‚Die indolente Gleichgiltigkeit ist allenthalben der gefährlichste Feind des Rechten und Guten.' Ganz besonders sind, wie zahlreiche angeführte Beispiele lehren, solche Schutzmaßregeln und private Controlle geboten gegenüber den Baubehörden und speciell den einzelnen Gemeindeverwaltungen, welche gleichfalls nicht selten von der barbarischen Decimirungsepidemie angesteckt sind. Leider steht es auch in der Verwaltung der Kirchengemeinden in dieser Beziehung nicht am besten: ‚Wir können und dürfen es uns nicht verhehlen, daß auch der Clerus den auflösenden, verflachenden Einflüssen der letzten Jahrhunderte sich nicht zu entziehen gewußt hat, und zwar gerade am wenigsten auf dem Gebiete der Kunst.' Nach den Verheerungen der religiösen Erschlaffung und der Revolution möge mit dem altkirchlichen Sinn auch die altkirchliche Form bei uns wieder einziehen: steht doch die Kunst, und zwar nicht bloß die bildende, sondern auch die Kirchenmusik, mit der Liturgie in engster Verbindung und Wechselwirkung! Ja die christliche

Kunst der Vorzeit würde bald einen Triumph feiern können, wenn nur erst einmal ihre Principien zur Erkenntniß der Glieder des Clerus gekommen wären und letzterer daraufhin für dieselben einträte. Gerade die Kirche ist aber berufen, durch die Pflege des Schönen, welches nur der Abglanz des Wahren und Guten ist, wiederum Maß und Regel in das civilisirte Chaos der Gegenwart zu bringen und durch den mächtigen Hebel der Kunst auf die Geister zu wirken. Vom Clerus muß also vorzugsweise der Impuls zur Rechristianisirung der Kunst ausgehen. Zu diesem Zwecke wären bei jedem Seminare und Domkapitel Priester speciell zur Kunstkenntniß und zur Kunstübung durch Privatarbeit und Studienreisen heranzubilden, und es sollte an jenen Anstalten die christliche Kunst zu einem besondern Lehrgegenstande erhoben werden, wofür auch entsprechende Bücher und Abbildungen anzuschaffen wären. Besonders ist darauf zu achten, daß die kirchlichen Organe pietätvoll die Schätze der Vorzeit wahren und schützen. Darum soll allenthalben eine genaue Inventarisirung auf Grund von Frageformularen durchgeführt und die Anlage von Pfarrchroniken empfohlen werden. Jede Umgestaltung und Veräußerung bedürfe der bischöflichen Genehmigung. Besonders bei jeder Restaurirung möge die Regel beachtet werden, daß ‚die beste diejenige ist, welche am wenigsten in die Augen fällt, und daß es meist besser ist, nichts als zuviel zu thun'. Für diejenigen ‚Fragmente und zerstreuten Einzelheiten, denen in einem größern Ganzen eine Bestimmung nicht angewiesen werden kann', mögen Diöcesanmuseen geschaffen werden. Die vorhin dem Clerus zugewiesene Aufgabe ist besonders bei den durch das Bedürfniß gebotenen neuen Anlagen und Erwerbungen zu erfüllen, da gerade hier principienlose Stilmengerei und lügnerische Fabrikssurrogate das Gotteshaus bedrohen.

So wird endlich durch einträchtiges Zusammenwirken eine Wiedergeburt der Kunst, nicht aber der heidnischen Antike, sondern der christlich-germanischen Kunstweise erfolgen. ‚Vertrauen wir auf Gott, thue jeder, was er vermag, und der Ausgang des Kampfes kann nicht zweifelhaft sein. Multa renascentur, quae iam cecidere.'

Nach Abschluß der bedeutungsvollen Schrift über die christlich-germanische Baukunst gönnte sich Reichensperger keineswegs Ruhe; jede freie Stunde, welche er neben seiner eigentlichen Berufsstellung im Gerichtsdienste erübrigen konnte, ward von ihm ausgenutzt. ‚Da das mittelalterlich-ultramontane Gewoge nunmehr abgelaufen', heißt es in einem Briefe vom 12. October 1844 an v. Thimus, ‚und mein Artikel für die Dieringersche Zeitschrift glücklich zu Ende gebracht ist, bin ich eben daran, eine Sendung für das Domblatt fertig zu machen und dabei vor allem deine Notizen über die Oberweseler Liebfrauenkirche in Uniform zu stecken.'

Im November machte Reichensperger einen Abstecher nach Metz, wo er ‚gar mancherlei kennen lernte an Personen wie an Sachen, was einen bleibenden Eindruck zurückgelassen hat‘. ‚Auch in dieser Stadt‘, berichtet er an Steinle, ‚regen sich schöne Kräfte für die alte gute Kunst, und die herrliche Kathedrale ist in voller Mause begriffen, so daß die Federn und Haare aus der Perückenzeit sie bald nicht mehr verunstalten werden. Es gibt freilich nur einen Kölner Dom, aber die Zweige der Riesenfamilie sind auch diesem Bau in einer Art auf die Stirne geschrieben, daß der Blick ganz verschüchtert daran umherirrt.‘ [1]

Auch in den folgenden Jahren fuhr Reichensperger noch oft nach Frankreich hinüber und knüpfte mit den dortigen Gotikern und Kunstforschern freundschaftliche und wissenschaftliche Beziehungen an. 1845 nahm er an dem Congreß der archäologischen Gesellschaft Frankreichs zu Lille theil und ward hier ‚wegen seiner Verdienste um die Baukunst‘ mit einer silbernen Medaille bedacht. Im folgenden Jahre hatte er die Freude, die französischen Archäologen in Trier selbst begrüßen zu können [2].

Es waren herrliche Tage, welche Reichensperger im engsten Verkehr mit de Caumont, dem Schöpfer und ständigen Director der archäologischen Gesellschaft, verlebte. Die Gesellschaft bestimmte bei dieser Gelegenheit auf seine Anregung hin 300 Franken als Beiträge für Restaurationen von Kunstwerken Triers oder der Umgegend, und ein Drittel dieser Summe wurde zur Herstellung einer gotischen Kapelle in Neumagen, ein Drittel zu einem für die Trierer Liebfrauenkirche projectirten Farbenfenster und das letzte Drittel zur Wiederherstellung einer auf einem höchst merkwürdigen Basrelief, sogen. byzantinischen Stiles, am Trierer Neuthor früher befindlich gewesenen, im Jahre 1794 zerstörten Inschrift aus vergoldeten Metallbuchstaben den betreffenden städtischen Behörden zur Disposition gestellt. Reichenspergers Freund, der in Trier lebende Roisin, erwähnte in seiner Rede dieser Anerbietung mit der Bemerkung, daß die in solcher Art dargebotene Gabe nur als ein Zeichen der Sympathie angesehen werden möge, welche die französischen Alterthumsforscher für die ausgezeichneten Ueberreste aller Gattungen empfunden, mit denen das trierische Land vor allen andern prange. ‚Sonderbar!‘ schrieb Reichensperger, ‚während der deutsche Architektenverein sich unter anderem das nüchterne Leipzig als Congreßort auserſehen hat und den monumentalen Herrlichkeiten am Rhein und an der Mosel, den Ursitzen deutscher Art und Kunst, geflissentlich aus dem Wege geht, geschweige denn etwas durch Wort oder That

[1] Steinle und Reichensperger S. 43.

[2] Vgl. die seltene Schrift Le congrès archéologique de France à Trèves (Trèves 1846), besonders p. 13. 30 s.

für die würdige Erhaltung jener Herrlichkeiten aufbietet, kommt aus dem Franzosenlande eine Schar begeisterter Kunstfreunde zu uns, um in fremder Rede den Tribut ihrer Bewunderung am Fuße derselben darzubringen.'

In Trier war Reichensperger unterdessen dem Architekten Friedrich Wilhelm Schmidt, dem Maler Lasinsky, dem Generalvicar Müller und dem Domkapitular v. Wilmowsky näher getreten, Männern, ,die es mit der echten Kunst gut meinten'. Eine besondere Freude war ihm der Aufschwung kirchlichen Lebens in dem guten Trier. ,Die Cocytuswogen, so die hiesige Feier aufgerührt,' schrieb er an Steinle, ,sind den guten Philistern ins Gesicht gespritzt und haben einen guten Theil derselben plötzlich zu einer Art von Bewußtsein gebracht. Ich brauche nur anzuführen, daß man im Begriffe steht, eine „Heilige Rocks-Bruderschaft" zur Bildung und Unterstützung der ärmern Klassen zu bilden, daß eine mit etwa siebzig Unterschriften versehene Petition um Aufhebung des Verbotes der Münchener „Historisch-politischen Blätter" bereits an den Oberpräsidenten abgegangen ist, daß der atheistisch-communistischen Trierer Zeitung fast von der Hälfte ihrer hiesigen Abonnenten ist aufgekündigt worden, daß im Casino zu aller Welt Erstaunen plötzlich eine compact ultramontane Masse sich der directen Wahlen bemächtigt hat u. dgl. mehr. Die Rongesche Infamie und was drum und dran ist, hat nicht wenig zu dem allem mitgewirkt, wie denn überhaupt das Treiben dieses Gesindels so recht dazu geeignet ist, auch dem Blödsichtigsten die Augen zu öffnen und den Schläfern das „Wachet und betet!" in die Ohren zu rufen.'[1]

Im Frühling des Jahres 1845 ,schickte der Himmel Reichensperger eine schwere Heimsuchung'. Am 25. März starb plötzlich infolge eines Schlaganfalles sein Schwiegervater, der Notar Simon in Koblenz. Zwei Tage darauf ward Reichensperger ein Töchterchen, welches den Namen Johanna erhielt, geboren. ,Mit meiner Frau und dem Kleinen', schrieb er am 3. April an v. Thimus, ,ist bis jetzt alles nach Wunsch gegangen, und ich darf hoffen, daß erstere bald so viel Kraft erlangt haben wird, um die schreckliche Todesbotschaft, von der sie noch keine Ahnung hat, ertragen zu können. Ich zittere vor dem Tage, an welchem das Wort gesagt werden muß. Es wird bald nothwendig werden, die arme Frau durch Nachrichten über die Erkrankung ihres Vaters vorzubereiten. — Dein Urtheil über die Schrift von Görres[2]

---

[1] Steinle und Reichensperger S. 44. In einem nicht datirten, aber derselben Zeit angehörenden Briefe an v. Thimus heißt es: ,Der öffentliche Geist Triers gestaltet sich immer besser, dank dem heiligen Rocke, dem unheiligen Ronge und der Luxemburger Zeitung, welch letztere hier wieder an fünfzig Abonnenten gewonnen hat, während die Trierische Zeitung um hundert Abonnenten ärmer geworden ist.'

[2] Die Wallfahrt nach Trier.

unterschreibe ich von Herzen und von Kopf zugleich. Das Buch hat mich unendlich erfreut und erquickt — aber auch jene Anwandlung von Wehmuth, von welcher du schreibst, ist mir nicht fremd geblieben. Ich theile vollkommen die Ueberzeugung, daß es das hauptsächlichste Bestreben aller katholischen Rheinländer sein muß, das angestammte Wesen möglichst wieder zu beleben, zu stärken und rein zu erhalten in jeder Beziehung. Sehr gut wäre es, wenn eben der alte Görres einmal ex professo darüber zu den Rheinländern spräche, gleichsam eine Art von politischem Testament für seine nächsten Landsleute machte, damit man daran gleichwie an einer Magna Charta sich halten könnte. — Im Feuilleton der Luxemburger Zeitung habe ich das Urtheil Menzels über Görres mit einer kleinen Einleitung abdrucken lassen; gewiß wäre es sehr zu wünschen, daß insbesondere die Rhein- und Moselzeitung die letzte Schrift in etwa gründlicher bespräche. Ich kann dir nicht sagen, welchen Werth ich auf deine Freundschaft lege und wie vieles ich ihr schon verdanke. Möge sie uns noch recht lange und wo möglich immer enger vereinigen!'

Da Reichensperger die Regelung des Nachlasses seines Schwiegervaters zufiel, ward dadurch fast seine ‚ganze Thätigkeit für längere Zeit in Anspruch genommen'; trotzdem fand er noch Muße zur Vollendung seines Roritzer, zu einer Anzahl von Aufsätzen für das Domblatt sowie zu einer Neuherausgabe seiner Aufsätze über die christlich-germanische Baukunst. Im Domblatt trat er vor allem schonungslos den falschen ‚Renovationen' entgegen, während er zugleich unablässig mahnte, die noch zu uns herübergeretteten alten Kunstdenkmäler besser, als bisher geschehen, zu überwachen. ‚Die schleunigste Hilfe thut noth,' schrieb er, ‚da eine große Zahl von Monumenten in offenbarster Gefahr schwebt, die zur Zeit mit noch verhältnißmäßig geringen Opfern abgewendet werden könnte. So geht z. B. die altehrwürdige Abteikirche zu Ravengiersburg bei Simmern, deren westliche Thurmfassade zu den imposantesten, merkwürdigsten und originellsten des romanischen Baustiles gehört, wegen mangelnder Unterhaltung, insbesondere des Dachwerkes, dem Ruin mit Schnellschritten entgegen. Aus gleichem Grunde liegt bereits der ausgezeichnet schöne Kreuzgang zu Kyllburg (Kreis Bitburg) zur Hälfte in Trümmern; die Kirchen bezw. Kapellen zu Andernach, Fornich, Karden und Neumagen an der Mosel, das Bonner Münster, einige der interessantesten Kirchen Kölns (St. Marien im Capitol, St. Gereon) u. s. w. sind mehr oder weniger dem Untergange bloßgestellt, falls nicht bald kräftig eingeschritten wird. Vor etwa anderthalb Jahren machte ich auf den gefahrdrohenden Zustand eines der beiden Thürme der Johanniskirche, gegenüber der königlichen Burg Stolzenfels, aufmerksam. Die Landschaft hat durch dessen Einsturz zugleich eine ihrer charakteristischsten Zierden verloren. Und doch wäre,

wie die Art des Einsturzes darthut, derselbe so leicht abzuwenden gewesen' (Domblatt 1845, Nr. 1).

Eine ausreichende Hilfe zum Schutze der Monumente konnte nach der gewiß richtigen Ansicht Reichenspergers nur von der Staatsregierung ausgehen; ‚sie muß dies auch nach Recht und Billigkeit, da die Güter, welche ursprünglich zur Unterhaltung dieser Denkmäler bestimmt waren, größtentheils dem Staatsvermögen zugewachsen sind'. Mit Schmerz sah Reichensperger, daß Frankreich, Belgien, England, ja selbst das aus so vielen Wunden blutende Spanien [1] eine ganz andere Thätigkeit für die Erhaltung der Kunstdenkmäler entwickelten als Deutschland [2]. Damit letzteres nicht länger zurückbleibe, regte er im März 1845 in Trier und Koblenz eine Petition an den rheinischen Provinciallandtag an, welche die Aufforderung enthielt, an Seine Majestät den König die Bitte zu richten, daß ‚das Geeignete zur würdigen Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler der Rheinprovinz angeordnet und für eine besondere Beaufsichtigung derselben Sorge getragen werde'. Reichensperger selbst gab im Domblatt (1845, Nr. 8) praktische Winke in Bezug auf die Restauration kirchlicher Baudenkmäler. Als ‚erste und hauptsächlichste Regel bei jeder Restauration' wird hier der Satz aufgestellt: so wenig und so unwahrnehmbar wie möglich zu restauriren.

Unermüdlich war Reichensperger im Studium der alten Denkmäler; seine Notiz- und Skizzenbücher zeigen, wie rastlos er bei seinen zahlreichen Ausflügen im Moselthal und in der Eifel Umschau hielt. Nichts entging seiner Aufmerksamkeit. In der Trierer Bibliothek fand er ein interessantes Steinmetzensamtprotokollbuch für die Zeit von 1670—1721; in einem Winkel des ehemaligen Zunfthauses der Trierer Steinmetzeninnung entdeckte er die Zunftlade; leider hatte der Hausbesitzer, ein Schmied, die kostbarsten Pergamente bereits zur Ausbesserung seines Blasebalges verwendet. Indessen enthielt die Lade doch noch manches Interessante, so u. a. eine Steinmetzenzunftordnung vom Jahre 1397 [3].

Auch in der Folgezeit fehlte es Reichensperger nicht an Arbeit. Das Domblatt, ‚so halb und halb sein Kind', ward nach wie vor mit Aufsätzen und Mittheilungen bedacht. Das von Aschbach herausgegebene Kirchenlexikon brachte aus seiner Feder eine Reihe von kunstgeschichtlichen Artikeln. Be-

[1] Vgl. hierüber Allgem. Zeitung 1845, Nr. 57.

[2] Näheres über die Anstalten und Einrichtungen zur Erforschung und Erhaltung von Kunst- und historischen Denkmälern in dem vortrefflichen Werke des Freiherrn v. Helfert, Denkmälerpflege. Wien 1897. Vgl. Allgem. Zeitung 1897, Beil. 45.

[3] Reichensperger gab später von diesem Funde zuerst Kunde im Domblatt 1851, Nr. 75. Pfau (Das gotische Steinmetzzeichen. Leipzig 1895) kennt Reichenspergers Aufsatz nicht.

sonders viele Zeit kostete ihn der neu gegründete Borromäusverein zur Verbreitung guter Bücher [1]; journalistisch war er gleichfalls für die katholische Sache thätig. Auch hier legte er seinen Sinn für das Praktische an den Tag. Es war damals die Gründung von neuen katholischen Zeitungen in Mainz und Frankfurt im Werke. Man trug sich in dieser Hinsicht mit ‚mächtigen Phantasiestücken von großmächtigen Zeitungen à la Times'. Der schärfste Gegner solcher Pläne war Reichensperger; es erschien ihm, wie er an Steinle schrieb, ‚viel wichtiger, den großen Massen gesunde Kost zu bereiten, als für die Gaumen der politisch-literarischen Feinschmecker zu sorgen' [2]. In Uebereinstimmung damit heißt es in einem Briefe an v. Thimus: ‚Ueberhaupt bin ich der Ansicht, daß man in Anbetracht der Schwierigkeiten, ein Ideal zu verwirklichen, seine Ansprüche nicht zu hoch spannen darf.'

Die Briefe an v. Thimus legen überhaupt beredtes Zeugniß ab von der ganz erstaunlichen Regsamkeit Reichenspergers und seinen so außerordentlich vielseitigen Interessen. Politik, Literatur und vor allem ‚die liebe Kunst' werden in denselben in buntester Reihenfolge behandelt. Manche dieser Schreiben, alle durch Herzlichkeit des Tones ausgezeichnet, sind wahre Cabinetstücke. ‚Was gäbe ich nicht darum, liebster alter Freund,' schreibt Reichensperger Fastnacht 1846, ‚wenn wir zusammen wären, was gäbe ich aber nicht gerade jetzt darum, wo es allerorten so erfreulich gärt und kocht (besonders die Schwabenstreiche — ictus scheinen wieder zu leuchtender Ehre kommen zu wollen) und ich im Grunde niemanden habe, mit dem ich den Stoff verarbeiten kann, ihn vielmehr ganz roh in stummer Selbstbetrachtung herunterwürgen muß! — Man spricht und schreibt so viel von unserer reellen, allem Phantastischen sich mehr und mehr entfremdenden Zeit; ich frage aber: Hat es jemals etwas Märchenhafteres gegeben als z. B. dieses Erwachen des badischen Volkes, die Vorgänge in England, das tête-à-tête des Kaiserpapstes mit dem Apostelpapste, und gar erst das evangelisch-lutherisch-calvinische Concil deutscher Nation in Berlin! Vieles andern gar nicht zu gedenken. — Um vom Allgemeinsten auf das Individuellste zurückzuspringen, so melde ich dir nunmehr, daß es uns allen recht gut geht, und daß meine Frau soeben an einem grand souper arrangirt, das morgen (Fastnachtsonntag) bei mir losgelassen werden soll, und bei welchem, so viel Mühe meine liebe Ehehälfte sich auch immer geben mag, ich doch etwas sehr schmerzlich vermissen werde, meinen dicken lieben alten Thymian nämlich und neben ihm auch noch manche andere Person aus Koblenz, in specie meinen Bruder, mit dem ich by the by auch gar mancherlei durchsprechen möchte,

[1] Näheres s. unten Kapitel XI.

[2] Steinle und Reichensperger S. 54—55.

was sich nicht wohl durchschreiben läßt. In einem gestern an ihn geschriebenen Briefchen habe ich ihn gebeten, doch Rath mit dir zu pflegen über eine in der Rhein- und Moselzeitung höchst solenn zu veranstaltende Ausstellung am Pranger — nebst Brandmarkung des Radicalismus und in zweiter Linie des Liberalismus von wegen der Rolle, die beide in der Leuschen Mordgeschichte übernommen haben. Wie mir scheint, ließe sich das am besten an die neuesten Ereignisse im Kanton Bern anknüpfen und an die Aussichten, welche durch den Sieg der Mordbrenner und der „Meuchelmörder des Schlafes“ der „liberalen Schweiz“ sich eröffnen. Mir scheint, daß diese gräßliche Lection heilsam wirken und manchen schlappen, gemüthlichen Fortschrittsmenschen und Jesuitenfeinden die Augen öffnen müsse. — So fest ich es auch vorgenommen hatte, die Kunstschreiberei wenigstens auf lange, lange Zeit an den Nagel zu hängen, so bin ich doch wieder schwach befunden worden, indem ich mich zum Mitarbeiter an dem Aschbachschen Kirchenlexikon anwerben ließ. Die Gelegenheit, den Herren Pastören etwas von der Gotik und Zugehör beizubringen, war zu verlockend.‘ Ueber der Kunst ward indessen die Politik nicht vergessen. Mit besonderem Interesse verfolgte Reichensperger die Wirksamkeit Montalemberts, der in jenen Tagen mit der ganzen Kraft seiner hinreißenden Beredsamkeit bei jedem Anlasse für die unveräußerlichen Rechte der katholischen Kirche und nicht minder für eine freiheitliche Entwicklung Frankreichs eintrat.

V.

Reise nach England 1846. Wirken für Kunst und Alterthum der rheinischen Heimat. Förderung der katholischen Presse. Stellung zur Revolution des Jahres 1848 und Eintritt in das politische Leben.

Die Ferien im Herbste 1846 benutzte Reichensperger zu einer Reise nach England, wohin es ihn schon lange zog. Obgleich seine Zeit beschränkt war, konnte er doch nicht umhin, auf der Hinreise ‚dem Kölner Dom einen Besuch zu machen'. Er traf dort Zwirner, der ihn auf allen Leitern und Gerüsten herumführte. Er war ‚erstaunt über die Fortschritte des Baues: ein großer Theil der Umlaufgalerie unter den obersten Fenstern ist bereits errichtet, und insbesondere überrascht das Nordportal durch seine Massen und Formen'. In Belgien hielt sich Reichensperger in Brügge auf, ‚wo noch so viel gemaltes und gemeißeltes Bildwerk den süßen Duft des katholischen Mittelalters aushaucht'. ‚Kopf und Herz voll von den angenehmsten Eindrücken', bestieg er am 8. September in Ostende das Dampfboot, das ihn nach Ramsgate bringen sollte. ‚Während zwei Stunden etwa', berichtete er seiner Gemahlin, ‚hatte ich den Genuß des unbegrenzten Meerhorizontes. Meine Physiognomik leitete mich ganz rasch auf einen Engländer zu, mit dem ich fast die ganze Zeit höchst angenehm verplauderte und der mir eine Menge von interessanten Aufschlüssen und Rathschlägen gab.' ‚Die britische Weltinsel kündigte sich durch eine Unzahl umhertanzender Schiffe und Schifflein und einen dicken Nebel an, aus welch letzterem allmählich die steil abfallenden, weißgrauen Kalkfelsen auftauchten, die wie ein Gürtel die Königin der Meere rings umschließen. Bei Ramsgate flacht sich indessen das Terrain in etwas ab, um dem Hafen Platz zu machen, welcher rechts und links von Anhöhen überragt ist, auf denen großmächtige Gasthofsbauten im allerplattesten, auch in unserem Deutschland so beliebten Kasernenstile sich niedergelassen haben, seit die Modewelt die hiesigen Seebäder „fashionable" zu erklären für gut befunden hat. Der erste Anblick von Ramsgate läßt so nicht errathen, daß es der Wohnsitz desjenigen Kunstgenies sein könne, welches für die Wiederbelebung der christlichen Kunstweise des Mittelalters mehr gethan hat, als vielleicht alle gleichstrebenden Geister aller andern Länder zusammengenommen. Ich spreche von Welby Pugin, dem Erbauer der gotischen Kathedralen von London, Nottingham, Killarney, Birmingham und wenigstens noch fünfzig anderer Kirchengebäude, welche den Vergleich mit den Schöpfungen der Glanzperiode des katholischen Stiles in keiner Weise zu scheuen brauchen.'

„Mein nächstes Ziel war hierauf Canterbury, der Sitz des Primas der anglikanischen Kirche, einstmals der strahlendste Juwel der „Insel der Heiligen", die Hauptstadt von Kent, von wo aus Augustinus, der Apostel der Angelsachsen, dem durch die deutschen Eroberer verdrängten Christenthum wieder Eingang in die übrigen angelsächsischen Reiche verschaffte. Von der frühern Größe Canterburys legen noch heute seine stattlichen Mauern und Thore, vor allem aber seine riesige Kathedrale Zeugniß ab, die, wenngleich nicht durch harmonische Schönheit, so doch jedenfalls durch ihre historische und künstlerische Bedeutung unter allen ähnlichen Monumenten Englands den ersten Rang behauptet. — Wie fast alle bedeutendern englischen Kirchenbauten, so ist auch die Kathedrale zu Canterbury durch einen freien, mit Bäumen bepflanzten Platz, zu welchem an verschiedenen Seiten prachtvolle Thore führen, vom Treiben der Stadt abgeschieden, so daß eine tiefe, feierliche Stille um die geweihten Hallen herrscht, an welche der Kapitelsaal und sonstige zu kirchlichen Zwecken bestimmte Baulichkeiten oder doch Trümmer von solchen sich anlehnen. Es ist eine Gottesstadt mitten in der Weltstadt. Der Grundsatz, die Kirchen möglichst zu isoliren, ist so natürlich und liegt so nahe, daß er früherhin allerwärts und namentlich auch in Deutschland zur Anwendung kam. Dem Industrialismus und dem Finanzhunger der Corporationen sind aber natürlich die „unbenutzt" daliegenden freien Plätze ein Dorn im Auge, und sie verschwinden daher, sobald nur noch der erforderliche Grad von Gefühl- und Geschmacklosigkeit hinzutritt. Da in England die erstgenannten Elemente gewiß im höchsten Maße vorhanden sind, so scheint es dort an den letztern Elementen weit mehr zu fehlen als bei uns zu Lande, wo man ausgelacht würde, wenn man einem Stadtbaumeister mit derartigen zarten Rücksichten ankommen wollte. Leider muß ich hinzufügen, daß auch der Zustand des Innern der in Rede stehenden Kathedrale den Eindruck auf mich gemacht hat, als ob wir alle Ursache hätten, einen Vergleich zwischen dort und hier gar sehr zu scheuen. Unlängst ist eine gründliche Restauration in der Kathedrale vorgenommen worden. Wer bei uns zu Lande sich den Begriff dieses Wortes nach der Erfahrung gebildet hat, kann sich unter „Restauriren" nichts anderes denken als Herstellen von möglichst glatten Wandflächen, Wegschaffen alles dessen, was nur irgendwie die vielbelobte „Symmetrie" stört oder ein bißchen schadhaft geworden ist, insbesondere aller Grabsteine, endlich Uniformirung, Uebertünchung und Beölung von allem, was nur immer sichtbar ist. Wie schon oben angedeutet, kann ich den allgemeinen Enthusiasmus für diese deutsche Restaurationsmethode nicht theilen; selbst auf die Gefahr hin, der Anglomanie bezichtigt zu werden, wenn ich der von den Engländern befolgten, welche der unsrigen gerade entgegengesetzt ist, unbedingt den Vorzug einräume. Statt zu übertünchen, enttüncht man hier nach Möglichkeit und

verleiht dem Bildwerk durch Gold und einfache Farben ein höheres Leben; statt den Fußboden von vornen bis hinten wie einen Hausgang oder gar wie eine Börse schwarz und weiß zu platten, läßt man die alten Grabsteine und figurirten Ziegel ruhig an den Stellen liegen, welche die Vorzeit ihnen angewiesen, bessert altes Geräthe und Schnitzwerk so gut es eben gehen will aus, statt ihm die Thüre zu weisen, und affichirt überhaupt nirgendwo die Prätention, als ob wir vermöge unserer bekannten „Aufklärung" berufen wären, den Meistern des Mittelalters das Pensum zu corrigiren, und zu zerstören, was wir nicht besser machen können. Freilich darf hierbei nicht unbemerkt bleiben, daß die englischen Kirchen aus naheliegenden Gründen von dem sinnlosen Rococoplunder verschont geblieben sind, welcher auf dem Continente allerorten sich eingedrängt hat und der allerdings keinen Anspruch darauf machen kann, den im Heiligthum usurpirten Platz immerdar zu behaupten.'

‚Als ich in die Kathedrale von Canterbury trat, sang das Domkapitel in dem abgeschlossenen östlichen Theile der Kirche seinen Chor. Es war ein melancholischer, schmerzhafter Eindruck, in der vom hl. Augustinus gegründeten Kathedrale, welche das katholische Mittelalter so überaus herrlich ausgestattet hat, die Abtrünnigkeit sich breit thun und den römischen Cultus nachäffen zu sehen. Wegen des Gottesdienstes war der Chor nach englischem Brauche von dem westlichen Kirchenschiffe abgeschlossen. Letzteres ist ein überaus imposanter gotischer Bau, dreischiffig, mit netzförmig gerippten Gewölben und kräftig gegliederten, von Ringen durchschnittenen Pfeilerbündeln. Ich machte indessen hier gleich eine Wahrnehmung, welche ich durch alles, was ich später gesehen, bestätigt fand, daß nämlich die englische Gotik zwar durch Reichthum des Gliederwerks, überhaupt der Ornamentik, hoch hervorrage, daß sie jedoch, was Reinheit der Linien und Verhältnisse sowie Consequenz in der Durchführung des Grundgedankens anbelangt, sowohl hinter der französischen als der deutschen weit zurückstehe; nur die Kathedrale von Salisbury, vielleicht das reinste und einheitlichste unter allen großen mittelalterlichen Baudenkmalen Englands, bildet in dieser Beziehung eine Ausnahme. An den eben gedachten Bau schließt sich nach Osten hin der im zwölften Jahrhundert im sogenannten normännischen Stile von einem französischen Baumeister, Wilhelm von Sens, errichtete Chorbau, dessen äußerstes Ende die sogenannte „Krone des hl. Thomas" bildet, eine zirkelförmige Kapelle, welche die Stelle umfaßt, wo der hl. Thomas Becket am 29. December 1170 für seine unerschütterliche Vertheidigung der kirchlichen Rechte gegenüber den Anmaßungen der Staatsgewalt den Martyrertod am Altare starb.'

‚Die grandiose Kathedrale, deren Länge über 514 Fuß im Lichten beträgt, besitzt noch einundzwanzig große gemalte Fenster von ungewöhnlichem Kunstwerth und die prachtvollsten Grabdenkmäler, unter denen das des schwarzen

Prinzen in jeder Hinsicht als das merkwürdigste erscheint. Es ist ein Jammer, das hehre Gotteshaus, zu welchem einst Könige als Pilgrime wallfahrteten und worin der katholische Cultus seine höchste Pracht entfaltete, so leer und stumm und gleichsam wider Willen dem Abfall dienen zu sehen, der nur mühsam einen schwachen Reflex der ehemaligen Bedeutung zur Schau zu tragen vermag. Zugleich aber auch welche ernste Mahnung für Könige, Priester und Volk!'

‚Voll von tiefen, unauslöschlichen Eindrücken sagte ich der Stadt des hl. Augustin und des hl. Thomas, die allein eine Reise von fünfzig Stunden werth ist, Lebewohl und rollte erwartungsvoll gen London.'

In der Hauptstadt des britischen Weltreiches suchte Reichensperger alsbald den berühmten Architekten George Gilbert Scott auf, dem er eine Empfehlung von Zwirner überbrachte. Leider hatte Scott für den andern Tag bereits seine Abreise nach Hamburg, wo er den Bau der Nicolaikirche leitete, festgesetzt, so daß er Reichensperger nur die Westminsterabtei zeigen konnte. Er stellte ihm dagegen seinen Geschäftsführer Burlison zur Verfügung. Dieser brachte Reichensperger am andern Morgen zwei Pläne für Kunstreisen durch England und Schottland, welche Scott noch in der Nacht entworfen hatte [1].

---

[1] Vgl. Some impressions of a private member given in letters addressed to the late Dr. Augustus Reichensperger by the late A. J. Beresford Hope (London 1895) p. 30 ff. Die von Scott angegebenen Routen vermögen noch heute gute Dienste zu leisten. Die erste derselben mag deshalb hier eine Stelle finden:

1. Tag. Ab London morgens 8 Uhr von Shoreditch Station, Fahrt bis Cambridge. Ankunft 10 Uhr. Besichtigung der Kapelle von King's College, der Round Church (S. Sepulcre) und der Kapelle des Jesus-Collegs mit flüchtigem Blick auf das Trinity College (Summa Summarum: die Universität). Dem Reisenden von damals wird dann noch ein Besuch bei Mr. Sutton im Jesus-Colleg als einem Kenner kirchlicher Musik und bei Professor Willis, dem besten Kenner von Baualterthümern, empfohlen. Nachmittags Fahrt nach Ely, Besichtigung der Kathedrale, abends nach Peterborough.

2. Tag. In der Frühe Besichtigung der Peterborougher Kathedrale. Mittags nach Lincoln, wo nachmittags Besichtigung der Kathedrale, des bischöflichen Palastes und anderer Alterthümer. Der Baumeister Willson an der Kathedrale wird den Reisenden als williger und tüchtiger Cicerone empfohlen. Abends nach Hull.

3. Tag. Von Hull nach dem nahen Beverley zur Besichtigung des dortigen Münsters, eines auserlesenen Baues, der für den Abstecher reichlich entschädigen wird. Das Münster ist das vollkommenste und eleganteste in England; der östliche Theil des Innern wird besonderer Betrachtung als ausnehmend schön empfohlen, ebenso ist die Marienkirche sehenswerth. Nachmittags nach Hull und weiter nach York zur Besichtigung der Kathedrale, der Krypta in dieser und der Marienabtei.

4. Tag. Dringend wird die Reise nach Ripon empfohlen; dort flüchtiger Blick auf die Kathedrale und dann Fahrt nach der vier Meilen entfernten Fountains Abbey, der vollkommensten und ausgedehntesten unserer zerstörten Abteien, die durch ihren Anblick reichlich entschädigt. Von Ripon nach Durham und Berwick am Tweed, von

Durch Scott ward Reichensperger mit Barry, dem Erbauer des neuen Parlamentshauses, bekannt. Auch Alfred Reumont war ihm recht behilflich und verschaffte ihm Eingang zu Dingen, die sonst schwer zugänglich sind, z. B. zu dem Arsenal in Woolwich, zu den Gefängnissen von London ꝛc. Durch einen glücklichen Zufall traf Reichensperger mit Didron zusammen, der sich gleichfalls auf einer englischen Studienreise befand. Ueber seine Londoner Eindrücke berichtet Reichensperger in seinen ‚Reisebriefen‘ folgendes: ‚Einer meiner ersten Gänge galt natürlich der Paulskirche, dem St. Peter des Anglikanismus. Abgesehen einmal von dem Principe des Stiles, kann man jenem Bauwerke die Anerkennung nicht versagen, daß namentlich sein Aeußeres ein bedeutendes architektonisches Talent bekundet, und daß es sogar vor der Peterskirche, welche hier im allgemeinen als Muster diente, manches voraus hat. Bekanntlich bildete der von Bramante entworfene erste Plan für die Peterskirche einen grandiosen Kuppelbau auf einem griechischen Kreuz, und auch Michelangelo blieb diesem Grundplane im wesentlichen treu. Die einfach großartige Anlage genügte indessen dem immer mehr verwildernden Geschmacke bald nicht mehr, und Carlo Maderna fügte der Vorderseite noch ein geräumiges Langschiff bei, welches die Gesamtwirkung nothwendig beeinträchtigen mußte, indem dadurch der Mittel- und Glanzpunkt des Organismus, die unvergleichliche Kuppel, in den Hintergrund geschoben ward. Christoph Wren, der Baumeister von St. Paul, fühlte dies sehr wohl und thürmte daher seine Kuppel über dem Grundplane eines gleicharmigen Kreuzes auf, so daß dieselbe allerwärts gleich mächtig ihren Unterbau überragt, wobei ihr noch der weitere Vortheil zu statten kommt, daß sie nicht wie die Peterskirche mit den riesenhaften Verhältnissen der sie umgebenden Anlagen zu kämpfen hat. Die größte Länge von St. Paul beträgt 500, die Höhe der Kuppel 400 Fuß. Die Gesamtkosten des Baues betrugen anderthalb Millionen Pfund Sterling, und es ist als ein Curiosum zu bemerken, daß derselbe während eines Zeitraumes von 35 Jahren (von 1675 bis 1710) unter der Leitung eines Baumeisters durch einen Unternehmer aufgerichtet wurde, und daß derselbe Bischof, welcher den Grundstein legte, auch die Einweihungsfeierlichkeit beging. Man kann die Paulskirche den Markstein der großen Kathedralenperiode nennen, deren Höhepunkt vom Dom zu Köln gebildet wird. Der Geist dieses Domes war freilich schon längst verflogen, in England wie in aller Welt, nachdem man vorher der kirchlichen Tradition den Rücken gekehrt hatte.‘

wo Abstecher nach der durch Walter Scott berühmt gewordenen Abtei Melrose. Von hier nach Edinburg und Glasgow, ‚wo die beste Kathedrale Schottlands ist‘. Dann ein Ausflug in das Hochland über den Lomondsee und directe Rückfahrt von Glasgow nach London, ‚sintemal in den Fabrikstädten gar wenig zu sehen ist‘.

‚Der Haupteingang, zu welchem eine Prachttreppe führt, befindet sich auf der Westseite. Derselbe dient aber wie fast der ganze übrige Tempel nur als leeres Schaustück, und eine Nebenthüre an der Nordostseite ist in seine Function getreten. Das erste, was mir bei dem Eintritt ins Innere auffiel, war ein Maueranschlag, auf welchem die Aufforderung zu lesen war, daß man den Hut abnehmen solle (Take off your hat!). Als ich mich indessen etwas weiter umsah, fand ich die Vorsichtsmaßregel sehr am rechten Ort. Denn wahrlich, da ist nichts unter diesen Hallen zu sehen, was anzeigen könnte, daß dieselben Gott und der Andacht gewidmet seien! Nichts als leere, kalte Wände, an welche der Zopfclassicismus seine marmornen Prachtstücke angelehnt hat; nackte Victorien, Minerven, Flußgötter, Fregattenkapitäne als homerische Helden maskirt, einige Parlamentsredner und Armenväter in römische Togen verwickelt, Neptun mit dem Dreizack, tiefgebeugte Genien der Freiheit, des Vaterlandes, der Kindes- und Gattenliebe, und weiß ich was alles sonst noch, meist mit aufgelösten Haaren und Attributen in den Händen; Löwen, Palmbäume, Einhörner, Delphine sodann u. s. w. — alles über die Maßen frostig, manierirt, gedanken- und empfindungslos, sich hinschleppend in den abgedroschensten Allegorien und mythologischen Gemeinplätzen. Das ist die Sonnenhöhe, welche der Genius der Kunst erflog, nachdem die „Aufklärung" die Fesseln gesprengt, in denen das „finstere" Mittelalter ihn gefangen hatte!‘

‚Uebrigens ist das Innere auch in rein baulicher Beziehung verunglückt und hält mit dem entsprechenden Theile der Peterskirche nicht einmal entfernt einen Vergleich aus. Insbesondere sind die zwei Kuppelpfeiler durch zwei confus übereinanderliegende Bogen, zwischen welchen Bogen mit Gitterbrüstungen sich befinden, höchst unangenehm in einer das statische Gefühl förmlich verletzenden Weise gebrochen. Es erscheint diese Anordnung, welche die Continuität und Klarheit der Construction in hohem Grade beeinträchtigt, sofort als ein mißlungener Versuch, die Schwerfälligkeit der enormen Massen, welche zum Tragen der Kuppel erforderlich waren, minder augenfällig zu machen. Allenthalben fast vermißt man den sichern Tact und das feine Schönheitsgefühl der italienischen Meister, deren Affen zu werden wir uns bequemten.‘

‚Wie in der Paulskirche die bildende Kunst des siebzehnten Jahrhunderts sich gleichsam resumirt, so feiert in der Westminsterabtei und deren nächsten Umgebungen die Kunst des Mittelalters ihren Triumph, den freilich die Unbilden der Zeit und mehr noch die der „Restauratoren" nicht wenig verkümmert haben, unter welch letztern der bereits genannte Wren den traurigen Ruhm behauptet, obenan zu stehen. Schon die bloße Erwähnung der Westminsterkirche ruft einen Ideenkreis auf, der sozusagen die ganze geschichtliche Größe Englands in sich beschließt. Es ist zugleich der Kern von London,

und so lebenskräftig hat sich dieser Kern erwiesen, daß er neuerdings wieder daran ist, die Schale abzustoßen, welche die krankhafte Verkommenheit der letzten Jahrhunderte ringsherum angesetzt hat. Der Hauptbau stammt aus der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Er zeigt durch seine Formen einestheils deutlich den französisch-normannischen Ursprung des Stiles im allgemeinen, anderntheils ist aber doch auch schon deutlich die eigenthümlich englische Behandlungsweise dieses (gotischen) Stiles nicht zu verkennen. Die ganze Erscheinung ist ernster und weniger harmonisch durchgebildet als die gleichzeitigen Bauwerke der fraglichen Art in Deutschland; allein der Totaleindruck, den zu allem Glück keinerlei Tüncherei geschwächt hat, überrascht doch in hohem Grade, selbst wenn das Auge an das Beste gewöhnt ist. Auch hier ist der Chor wieder durch einen Lettner abgeschlossen, der fast in keiner englischen Kathedrale fehlt. Einen großen Theil seines Rufes verdankt dieses Münster den in ihm aufgestellten Grabdenkmälern.'

‚Und allerdings ist wohl nicht leicht eine Sammlung von Mausoleen namhaft zu machen, welche in historischer wie in ästhetischer Beziehung ein vielseitigeres Interesse darböte. Von dem Grabmale des hl. Eduard an, der mitten im Chore ruht, durch die Reihe der Könige und Königinnen hindurch, die unter ihren Prachtbaldachinen mit gefalteten Händen demüthig des Gerichtes harren, bis herab auf die gespreizten Modellstatuen des neuesten pseudoklassischen Stiles kann man hier alle Zeiten und Richtungen in charakteristischer Weise repräsentirt finden: Kemble, als Cato drapirt, und Garrick, der Roscius der englischen Bühne, fehlen nicht unter der Elite der Schön- und Starkgeister des vorigen Jahrhunderts, während das unsrige würdig durch James Watt vertreten erscheint, der seine „Unsterblichkeit" der Verbesserung der Dampfmaschinen zu danken hat. Der Stern des Jahrhunderts sitzt in so kolossaler Gestalt auf seinem Sessel in der St. Pauls-Kapelle da, daß die Gesellschaft umher wohl Veranlassung hätte, ihm die besten Worte zu geben, sich doch ja nicht zu erheben, indem er sie sonst unter den Trümmern des Gewölbes begraben würde. Kein König, kein Feldherr, kein Staatsmann, kein Genie, welcher Art und Größe immer, ist hier eines Marmorblockes von dem Umfang würdig befunden worden, wie der ist, aus welchem der Bildhauer Chantrey diesen Dampfheros hervorspringen ließ. Er herrscht nicht bloß in seiner Kapelle; er durchherrscht offenbar als eine Art olympischer Juppiter den Dom. Wenn ich mich recht erinnere, so ist er auch römisch costümirt. Zunächst wird nun wohl die Reihe an den Erfinder der Schießbaumwolle und des Schwefeläthers kommen. O Zeiten, o Sitten!'

‚Eine überschwängliche Pracht entfaltet die am östlichen Ende des Chores angebaute, mit demselben in Verbindung stehende Kapelle Heinrichs VII. Namentlich ist das vielfach gebrochene Gewölbe von einer Künstlichkeit, wie

sie die Steinmetzen keines andern Landes jemals zu stande gebracht haben, absichtlich vielleicht, indem diese überwuchernde Pracht den Keim des Verfalles in sich trägt, wenn sie nicht gar selbst schon dem entschiedenen Verfalle angehört. Dem sei indes, wie ihm wolle, jedenfalls bietet solcher Luxus der modernen Nüchternheit und künstlerischen Armseligkeit gegenüber einen wahren Hochgenuß dar. Es liegt eine Lust des Schaffens, eine Uebermacht des Gestaltungstriebes darin, wie sie nur in kräftigen, reichbegabten Naturen anzutreffen sind, die freilich oft in den Abgrund stürzen, weil sie des höhern Gesetzes, des lenkenden Zügels spotten. Besser übrigens die wild aufschießenden Auswüchse der Kraft als die moosigen der Schwäche!'

‚In der unmittelbaren Nähe der Westminsterabtei befindet sich die Westminsterhalle, vielleicht der größte ohne Beihilfe von Pfeilern und Säulen überdeckte Raum in Europa, da sie 270 Fuß lang, 74 breit und 90 hoch ist. Diese imposante Halle liefert den Beweis, wie unendlich fügsam der gotische Stil ist, von welchem viele glauben machen wollen, daß er wesentlich durch die Gewölbeconstruction bedingt und daher im ganzen genommen nur auf kirchliche Gebäude anwendbar sei. Gerade die aus künstlich zugerichtetem Balkenwerk construirte Holzdecke bildet den Hauptschmuck des Innern, indem sie mit einer fast phantastischen Eleganz die höchste Solidität und Zweckmäßigkeit verbindet. Früher diente die Halle vorzugsweise zu den Versammlungen des Parlamentes; hier bewirtete Richard II. zehntausend Gäste in den Weihnachtstagen; hier hörte später der unglückliche Karl I. sein Todesurtheil an, und in unsern Tagen widerhallte hier der Jubel der Bankette, welche bei der Krönung Georgs IV. veranstaltet wurden. Noch immer hält hier der Großkanzler von England regelmäßige Gerichtssitzungen ab. Durch eine am Südende der Halle befindliche Thüre stand dieselbe mit dem Hause der Lords in unmittelbarer Verbindung, und ringsherum zog sich ein wahres Labyrinth von Gängen, Gemächern, Galerien und Höfen, welche unter dem Namen des Westminsterpalastes zusammen begriffen den Sitz der Legislatur von Großbritannien bildeten. Alle diese Anlagen, welche den Stempel von sechs Jahrhunderten an sich trugen, wurden mit ihren unzähligen künstlerischen und historischen Schätzen in der Nacht vom 16. October 1839 ein Raub der Flammen. Der deutsche Fortschrittsphilister würde, nachdem er sich vom ersten Schrecken einigermaßen erholt, zweifelsohne einen Hochgenuß bei dem Gedanken empfunden haben, daß man nun endlich an der Stelle des mittelalterlichen Gemäuers ein wahrhaft „zeitgemäßes" Baudenkmal, etwa in echt dorischem Walhallastil, oder ein Parthenon nach dem neuesten Berlinschen Muster, oder doch wenigstens etwas „Neugermanisches" im Geiste des Oberwegbauinspectors Horn sich erheben sehen werde. Die querköpfigen Engländer, bekanntlich die unpraktischsten Leute von der Welt, dachten anders.

Sie beschlossen, an das fünfzehnte Jahrhundert wieder anzuknüpfen und allen Akademien zum Trotz ein gotisches Parlamentshaus sich aufzurichten. Der Plan des Baumeisters Barry ward angenommen, und schon ragt der neue Volkspalast in alterthümlicher Herrlichkeit an den Ufern der Themse empor und kunstreicher zugleich, als jemals ein bürgerliches Bauwerk, in diesem Stile wenigstens, entworfen worden ist. Die dem Fluß zugekehrte, an 700 Fuß lange Fassade steht bereits bis herab auf das kleinste Zierwerk fertig da und ist durch eine große Zahl Statuen von Königen, Helden und Heiligen belebt, welche aus Englands Geschichte hervorglänzen. Obgleich zu wünschen gewesen wäre, daß diese lange Vorderseite durch Vorsprünge und Brechungen noch etwas lebendiger und mannigfaltiger gestaltet worden wäre, so bildet sie auch so schon ein sehr reiches, vielfach gegliedertes Ganzes, das noch sehr bedeutend durch den Ausbau der Thürme gewinnen wird, welche überhaupt die Physiognomie des Ganzen wesentlich bedingen. Es sind nämlich drei gewaltige Thürme projectirt, von welchen der sogen. Victoriathurm eine Höhe von nicht weniger als 400 Fuß erhalten und an Reichthum mit den prachtvollsten Domthürmen wetteifern soll. Durch die besondere Güte des Baumeisters Barry erhielt ich Zutritt in das Innere des Baues sowohl als die verschiedenen Modellkammern und Werkstätten, worin ein Volk von Künstlern und Handwerkern mit unausgesetzter Thätigkeit die Gliedmaßen des Riesenkörpers zurichtet. Die für die Lords bestimmten Localitäten fand ich der Vollendung bereits sehr nahe und staunte über die Schönheit und den Reichthum des Ornamentes, insbesondere der Holzsculpturen und Metallarbeiten, welche meist nach Zeichnungen des Architekten Pugin ausgeführt sind. Man glaubt sich fast in ein Märchen versetzt, wenn man diese mittelalterliche Formenwelt, die man schon für immer begraben wähnte, sich wieder von neuem wie ein Blüthenmeer in frischestem, kräftigstem Lebenstrieb hier entfalten sieht. Wir sind begierig darauf, wie das für Berlin dem Vernehmen nach in Aussicht stehende Ständehaus dem britischen Parlamentsbaue gegenüber die deutsche Ehre wahren wird. Ohne Zweifel wird Herr Oberhofbaurat Stüler die Gotiker schon durch einen Plan zu beschämen wissen, der wahrhaft auf der „Höhe der Zeit“ steht, vielleicht gar durch einen akademischen Feenpalast aus Gußeisen?!‘

‚Was der Kölner Dom für die deutsche Baukunst werden könnte, das wird ohne allen Zweifel das Parlamentshaus für die englische — eine Hütte im echten Sinne des Wortes, aus welcher die alte Kunst neuverjüngt wie ein Phönix hervorsteigt. Schon jetzt zählt London eine nicht geringe Zahl neuer Bauten im gotischen Stil, unter welchen (abgesehen einstweilen von den kirchlichen Gebäuden) Lincoln's Inn, ein Justizgebäude mit einer Halle von 62 Fuß Länge und 32 Fuß Breite, besonders hervorragt. Es thut der

mächtigen Hauptstadt in der That aber auch noth, daß sie in architektonischer Hinsicht die bisher eingeschlagene Bahn verläßt, auf welcher, abgesehen von den Themse-Ufern und einigen wenigen Partien im Innern, sie eine Gestalt gewonnen hat, die lediglich den Eindruck eines Conglomerates aus vielen kleinern Städten und Flecken hervorbringt, so daß die Stadt nur quantitativ, aber nicht qualitativ groß erscheint. Im sogen. Westend, dem Viertel der vornehmen Welt, gibt es zwar Paläste genug; abgesehen von ihrer Ausdehnung zeichnen sich dieselben jedoch nur durch ihre Eintönigkeit und durch so und so viel Säulen aus, welche zwischen die Fensteröffnungen gestellt sind und nicht wissen, warum oder wozu. Die Themse-Ufer haben sich zum Glück noch so ziemlich von dieser geradlinigen Monotonie fernzuhalten gewußt, und retten gewissermaßen die äußere Ehre der Metropole der vereinigten Königreiche. Am traurigsten repräsentirt sich die City oder die eigentliche Altstadt. Der große Brand, welcher London im Jahre 1666 heimsuchte, hat sozusagen alles Alte zerstört; das Neue aber zeigt kaum etwas mehr als geordnete Ziegelhaufen mit einer Anzahl viereckiger Löcher darin. Unsere Stadtbaumeister würden ihr Ideal da verwirklicht finden, zumal außerdem alles noch die strengste Symmetrie zeigt und ein Haus dem andern gleicht wie ein Ei dem andern.'

‚Es gibt im Grunde zwei London, ein sonntägliches und ein werktägliches. Abgesehen davon, daß in beiden dieselben Häuser an denselben Stellen sich befinden, hat das eine mit dem andern kaum eine Aehnlichkeit, dank der zärtlichen Sorgfalt, mit welcher die sonst nichts weniger als allmächtige Polizei das religiöse Leben überwacht. Wenn man bedenkt, daß dem geschäftshungrigsten und zeitgeizigsten Volke von der Welt an einem Sonntage nicht einmal ein Brief auf der Post verabreicht wird oder einen solchen zu frankiren gestattet ist, so wird schon dies allein genügend sein, jenen Rigorismus zu charakterisiren. Auch die Eisenbahnen überherrscht der Polizei-Krummstab; bei weitem die meisten Locomotiven müssen den Sonntag mitfeiern, und selbst die wenigen, denen die Unterhaltung der nothwendigsten Communication noch gestattet ist, sind den frommen Hochtories ein Anstoß und haben schon mehr als einen heftigen Angriff im Parlamente zu bestehen gehabt. Das sprichwörtlich gewordene „lustige Altengland“ (merry Old-England) des katholischen Mittelalters ist durch das Befreiungswerk der Reformation zur Heimat der Kopfhängerei geworden und hat die Werkheiligkeit gegen die Scheinheiligkeit vertauscht. Denn es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß jene „Kirchhofsstille“ des Sonntags keineswegs ausschließlich oder auch nur vorzugsweise der Gottesverehrung zu gute kommt, wenngleich es freilich noch viel schlimmer aussehen würde, falls die Constables ihren Arm zurückzögen und der Staat auch auf diesem Gebiete das

vielbelobte System des „Gewährenlassens“ proclamiren wollte. Dank dem Gerüste, welches die Staatsgesetze errichtet und aufrecht halten, überwintert im Kerne des Volkes noch ein guter Theil der alten Frömmigkeit, Zucht und Sitte, um vielleicht noch einmal unter einer günstigern Sonne sich zu frischem, blühendem Leben zu entfalten.‘

‚Der erste Sonntag-Morgen, welchen ich in London verbrachte, führte mich in die St. Georgskapelle, auf dem rechten Themse-Ufer am London Road, eines jener armen, unscheinbaren katholischen Gotteshäuser, worin die treugebliebenen Kinder der alten Kirche sich um ihre unermüdlichen Hirten schaaren, die ihrerseits durch Demuth und Selbstverläugnung zu sühnen suchen, was ihre Vorgänger verbrochen haben, indem sie sich von der Bahn hinweg-verlocken ließen, welche der göttliche Meister durch Lehre und Beispiel ihnen vorgezeichnet hatte und in der so viele Priestergenerationen bereits gewandelt waren. Ich wurde fast zu Thränen gerührt, als ich die Gemeinde sich in glühender Andacht bis weit vor die Thüre hin drängen und keinen Platz finden sah, um die Kniee vor dem Allerheiligsten zu beugen, während die von den Vorfahren errichteten Kathedralen den abtrünnigen Enkeln dienen müssen, die nicht wissen, was sie mit denselben anfangen sollen. Ueberhaupt bietet diese St. Georgskapelle ein recht anschauliches Bild der ecclesia pressa vor der Emancipationsacte dar. Alles trägt den Charakter des Improvisirten und Ephemeren an sich, gleich als ob es darauf gerichtet wäre, über Nacht in irgend einen andern Winkel geflüchtet zu werden; die kahlen Wände, die flache Decke, die weit vorspringenden aus kunstlosen Holzgerüsten bestehenden Tribünen, kurz der ganze Bau entspricht eben nur dem dringendsten Bedürfnisse, und bloß aus einzelnen Geräthen und Ornamentstücken, wahrscheinlich Weihegeschenken frommer Wohlthäter, blickt der Geist der christlichen Kunst hervor, gleichwie ein Echo aus einer verklungenen Zeit. Trotz der Ueberfüllung der Kapelle und ihrer mangelhaften Einrichtung waltete während der Dauer des sehr feierlichen, nach uraltem Ritus abgehaltenen Hochamtes die auferbaulichste Ordnung, und die Art, wie die Gemeinde dem Dienste am Altare folgte, gab ein Verständniß der Liturgie und eine freiwillige Disciplin zu erkennen, wie sie leider selten in den Ländern zu finden sind, in denen der Katholicismus durch die Jahrhunderte sich in seinem angestammten Besitzthume zu behaupten gewußt hat.‘

Beim Besuch der Londoner Nationalgalerie bewunderte Reichensperger vor allem die Werke der italienischen Meister, allein mit Entrüstung erfüllte ihn die kunterbunte Aufstellung derselben. ‚Nur mit Wehmuth‘, schreibt er, ‚kann man die Mehrzahl dieser Kunstwerke, Schöpfungen eines gottbegeisterten Glaubens, in solcher Umgebung paradiren sehen; sie erinnern an die Spolien, die der Triumphator neben seinem Wagen einhertragen ließ, mit einem Worte: das

Ganze macht den Eindruck einer Profanation. Hier zwei Bilder von Francesco Francia, dem würdigen Nebenbuhler Peruginos, welche ein wahrhaft himmlischer Hauch durchweht, ein todter Christus nämlich auf dem Schoße seiner Mutter mit Engeln zur Seite, und sodann eine Madonna mit dem Jesuskinde, dem hl. Johannes und mehreren Heiligen; unmittelbar über diesen engelreinen Bildern eine nackte Susanna, von den drei lüsternen Alten im Bade überfallen, ein Product des nichts weniger als decenten Pinsels Caraccis, und weiter, in cynischer Nacktheit, Pan den Apollo im Flötenspiele unterrichtend; — dort wieder ein Christus unter den Schriftgelehrten, ein wahrhaft heiliges Werk von Leonardo da Vinci, darauf als Nachbar ein Adler, den unsaubern Ganymedes in die Luft tragend. Weiter neben der „Heirat nach der Mode" von Hogarth drei Apostel und demnächst eine Venus, und so fort und fort. Man sieht deutlich, wie alles nur auf einen vorübergehenden Kitzel eines noch ganz unentwickelten, oder aber eines überreizten Geschmackes abzielt, falls nicht etwa, was wir denn in favorem annehmen wollen, lediglich die Ideenlosigkeit und der bare Unverstand bei der Anordnung gewaltet haben. Das sind die Ergebnisse der „klassischen" Kunststudien und der Wirksamkeit unserer grundgelehrten Akademien! Auch die englische Kunstschule des achtzehnten Jahrhunderts ist hier durch einige ihrer „Größen" vertreten und trägt die kalte Herz- und Geistlosigkeit, jenen hohlen, unnatürlichen Idealismus zur Schau, worin zu jener Zeit die Engländer selbst die Franzosen überragten. Man begreift nicht, wie jemand den Muth haben konnte, den gewaltigen italienischen, spanischen und niederländischen Meistern einen Reynolds und West zu Nachbarn zu geben.'

‚Das Tafelstück des Trafalgarplatzes bildet eine zu Ehren Nelsons errichtete Triumphsäule, auf deren korinthischem Kapitäl der Seeheld Platz genommen hat, um mit den Wolken und den Kaminen Unterhaltung zu pflegen. Das Werk ist eine servile Nachbildung der Vendomesäule in Paris, die ihrerseits die Trajanssäule, welche die Imperatorenvergötterung in Rom aufgerichtet, sich zum Muster genommen hat. Es scheint uns nicht bloß eine Sünde gegen den guten Geschmack, sondern selbst gegen den gesunden Menschenverstand zu sein, eine Säule, deren ganzer Organismus darauf berechnet ist, eine horizontal aufliegende Masse, ein Gebälke, zu tragen, zum Piedestal für einen Menschen zu machen, welcher sich in der schwindelnden Höhe wie ein Zwerg ausnimmt und der sich zweifelsohne vor Verzweiflung über seine Lage aufs Pflaster herabstürzen würde, wenn man ihn nicht vorsorglich auf den Abakus festgeschraubt hätte. Indessen ist die Situation Nelsons auf seiner Trafalgarsäule doch noch wahrhaft beneidenswerth im Vergleiche zu dem Martyrium, welches auf einer ganz ähnlichen Triumphsäule am Eingange des St. James-Parks der Herzog von York zu bestehen verurtheilt ist. Derselbe erscheint

nämlich gespießt in einer Eisenstange, die oben um einige Fuß aus seinem Kopfe hervorragt und zugleich die Function eines Blitzableiters wahrnimmt.

‚Neben so mancher Caricatur der hellenischen Kunst besitzt London auch eine ihrer herrlichsten Hervorbringungen in den sogenannten Elgin marbles, welche die Hauptzierde des Britischen Museums (British Museum) bilden. Es werden so die Marmorsculpturen vom Parthenon zu Athen genannt, die Lord Elgin nach Großbritannien entführte und für 35000 Pfund Sterling an die Regierung verkaufte. Mit Recht hat Lord Byron den Namen Elgin ob solchen Vandalismus gebrandmarkt[1], wenngleich an der Frucht desselben sich Tausende erheben und erfreuen. Trotz ihrer trümmerhaften Erscheinung üben diese Kunstwerke einen Zauber aus, von welchem es schwer hält, sich genaue Rechenschaft zu geben. Es ist eine ganz eigenthümliche, absichtslose, naive Großartigkeit, die aus denselben hervorleuchtet; ein angeborener Adel, der gleichsam instinctmäßig in allem das Rechte trifft, unbekümmert um conventionelle Regeln und Formen; eine Leichtigkeit und Freiheit, mit strenger Würde gepaart, eine allseitige Beherrschung und Durchdringung des Stoffes durch den Geist — kurz, es trifft alles hier zusammen, was ein Kunstwerk nur immer zu einem wahrhaft klassischen zu machen geeignet ist. Und dabei verläugnet keine dieser Figuren ihre Bestimmung, ein Architekturwerk zu verzieren; keine macht sich auf Kosten der andern oder des Ganzen geltend: es sind mit einem Worte unerreichte Muster ornamentaler, architektonischer Sculptur. Die griechische Kunst zeigt sich hier im Stadium des Knospens, anmuthig schwebend zwischen hieratischer Starrheit und üppiger Entfaltung. Außer diesen Kunstwerken erster Ordnung enthält das Museum auch noch vieles andere Bemerkenswerthe, namentlich ägyptische Denkmäler, deren Material der Ewigkeit Trotz zu bieten scheint und in denen wir Glauben, Sitten, Verfassung, Sinnesart und Geschichte des merkwürdigsten und räthselhaftesten aller Völker des Alterthums gleichsam krystallisirt erblicken. Man darf wohl sagen, daß seit den Kunstleistungen der Aegypter die Technik, im engern Sinne des Wortes, kaum noch einen Schritt weiter vorwärts gethan hat.‘

Von London aus begab sich Reichensperger nach Windsor, Oxford (‚die mittelalterlichste Stadt der Welt‘) und Birmingham und von dort nach Oscott College. In der dortigen großen Bildungsanstalt (‚einer Hauptpflanzstätte des Katholicismus in England und während längerer Zeit einer besondern Zufluchtsstätte der Oxforder und sonstigen in bedrängter Lage sich befindenden Convertiten‘) ward ihm ‚gastliche Aufnahme‘ zu theil. ‚Ich fand dort‘, berichtet er, ‚den nachmaligen Erzbischof und Cardinal Wiseman

---

[1] In seinem Gedicht The cruse of Minerva.

als obersten Leiter der Anstalt und zugleich Coadjutor des Bischofs von Nottingham. Er gab mir eine Empfehlung an den besten katholischen Repräsentanten des berühmten Geschlechtes der Talbot, den Grafen Shrewsbury, mit, welcher seinen Einfluß und seine Glücksgüter, letztere mit fast verschwenderischer Großmuth, der nach jahrhundertelanger härtester Bedrängniß sich in England wieder jugendfrisch erhebenden katholischen Kirchengemeinschaft zuwendete. Als Gast des edeln Lords, von seinem mittelalterliche Strenge mit den heutigen Anforderungen des Comfort vereinigenden großartigen Schlosse Alton Towers aus, war es mir vergönnt, einen Ueberblick über nicht wenige der unter seinem Patronate von Pugin geschaffenen Bauten und Kunstwerke der verschiedensten Art zu gewinnen.' Von Alton Towers, das ‚sozusagen einen Brennpunkt der in England beginnenden christlichen Renaissance bildet', begab sich Reichensperger nach Salisbury. Den Beschluß der englischen Reise bildete ein Besuch von Worcester, Portsmouth und der Insel Wight. Hochbefriedigt schrieb Reichensperger seiner Gemahlin, daß die Fahrt ihm ‚Stoff für Jahre' geliefert.

In einem nach der Rückkehr (12. October 1846) an Steinle gerichteten Briefe kommt Reichensperger auf seine englischen Reiseeindrücke zurück. ‚Meine Erwartungen', betont er, ‚sind weit übertroffen worden. Namentlich fand ich das religiöse Leben und Streben unter den englischen Katholiken ebenso erhebend an sich als beschämend für uns Deutsche. Fast gemahnt es einen, als ob die Zeiten der ersten Blüthe des Christenthums wieder angebrochen seien. So energisch, so opfermuthig und einmüthig arbeitet die vor wenigen Jahren noch unscheinbare Minorität auf das erhabene Ziel los, die britische Insel wieder zur Insel der Heiligen zu machen. Den Mittelpunkt dieses Lebens bildet wohl das Mariencollegium zu Oscott bei Birmingham, an dessen Spitze der ebenso gelehrte als fromme und umsichtige Bischof Wiseman steht. Ich war so glücklich, zwei Tage in diesem Institute zubringen zu können und so eine nähere Einsicht in die dortige Sachlage in persönlicher wie in objectiver Hinsicht zu gewinnen.'

‚Die Conversionen ergeben sich fortwährend in großer Anzahl, und es steht zu erwarten, daß, wenn einmal der jetzt in Rom befindliche Newman in sein Geburtsland als Priester zurückgekehrt sein und gemeinschaftlich mit seinen frühern Amtsgenossen sein Wirken beginnen wird, noch weit Größeres sich in dieser Hinsicht begibt. Denn von allen Seiten her wird Newman als eines der strahlendsten Lichter unserer Zeit, insbesondere aber als ein ungewöhnliches Predigertalent anerkannt. Zugleich habe ich in England wieder den Satz aufs glänzendste bewahrheitet gefunden, daß die religiöse Kunst, namentlich die Architektur, der Reflex des religiösen Lebens ist. In einem Monat, vom 15. August bis 15. September dieses Jahres, sind nicht weniger

als sechs neue katholische Kirchen eingeweiht worden, welche sämtlich im gotischen Stile erbaut sind, wie denn überhaupt der Afterclassicismus dort in vollem Rückzuge ist. Pugin, gleichfalls ein Convertit, hat in dieser Beziehung das Unglaublichste geleistet; nicht bloß hat er zwischen vierzig und fünfzig Kirchen nebst dazugehörigen Schul-, Pfarr- und zum Theil auch noch Klostergebäuden aufgerichtet, sondern durch seine Schriften und Zeichnungen allerwärts das Leben angefacht und genährt, so daß fast kein Gefäß, ja keine Stickerei zum gottesdienstlichen Gebrauch angefertigt wird, wozu er nicht die Zeichnung geliefert hätte. Sein reichstes und schönstes Bauwerk ist unstreitig die auf Kosten des Grafen Shrewsbury errichtete Kirche zu Cheadle, die einen 200 Fuß hohen Thurm, bis zum Hahn hinauf ganz bemalt und vergoldet, besitzt. Sie kostet nicht weniger als 40 000 Pfund Sterling, worin die prachtvollsten Gewänder und Gefäße eingeschlossen sind. Vor etwa sechs Wochen wurde sie in Gegenwart von fünfzehn Bischöfen resp. Erzbischöfen eingeweiht und bildet den Gegenstand der allgemeinsten Aufmerksamkeit durch ganz England. — Shrewsbury ist eine Art König über das katholische England und überall, wo es ein katholisches Interesse gibt, mit Rath, namentlich aber auch mit That bei der Hand. Seinen Neffen und Erben, einen sehr liebenswürdigen jungen Menschen, läßt er durch einen Jesuiten aus Neapel erziehen. In Birmingham, Nottingham, Derby, London, an welchen Orten ich mich einige Zeit aufhielt, ist ein trefflicher Clerus, der nur von freiwilligen Gaben seine Existenz fristet, in freudigster, segensreichster Thätigkeit. Die Barmherzigen Schwestern siedeln sich an allen diesen Orten an und wirken ungemein wohlthätig.‘ [1]

Besondere Aufmerksamkeit schenkte Reichensperger während seiner englischen Reisen den dortigen Kunst- und Alterthumsvereinen, über welche er später im Domblatt eingehender berichtete. ‚Das den ganzen Organismus Englands, den politischen wie den socialen, durchwaltende Princip des self-government (Selbstregierung)‘, betonte er [2], ‚findet nicht weniger auf alle Vereine der in Rede stehenden Art ohne Ausnahme seine Anwendung, wenn auch die von dem einen oder andern angenommene Benennung zuweilen auf eine Abhängigkeit von der Staatsgewalt hindeuten sollte. Bei aller Achtung vor jenem Princip, dem England gewiß vorzugsweise seine Größe verdankt und dem auf unserem Continente füglich etwas mehr Geltung eingeräumt werden könnte, drängt sich doch in Bezug auf gewisse Dinge die Frage auf, ob die Engländer ihm nicht bis zum Excesse huldigen. Wenn einerseits nicht bestritten werden kann, daß die Freiheit und das mit derselben Hand in Hand gehende höhere Bewußtsein alles belebt und kräftigt, so ist es doch auch

---

[1] Steinle und Reichensperger S. 57—58. [2] Domblatt 1847, Nr. 29.

andererseits nicht minder wahr, daß die Einheit und die Dauer, zwei sich wechselweise bedingende Momente von der höchsten Wichtigkeit, nicht immer in der freien Willensbestimmung der Einzelnen eine hinreichende Gewährschaft finden und ein höherer, fester Einigungspunkt unter Umständen entschieden zum Heile gereicht. So auch müssen meines Erachtens große gelehrte Körperschaften, wollen sie weitaussehende Zwecke erreichen, gewissermaßen an der Ewigkeit des Staates oder aber der Kirche und ihren unerschöpflichen Hilfsmitteln theilnehmen, wenigstens durch irgend ein festes Band mit denselben zusammenhängen, wenngleich ein militärisches oder bureaukratisches Meistern von oben herunter, das einer jeden Bewegung sofort das Geleise vorzeichnet, ein weit bedenklicheres Extrem sein möchte als der Grundsatz des unbedingten Gewährenlassens.'

Großes Interesse wandte Reichensperger der unter dem Namen Ecclesiological Society bestehenden Vereinigung zu, welche die christliche Baukunst und alles, was mit derselben in Verbindung steht, sich als einzigen Vorwurf auserſehen hatte. ‚Namentlich', betonte er, ‚erkennt dieser Verein in der gotischen Baukunst den festen Mittelpunkt für alle Zeiten, ja für alle Kunstbestrebungen, und er geht von der Ueberzeugung aus, daß nur in ihr das Vehikel zu einer abermaligen Renaissance im echten, wahren Sinne des Wortes gefunden werden kann, sowie daß dieselbe dem Princip nach als abgeschlossen zu betrachten sei. Endlich hat diese Gesellschaft auch ethische und religiöse Zwecke proclamirt, mithin sich auch hier mit dem Schulclassicismus in Gegensatz gestellt, dem es bekanntlich nur um das Wissen und Denken zu thun ist. Ja in religiöser Beziehung hat der Verein sich dermaßen der Positivität ergeben, daß er alle Nichtanglikaner schlechthin aus seiner Mitte ausschließt, so daß es einmal einen förmlichen Sturm gegen den Vorstand absetzte, als es in den Zeitungen verlautete, der Graf Montalembert sei zum correspondirenden Mitglied ernannt worden. Nicht weniger als elf hochkirchliche Bischöfe, eine Unzahl von Dechanten und Erzdiakonen ungerechnet, stehen übrigens unter dem Titel von „Patronen" (Patrons) Schildwache vor der Rechtgläubigkeit der Gesellschaft. Dem sei nun, wie ihm wolle, die Wirksamkeit des Vereins kann nicht anders denn als eine höchst segensreiche und fruchtbringende bezeichnet werden, wie solches leicht aus dem im Jahre 1846 von der Gesellschaft erstatteten Berichte, welcher die Resultate ihrer bisherigen Bestrebungen kurz zusammenstellt, zu entnehmen ist. Durch populäre Abhandlungen über die verschiedenen Zweige der kirchlichen Kunst, über Restauration, Ausstattung und Anlage von gottesdienstlichen Gebäuden, durch Abbildungen ausgezeichneter Werke und Monographien über dieselben, vom kolossalsten Bauwerke an bis herab zu den unbedeutendsten Kirchengeräthschaften, durch Erhaltung und Herstellung bedrohter oder ver-

unstalteter Denkmäler (wie z. B. des so höchst interessanten Baptisteriums in Cambridge, der sogen. Tempelkirche), endlich durch Geldunterstützungen zu neuen Kirchenbauten (unter der Bedingung jedoch nur, daß auch seine Rathschläge gehört werden) und Lieferung von Entwürfen hat der Verein während seines achtjährigen Bestehens der höhern Kunst vielleicht mehr Dienste geleistet als die andern Vereine zusammengenommen, und was noch mehr ist, eine Geschmacksrichtung und Kräfte geweckt, welche dieser Kunst zugleich eine Zukunft sichern. Während bei uns zu Lande die gelehrten Architekten nicht fertig werden, zu demonstriren, daß die gotische Baukunst nun einmal für das neunzehnte Jahrhundert und die heutigen Bedürfnisse nicht passe und genüge, sieht eben dieses Jahrhundert in England (wo man bekanntlich sich mindestens ebensogut auf Zweckmäßigkeit und Comfort versteht wie unter unsern Akademikern und Architekten) ein gotisches Bauwerk nach dem andern, eines stattlicher als das andere, erstehen, und wohl ein Dutzend der ausgezeichnetsten englischen Baumeister würden einem ins Gesicht lachen, wenn man ihnen zumuthen wollte, im christlichen England heidnisch-griechisch zu bauen. Wie aus der Dichtkunst längst schon der Olymp sich hat fortflüchten müssen, so müssen sich in England auch die klassischen Säulenordnungen allmählich bequemen, denselben Weg zu wandern. In Deutschland erwarten wir unterdessen das goldene Zeitalter der Architektur von der Herrschaft des — Eisens!‘

Nach seiner Rückkehr aus dem geräuschvollen England empfand Reichensperger wieder um so wohlthuender die friedliche Ruhe in dem ‚fern von den Völkerheerstraßen an dem stillen, idyllischen Moselgestade gelegenen, auf allen Seiten von Bergen umschlossenen Trier‘. Wie früher, so zogen ihn auch jetzt die großen geschichtlichen Erinnerungen und die herrlichen Bauwerke mächtig an. ‚In den Mauern dieser Stadt war es,‘ so schrieb er, ‚wo der hl. Ambrosius das Licht erblickte und wo der hl. Hieronymus seine unsterblichen Werke schrieb, wo die hll. Athanasius, Augustinus, Bernardus, Martinus weilten und wirkten; hier wurden Synoden von hoher Wichtigkeit abgehalten, hier die für den Christen verehrungswürdigsten Reliquien geborgen; hier floß das Blut der Martyrer in Strömen, die Saat befruchtend, welche die göttliche Hand in die Wüste gestreut hatte.‘ Neben den Denkmälern des Mittelalters interessirte sich Reichensperger auch lebhaft für die in Trier befindlichen großartigen Reste der Römerzeit, deren ungewöhnliche kunstgeschichtliche Bedeutung er in einem Aufsatze des Domblattes betonte.

Zu besonderer Freude gereichte es ihm, daß in Trier sich die bischöfliche Behörde der gefährdeten kirchlichen Kunstgegenstände eifrig annahm, um so mehr, als er im allgemeinen die schmerzliche Wahrnehmung gemacht hatte, daß der Clerus jener Zeit gegenüber den seiner Obhut anvertrauten Schöpfungen der Vorzeit

vielfach seine Pflicht nicht erfüllte. Mit Betrübniß hatte er in nächster Nähe seines Wohnortes gesehen, ‚wie kunstreiche alte Bauwerke ohne alle Noth aus dem Wege geräumt oder doch durch sogen. Restaurationen verunstaltet wurden, wie treffliches Kirchengeräthe mit modernem, stil- und charakterlosem vertauscht oder gar ohne weiteres zu Geld gemacht wurde, wie bald durch Vernachlässigung, bald durch einen irregeleiteten Verschönerungstrieb heute hier, morgen dort ein Glied aus der Kette der historischen Denkmäler verschwand‘. ‚Wenn schon jeder Freund des Wahren und Schönen berufen ist,‘ mahnte Reichensperger, ‚solchen Uebelständen hemmend oder rathend entgegenzutreten, so ist dieses für den Clerus hinsichtlich der seiner besondern Obhut anvertrauten Kunstgegenstände die heiligste Pflicht. Haben die Zeitverhältnisse sich dermalen so gestaltet, daß er nicht mehr wie ehedem, wenigstens nicht mehr im gleichen Maße, schaffend das Kunstgebiet erweitert, so muß er um so mehr auf das Erhalten alles dessen sein Augenmerk richten, was unter günstigen Verhältnissen theilweise unmittelbar durch seine Vorgänger im Hirtenamte Großes und Schönes hervorgebracht worden ist.‘

Gedanken dieser Art kamen in einem Rundschreiben des Generalvicars Müller (des spätern Bischofs von Münster) vom 7. August 1846 an sämtliche Pfarrer des Trierer Bisthums zum Ausdruck. Dasselbe machte die Restauration von Kirchen und kirchlichen Gegenständen sowie Neubauten von der Genehmigung der bischöflichen Behörde abhängig und verbot jede eigenmächtige Veräußerung und Umarbeitung von Kunstgegenständen sowie das Abbrechen von Kirchen, Kapellen, Heiligenhäuschen und Bildstöcken. Dem Rundschreiben war ein Fragebogen beigegeben, auf welchem der Pfarrer ein vollständiges Inventar der seiner Obhut anvertrauten Kunstgegenstände aufzuzeichnen hatte. Reichensperger nahm von dieser bereits von allen Bischöfen Frankreichs zur Anwendung gebrachten Einrichtung Veranlassung, im Domblatt zu betonen, wie außerordentlich ‚wünschenswerth es sei, daß die Staatsregierung in Verbindung mit Vereinen von Kunstfreunden es sich angelegen sein ließe, auch den Gegenständen der profanen Kunst in ähnlicher Weise zu Hilfe zu kommen oder doch wenigstens ihr Vorhandensein zu constatiren‘. Seine Stellung als Instructionsrichter benutzte Reichensperger, um zugleich die Alterthümer des Trierer Landes zu studiren. Ueber seine Wahrnehmungen berichtete er eingehend seinem Freunde v. Thimus, mit dem er auch sonst die wichtigern Zeitereignisse besprach.

‚Vorgestern‘, heißt es in einem Briefe vom 22. April 1847 an den genannten Freund, ‚hat mich Steinle wieder verlassen, nachdem er zehn Tage hier zugebracht hatte. Wie oft habe ich dich zu uns herbeigewünscht! Dietz hatte wohl recht, wenn er Steinle, als er ihn noch nicht kannte, mir als einen „heiligmäßigen“ Mann anpries, obgleich ein Pietist ihn zweifellos gott-

los finden würde von wegen seiner Frische, Heiterkeit und Lebenslust. Wir haben trotz des miserabeln Wetters frohe Tage miteinander verlebt. Ich habe zwar viel Umgang hier, aber im Grunde keinen intimen; Martinengo ist mir noch von allen der Liebste. Nichtsdestoweniger fühle ich mich recht behaglich, ja glücklich, besonders seit ich die Sitzungen mit dem Instructionsamt vertauscht habe. Mein amtliches Leben ist, unter uns gesagt, in der That ein wahres Schlaraffenleben, und ich glaube, daß mein Hirn bald zu Mist werden würde, wenn ich es nicht dann und wann mit einigen extraordinariis fütterte.'

‚Was soll ich zu den Staatsactionen sagen, die im Süden und Norden wahrlich nicht zu unserer Belustigung aufgeführt werden? Im wesentlichen schließe ich mich dem von dir abgegebenen Votum an. Ungefähr im gleichen Sinne, aber wohl aus andern Gründen, hat auch das „Journal des Débats" die königlichen Expectorationen [1] in seiner letzten Nummer beurtheilt und dabei recht viel Malice aufgehen lassen, als z. B.: man habe deutlich wahrnehmen können, daß der König unter dem Autor gestanden ꝛc. Der Deputirte Mohr hat von Berlin gemeldet, daß die Thronrede eine sehr traurige Stimmung allerwärts hervorgerufen hat. Uebrigens erscheint mir der König als Mensch dadurch noch immer respectabler, und ich wünschte, er hätte dem Gelüste widerstanden, das schwanke Seil zu besteigen, auf dem wir ihn balanciren sehen. Gott möge alles zum Besten wenden. „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen" — wie edel gedacht und gesprochen! Sobald man aber an die große Mehrzahl der Prinzen denkt, wird's einem dabei zu Muthe, als wenn man an die Majorität der Leithämmel denkt, in deren Händen das „biedere, treue Volk" sich befindet. Und nun erst der bayerische Skandal! [2] Da plagen sich die armen Conservativen im Schweiße ihres Angesichtes ab, um die Monarchie gegenüber dem Demagogengewühle zu schirmen und in Ehren zu halten, die Monarchen aber — —!'

‚Unterdessen ist denn auch ein Wechsel in der Redaction der „Rhein- und Moselzeitung" vor sich gegangen, und zwar meiner vollen Ueberzeugung nach sehr zu ihrem Vortheile. Ich habe auf den neuen Redacteur, Dr. Rottels, aufmerksam gemacht.'

‚Der Beifall, den du meinen Plaudereien über England schenkst, thut mir wohl und ermuntert mich zu weitern. Es ist entsetzlich, wie auf dem Gebiete der Reisebeschreibung und der Ethnographie die Katholiken sozusagen gänzlich auf das Wort verzichtet haben.'

---

[1] Gemeint ist die Thronrede Friedrich Wilhelms IV. bei Eröffnung des vereinigten Landtages am 11. April; s. Treitschke, Deutsche Geschichte V, 619 f.

[2] Lola Montez.

‚In Boppard sind vor kurzem in der Karmeliterkirche Wandmalereien aus dem fünfzehnten Jahrhundert unter der Tünche wieder zum Vorschein gekommen; ich habe mir sie genau angesehen und ein Artikelchen für das „Domblatt" darüber gemacht. Einen andern, größern Artikel über die Deckengemälde zu Brauweiler habe ich an die „Jahrbücher des Bonner Vereins" geschickt.'

Die Erklärung, welche Reichensperger dem hochwichtigen Denkmale romanischer Malerei zu Brauweiler widmete, zeigte, daß dasselbe ein harmonisches Ganzes ist und daß der Brief des hl. Paulus an die Hebräer allen dortigen Bildern zu Grunde liegt. Seine scharfsinnigen Ausführungen fanden auch über Deutschland hinaus verdiente Anerkennung[1]. Er hatte den Aufsatz auch dem Grafen Montalembert zugesandt. In seinem Antwortschreiben spendete der Graf dem Erklärer der Fresken verdientes Lob, indem er hinzufügte: ‚Fahren Sie fort mit Ihren schönen und friedlichen Studien. Ich sehne mich oft nach der Zeit, in der ich mich denselben ganz widmen konnte. Mögen diese Studien Ihnen jenen Frieden und jene Freude geben, welche so selten sind in diesem Leben, wie es die moderne Barbarei nun einmal geschaffen hat.'

Im Herbst kam Bruder Peter für acht Tage nach Trier. August stellte ihm alsbald zwei neue Freunde vor: die Regierungsräthe Zernentsch und Volk. Ersterer, ein eifriger Katholik, war Reichenspergers Hausgenosse; letzterer noch Protestant, aber ‚ganz im Genre von Hurter vor dessen Uebertritt'. Reichensperger erlebte später (1855) die Freude, daß Volk, der unter dem Namen Ludwig Clarus eine sehr segensreiche Thätigkeit als Schriftsteller entfaltete, zur Kirche zurückkehrte.

Während ihres Zusammenseins ‚kochten' die Brüder Reichensperger ‚eine Petition an den König um eine Wahlreform' aus, welche nur von Beamten und studirten Leuten unterschrieben werden sollte. ‚Diese alle sind nämlich politisch mundtodt und müssen sich von den hohlsten Schwätzern bongré malgré repräsentiren lassen.'[2] ‚Ich überzeuge mich immer mehr,' schrieb Reichensperger am 9. October an v. Thimus, den er wegen des Schriftstückes zu Rathe zog, daß ‚etwas geschehen muß, und zwar etwas Derartiges, wenn das Unkraut nicht allen Rest von guter Aussaat überwuchern soll. — Für das Werk von Hurter muß ich dir nochmals danken; je mehr ich mich hinein bohre, desto dünner erscheinen mir die Schatten und desto strahlender die Lichter. Könnte man es doch nur mit Gewalt jener Klasse von indifferentistischen Wetterfahnen eintrichtern, die durch ihre Passivität fast mehr verderben als die Grundschlechten durch ihr Thun. — Ramboux befindet sich augenblicklich hier. Er hat mir so halb versprochen, nunmehr ernstlich

---

[1] Vgl. Journal de la Haye vom 6. November 1847.

[2] Steinle und Reichensperger S. 64, vgl. S. 66.

an die Herausgabe seiner italienischen Kunstherrlichkeiten kleinern Kalibers zu gehen. — Loben muß ich dich, daß du den „berüchtigten" Nabler aufgesucht hast. Seitdem habe ich von ihm einen Brief erhalten, worin deiner bestens gedacht ist. Es hält allerdings schwer, einen Radicalen-Fresser sich so vorzustellen. Hoffentlich wird H. Rottels seine Feder acquiriren, letzterer dann aber auch seine Bocksprünge in etwa moderiren, indem eine „ultramontane" Zeitung doch immer in etwa „gesetzt" auftreten muß. — Unterdessen habe ich wieder eine Criminalexcursion mit Bitburg als Hauptquartier gemacht und hier Gelegenheit gefunden, mit den officiellen Architekten eine Lanze zu brechen. Mein Zweck ist vollkommen erreicht. — A propos: mit meinen alten Moselthürmen scheine ich einen brillanten Triumph davontragen zu sollen. Man hatte vor wenigen Tagen eben Hand an dieselben gelegt, als eine königliche Ordre eintraf (auf Veranlassung Quasts, dem ich die Sache speciell hier empfahl), ihnen das Leben zu lassen. Vale faveque!'

‚Die Schweizer Geschichten', äußert sich Reichensperger in einem Briefe vom 8. December 1847 an Thimus, ‚können einen schon für sich allein aus den Angeln heben, zumal man den Gedanken nicht los werden kann, daß die Sonderbündler nicht ihren Reden gemäß gehandelt, d. h. dreingeschlagen haben. Dann und wann beschleicht mich der Gedanke, als ob vielleicht die nächste Generation schon sich darauf gefaßt halten könnte, soweit sie noch wahrhaft katholisch bleiben will, die Rolle zu spielen, in welcher zur Zeit die strenggläubigen Juden auftreten. Du siehst, mein Optimismus ist gewaltig in die Brüche gerathen, und war der von der „Kölnischen Zeitung" gestern veröffentlichte Brief nichts weniger als geeignet, ihn wieder zu heben. Es gemahnt mich, als ob ein zweiter Lamennais aus diesem Gioberti binnen kurzem hervorgehen würde. Mit welcher widerlichen Sophistik deutelt und distinguirt er die klaren Worte des Papstes hinweg und schlägt die Drueys, Ochsenbeins, Rogers, Fazys [1] zu Rittern der katholischen Kirche!! — Dein letzter Aufsatz über Belgien ist ganz vortrefflich. Wenn der Staar, den man operiren soll, nur kein schwarzer wäre! — Obige Verzweiflungs-Expectorationen muß ich indes doch bitten, nicht à la lettre zu nehmen; muthlos macht mich wenigstens jene trübe Ansicht von der Gestaltung der Dinge nicht, und ich bedenke denn auch wohl dann und wann, daß schon schlimmere Katastrophen zum Guten ausgeschlagen sind.'

‚Mein Bruder macht mir meine antiquarisch-ästhetischen Studien und Arbeiten zum Vorwurf und legt ein förmliches Inhibitorium ein, während er doch zu gleicher Zeit der Liebhaberei durch eine Anzahl Bilder, so er mir geschickt hat, neuen Nahrungsstoff vorwirft. Danke ihm für letztere herz-

[1] Die Genannten sind radicale Schweizer, zum Theil Freischarenführer.

lich in meinem Namen und suche ihm begreiflich zu machen, daß es der Wege mehrere nach Rom gibt und daß die Kirche, in ihren größten Zeiten wenigstens, stets der Ansicht war, daß gerade die Kunst vorzugsweise zum Ausdruck der hohen Wahrheiten sich eigne. Wie manchem ist überdies nur von dieser Seite beizukommen! Uebrigens geht aber auch keineswegs meine ganze Thätigkeit darin auf, und ich meine doch auch wohl schon rechts und links ausgefahren zu sein. In der letzten Zeit hatte ich drei größere Artikel (insbesondere den Artikel Kathedrale) für das Kirchenlexikon auszuarbeiten, viele Briefe zu schreiben, in welcher Hinsicht es einmal mein festes System ist, nie eine nur halbwegs lohnende Correspondenz abzubrechen; endlich habe ich auch den Wünschen von Michelis und Nadler zu entsprechen, über deren sehr weit auseinander liegende Bücher Anzeigen für die „Zeitschwingen" resp. das Monatsblatt des Borromäusvereins gemacht, abgesehen von vielen sonstigen Kleinigkeiten. Was den letztgedachten Verein betrifft, so lebe ich der innigsten Ueberzeugung, daß er vor allem zu pflegen und zu beleben ist, wenn der Katholicismus in Rheinland und Westfalen einig, bewußt und organisirt werden soll[1]. Auch im höchsten Interesse der „Rhein- und Moselzeitung" ist es nöthig, den Borromäusverein zu pflegen, indem es eines längern Hebels, als die Zeitung selbst ist, bedarf, um die träge Masse für die Zeitung in Bewegung zu setzen.'

‚In der letzten Zeit', heißt es in einem Briefe Reichenspergers an v. Thimus vom 2. Januar 1848, ‚habe ich es doch mehrfach empfunden, wie wünschenswerth es wäre, daß uns keine so weite Entfernung trennte. Was hätten wir nicht alles miteinander zu beklagen, zu besprechen und auszuhecken gehabt, du, mein Bruder und meine Wenigkeit! So sitze ich hier, fast ohne alle Anregung in meiner unmittelbaren Nähe, während aus der Ferne fast zu vielerlei auf mich einwirkt, so daß es mir oft keine geringe Mühe kostet, meinen Schwerpunkt zu finden resp. zu behaupten.'

‚Dem Wunsche meines Bruders und dem deinigen zu entsprechen, habe ich gleich nach meiner letzten Eifelexpedition nach Köln geschrieben, um dort für das Zeitungsproject zu werben oder doch das Terrain und die Aussichten für ein solches kennen zu lernen. Sobald mir eine Antwort zugeht, werde ich darüber berichten. In Köln fehlen leider einige beherzte Leiter, die Einsicht und Willenskraft zugleich haben, wie sie ein etwas ins Weite gehender Plan erfordert. Und dann der leidige Indifferentismus unter den Gutgesinnten, die nur Duldung für das Schlechte zu haben scheinen, für das Gute aber keine Hand aufheben, weil es nicht das Beste ist! Der Haupt-

[1] Näheres über die Thätigkeit Reichenspergers für den Borromäusverein später im Kapitel XI.

halten liegt übrigens wohl in dem Mangel eines Redacteurs für ein katholisches Blatt im großen Stil. Junkmann ist, wie mir Clemens schreibt, fest entschlossen, nach Münster ins Seminar zu gehen, um Priester zu werden, was denn auch der Grund ist, warum das Aachener Project nicht voran geht. Hennes ist zu bequem und eigen, auch nicht disponibel, wie ich glaube; Riffel wäre wohl noch der Wünschenswertheste, aber der „Apologet des Jesuitismus" Redacteur einer Zeitung in Preußisch-Köln! Keinesfalls dürfte er vor Erlangung der Concession genannt werden. Doch das alles sind leider nur quaestiones de lana caprina. Wenn doch der ehrliche Rottels etwas traitabler wäre! Einstweilen ist indes die „Rhein- und Moselzeitung" noch unser einziger Halt.'

An demselben 2. Februar schrieb v. Thimus an Reichensperger, um ‚den eigenen Schmerz über den Verlust unseres ewig großen Görres' mit dem seines Freundes zu vereinigen. ‚Welcher herbere Schlag konnte nach O'Connells Tod die katholische Sache treffen? Auf wen sollen wir künftig in Tagen der Bedrängniß hinschauen? Welche Triumphe, welche — ich möchte sagen — seligen Stunden der Begeisterung, der erhebendsten Anregung haben wir so oft diesem Genius zu danken gehabt! Wie oft erquickte man sich in der Erinnerung an die Stunden, die einem einmal (wenn auch noch so vorübergehend) vergönnt gewesen ist in der Nähe dieses Mannes zu verleben! Man wußte sich gewissermaßen reich durch ein beneidenswerthes Besitzthum, ihn nur in der Ferne noch rüstig und frisch unter den Lebendigen zu wissen. Künftig richten sich also die Blicke vergeblich nach München! Der Helfer in der Noth, der von dort aus in entscheidenden Augenblicken uns erstand, wird künftig vergeblich ersehnt werden! Auch hier, wie in so vielen andern Dingen, die täglich überwältigender über uns hereinbrechen, müßte man also verzweifeln, wäre Verzweiflung erlaubt und Gottes Schutz und Hilfe irgend an irdische Bedingungen gebunden. Lasaulx' haben Briefe von Ernst Lasaulx bekommen, der in den letzten acht Tagen nicht von Görres' Bett weggekommen ist, welche die rührendsten Umstände berichten über die Art und Weise, wie in diesen letzten Lebenstagen der tiefste, innigste Glaube, die ergebungsvollste Frömmigkeit und die ganze Größe des Mannes sich in wahrhaft verklärter Weise gezeigt hat. Seine Leiden sind sehr groß gewesen; er hat dieselben mit der vollkommensten Geduld, Sanftmuth und Heiterkeit getragen. Seine prophetische Sehergabe hat ihn auch auf dem Todbette nicht verlassen. Den Seinigen und den ihn umgebenden Freunden hat er wie ein begeisterter Seher zugeredet und eine Menge der ergreifendsten Aussprüche über die muthmaßlichen Schicksale unserer nächsten Zukunft gethan.'[1]

[1] Der weitere Inhalt des Briefes v. Thimus' handelt von dem oben erwähnten Zeitungsproject.

Der Eifer der Freunde für die Förderung der katholischen Presse hing zusammen mit der Haltung der nicht katholischen Blätter anläßlich der Schweizer Wirren. Bei dieser Gelegenheit hatte sich gezeigt, wie Reichensperger im November 1847 an Steinle schrieb, ‚auf welcher Stufe der Entwürdigung unsere liberale Journalistik und die Masse des Lesepöbels bereits angekommen ist. Hätte ich doch eine Legion in meiner Faust und einen Artilleriepark in meiner Tasche! So aber kann ich nichts als hoffen und beten und ohnmächtige Fäuste machen. Wenn die Ochsenbeinsche Rotte siegt, dank ihrem schrecklichen Zahlenübergewicht, so wird dem Radicalismus dermaßen der Kamm schwellen, daß man auch in unserem lieben Deutschland sich den Schnurrbart kann wachsen lassen und sein Schlafzimmer wohl verschließen muß. Dann werden unsere stumpfsinnigen Philister, die jetzt mit Wohlbehagen den liberalen Phrasenschaum von der Schnauze herablecken und gegen die „Jesuiten" losdonnern helfen, plötzlich schiefe Gesichter schneiden und, wenn es zu spät ist, denken: Wer hätte das denken sollen!‘[1]

Diese wie andere Briefe aus jener Zeit zeigen, daß Reichensperger gleichsam ein Vorgefühl von dem heraufziehenden Sturme hatte. Als die Revolution eintrat, war er dennoch einigermaßen überrascht. ‚Was hat sich nicht alles‘, beginnt ein Brief an v. Thimus vom 3. März 1848, ‚zwischen deinem letzten Schreiben und dieser durch allerhand Zufälligkeiten etwas verspäteten Antwort begeben! Wie ein Bergsturz ist das Pariser Ereigniß in die Geschichte gefallen, und es ist noch nicht zu übersehen, was es alles verschüttet hat, geschweige denn, was auf der neuen Oberfläche wachsen wird! „Betet für die Völker!" sagte der alte Görres auf dem Todtenbette, sein Seherauge in die Zukunft richtend. Und wahrlich, man hat Grund, zu beten, wenn man nur dazu kommen könnte vor Aufregung und Staunen, vor Hoffen und Fürchten! Die Ereignisse entschwinden einem unter dem Auge und unter der Feder, und man findet kaum noch irgend einen festen Punkt, wohin man den Fuß setzen könnte, um sich einmal wieder zu orientiren. Gestern hatte ich einen Artikel für die „Rhein- und Moselzeitung" über die Constellation des Augenblickes fertig gemacht, heute habe ich ihn wieder in den Papierkorb geworfen, nachdem ich die neuesten Zeitungen, insbesondere die französischen, über die Haltung hervorragender Katholiken (Montalembert, Lacordaire, der Erzbischof) in Paris gelesen und zugleich die Widerlegung der Nachricht der „Rhein- und Moselzeitung", daß die Todesstrafe jedem gedroht sei, der gegen die „provisorische" Republik irgendwie operire. Die Besoldung der Nationalgarden-Hefe ist schon recht gut (wohl durch meinen Bruder?) in der „Rhein- und Moselzeitung" ins Licht gestellt.‘

[1] Steinle und Reichensperger S. 66.

‚Das beste wird wohl sein, sich möglichst hoch, d. h. auf den katholischen Standpunkt, über das Getümmel zu erheben und — unserem Herrgott zu vertrauen. Insbesondere bin ich entschieden der Ansicht, daß wir auf dem religiösen wie auf dem politischen Gebiete alles möglichst vermeiden müssen, was irritiren kann, selbst gegenüber der „Kölnischen Zeitung", die mich, nebenbei gesagt, mit ihren Pariser Berichten bis zum Aeußersten degoutirt hat. Die wahrhaft religiös Gesinnten sind zur Zeit noch viel zu schwach, um ihre Gegner herausfordern zu dürfen. Am päpstlichen Nuntius zu Paris können wir uns ein Exempel nehmen und an der jetzigen Haltung der Katholiken in Belgien, wo zu allem Glück das katholische Ministerium abgetreten ist.'

Der weitere Inhalt des Briefes handelt von einem ‚trefflichen Artikel', den v. Thimus über den Vincentiusverein geschrieben. Reichensperger nahm an diesen Bestrebungen Zeitlebens den regsten Antheil; er betont in dem Schreiben, daß es ‚schon höchst nöthig sei, zu zeigen, wie der Katholicismus an die Lösung des Pauperismus-Problems geht'. Er schließt mit den Worten: ‚In so sturmbewegten Zeiten empfindet man die Trennung von denen, die man lieb hat, doppelt.'

Reichenspergers Hoffnung ging schon damals dahin, daß ‚möglicherweise das große Imbroglio der Kirche und dem Christenthum Vorschub leisten könne, indem einestheils der Polizeistaat auf die Dauer der bedenklichste Vormund beider ist und anderntheils das Christenthum allein noch einen innern Halt darbietet, wenn alle andern Stützen wanken und weichen' [1].

Am 11. April 1848 fand, hauptsächlich auf Veranlassung Reichenspergers, eine Versammlung des Borromäusvereins statt, in welcher die Gründung einer politischen Zeitung, der ‚Rheinischen Volkshalle', beschlossen wurde. Auch der Erzbischof Geissel von Köln war erschienen und hielt eine herrliche Rede über die nunmehrige Aufgabe der Kirche und ihrer treuen Söhne. Bereits am 22. März hatte der Kölner Oberhirte in einem ernst eindringlichen Hirtenbrief zu Frieden und Ordnung gemahnt. Seine Stimme ward von der rheinischen Bevölkerung nicht überhört. Die Urwahlen (1. Mai) wie die Wahlen für die Berliner Nationalversammlung (8. Mai) und für das Frankfurter Parlament (10. Mai) verliefen in der Rheinprovinz nicht bloß ohne besondere Aufregung und Störung, sondern auch mit dem guten Erfolge, daß viele treukirchliche und streng monarchisch gesinnte Katholiken Mandate erhielten [2]. ‚Die Kirche konnte stolz darauf sein,' urtheilte später Ferdinand Walter, ‚ihre treuen Söhne, wenige schmerzliche Ausnahmen abgerechnet, in

[1] Brief an Steinle vom 14. März 1848. Steinle und Reichensperger S. 69.
[2] Pfülf, Geissel I, 518—521; II, 313 f.

den bald eintretenden Zeiten der Gefahr an der Stelle zu sehen, wohin sie nach Pflicht und Gewissen gehörten. Insbesondere hat das durch Kenntnisse, Beredsamkeit und staatsmännischen Geist ausgezeichnete Gebrüderpaar August und Peter Reichensperger die katholische Fahne mit Ehren hochgehalten und durch sein Beispiel gezeigt, wie der echte Katholik die Treue und Ehrfurcht gegen seinen Fürsten mit der Unabhängigkeit der Gesinnung vereinigt, welche die Wahrhaftigkeit und die Heiligkeit des Rechts zur Pflicht machen.'[1]

Peter Reichensperger war von dem Kreise Kempen-Geldern, sein Bruder von dem Kreise Bernkastel zum Abgeordneten, von dem Kreise Kochem und dem Landkreise Aachen zum Stellvertreter für die preußische Nationalversammlung gewählt worden. Außerdem erhielt August für Euskirchen-Bergheim-Köln ein Mandat für die Frankfurter Nationalversammlung.

Leicht wurde es Reichensperger nicht, dem Rufe seiner Landsleute zu entsprechen. ‚Dich wie mich,' schrieb er am 12. Mai an Steinle, ‚haben die Ereignisse stumm gemacht; was läßt sich da sagen, wenn alles um uns her einstürzt oder doch in seinen Grundfesten wankt. Zu dem Werden unserer Tage gehört auch, daß ich mit ausersehen bin, an dem neuen Bau mit Hand anzulegen, von dem ich sehr fürchte, daß er im babylonischen Thurmstile ausgeführt werden wird. Mit beklommenem Herzen, ja mit einer wahren Angst sehe ich dem 18. dieses Monats entgegen und finde nur Trost in dem Gedanken, daß so viele Hunderte mit mir das nämliche Schicksal theilen: nicht zu wissen, was sie wollen und sollen. Eine wahre Herzensfreude aber ist es mir, durch diese Wendung des Schicksals mit dir, liebster Freund, und den Deinigen auf längere Zeit vereinigt zu werden.'[2]

Die Freundschaft der beiden edeln Männer, ‚welche die Engel im Dom geknüpft', gedieh in dem Sturmjahr 1848 zur vollen Reife. Die Wahl Reichenspergers zum Mitglied des Frankfurter Parlaments wie der preußischen Nationalversammlung hing auf das engste zusammen mit seinem Eintreten für die Sache der christlichen Kunst, namentlich für den Ausbau der Kölner Kathedrale. Dadurch war sein Name im ganzen Rheinland bekannt und beliebt geworden. ‚Meine ganze Laufbahn, auch meine politische', betonte Reichensperger wiederholt, ‚knüpft sich an unsern Dom; in der kleinen Schrift „Einige Worte über den Dombau zu Köln" wurzelt meine ganze öffentliche Thätigkeit sowohl auf dem Gebiet der Kunst als späterhin auf dem der Politik.'

---

[1] F. Walter, Aus meinem Leben (Bonn 1865) S. 176—177.

[2] Steinle und Reichensperger S. 70.

VI.

Im Frankfurter Parlament, in der preußischen National-versammlung und im Erfurter Volkshaus.

1848—1850.

1.

Von welchen Gesinnungen erfüllt Reichensperger im Mai 1848 nach der alten Kaiserstadt am Main aufbrach, wie klar und edel er inmitten der allgemeinen Verwirrung über die wesentlichen Fragen dachte, davon geben mit Bleistift geschriebene Notizen seines Tagebuchs über eine im April unternommene Moselreise nähere Kunde. Neben kunsthistorischen Bemerkungen finden sich hier eine Anzahl von Grundsätzen über die obschwebenden Fragen. An der Spitze steht der Ausspruch des Weltapostels: ‚Ihr seid zur Freiheit berufen, Brüder, nur daß ihr die Freiheit nicht gebrauchet als Vorwand des Fleisches, sondern dienet einander in der Liebe des Geistes.‘ Hieran reihen sich folgende Aussprüche Reichenspergers: ‚Die Gerechtigkeit ist der Schlußstein der Freiheit. — Alle Freiheiten, welche die Welt besitzt, haben ihre Quelle im Evangelium. — Die religiöse, die bürgerliche und die politische Freiheit müssen verknüpft werden. — Alle Freiheiten sind Schwestern einer unzertrennlichen, heiligen Familie.‘

‚Die totale Wirklichkeit der Wahrheit und das totale Nichts des Irrthums werden sich einst gegenüberstehen.‘

‚Die Pflichten gegen Gott und die Pflichten gegen die Menschheit bilden ein unzertrennliches Ganzes — das Gesetz des Evangeliums.‘

‚Die Gewalt ist von der Zeit, das Recht vom Himmel und dieser von der Ewigkeit.‘

‚Die Befreiung eines Volkes ist nicht die Sache eines Tages.‘

‚Die Anarchie ist nicht nur ein Uebel, sie ist der Tod der bürgerlichen Gesellschaft.‘

‚Gott gehorchen ist herrschen, sagt der hl. Augustinus.‘

‚Das Evangelium sagt, einem jeden wird nach seinem Verdienste werden.‘

‚Ich bin selbst für den Communismus, aber wohlverstanden für den christlichen Communismus, der auf dem Glauben und der Liebe ruht, aber nicht für den Communismus, den die Habsucht in Verbindung mit der Gewaltsamkeit gründet.‘

‚Man muß dem Volke um Gottes, um unsert- und seinetwillen helfen.‘

In einem Notizbuch aus jener Zeit liest man neben Auszügen aus Thomas von Kempen folgende Sätze: ‚Ohne Anerkennung einer höhern Autorität ist

jede politische Ordnung unmöglich.' ,Die Majorität mag über den Erfolg entscheiden, über die Wahrheit entscheidet sie nicht.'

,Kämpfe nicht für den Sieg, kämpfe für die Wahrheit.'

Kurz vor seiner Abreise nach Frankfurt, am 12. Mai 1848, richtete Reichensperger an den Landdechanten Steven ein Schreiben, welches derselbe alsbald den Wählern der Kreise Bergheim und Euskirchen bekannt machte. Es heißt in demselben: ,Ihre gestern mir zugegangene gütige Anzeige meiner Wahl zum Abgeordneten nach Frankfurt für die Kreise Bergheim und Euskirchen hat mich sehr überrascht, da ich mir kaum die Möglichkeit denken konnte, daß mir diese Ehre in einem Bezirke zu theil würde, in welchem ich kaum einen persönlichen Bekannten habe. So freudig ich einestheils dem an mich ergangenen Rufe Folge leiste, so schwer lastet anderntheils die damit übernommene Verantwortlichkeit auf meiner Seele, und ich sehe fast mit Angst der Zukunft entgegen, die sich immer räthselhafter, verhängnißvoller gestalten zu wollen scheint. Es läßt sich kaum von heute auf morgen sagen, welche Fragen als die dringendsten im Vordergrunde stehen werden und unter welchen Verhältnissen sie sich darbieten. Gott möge mir helfen, daß Wahrheit, Ehre und Recht stets meine Leitsterne bleiben und daß ich mein Sandkorn zu einem Baue beitrage, der auf dem unerschütterlichen Boden des Christenthums, der Quelle aller Freiheit, aufsteigt!'

,Es war anfangs meine Ansicht, den Wahlmännern Ihres Bezirkes in einem öffentlichen Blatte Dank zu sagen und dabei auch zugleich eine Art von politischem Glaubensbekenntniß abzulegen; ich habe aber meinen Entwurf wieder zur Seite gelegt, da des Redens ohnehin schon zu viel ist, in einer Zeit, wo alles so gewaltig zum Handeln hindrängt und am Ende doch alles wieder auf eine Vertrauensfrage hinausläuft, da das Wort für sich selbst keine Bürgschaft leisten kann.'

Das ,politische Glaubensbekenntniß' Reichenspergers ist ausgesprochen in seinem ,Programm zu der Frankfurter constituirenden Versammlung', von welchem das Concept sich in seinem Nachlasse vorfand. Es heißt in demselben: ,Nachdem in den Stürmen der letzten Zeit der Bau, unter welchem wir bis dahin gewohnt, als unhaltbar sich erwiesen, gilt es jetzt, einen neuen Grund zu legen. In wenigen Tagen soll es sich entscheiden, ob auf den uns allerwärts umgebenden Trümmern des alten ein neues, hoffnungsreiches Leben erblühen wird. Auch die Reiche und die Völker können untergehen; sie gehen unter, wenn die moralische Kraft versiegt, das Bewußtsein des höhern Berufes ihnen abhanden gekommen ist. Die Summe der geistigen Kraft der Einzelnen ist aber die geistige Kraft des Volkes. Deshalb vor allem: kein Wohlgesinnter lege die Hand in den Schoß; jeder thue seine Schuldigkeit in vollem Umfange und beruhige sich nicht damit, daß andere sie für ihn thun! — Die Schlaffheit der Guten ist nicht minder verderblich als die

Energie der Gegner des Guten. — Bei dem Drängen der Zeit gilt es, daß die Gleichgesinnten sich möglichst schnell verständigen, um gemeinsam Hand ans Werk zu legen, um thatkräftig zu fördern und zu sichern, was sie in ihrem Gewissen für das Wahre und das Rechte erachten. — Zum Zwecke einer solchen Verständigung und des einheitlichen Zusammenwirkens der Gleichstrebenden bei dem bevorstehenden Wahlacte stellen die Unterzeichneten hiermit die Grundsätze auf, welche bei der Wahl ihrer Vertreter ihnen als Richtschnur dienen werden. Wer diesen Grundsätzen beipflichtet, trete herzu, damit durch die Einigung die Einzelkräfte um so sicherer das Ziel erreichen. Die wunderbaren Erfolge, welche unter unsern Augen die Völker errungen haben, sie wurden errungen im Namen der Freiheit. Freiheit sei auch fortan unser Losungswort, um das Errungene zu befestigen und möglichst nutzbar zu machen. Vergessen wir daher nie, daß die Freiheit ein Widerspruch in sich selbst ist, falls sie nicht in allem und für alle Geltung hat, daß mit einem Worte die Gerechtigkeit der Schlußstein der Freiheit ist. Es gilt daher, die entgegengesetzten, so vielfach ineinander verschlungenen Interessen gleichzeitig zu wahren und keines dem andern zum Opfer zu bringen; es gilt, die Freiheit mit der Einheit, die Gegenwart mit der Vergangenheit zu verbinden und zu versöhnen. — Zur Herbeiführung dieser ausgleichenden Gerechtigkeit scheint uns aber keine Staatsform geeigneter als die von demokratischen Institutionen getragene Einherrschaft. In ihr finden unserer Ueberzeugung nach die beiden Extreme zügelloser Anarchie und absoluter Tyrannei am sichersten und leichtesten ihre Vermittlung und ihr Gleichgewicht, sie erscheint uns als der festeste Damm gegen die Willkür von unten herauf wie gegen die von oben herab. Diese politische Gestaltung in ihrer vollen Wahrheit für Deutschland als Ganzes wie für das engere Vaterland herbeizuführen sei unser erstes Bestreben. Alle Mittel dazu sind in unsere Hand gelegt, und es handelt sich nur darum, sich ihrer mit Verstand, Ausdauer und Mäßigung zu bedienen. — Wenn unter dem Schirme einer Verfassung wie die angedeutete alle wahren und guten Interessen ohne Unterschied sich geltend zu machen gleichmäßig berufen sind, so gibt es unter ihnen indes doch ein Interesse, welches zu fördern allen ohne Ausnahme obliegt: das Interesse der Hilfsbedürftigen, namentlich das der arbeitenden Klasse. Auf dem Grund und Boden der Religion, welche die Brüderlichkeit aller Menschen und ihre gleiche Berechtigung proclamirt, muß mit Macht und Entschiedenheit dahin gewirkt werden, daß jedem Bürger nicht bloß seine Existenz, sondern daß ihm eine des Menschen würdige Existenz gesichert ist, sofern ihm nur der gute Wille innewohnt, dieselbe zu erringen und zu behaupten. Deshalb einerseits möglichste materielle Erleichterung jener Klasse, namentlich durch Beseitigung des Abgabendruckes, andererseits möglichste

Heranbildung derselben in geistiger Beziehung, in Wissen und Sittlichkeit. — Die Freiheit, die wir für alle in Anspruch nehmen, verlangen wir insbesondere auch auf dem Gebiete des Gewissens und des Geistes, für Kirche und Schule: kein Religionszwang, aber auch keine Religionsverfolgung unter keinerlei Vorwand! Wir verlangen weiter unbeschränktes Associationsrecht zu politischen wie zu religiösen Zwecken; wir verlangen vollgiltige Garantien für die neuerlich erlangten oder in Aussicht gestellten Rechte, namentlich durch Errichtung eines Bundesgerichtes; wir verlangen überhaupt, daß alle gemeinsamen Interessen der deutschen Nation auf eine gemeinsame Basis gelegt, durch gemeinsame Maßnahmen geregelt und geschützt werden. So insbesondere in Gesetzgebung, Handel, Industrie, allem internationalen Verkehr und der Landesbewaffnung, welch letztere aufhören muß, mitten im Frieden die besten Kräfte des Landes aufzuzehren, damit sie, getragen durch die öffentliche Meinung, desto kräftiger dem Feinde entgegentreten kann. Die Einheit, die wir solchergestalt erstreben, darf jedoch die Eigenthümlichkeit des Besondern nicht erdrücken. So müssen wir namentlich die speciellen, theilweise nur zu lange beeinträchtigten Interessen des Rheinlandes, die materiellen wie die geistigen, unverwandt im Auge behalten, soweit dies unbeschadet der allgemeinen Interessen einer höhern Ordnung geschehen kann.'

Sein religiöses Glaubensbekenntniß faßte Reichensperger in folgende Sätze zusammen: ,Ich halte fest an der katholischen Lehre, achte aber jede fremde, selbst die entgegengesetzteste Anschauungsweise, falls sie nur auf dem guten Glauben beruht. Ich würde das Recht der Andersglaubenden oder Ungläubigen nicht minder entschieden verfechten wie das eigene. Nie ist es mir eingefallen und nie wird es, hoffe ich, mir einfallen, die Protestanten als solche anzufeinden; vielmehr hege ich die Ansicht, daß alle die, welche noch im Christenthum die gemeinsame Grundlage ihrer Ueberzeugung erkennen, zusammenstehen müssen, um dem immer geschlossener und drohender auf uns eindringenden krassen Materialismus die Spitze bieten zu können. Das Weitere bleibe Gott anheimgestellt!'

In Frankfurt a. M. nahm Reichensperger, der ihm sehr zusagenden Einladung Steinles folgend, in dessen geräumiger Gartenwohnung in der Vorstadt Sachsenhausen Quartier. ,Die ersten unter dem Alterspräsidium des Abgeordneten Dr. Lang aus Hannover abgehaltenen Parlamentssitzungen, ein wirres, theilweise stürmisches Durcheinander, waren nichts weniger als erhebend oder ermuthigend. Bezeichnend für den damals in der Versammlung vorwaltenden Geist ist, daß, als der Bischof Müller von Münster in der am 18. Mai stattgefundenen Eröffnungssitzung beantragte, zur Feier des Parlamentsbeginnes für die verschiedenen Confessionen in den Frankfurter Pfarrkirchen einen Gottesdienst anzuordnen, der Antrag, auf die Bemerkung eines

Abgeordneten hin, schon lange genug sei Gottesdienst abgehalten worden, ohne weiteres tumultuarisch beseitigt ward. Erst als Heinrich v. Gagern die Zügel ergriff, ward es anders; alles, was nicht auf Umsturz bedacht war, schwärmte weithin für ihn.' [1]

Vor dem Auftreten Gagerns hatte Reichensperger an einer Entwirrung der chaotischen Zustände der Frankfurter Versammlung fast verzweifelt: er ,fürchtete finis Germaniae' [2]. Heinrich v. Gagerns geistvoller Bruder Max war sein Nachbar im Parlamentssaale. Er schloß mit diesem für die Förderung der katholischen Interessen begeisterten Collegen, der ein Edelmann in des Wortes vollster Bedeutung war, bald innige Freundschaft.

Kurz nach seinem Eintreffen in Frankfurt hatte Reichensperger von dem preußischen Justizminister Bornemann eine Anfrage erhalten in betreff seiner Beförderung zum Kammerpräsidenten bei dem königl. Landgerichte zu Köln. Er beantwortete dieselbe am 20. Mai dahin, daß er die Stelle ,mit Dank annehmen würde, sofern es nicht erforderlich wäre, vor dem Schlusse der Nationalversammlung in Function zu treten'. Seine Ernennung erfolgte darauf am 8. Juni [3].

Die Beförderung Reichenspergers hing wohl damit zusammen, daß in Berlin seine königstreue Gesinnung Anerkennung gefunden hatte. Wie manche andere preußischen Beamten damals dachten, erscheint heute kaum mehr glaublich. So verlangte z. B. der Kölner Appellationsgerichtsrath Leue in der Nationalversammlung allen Ernstes, daß jedem Fürsten eine Zustellung insinuirt werden solle, sich binnen zehntägiger Frist zu erklären, ob er die Beschlüsse der Reichsversammlung auf Herstellung eines erblichen Wahlkönigthums mit einem Fürstenrath zur Seite anerkenne, und wenn nicht, ,daß er alsdann mit seiner Familie

[1] Erinnerungen an Steinle S. 16. Gegencandidat Gagerns war Robert Blum. Reichensperger hörte, wie derselbe im Russischen Hofe auf einem Stuhle eine Rede hielt, um die Gemäßigten zu gewinnen. Nach der Rede flüsterte einer der Anwesenden Blum etwas ins Ohr, worauf dieser nochmals das Wort ergriff. ,Die Katholiken', sagte er, ,nehmen, wie ich höre, Anstoß an meiner Betheiligung am Deutschkatholicismus; ich hoffe, daß die Herren mich nicht für einen solchen Dummkopf halten, daß sie meinen, es sei mir mit dem Deutschkatholicismus Ernst gewesen; der Deutschkatholicismus war ja damals die einzige Maske, unter der man öffentlich agitiren konnte.' Mündliche Mittheilung Reichenspergers vom September 1890.

[2] Aehnliche Besorgnisse hegten sein Freund Bloemer und Fürstbischof v. Diepenbrock; s. Pfülf, Geissel I, 538 f. Vgl. auch das Urtheil bei Stenzel, Stenzels Leben (Gotha 1897) S. 377.

[3] Schreiben vom 19. Juni 1848. Der anfängliche Gehalt Reichenspergers betrug jährlich 1200 Thaler. Der Justizminister gewährte Reichensperger trotz des großen Umfanges der Geschäfte, welche gerade die Zuchtpolizeikammer des Kölner Landgerichts zu bewältigen hatte, für die Dauer der Frankfurter Nationalversammlung Urlaub.

der Fürstengewalt verlustig sei, in die Klasse der Bürger herabsteige und sein Kron- und Familiengut Staatseigenthum werde'[1].

Reichenspergers ‚Grundansicht' war es vom Beginn des Parlaments an, ‚daß alles aufgeboten werden müsse, um ohne Gewalt und Revolution, d. h. auf dem Wege der Mäßigung, des Rechts und der möglichsten Schonung bestehender Verhältnisse, die Freiheit und die Einheit unseres Vaterlandes zu begründen'. Dementsprechend nahm er ‚nicht auf der linken Seite, sondern in der Mitte der Paulskirche seinen Platz ein' — er trat der sogen. Casinopartei bei.

Die treu monarchische Gesinnung Reichenspergers zeigte sich in noch hellerem Licht bei seiner Betheiligung an der preußischen Nationalversammlung zu Berlin, wohin er nach kurzem Aufenthalt in Frankfurt aufbrach.

Alsbald nach der Eröffnung der Versammlung in der preußischen Hauptstadt (22. Mai) vollzog sich dort die Bildung der Parteien. Der Linken, welche das Princip der Volkssouveränität mit all seinen Consequenzen auf ihre Fahne geschrieben hatte, trat die monarchisch gesinnte Rechte in der Stärke von 150 Stimmen gegenüber. Letztere Partei, an deren Gründung Peter Reichensperger wesentlichen Antheil genommen hatte, schloß sowohl die ehemaligen reactionären als auch die conservativen und ernstlich constitutionellen Mitglieder der Versammlung in sich. Ihr Programm war Vereinbarung der Verfassung im weitesten Sinne. Die Gebrüder Reichensperger vertraten das streng constitutionelle Princip[2].

Die Lage der monarchisch gesinnten Mitglieder der Berliner Nationalversammlung war von Anfang an eine sehr kritische. Das vor dem Sitzungslocal, der Singakademie, gelegene Kastanienwäldchen wurde sofort der bevorzugte Tummelplatz und das Hauptquartier der Volksredner und ihrer Getreuen, die von morgens bis zum Abend in den improvisirten Boutiken den erforderlichen Schnaps nebst Tabak und Eßwaren vorfanden. Kein Wunder, daß die ein- und ausgehenden Abgeordneten, sobald es einem dieser Leute einfiel, sie als Freiheitsfeinde zu bezeichnen, Bedrohungen und gröblichen Beleidigungen ausgesetzt waren. In der Versammlung selbst herrschte anfangs nicht selten förmliche Anarchie; namentlich bei den Wahlprüfungen verlief die zügellose Debatte in wüstem Lärm. Erst nachdem in der Sitzung vom 26. Mai der Abgeordnete Milde, welcher der rechten Seite des Hauses angehörte, zum Präsidenten gewählt worden war, trat eine gewisse Ordnung und Ruhe ein[3]. In

---

[1] Wichmann, Denkwürdigkeiten aus der Paulskirche (Hannover 1888) S. 28.

[2] Vgl. Parlamentarische Reden der Gebrüder Reichensperger (Regensburg 1858) S. 133 f.

[3] P. Reichensperger, Erlebnisse eines alten Parlamentariers (Berlin 1882) S. 59. 72.

derselben Sitzung wurde mitgetheilt, daß der im Landkreise gewählte Abgeordnete Baldenaire wegen Theilnahme an einem Aufruhr gerichtlich verhaftet worden sei, und daran der Antrag geknüpft, seine Freilassung und Einberufung zu beschließen. An den Debatten über diese Angelegenheit betheiligten sich am 29. Mai August Reichensperger und später besonders sein Bruder Peter [1].

Am 4. Juni war Reichensperger Zeuge des von der demokratischen Partei in Scene gesetzten demonstrativen Festzuges nach dem Friedrichshain zu den Gräbern der in den Märztagen Gefallenen. Der Abgeordnete Graf Reichenbach proclamirte hierbei unter dem Jubel der Menge, daß eine Verfassung geschaffen werden müsse, in welcher einfach die Volksherrschaft auszusprechen sei. ‚Wir werden dafür kämpfen aus aller Kraft und bis zum letzten Mann, und sollte uns ein Los treffen wie die, welche hier in den Gräbern ruhen.‘ [2] Dieser Ankündigung der Revolution entsprach der in der dreizehnten Sitzung der Nationalversammlung am 8. Juni von dem Abgeordneten Berends gestellte Antrag, ‚die hohe Versammlung wolle in Anerkennung der Revolution zu Protokoll erklären, daß die Kämpfer des 18. und 19. März sich wohl ums Vaterland verdient gemacht haben‘. Bevor dieser Antrag zur Verhandlung kam, erschien der Prinz Wilhelm von Preußen, der spätere deutsche Kaiser, als gewählter Abgeordneter für Wirsitz in Generalsuniform in der Versammlung. ‚Bei seinem Eintritt in den Sitzungssaal‘, erzählt August Reichensperger, ‚erhoben wir auf der Rechten uns zum Zeichen der Ehrerbietung vor dem Thronfolger von unsern Sitzen; die Linke, vollständig im revolutionären Fahrwasser, rief in heftigem Tone und unter Zischen, man möge sitzen bleiben; vom Kastanienwäldchen her erschollen laute und lärmende Stimmen.‘ [3] Hierauf kam der Antrag Berends zur Verhandlung. Um zu verhüten, daß durch Annahme desselben das Princip der Revolution als solches anerkannt werde, schlug Peter Reichensperger namens der Rechten vor, einzuschieben: ‚in Anerkennung der stattgehabten Revolution‘. Er kam jedoch nicht dazu, diesen Antrag zu begründen. In der folgenden Sitzung brachte Zachariä nachstehende motivirte Tagesordnung ein: ‚Die Versammlung geht, in Erwägung, daß die hohe Bedeutung der großen Märzereignisse, denen wir in Verbindung mit der königlichen Zustimmung den

---

[1] Das Nähere s. in den Parlament. Reden der Gebrüder Reichensperger S. 137 ff. Ich citire im folgenden meistens dieses Sammelwerk, weil es zugänglicher ist als die stenographischen Berichte.

[2] P. Reichensperger, Erlebnisse S. 74—75.

[3] Autobiographisches Fragment. Vgl. P. Reichensperger, Erlebnisse S. 77, wo auch die Rede des ‚Abgeordneten für Wirsitz‘ mitgetheilt ist.

gegenwärtigen staatsrechtlichen Zustand verdanken, auch das Verdienst der Kämpfer um dieselbe unbestritten ist, und überdies die Versammlung ihre Aufgabe nicht darin finden kann, Urtheile abzugeben, sondern die Verfassung mit der Krone zu vereinbaren, zur Tagesordnung über.‘

Indem August Reichensperger sich für diesen Antrag erklärte, betonte er, daß er damit keineswegs einem Principienkampf aus dem Wege gehen wolle. Die Thatsache der stattgefundenen Revolution, führte er aus, werde von niemand bezweifelt; die Anerkennung der Revolution als solcher, wie sie der Antrag Berends ausspreche, bedeute die Permanenz-Erklärung derselben. ‚Wir würden dadurch erklären, daß wir hier auf dem Boden der Revolution stehen, und damit jedem das Recht der Contrerevolution zusprechen, der da glaubt der Stärkere zu sein; dann ständen wir nicht mehr auf dem Gebiete, wo das Recht der Majoritäten, sondern auf dem Gebiete, wo das Recht des Stärkern gilt; dies ist aber ein Widerspruch in sich selbst, denn das ist kein Recht mehr, das ist physische Gewalt. Wir sind hier, um den Bau des Rechts zu gründen; wir sind nicht hier, um Theorien zu bauen und Geschichte zu decretiren. Wir sollen wo möglich Geschichte machen, aber mit Bausteinen, welche die Gewähr der Dauer in sich selbst tragen; wir können dies aber nur auf dem Gebiete des Rechtes, nicht auf dem Gebiete der Gewalt.‘ An einen von Vergniaud im Convent gethanen Ausspruch erinnernd, schloß Reichensperger mit den Worten: ‚Wenn wir dies Princip sanctioniren, dann vermag die Revolution nichts weiter, als sich selbst zu verschlingen. Im Interesse der Freiheit stimme ich also für die motivirte Tagesordnung.‘ Diese wurde denn auch mit 196 gegen 177 Stimmen angenommen. Die vor dem Sitzungslocal sich drängende Menge gab ihre Entrüstung über diesen Beschluß ‚in der üblichen Weise‘ zu erkennen und insultirte die aus der Versammlung kommenden Minister wie die Mitglieder der Rechten aufs gröblichste [1].

August Reichensperger hatte noch zudem die niederträchtigsten Angriffe seitens der Radicalen seines Wahlkreises zu erdulden. In einer am 18. Juni in Bernkastel abgehaltenen ‚Volksversammlung‘ ward eine scharfe Adresse an ihn angenommen, für welche dann zahlreiche Unterschriften von zum Theil ganz ungebildeten Leuten gewonnen wurden, ohne daß der Text den Unterzeichnern vorgelegt worden wäre! [2]

Die Adresse lautet: ‚Mit dem größten Erstaunen und mit der gerechtesten Verwunderung haben Ihre unterzeichneten Urwähler und Wahlmänner Sie

---

[1] Näheres bei P. Reichensperger, Erlebnisse S. 80—81.

[2] Vgl. den Artikel ‚An die Gegner Reichenspergers‘ im Volksblatt für die Umgegend zwischen Trier, Hunsrück und Eifel 1848, Nr. 30, vom 27. Juni.

und viele andere Deputirte aus der Rheinprovinz in der Reihe derjenigen gefunden, welche auf den Berendsschen Antrag für die motivirte Tagesordnung gestimmt, d. h. die Thatsache der März-Revolution abgeläugnet haben. Die Stimmung unseres Kreises konnte und durfte Ihnen nicht unbekannt bleiben. Dieselbe erhellt aus den in mehreren zahlreichen Kreis-Volksversammlungen gepflogenen Berathungen und in deren Folge gefaßten, in einigen Programmen niedergelegten Beschlüssen, aus der allgemeinen, unmittelbar auf die Nachricht von dem siegreichen Freiheitskampfe unserer Berliner Brüder entstandenen Volksbegeisterung, welche sich sowohl in religiöser als auch in politischer und socialer Beziehung in der erhabensten Weise durch die Feier der Seelenmessen in allen Kirchen für die gefallenen Helden, durch die milden Spenden für die Verwundeten und hinterbliebenen Angehörigen der für die Freiheit Getödteten sowie endlich durch das Aufpflanzen des bis dahin geächteten deutschen Banners kundgab. Der Kreis, welchen Sie leider zu vertreten die Ehre hatten, insbesondere die Kreisstadt, hat in allen diesen Beziehungen ein herzerhebendes Beispiel gegeben, sowohl durch den religiösen Pomp der Todtenfeier, als auch durch die Höhe der milden Beiträge, welche von keinem Theile des Vaterlandes mit gleicher Seelenzahl übertroffen wurde, ein um so eclatanterer Beweis, als Ihnen die traurige Lage des Kreises und vorzüglich der dazu gehörigen Moselbewohner bekannt ist. Ebenso unbegreiflich wie Ihr Votum erscheint uns Ihr desfallsiges Raisonnement, worin Sie das glorreichste Factum in der vaterländischen Geschichte beschimpft und wahrlich eine schlechte „Geschichte gemacht" haben. Wir fordern Sie auf und erwarten von Ihnen, daß Sie, Ihrem „Publicandum" vom 16. Mai d. J. und Ihrem spätern Schreiben getreu, fortan in der „Frankfurter Versammlung" bleiben und die Vertretung unserer theuersten Interessen Ihrem gefeierten Stellvertreter überlassen, auch unserem Wunsche gemäß der allgemeinen deutschen Volkssache Ihre Kräfte reiner und besser widmen werden, als es bis jetzt theilweise geschehen ist.'[1]

---

[1] Reichensperger antwortete auf die Adresse mit vornehmer Ruhe:

,An Herrn Hegner und Mitunterzeichner.

Ew. Wohlgeboren und vieler Mitunterzeichner Zuschrift vom 18. c. ist mir zugegangen.

Daß eine Frage, welche die Berliner Nationalversammlung in fast gleichen Hälften gespaltet hat, auch außerhalb derselben einer Meinungsverschiedenheit begegnen würde, stand zu erwarten. Weniger konnte ich vermuthen, daß über mein Votum in der Sache abgeurtheilt würde, ohne daß man zuvor Kenntniß von meiner Begründung desselben nähme. Hätte dies stattgefunden, so würde man gesehen haben, daß ich weder die Thatsache der März-Revolution, noch auch das Verdienst der Kämpfer für die Freiheit in Abrede gestellt habe, wie solches die Unterzeichner irrthümlich annehmen.

Am 9. Juni interpellirte August Reichensperger den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, v. Arnim, ‚ob es wahr sei, daß die preußische Regierung in einer an die großherzoglich weimarische Regierung erlassenen Note die gleichzeitige Einberufung möglichst vieler Ständekammern als das wirksamste Gegengewicht gegen die Frankfurter constituirende Nationalversammlung empfohlen hat‘. Nachdem Reichensperger seine Interpellation begründet, beantwortete der Minister dieselbe in völlig befriedigender Weise dahin, daß die preußische Regierung weder den angegebenen noch überhaupt irgend einen Rath in Bezug auf das Verfassungswerk ertheilt habe[1].

2.

Während Peter Reichensperger in Berlin blieb, wo ihm bald eine führende Rolle zufiel, kehrte August zu der größern und wichtigern Versammlung nach Frankfurt zurück und überließ die Vertretung des Bernkasteler Kreises seinem Stellvertreter. Die Zustände in der schönen Mainstadt waren gleichfalls wenig erfreulich, doch fand August Reichensperger für alles reichliche Entschädigung durch den Aufenthalt bei seinem Freunde Steinle. Abends entspann sich regelmäßig zwischen beiden ein gemüthlicher Austausch der Ansichten; natürlich bildeten die Tagesbegebenheiten den Hauptgegenstand der Unterhaltung; aber auch die Kunst ging dabei nie leer aus. Im nähern Freundeskreise Steinles ward Reichensperger bald heimisch. Dankbar erinnerte sich derselbe noch im Alter, welch herzliche Aufnahme er in den Familien v. Guaita, Brentano und Veit gefunden hatte. ‚Alle waren bemüht, die Honneurs ihrer Stadt und ihnen empfohlenen oder sie besonders interessirenden Parlamentariern den Aufenthalt angenehm zu machen.‘ Bei dem Maler v. Stralendorff und bei Rath Schlosser ward Reichensperger bald Hausfreund[2]. Bei Philipp Veit lernte er Rio kennen. Später nahm er an den Mittwoch-Abenden von Johann Friedrich Böhmer theil. Der berühmte Geschichtschreiber machte sich bei einer solchen geselligen Zusammenkunft einmal den Spaß, den Erzgotiker Reichensperger und den Erzeklektiker Hübsch aneinander zu hetzen. Der erbitterte Hahnenkampf dauerte indessen nur bis zum Abendessen, wo der gute Rheinwein oder Traminer allen Streit versöhnte[3].

Der beiliegende Auszug aus dem stenographischen Berichte über die fragliche Sitzung vom 9. c. wird mich alles Weitern überheben.

Frankfurt, 21. Juni 1848.

(gez.) A. Reichensperger.‘

[1] Vgl. Reden der Gebrüder Reichensperger S. 145 f.

[2] A. Reichensperger, Erinnerungen an Steinle S. 17.

[3] Janssen, Böhmer I, 404.

Gesinnungsgenossen in religiöser Hinsicht fand Reichensperger im Parlamente anfänglich verhältnißmäßig wenige, denn das katholische Deutschland war gleichsam erst im Erwachen. ‚Das katholische Vereinswesen befand sich damals noch in den Anfängen, von einer katholischen Tagespresse konnte kaum die Rede sein — es fehlte also an den wirksamsten Mitteln zur Entfaltung einer kräftigen Wahlagitation, während die rührige demokratische Partei das ganze Land mit Flugblättern überschwemmte und auch manchen katholischen Wahlkreis mit dem hohlen Geräusch der abgenutztesten Phrasen einfing.‘ [1] Infolgedessen bildeten die Katholiken im Parlamente nicht, wie dies dem Zahlenverhältniß der Bevölkerung von Gesamt-Deutschland entsprochen hätte, die Hälfte, sondern eine Minderheit; erst recht war dies der Fall bezüglich der entschieden kirchentreuen Abgeordneten, welche hauptsächlich in den Rheinlanden, Westfalen, Bayern und Deutschtirol gewählt worden waren. Unter diesen Männern, welche sich anfangs schweigsam verhielten, ‚weil das Wortgezänk um hohle Theorien oder Formstänkereien nicht ihren Beifall hatte‘, ragten hervor Advocat Adams aus Koblenz, Landgerichtsrath Friedrich Blömer aus Aachen, Professor Clemens aus Bonn, Dr. Gredler aus Wien (ein geborener Zillerthaler), die Professoren Arndts, Lasaulx, Phillips und Döllinger aus München, Max Freiherr v. Gagern, Staatsrath v. Linde, Professor Buß aus Freiburg, Freiherr v. Ketteler (Pfarrer in Hopsten), der Frankfurter Stadtpfarrer Beda Weber, Domherr Förster aus Breslau, Professor Janiscewski aus Posen, General v. Radowitz, der Vertraute Friedrich Wilhelms IV., die Bischöfe Müller von Münster und Geritz von Ermland sowie Fürstbischof v. Diepenbrock aus Breslau [2]. Diese kirchentreuen Abgeordneten vertheilten sich auf die verschiedensten Richtungen in der Paulskirche, mit Ausnahme natürlich der äußersten Linken. August Reichensperger gehörte nach seinen eigenen Worten ‚der großen gemäßigt-liberalen Mittelpartei an, welche darauf bedacht war, bei der Herstellung der Einheit Deutschlands die Sonderheiten der verschiedenen deutschen Länder und Stämme möglichst zu schonen und die politische Freiheit zu begründen und zu sichern, jegliche Anarchie zu bekämpfen, während die Linke auf eine föderative Republik hinarbeitete, die Rechte möglichst die Wiederherstellung des Zustandes vor 1848 oder doch eine Stärkung des absolutistischen monarchischen Princips anstrebte‘ [3].

---

[1] A. Reichensperger im Frankfurter Parlament, in Köln. Volkszeitung vom 1. August 1895.

[2] Vgl. B. Weber, Charakterbilder (Frankfurt 1853) S. 335—336.

[3] Autobiographisches Fragment. Die Partei, der Reichensperger angehörte, führte den Namen Casinopartei (vgl. oben S. 239); sie beabsichtigte, das Centrum der Nationalversammlung zu bilden; da aber bald die Partei des Württemberger Hofes auftrat und sich als linkes Centrum darstellte, konnte sie nur als rechtes

Die Berathung der Grundrechte für das Deutsche Reich, bei welcher auch das Verhältniß von Kirche und Schule geregelt werden sollte, gab Veranlassung, daß sich die entschieden katholisch gesinnten Abgeordneten enger zusammenschlossen, ohne indes ihre bisherige Parteizugehörigkeit zu lösen. Es war der unvergeßliche Fürstbischof v. Diepenbrock, welcher die Gründung eines außerparlamentarischen Vereins aller glaubenstreuen katholischen Abgeordneten, mochten dieselben auch verschiedenen Fractionen oder keiner angehören, zum Zweck der Berathung der Kirchen- und Schulfragen anregte. Diepenbrock zog den General v. Radowitz ins Vertrauen, letzterer wandte sich zunächst an Reichensperger, mit welchem er seit 1847 durch die gemeinsamen Kunststudien in Verbindung stand. Diepenbrock, Radowitz und Reichensperger veranstalteten am 14. Juni eine Versammlung der bedeutendern katholischen Abgeordneten behufs Bildung einer ‚Vereinigung, welche über das in Bezug auf Kirche und Schule Anzustrebende berathen und sich schlüssig machen sollte'. Radowitz wurde zum Vorsitzenden, Reichensperger zum Vicepräsidenten der neuen Vereinigung gewählt, in welcher der ‚Prototyp der spätern Berliner Centrumsfraction' zu erkennen ist. Konnte dieselbe auch durch ihre numerische Stärke kein entscheidendes Gewicht bei den Abstimmungen der deutschen Nationalversammlung in die Wagschale werfen, so übte sie doch durch geistige Bedeutung und sociale Stellung ihrer Mitglieder ‚einen hochbedeutenden Einfluß' aus. ‚Geschlossen auftretend, hat die neue Vereinigung es zu stande gebracht, daß die Satzungen der Grundrechte in Bezug auf Kirche und Schule in zufriedenstellender Art ausfielen. Diese Satzungen gingen später in die preußische Verfassung über, aus welcher sie seitens der Epigonen der Frankfurter Liberalen durch die Maigesetzgebung geschieden wurden oder in welcher sie verstümmelt zurückgeblieben sind.' [1]

Centrum anerkannt werden; s. Eisenmann, Die Parteien der deutschen Nationalversammlung, ihre Programme, Statuten und Mitgliederverzeichnisse (Erlangen 1848) S. 13 f.

[1] Autobiographisches Fragment. Vgl. auch Reichensperger, Steinle S. 18; die unten (S. 269) citirte Schrift von Palatinus S. 174—175; Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier II (Berlin 1895), 46; Pfülf, Cardinal Geissel I, 540, und Friedrich, Döllinger II, 378. 533—534. In dem Artikel der Allg. deutschen Biographie XXVII, 141—152 ist die wichtige Rolle des Generals v. Radowitz bei der katholischen Vereinigung im Jahre 1848 nicht erwähnt. Die Darstellung, welche Wichmann (Erinnerungen S. 308 bis 309) von der katholischen Vereinigung gibt, erklärte Reichensperger mir gegenüber als durchaus falsch. Diepenbrock hat der Vereinigung nie präsidirt; die Berathungen fanden nicht in Diepenbrocks Wohnung, sondern Hirschgraben Nr. 4 und ganz zuletzt im Steinernen Hause statt. Wenn H. Wichmann der Vereinigung nicht angehörte, so erklärt sich dies daraus, daß der Club eben nur gläubige Katholiken umfaßte. Davon, daß die Vereinigung einen Riß in alle Fractionen brachte, wie Wichmann behauptet,

Die Wahl Reichenspergers zum Vicepräsidenten der katholischen Vereinigung, welche die Befreiung der Kirche von den Fesseln des Polizeistaates und die Confessionalität der Volksschule anstrebte, ist ein glänzender Beweis dafür, welch großer Hochschätzung er sich bereits damals in weiten Kreisen Deutschlands erfreute. Sein Antheil an den Berathungen der Vereinigung, in welchen alle in das kirchliche Gebiet fallenden oder an dasselbe angrenzenden Gegenstände besprochen und die dafür im Parlamente zu stellenden Anträge vorbereitet wurden, war ein hochbedeutender. Als später Radowitz infolge von Familienverhältnissen häufig am Erscheinen verhindert war, übernahm Reichensperger als Stellvertreter den Vorsitz. So fiel ihm eine hervorragende Rolle zu in jenem Kreise ausgezeichneter katholischer Männer, von welchen der spätere Fürstbischof Förster bei der ersten katholischen Generalversammlung zu Mainz im Herbst 1848 rühmte, daß sie nicht nur an ihrem katholischen Glauben mit ganzer Seele hängen, sondern auch bereit sind und freudig die Gelegenheit ergreifen, davon Zeugniß zu geben vor aller Welt. An scharfen Angriffen gegen Reichensperger und seine Genossen, welche die katholische Fahne hochhielten, ‚die Ultramontanen', fehlte es schon damals nicht[1]. Die Ueber-

kann keine Rede sein. Nicht ganz zutreffend ist auch die im allgemeinen gute Darstellung bei Jürgens, Deutsch. Verfassungswerk (Hannover 1856) II, 1, 48 f. Giskra und Beisler kann man doch nicht zu den Katholiken rechnen. Bezüglich dessen, was Sepp in seinem Leben von Görres (S. 473) bemerkt, schrieb mir Reichensperger am 9. Juli 1891: ‚Das da Gesagte entbehrt jeder Begründung. Die Angabe, v. Radowitz habe es darauf angelegt, die Mitglieder des Clubs im Interesse Preußens politisch zu neutralisiren, ist geradezu abgeschmackt. Fast alle waren und blieben großdeutsch; so viele ihrer zur Zeit der Abstimmung über den „Erbkaiser" noch in Frankfurt sich befanden, stimmten, wie ich, gegen denselben, resp. enthielten sich der Abstimmung. Ich bin um so mehr in der Lage, Zeugniß abzulegen, als ich Stellvertreter des Präsidenten v. Radowitz war und denselben, weil der Tod seiner Tochter ihn nach Berlin rief, während mehrerer Wochen zu vertreten hatte. — Die noch vorhandenen Mitglieder des Clubs haben allen Grund, darüber sich zu beklagen, daß ihr und ihrer Collegen Verdienst so gut wie gänzlich ignorirt wird.'

[1] Vgl. Jürgens, Deutsch. Verfassungswerk II, 1, 44 ff. Siehe auch H. Laube, Das erste deutsche Parlament (Leipzig 1849) I, 315 und III, 51, der Reichenspergers hohe und vielseitige Begabung anerkennt, aber beklagt, ‚daß er dem großen Netze Roms nicht entgangen und dadurch für unsere nationale freie Eigenthümlichkeit verloren gegangen war'! Karl Biedermann in seinen ‚Erinnerungen aus der Paulskirche' (Leipzig 1849) theilt die Ultramontanen in ‚Grobe und Feine'. Zu den Groben rechnet er Lasaulx, B. Weber, Gfrörer, Buß, zu den Feinen Dieringer, Ketteler und Döllinger (‚Unter den Feinen der Feinste, eine rechte Jesuitengestalt, verdünnt und vergeistigt durch scharfes, unablässiges Denken und Sinnen im Dienste der Kirche'). ‚Abwechselnd fein und grob zeigten sich Reichensperger und Edel.' Bei denselben ‚gesellte sich zu der Verschlagenheit wohlgeschulter Jünger der Propaganda die Kunst juristischer Dialektik'. Jürgens (II, 1, 46) bemerkt gegenüber Biedermann: ‚Reichensperger ging

zeugung, von welcher die katholische Vereinigung in Bezug auf die kirchlichen Fragen geleitet wurde, faßte Döllinger dahin zusammen, ‚daß für die katholische Kirche in einer Versammlung wie das Parlament nichts Besonderes beansprucht werden solle, daß sie der protestantischen nur gleichstehen, und daß es unzulässig für uns sei, etwas zu fordern, was wir nicht den protestantischen Brüdern und der protestantischen Kirche zugestehen. Wir gingen von der Ueberzeugung aus, daß an der Gleichstellung der Confessionen nichts geändert werden dürfe, weil wir auch nur Forderungen der Gerechtigkeit und kein Privilegium beabsichtigten. Auch die Ueberzeugung leitete uns, daß die beiderseits nachtheilige Spannung und Reibung zwischen Katholiken und Protestanten aufhören und einem Bessern Raum geben werde, wenn das Princip der Gleichheit und kirchlichen Freiheit einmal ausgesprochen und durchgeführt sein werde. Denn gerade die Einmischung des Staates war

allezeit gerade heraus und stieß deshalb auch bisweilen stark genug an, während gerade Biedermann einer der stets glatt und lächelnd, auch wohl recht süß lächelnd Hindurchschlüpfenden war und sogar unter denselben excellirte.‘ Von welcher Art die Angriffe waren, mit denen die Rothen die königstreuen Katholiken überschütteten, dafür liefert das in Berlin gedruckte ‚Oppositionsblatt‘ ‚Die ewige Lampe‘ in Nr. 37, datirt ‚Berlin, 22. September 1848‘, drastische Beispiele. Bezüglich Reichenspergers heißt es hier: ‚Reichensperger, Landgerichtsrath in Koblenz; für Kempen. Commandeur der München-Koblenzer Glaubensrotte und Stabsoffizier in der Kriegs-Kanzellei des hl. Ignatius; ein verschmitzter, gefährlicher Bursche von etwas pavianartigem Ansehen, dessen lauernder Blick gleich den Basilio verräth, und der, als sein Bruder noch in der Kammer anwesend, mit Nr. II signirt wurde. Die würdigen Brüder stammen aus Boppard und nannten sich früher, als sie noch der radicalen, antipreußischen Partei am Rheine angehörten, den ältern und den jüngern. Seitdem sie aber die kurze Robe angezogen, haben sie sich, wie die beiden Esser, numeriren lassen. Officiell unterzeichnen sie: Reichensperger I. Ex Soc. Jesu oder II. Ex Soc. Jesu. — Nr. I leidet von früher Jugend an permanenter Gallen-Diarrhöe; Nr. II wurde zur Zeit seines Radicalismus, wegen seiner gräßlichen Schreierei, in Koblenz allgemein das politische Ungeheuer genannt und gab sich besondere Mühe, die Paroles d'un Croyant von Lamennais im radicalen Geiste zu interpretiren. Den einen hielten die Spießbürger wegen seines Schreiens, den andern wegen seines Schweigens für geistreich; ihr Ansehen stieg, und nun bemächtigte sich ihrer die rheinische Glaubensrotte, die ganz richtig voraussetzte, daß das Blut der Knoodt in Boppard noch in ihren Adern wuchere, auch beiden reiche Frauen verschaffte. Seit dieser Zeit gehören sie zu den giftigsten Schülern Loyolas und wirkten mit der Glaubensrotte thätig am Rhein, in Bayern und der Schweiz. Was sie als Deputirte geleistet, ist hinlänglich berüchtigt; kein Volksfreund spricht ihren Namen ohne einen Fluch aus. Nr. I mußte bereits sein Mandat niederlegen; Nr. II, frecher und halsstarriger, bietet den Mißtrauensvoten seiner Wähler mit perfidem Hohne noch immer Trotz.‘ Dieselbe Nummer ergeht sich in wahrhaft wüthenden Angriffen gegen die ‚Hof-Histrionen‘, die ‚aristokrätzigen Vandalen‘, den Marschall Wrangel und das preußische Militär.

es, welche den Streit hervorgerufen und den bestehenden Streit vergiftet und verbittert hat.'[1]

Bei den Berathungen des Parlamentes kamen natürlich vorerst nicht kirchliche Dinge zur Verhandlung. Die wichtigste Frage war zunächst diejenige der provisorischen Executive, über welche lange und eifrig berathen wurde. ‚Hier geht alles einen ziemlich ordnungsmäßigen Weg,' meldete Reichensperger am Morgen des 29. Juni seinem Freunde v. Thimus, ‚und ich glaube versichern zu können, daß die Anarchie in unserer Paulskirche so leicht nicht sich einbürgern wird. Die bedeutende Frage über die provisorische Executivgewalt wird zweifelsohne morgen oder übermorgen dahin entschieden werden, daß ein Reichsstatthalter, und zwar nach allem zu urtheilen kein anderer als der Erzherzog Johann von Oesterreich, nebst einem verantwortlichen Ministerium das Heft in die Hand nehmen wird. Wie lange wird es dann wohl noch dauern, bis die Rheinlande sich reichsunmittelbar erklären? In Berlin ist man förmlich ins Stadium der Pöbelherrschaft eingetreten, und es gehört einiger Muth dazu, sich über derselben zu halten. Meinen armen Bruder, der übrigens sehr thätig ist, bedaure ich von Herzen.' — In der Nachmittagssitzung desselben Tages erfolgte die Entscheidung, welche Reichensperger ‚aus der Paulskirche' sofort dem genannten Freunde mit den Worten meldete: ‚Soeben wird der Erzherzog Johann von Oesterreich mit einer Majorität von . . .[2] Stimmen zum Reichsverweser proclamirt. Sechsmaliges Lebehoch. Läuten der Glocken. Es donnern die Kanonen. Ich hoffe, du bist zufrieden. Gott möge über der Zukunft des Vaterlandes walten!'

Der 11. Juli, der Tag des Einzuges des neuen Reichsverwesers, für den auch Reichensperger gestimmt hatte, war wie für Unzählige so namentlich für einen so eifrigen Oesterreicher wie Steinle ‚ein rechter Freudentag'. Zufällig hatte Reichensperger den Erzherzog nicht zu Gesicht bekommen. Als er dies dem Freunde mittheilte, nahm derselbe einen Bogen Schreibpapier und zeichnete sofort dessen Kopf in halber Lebensgröße hin. ‚Das eingerahmt vor meinen Augen an der Wand hängende Porträt', erzählt Reichensperger in seinen Erinnerungen an Steinle (S. 18), ‚charakterisirt den Dargestellten treffender, als irgend ein mir später zu Gesicht gekommenes Bildniß desselben.'

---

[1] Siehe Verhandlungen der ersten Versammlung des kathol. Vereins Deutschlands am 3., 4., 5. und 6. October 1848 zu Mainz (Mainz 1848) S. 43 und 45.

[2] Die Zahl fehlt. Nach dem Stenogr. Bericht (I, 638) wurden für den Erzherzog Johann 436, für H. v. Gagern 52, für v. Itzstein 32 und für den Erzherzog Stephan 1 Stimme abgegeben. 27 Mitglieder enthielten sich der Abstimmung.

Als interessante Erinnerung an das Jahr 1848 bewahrte Reichensperger ferner eine Reihe der geistvollsten, in ihrer Art meisterhaften Caricaturen, welche aus der Besprechung der Tagesereignisse bei Steinle und Veit entstanden. Diese durch Schönheit der Zeichnung und Schärfe der Satire ausgezeichneten Blätter wurden von einem Veit nahestehenden, infolge der Zeitverhältnisse in bedrängter Lage sich befindenden Künstler lithographirt, zu dessen Gunsten Reichensperger den Vertrieb in der Paulskirche zu 9 bis 12 Kreuzer das Stück übernahm. Eines dieser Blätter, vielleicht das beste, war von Steinle gezeichnet; es bezog sich auf den für die Abstammung des Menschen vom Affen schwärmenden Abgeordneten Karl Vogt, der sich auf der Tribüne des Parlaments für den Atheismus als die künftige Staatsreligion Deutschlands erklärt hatte. Man erblickt auf dem Bilde Vogt mit Thiergliedern auf der Erde kriechend und Gras im Munde kauend, samt der Umschrift ‚Nabuchodonosor, der Minister der Zukunft‘. Vogt gefiel das Bild so, daß er es in seinem Zimmer aufhing [1]. Ein anderes Blatt von der Hand Steinles stellte ‚Dahlmann als Leierkastenmann‘ vor. Köstlich sind auch die ‚drei Bassermannschen Gestalten‘ sowie das Blatt: ‚Deutscher Bruder, willst du die Republik?‘ Die Krone dieser Caricaturen des ‚tollen‘ Jahres bildeten die unvergleichlichen, nach den genauen Angaben von Reichenspergers Freund Detmold. durch Adolf Schrödter gezeichneten Piepmeyer-Blätter [2]. Diese ‚geistreichste Persiflage des Parlamentsphilisterthums mit all seiner Jämmerlichkeit und Verschlagenheit‘ konnte Reichensperger auch in spätern Jahren nicht genug rühmen. Detmold aber ward einer seiner ‚intimsten Freunde‘, ‚ein wahrer Seelentrost, eine Herzstärkung gegen Widerwillen und Verzagtheit‘, die später Reichensperger sowie viele andere oft beschlichen [3].

Unterdessen hatte das Parlament mit echt deutscher Gründlichkeit die Verhandlungen über die Grundrechte begonnen, welche der zukünftigen Reichsverfassung zur Basis dienen sollten. Eine socialpolitische Frage von großer Bedeutung, die Gewerbefreiheit, war es, welche Reichensperger am 13. Juli zu seiner ersten Rede im Frankfurter Parlament Veranlassung gab [4]. Im zweiten Paragraph der Grundrechte war die unbeschränkte Gewerbefreiheit vorgeschlagen, welche dann auch schließlich angenommen wurde. Reichens-

---

[1] Mündliche Mittheilung von Ed. v. Steinle. Vgl. auch Grand-Carteret, Les mœurs et la carricature en Allemagne (Paris 1885) p. 133 ss.

[2] Vgl. die Schrift ‚Weltlicher Humor in der Geschichte‘ (Münster 1887) und Wichmann, Einnerungen S. 533 f.

[3] Brief an Radnitzki, datirt Frankfurt, 12. April 1849.

[4] Am 3. Juli war er mit Zachariä, Lichnowsky, Simson u. a. in den Ausschuß für Begutachtung der Wahlen im badischen Bezirke Thiengen und Konstanz gewählt worden. Stenogr. Bericht I, 716.

perger hatte sich dagegen erklärt. ‚Ich kann versichern,‘ sagte er, ‚daß nach den Bewegungen der letzten Monate fast in allen großen Städten der Rheinprovinz die Gewerbetreibenden dahin strebten und allgemein aussprachen, daß vor allem noth thue, sie von der Gewerbefreiheit zu befreien, natürlich nicht in dem Sinne, daß man nun wieder einen Zunftzwang einführe. . . . Man hat gesagt, wenn wir die Freiheit nicht geben wollten, so hätten wir lieber ganz zu Hause bleiben können. Ich glaube, man kann darauf ganz füglich erwidern: wenn man nichts geben will als die Freiheit, dann hätten wir wenigstens am zweiten Tag wieder nach Hause kehren können. Es ist schnell gesagt, aber nicht schnell gethan. Man muß die Freiheit organisiren; um sie zu organisiren, muß man eine Abgabe von ihr selbst geben, ebenso wie man eine Abgabe vom Vermögen gibt, um das Vermögen zu sichern.‘ Reichensperger befürwortete dann, die Gewerbetreibenden selbst zu hören, von denen verlaute, daß ‚sie sich organisiren und centralisiren, und uns mit ihren Erfahrungen zu Hilfe kommen wollen. Das ist ein Grund mehr für mich, vorzuschlagen, daß man diese Sache nicht übereile, daß man nicht hineinschneide in die Zustände, bevor man gründlich erforscht hat, was man Besseres an die Stelle zu setzen hat. Derjenige, welcher ändern will, hat die Beweislast, und zwar im strengsten Sinn des Wortes, daß das, was er an die Stelle setzen will, besser und zweckdienlicher sei als das, was er beseitigen will. Vor allem aber haben wir uns zu hüten vor allgemeinen Phrasen, vor allgemeinen Begriffen, die allerdings leicht auszusprechen sind, die aber verhängnißvoll in alle Verhältnisse eingreifen.‘ (Bravo von der Rechten.)

In der Sitzung vom 19. Juli nahm Reichensperger das Wort gegen den Vorschlag des Abgeordneten Lette, alle die Redaction der Grundrechte betreffenden Amendements den Ausschüssen zu überlassen und sich in den Plenarversammlungen allein auf Principien und auf principielle Amendements zu beschränken. Demgegenüber betonte Reichensperger mit Recht, daß ‚jede Redactionsfrage zugleich eine das Wesen der Sache berührende Frage umfasse‘. ‚Mir scheint, es ist eine Ehrensache, daß auch die formelle Redaction des Gesetzes den höchsten Grad der Vollkommenheit erreiche.‘ Als am 28. Juli Lette seinen Vorschlag nochmals vorbrachte, trat ihm Reichensperger wiederum entgegen. Er begann seine Rede mit den treffenden Worten: ‚Es wäre sehr zu wünschen, daß einer unserer Statistiker einmal ausrechnete, wieviel Zeit wir bereits über dem Bestreben verloren haben, Zeit zu gewinnen.‘ Auf die Sache eingehend, betonte der Redner vor allem die Pflicht, Schönheit und Klarheit der Gesetzesformen anzustreben. ‚Princip und Form sind hier wie Leib und Seele; man kann sie unmöglich willkürlich auseinanderreißen. . . . Die Principien, die wir aufstellen, müssen wir so aufstellen, daß sie hand-

greiflich sind und in der Anwendung möglichst wenig Zweifeln Raum geben. Wenn Herr Lette bei Begründung seines Antrages angeführt hat, daß in Preußen ein Modus sich bewährt habe, der dem hier vorgeschlagenen im wesentlichen entspricht, so muß ich aufrichtig gestehen, es kehre diese Waffe sich mit der größten Entschiedenheit gegen Herrn Lette selbst. Ich habe in der Rheinprovinz lange Zeit hindurch als Richter fungirt und kann der Versammlung die Versicherung ertheilen, daß die preußischen Gesetze, die wir von Berlin her bekommen haben, nichts weniger als Muster in Bezug auf Redaction waren und gerade deswegen zu einer wahrhaft endlosen Fluth von Ministerialrescripten, von entgegenstehenden Urtheilen, von authentischen oder sonstigen Interpretationen Veranlassung gegeben haben. Es war das eine der größten Calamitäten, mit denen das Richteramt am Rhein zu kämpfen gehabt hat.' [1]

In den folgenden Tagen beschäftigte sich das Parlament mit der Frage, wie die Kriegsflagge des neu zu errichtenden Reiches zu gestalten sei. Die Ansichten gingen namentlich darüber auseinander, ob der Reichsadler mit einem oder zwei Köpfen darzustellen sei. Reichensperger holte sich über diese Frage Rath bei Johann Friedrich Böhmer, der ihm bei dieser Gelegenheit unter anderem eine lange Auseinandersetzung darüber hielt, daß, wie schon der falsche Name ‚Rheinländer' (statt Rheinfranke) darthue, am Rhein das Stammesbewußtsein, überhaupt der Sinn für die glorreiche geschichtliche Vergangenheit in weiten Kreisen verloren gegangen sei. Am 31. Juli legte Reichensperger in der Nationalversammlung ‚ein gutes Wort für den Doppeladler ein'. ‚Ich bin allerdings', sagte er, ‚vollkommen damit einverstanden, daß wir kein zweiköpfiges Reich gründen wollen; allein ich glaube, daß der Zusammenhang zwischen dem Adler und dem Reich kein so lebendiger sein wird, namentlich aber, daß das Volk, auf dessen Verständniß es hier wohl zunächst ankommen wird, den Doppeladler nicht so deuten wird. Wenn wir ein Wappen neu zu erfinden hätten, so könnten wir allerdings auch einen einköpfigen Adler nehmen, vielleicht auch einen andern Vogel; allein ich denke, wir schließen uns demjenigen an, welchem die letzten Jahrhunderte eine historische Sanction bereits gegeben haben, das in dem Andenken und den Begriffen des Volkes einmal mit dem deutschen Reich auf das innigste verknüpft ist.' In seinen weitern Ausführungen bestritt der Redner, daß erst im vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhundert der Doppeladler aufgekommen sei; ‚es ist vielmehr positive Thatsache, daß schon in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts der Doppeladler als Reichsemblem gegolten hat. Seitdem wurde bis zum Ende des fünf-

---

[1] Stenogr. Bericht über die Verhandlungen der Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. (Frankfurt 1848) S. 1036 und S. 1268—1269.

zehnten Jahrhunderts der Doppeladler mit dem einfachen abwechselnd gebraucht. Es steht fest, daß seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts der Doppeladler Reichswappen war. Er war nicht das Wappen des Hauses Habsburg, auch keineswegs das, welches sich an die Kaiserkrönung anschloß und durch dieselbe bedingt gewesen ist. Wenzel, der bekanntlich kein Habsburger war, hat denselben als Reichswappen in seinem Gegensiegel gebraucht. Es kann hiernach kein ernstes Bedenken gegen den Doppeladler erhoben werden. Was ihn aber hauptsächlich empfiehlt: er war das Emblem des deutschen Reiches, wie es im Volke lebt.'[1] Lichnowsky und Radowitz sprachen sich in demselben Sinne aus, und es siegte der Doppeladler.

In der Sitzung vom 3. August, bei Berathung des siebenten Paragraphen der Grundrechte, trat Reichensperger für die persönliche Freiheit der Staatsbürger ein. Der Ausschuß beantragte: ‚Die Freiheit der Person ist unverletzlich. Niemand darf seinem gesetzlichen Richter entzogen werden. Ausnahmegerichte sollen nie stattfinden. Die Verhaftung einer Person soll — außer im Fall der Ergreifung auf frischer That — nur geschehen in Kraft eines richterlichen, mit Gründen versehenen Befehles. Dieser Befehl muß im Augenblick der Verhaftung oder spätestens innerhalb der nächsten 24 Stunden dem Verhafteten vorgewiesen werden.'

Hierzu schlug Reichensperger als praktischer Jurist die Einschiebung der Bestimmung vor, daß jeder Verhaftete innerhalb 24 Stunden einem richterlichen Beamten vorzustellen sei. Zur Rechtfertigung seines Amendements hielt er eine lange Rede, in welcher er zunächst betonte, daß vor allem ein Verschwimmen in allgemeinen Bestimmungen ebenso wie eine allzu große Ausführlichkeit zu meiden sei. Der Codex der Grundrechte sei ‚in großartiger Einfachheit, wie aus Quadern gefügt, aufzurichten'. Auf seinen Antrag selbst übergehend, bemerkte er, daß er dabei vom Standpunkte des rheinischen Rechtes ausgegangen sei, ‚nicht bloß um deswillen, weil er längere Zeit praktisch in diesem Rechte beschäftigt gewesen sei, sondern hauptsächlich aus dem Grunde, weil er die Ueberzeugung habe, daß dasselbe binnen kürzester Frist die Runde durch Deutschland machen werde'. Er sprach dann seine aus der Erfahrung geschöpfte Ueberzeugung aus, daß die Wirksamkeit der Polizei streng con-

[1] Stenogr. Bericht II, 1281. Böhmer veröffentlichte über die oben berührte Frage seine Abhandlung: ‚Zeichen, Fahnen und Farben des Deutschen Reiches', abgedruckt bei Janssen, Böhmer III, 453—460, deren Resultate allerdings sehr beanstandet worden sind; vgl. Anz. f. Kunde deutscher Vorzeit XV (1868), 377 ff. Zur Ergänzung von Janssen sei bemerkt, daß Reichensperger mit Böhmer zuerst in Verkehr getreten war durch seine Schrift über die christlich-germanische Baukunst, in welcher er auf den von dem Frankfurter Historiker vergeblich bekämpften Abbruch der schönen Frankfurter Hospitalhalle hingewiesen hatte.

trollirt und mehr, als bisher geschehen, beschränkt werden müsse; ‚daß aber die Befugniß, unter Umständen Personen in Verwahrung zu nehmen, nicht zum Extrem führe, dagegen liege eine Sicherheit darin, daß innerhalb 24 Stunden die Person einem richterlichen Beamten vorzustellen sei‘. Zwar nicht ganz in derselben, aber doch in einer ähnlichen Fassung ging denn auch diese Ansicht durch [1].

Inzwischen war von seiten des Kölner Centraldombauvereins eine Einladung an das Parlament eingelaufen zu der bedeutungsvollen Feier der sechshundertjährigen Wiederkehr der Grundsteinlegung des erhabenen Baues, ‚an welchem nach unserer Väter Glauben die Geschichte des deutschen Vaterlandes sich bildlich darstellt‘. Das Parlament sandte eine Deputation nach Köln, zu welcher auch Reichensperger gehörte. Die Fahrt derselben gestaltete sich zu einem förmlichen Triumphzuge. Die Feier verlief ‚ungestört, weihevoll und erhebend‘. Unvergeßlich blieb Reichensperger ein beim Empfang der Deputirten der Nationalversammlung gefallenes Wort König Friedrich Wilhelms IV. Auf eine ‚etwas stark nach parlamentarischem Souveränitätsbewußtsein schmeckende Aeußerung‘ des Abgeordneten Raveaux erwiderte der Monarch: ‚Meine Herren aus Frankfurt, vergessen Sie nicht, daß es in Deutschland auch noch Fürsten gibt.‘ [2] Gelegentlich der denkwürdigen Feier wurde von den katholischen Abgeordneten der Plan einer großen Zeitung und die Abhaltung einer Versammlung des katholischen Vereins in Mainz festgesetzt [3].

Am 22. August war Reichensperger wieder in Frankfurt. ‚Soeben habe ich einen von Bergheim mir zugeschickten Schmähartikel gegen meine Person beantwortet‘, schrieb er am folgenden Tage an seine Gemahlin, ‚und darüber leider mehrere Stunden verloren.‘ [4]

---

[1] Reden der Gebrüder Reichensperger S. 23—31.

[2] Vgl. Reichensperger, Zur neuern Gesch. des Dombaues S. 30. Pfülf, Cardinal Geissel I, 544. Wichmann, Erinnerungen S. 209 f. P. Reichensperger, Erlebnisse S. 120—121.

[3] Reichensperger zeichnete, wie Döllinger (s. Friedrich, Döllinger II, 455), Radowitz u. a., für die Zeitung zwei Actien à 5 Thaler.

[4] Reichenspergers vornehme, würdige ‚Erklärung‘ auf die Angriffe und Verdächtigungen des Bergheimer Kreis- und Intelligenzblattes (hier ward unter anderem behauptet, der neue Kammerpräsident habe sich der preußischen Regierung und Reaction verkauft) erschien am 26. August 1848. Wenn nicht schon der erwähnte, so gingen doch sicher die andern, ebenso unbegründeten wie schmählichen Angriffe (vgl. Bergheimer Kreisblatt 1848, Nr. 75—79) gegen Reichensperger aus von Dr. Schaffrath in Bedburg, der seit den Berliner Unruhen in radicalem Sinne agitirte; die von Schaffrath ausgeschriebenen ‚Volksversammlungen‘ waren übrigens, wie Dechant Steven an Reichensperger berichtete, ‚höchstens von 12 bis 15 Personen besucht, die alle die rothe Republik wollen‘. Eine solche Volksversammlung beschloß am 26. November 1848 eine unbestimmte, durch keine specielle Thatsache belegte Miß-

‚Wir stecken nun mitten in der Kirchenfrage. Bis jetzt ist es ohne Randal, aber auch nicht ohne Skandal abgegangen. Letztern hat besonders Herr v. Beisler, bayrischer Cultusminister, in reichlicher Fülle geliefert, indem er über Papst und Kirche mörderlich loszog.‘ Die schmählichen Ausfälle und völlig irrigen Anschauungen Beislers wies Döllinger mit großer Gewandtheit und Schlagfertigkeit in einer zweieinhalbstündigen, künstlerisch vollendeten Rede zurück, in welcher er unter anderem zeigte, wie sehr die päpstliche Gewalt gebunden sei [1].

Reichensperger hatte mit Radowitz und andern den Schluß der allgemeinen Discussion über Artikel 3 des Entwurfs der Grundrechte und sofortigen Uebergang zu den einzelnen Paragraphen beantragt; es wurde indessen Vertagung beschlossen. In der folgenden Sitzung (24. August) vertraten namentlich Förster und Radowitz den katholischen Standpunkt, während der für Aufhebung des Cölibates begeisterte [2] Decan Kuenzer aus Konstanz die josephinischen Ideen verfocht. Im atheistischen Sinne hatte Professor Karl Vogt in der vorhergehenden Sitzung gesprochen. Mit Bezug hierauf schrieb Reichensperger am 27. August an seine Mutter: ‚Die Debatten sind zwar interessant, aber allerdings oft verletzend. Indessen ist es gut, daß alles in der Atmosphäre zerstreute Pestilenzialische sich mit einemmale niederschlägt. Ueber den Ausgang läßt sich noch keine Vermuthung aufstellen. Jedenfalls werden wir Katholiken einen ausführlichen Rechenschaftsbericht an das Volk abstatten.‘

Am 25. August griff Reichensperger in die Verhandlungen über die Glaubens- und Gewissensfreiheit ein. Der Ausschuß hatte für den zwölften Paragraphen von Artikel III der Grundrechte vorgeschlagen: ‚Jeder Deutsche ist unbeschränkt in der gemeinsamen häuslichen und öffentlichen Uebung seiner Religion. Verbrechen und Vergehen, welche bei Ausübung dieser Freiheit

trauenserklärung. Reichensperger erwiderte in einer im Euskirchener Wochenblatt (1849, Nr. 1) veröffentlichten Erklärung, er werde sein Mandat nicht niederlegen, solange nicht feststehe, daß die Mehrzahl seiner Wähler mit ihm unzufrieden sei, was er nach der Zahl der ihm vorliegenden Unterschriften unmöglich annehmen könne. Zugleich widerlegte er den allein namhaft gemachten Vorwurf über seinen Beitritt zu dem Widenmannschen Antrag. Eine Adresse der Wähler der Bürgermeisterei Pfaffendorf trat der ‚Anmaßung‘ jener Mißtrauenserklärung nachdrücklich entgegen, gab Reichensperger ein Vertrauensvotum und betonte, daß ‚die Volksversammlung zu Bergheim nicht den Kreis vertreten habe‘; s. Bergheimer Kreisblatt 1849, Nr. 4.

[1] Die Reden Beislers und Döllingers in dem Stenogr. Bericht III, 1662 f. 1672 f. Vgl. Friedrich, Döllinger II, 396 f. Zur Charakteristik Beislers vgl. W. Menzel, Gesch. der letzten vierzig Jahre II (2. Aufl. Stuttgart 1859), 312 Anm., und V. Weber, Charakterbilder S. 364 f.

[2] Vgl. Hist.-polit. Bl. XXII, 430 f. Es ist doch gar zu stark, wenn Oncken (Das Zeitalter Kaiser Wilhelms I, 209) einen solchen Mann als ‚katholischen Redner‘ in den Vordergrund seiner Darstellung rückt.

begangen werden, sind nach dem Gesetze zu bestrafen.' Reichensperger erschien diese Fassung nicht bestimmt und präcis genug. Er hatte deshalb in Verbindung mit Nagel[1], Diepenbrock, Döllinger, Ketteler, Radowitz, Lasaulx, Cornelius, Knoodt, Sepp u. a. folgendes Amendement gestellt: ,Die Freiheit jeder Gottesverehrung und ihrer öffentlichen Ausübung ist verbürgt. Verbrechen und Vergehen, welche bei Ausübung dieser Freiheit begangen werden, unterliegen den allgemeinen Strafgesetzen', und begründete dasselbe in längerer Rede. ,Der von mir in Vorschlag gebrachte Satz will nämlich sagen, daß für diese speciellen Fälle, auf welche der Paragraph Bezug nimmt, keine Ausnahmegesetze in irgend einem Staate gemacht werden dürfen, daß das Princip der Gleichheit aller Staatsbürger auch hier seine volle Geltung behalten solle — keine Exemtionen, keine Specialgesetze, am wenigsten in dieser Materie! Kein Sacrilegiengesetz, wie es unter der Restauration einmal in unseliger Verblendung, vermeintlich zum Schutz der Religion, in Wirklichkeit aber, wie solches der Erfolg bewiesen hat, zu ihrem Nachtheile, vorgeschlagen worden ist. Aber auch kein Knebelgesetz gegen die Diener der Kirche, gegen die, welchen religiöse Verrichtungen aufgetragen sind, wie ein solches in dem in der Geburt gestorbenen Entwurf des preußischen Strafgesetzbuches enthalten war! Also statt des Ausdruckes „nach dem Gesetze" heiße es „nach den allgemeinen Strafgesetzen", die gleich sind für alle Bürger. Vielleicht wird man mir einwenden, daß Vergehen und Verbrechen, welche von Dienern der Religion oder bei Ausübung religiöser Handlungen begangen werden, einen besondern Charakter der Schwere an sich tragen. Ich kann dies im allgemeinen wohl zugeben. Dafür aber hat jedes Strafgesetzbuch Vorsorge getroffen.' Am Schlusse seiner Rede berührte Reichensperger das von Professor Rheinwald gestellte Amendement: ,Der Orden der Jesuiten, Liguorianer, Redemptoristen ist für alle Zeiten aus dem Gebiet des deutschen Reiches verbannt.' ,Ich glaube nicht,' bemerkte er, ,auf diesen Satz, den ich sonst bekämpfen würde, näher eingehen zu müssen, da derselbe der Natur des Gegenstandes nach unter den Artikel VI gehört, welcher von dem Associationsrechte handelt; — sollte er hier debattirt werden, so würde ich aus dem Grundsatze des freien Associationsrechtes, das hier hoffentlich keinerlei Beeinträchtigung erfahren wird, denselben bekämpfen.'[2]

Am 28. August ward die von dem Ausschusse vorgeschlagene Fassung des zwölften Paragraphen angenommen, womit das Amendement der katholischen Abgeordneten fiel. Aber in derselben Sitzung drang Reichensperger wenigstens

[1] Dieser Abgeordnete, Landrichter in Viebach, brachte den Antrag ein. Vgl. Friedrich, Döllinger II, 385.

[2] Stenogr. Bericht III, 1733—1734.

mit seinem Antrage durch, die Frage der Zulassung einzelner religiöser Orden erst später, bei Feststellung des Vereinsrechtes, zu behandeln. Rheinwald hatte vorher eine der gewöhnlichen Schmähreden gegen die Jesuiten gehalten. Der um die Sicherheit des deutschen Reiches so sehr besorgte Professor bewies seine völlige Unkenntniß des Ordenswesens schon dadurch, daß er Redemptoristen und Liguorianer für zwei verschiedene Orden ansah. ‚Er beschränkte sich denn auch darauf, in seiner Rede über die Jesuiten herzufallen, in der gehässigsten Weise die schwersten Anschuldigungen gegen dieselben zu richten.‘ Reichensperger trat bei der Begründung seines Antrags dem Professor Rheinwald mit folgenden kurzen, aber schlagenden Worten entgegen: ‚Es kommt dann (bei der Verweisung des Antrags auf die spätere Berathung) noch der weitere Vortheil hinzu, daß der geehrte Vorredner, der in so drastischer Weise ein Schauergemälde vom Jesuitismus entworfen hat, demnächst die Beweise dafür hierhin bringen kann. Ich bitte ihn aber, daß er nicht die Anklagen und Aussagen der Feinde des Ordens, noch auch den Ewigen Juden von Eugen Sue als Beweismittel angesehen wissen will.‘[1]

[1] Stenogr. Bericht III, 1761. Mit Bezug auf die oben entwickelten Vorgänge, aber ohne nähere Darstellung derselben, brachten im December 1893 ‚liberale‘ Zeitungen in namhafter Zahl (Voss. Ztg., Köln. Ztg., Trierer Ztg., Aschaffenb. Ztg. u. s. w.) die Behauptung, Reichensperger sei zugleich mit dem General v. Radowitz und andern Katholiken im Frankfurter Parlament als Gegner der Jesuiten hervorgetreten. Demgegenüber stellte Reichensperger durch eine in der ‚Kölnischen Volkszeitung‘ 1893, 29. December (erstes Blatt), veröffentlichte ‚Erklärung‘ den Thatbestand fest, indem er hinzufügte: ‚Ein besonderes Maß von Urtheilskraft ist, meine ich, nicht erfordert, um aus dem von mir Gesagten zu entnehmen, daß ich, weit entfernt davon, gegen die Jesuiten Partei zu ergreifen, vielmehr auf deren Seite getreten bin. Zum Art. VI kam der Antrag Rheinwald zur Abstimmung, gemäß Mehrheitsbeschlusses aber nicht mehr zur Verhandlung, womit dann den Vertheidigern der Jesuiten der Mund geschlossen war. — Anlangend meine Complicität mit dem General v. Radowitz folgendes. Im Laufe einer längern, der soeben beregten Verhandlung kurz vorhergegangenen Rede für die kirchliche Freiheit (einer Rede, welche, ihrem ganzen Inhalt nach, zu lesen und zu beherzigen hiermit dem Publikum der liberalen Zeitungen dringend empfohlen sei) hatte Herr v. Radowitz sich, wie in den Eingangs bezeichneten Blättern berichtet, geäußert: „Weder," sagte er in der That, „ist es unser Wunsch, noch weniger unser Bestreben, den Jesuitenorden über Deutschland auszubreiten. Obgleich wir uns gegen den Antrag erklären müssen, die allgemeine Kirchen- und Vereinsfreiheit durch gesetzliche Ausschließung irgend eines Ordens anzutasten, würden wir dennoch, wenn uns von irgend einer Seite der Vorschlag entgegenträte, in irgend einem deutschen Lande den Jesuitenorden einzuführen, aus höherem Interesse der katholischen Kirche gegen die Ausführung eines solchen Planes uns mit vollster Entschiedenheit aussprechen." Auf die an v. Radowitz vom Abg. Rösler (Oels) gerichtete Frage, wer die „Wir" seien, erwiderte er: „Die ‚Wir‘ sind die unter Ihnen sitzenden katholischen Collegen." Sicherlich waren die glaubenstreuen Katholiken von ihm gemeint, welche, nur sehr wenige ausgenommen, eine Art von Fraction

Die Nachricht von dem nach einem glücklichen Feldzuge Preußens gegen Dänemark abgeschlossenen Malmöer Waffenstillstande lenkte die Aufmerksamkeit des Parlaments zunächst auf andere Dinge und regte die Gemüther vieler in der heftigsten Weise auf. ‚Unser politischer Grundrechtschlendrian‘, berichtete Reichensperger am 4. September nach Hause, ‚ist plötzlich durch den Schleswiger Waffenstillstand unangenehm unterbrochen worden, und es scheint, als ob ein Bruch unserer Versammlung mit Preußen nahe bevorstehe. Gott wolle alles zum Guten lenken! Die preußische Regierung hat uns ein bißchen gar zu sehr en bagatelle behandelt.‘

---

bildend, unter seinem Präsidium sich vereinigt hatten, um auf die Sanctonirung der Freiheit der Kirche und der Confessionalität der Volksschule in den Grundrechten hinzuwirken. Obgleich ich sein Stellvertreter im Präsidium war, hatte Herr v. Radowitz seine Absicht, so wie geschehen, über die Jesuiten zu sprechen, mir nicht mitgetheilt. Zwar kam mir seine Aeußerung etwas stark vor (hierzu vgl. Jürgens II, 1, 51 Note); ich schwieg indes dazu, weil mir, wie ich ihn kannte, klar war, daß dieselbe wesentlich auf die Beschwichtigung derjenigen abzielte, welche damals in noch weit größerer Zahl als jetzt, theils in zielbewußter leidenschaftlicher Gegensätzlichkeit zum Jesuitenorden, theils in vager, einigermaßen an den Hexenwahn früherer Zeiten erinnernder Jesuitenangst vor Gewaltacten gegen den Orden nicht zurückschrecken, die Kirche für die Jesuiten büßen lassen mochten. Es kam hinzu, daß nach den damaligen Verhältnissen die Jesuiten in absehbarer Zeit schwerlich selbst wünschen konnten, in Deutschland sich niederzulassen. Sind doch in unsern Tagen noch, nach nicht gar langer kirchenfriedlicher Zwischenpause, nicht bloß die Jesuiten verbannt, sondern sogar die Barmherzigen Schwestern unter specielle Polizeiaufsicht gestellt worden! Nur im Hinblick auf „das höhere Interesse der Kirche“ hatte v. Radowitz das untergeordnete des Jesuitenordens gewissermaßen preisgeben zu sollen geglaubt, nicht wegen Gebrechen des Ordens oder wegen Gefährlichkeit seiner Satzungen. Keinesfalls aber wollte er denselben durch Ausnahmegesetze vergewaltigt sehen, was unsere Liberalen sich merken mögen. Sollte wider Erwarten mein Schweigen zu den in Rede stehenden Aeußerungen des Generals v. Radowitz, an sich betrachtet, eine andere als die von mir gegebene Deutung zulassen, so stellen jedenfalls, wie schon gesagt, meine Bemerkungen zu dem Antrag Rheinwald außer allen Zweifel, daß ich im Frankfurter Parlament nicht als Gegner des Jesuitenordens mich gezeigt habe. Wie ich vor zwanzig Jahren über den Orden dachte, ergibt sich sonnenklar aus einer Rede, welche ich am 19. Juni 1872 im Reichstag gegen den Entwurf des Jesuitengesetzes gehalten habe. Damit hätten, denke ich, die Jesuitenfeinde es genug sein lassen können. Dr. August Reichensperger.‘

‚Mit Recht glaube ich verlangen zu können, daß diejenigen Zeitungen, welche mich in ein falsches Licht gestellt haben, auf Grund vorstehender Erklärung der Wahrheit die Ehre geben. A. R.‘

Diese Erklärung ward, wie die ‚Kölnische Volkszeitung‘ in einer Berliner Correspondenz vom 9. Januar 1894 feststellte, von zahlreichen Blättern, auch von jesuitenfeindlichen, ganz oder theilweise wiedergegeben. Vielfach aber wurde dabei gerade der Punkt beiseite gelassen, auf den es vor allem ankam: die bestimmte Erklärung des Generals v. Radowitz gegen ‚die gesetzliche Ausschließung irgend eines Ordens‘, also auch des Jesuitenordens. Vgl. auch Reden der Gebrüder Reichensperger S. 410 f.

Den Beschluß, welchen das Parlament am 5. September mit einer Mehrheit von siebzehn Stimmen faßte, den Malmöer Waffenstillstand zu verwerfen (‚sistiren‘), billigte Reichensperger natürlich nicht[1]. Er beklagte es, daß ‚die Anstrengungen, welche die Reichsminister v. Schmerling, Robert Mohl, v. Beckerath und Redner der Rechten zum Zwecke der Genehmigung des Waffenstillstandes gemacht hatten, hauptsächlich zufolge einer pathetischen Rede Dahlmanns, der ebenso wie durchweg die andern in der Versammlung sitzenden Professoren mit der Gelehrsamkeit wenig praktischen politischen Blick verband‘, scheiterten. Die Folge des Beschlusses vom 5. September, des thörichtesten, den je ein Parlament gefaßt hat[2], war, daß das Ministerium Schmerling seine Entlassung einreichte. Dahlmann, mit der Bildung eines neuen beauftragt, erklärte sich nach wenigen Tagen dazu außer stande, und so blieb denn das frühere interimistisch bestehen. Es war alles in der Schwebe; ‚auf welche Seite der Würfel zu liegen kommt‘, meinte Reichensperger in einem Briefe vom 8. September, ‚weiß Gott; ich hoffe indessen noch immer, daß die Mehrheit sich noch eines Bessern besinnen werde. Heute ist die Debatte über den wichtigen, die Unabhängigkeit der Kirche betreffenden § 14 vom Artikel III der Grundrechte geschlossen worden, gerade als die Reihe zum Reden an mich kommen sollte, so daß ich meine mit so vieler Mühe ausgearbeitete Rede schon wieder einsalzen kann. Gott wird wissen, wozu es gut ist, daß mir der Schnabel in solcher Weise geschlossen wurde.‘

Am 11. September kam es zur Abstimmung über den erwähnten Paragraphen. Derselbe lautete ursprünglich allgemein nur dahin, daß ‚sich neue Religionsgesellschaften bilden dürfen, und daß es einer Anerkennung ihres Bekenntnisses durch den Staat nicht bedürfen solle‘. Der bayrische Abgeordnete Nagel samt Genossen hatten statt dessen beantragt: ‚Die bestehenden und neu sich bildenden Religionsgesellschaften sind als solche unabhängig von der Staatsgewalt. Sie ordnen und verwalten ihre Angelegenheiten selbständig. Die Bestellung von Kirchenbeamten unterliegt keiner Mitwirkung von seiten der Staatsgewalt, auch nicht vermöge des Patronatsrechts. Die Bekanntmachung kirchlicher Erlasse ist nur denjenigen Beschränkungen unterworfen, welchen alle übrigen Veröffentlichungen unterliegen. Jeder Religionsgesellschaft wird der Besitz und die freie Verwendung ihres Vermögens sowie ihrer für Cultus-, Unterrichts- und Wohlthätigkeitszwecke bestimmten Anstalten gewährleistet.‘

[1] Von den katholischen Freunden Reichenspergers stimmten fast alle mit ihm gegen die Sistirung: so Adams, Arndts, Aulike, Blömer, Dieringer, Döllinger, Junkmann, v. Ketteler, v. Lasaulx, v. Linde, Phillips und selbstverständlich v. Radowitz.

[2] Urtheil von Oncken, Das Zeitalter Kaiser Wilhelms I, 171.

Reichensperger war mit dieser Fassung bis auf den Zusatz über die Patronate einverstanden, und er setzte es durch, daß von den vielen Anträgen, welche in Bezug auf diesen Gegenstand vorlagen, der von ihm mitunterzeichnete Nagelsche zuerst zur Abstimmung kam: ‚Mir scheint, daß diejenigen Anträge, welche das Princip der Unabhängigkeit der Kirche an die Spitze stellen, die aber doch darum keineswegs einen Freibrief der Gesetzlichkeit verlangen, allen andern als die entschiedensten und dem Principe nach bestimmtesten vorangehen müssen. . . . Was die Anträge betrifft, welche nur für die innern Angelegenheiten der Kirche die Selbständigkeit verlangen, so glaube ich, daß diese ganz zuletzt kommen müssen. Wer mit dem Sprachgebrauch der Cultusministerien vertraut ist, wird wissen, daß diese Unabhängigkeit der Kirche für ihre innern Angelegenheiten identisch mit der möglichsten Abhängigkeit derselben ist, indem die innern Angelegenheiten nicht bloß den äußern entgegenstehen, sondern vorzugsweise die gemischten es sind, unter welche man erfahrungsmäßig alles mögliche zu bringen weiß, wie denn z. B. sogar Fastenmandate darunter gebracht worden sind.‘

Der Antrag, welcher die volle Unabhängigkeit der Kirche von der Staatsgewalt festsetzte und völlig mit dem bisherigen System der Unterdrückung der Kirche durch den Polizeistaat brach, wurde jedoch mit 357 gegen 99 Stimmen verworfen. Zur Annahme gelangte der Antrag des ‚katholischen‘ Decans Künzer: ‚Jede Religionsgesellschaft (Kirche) ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig, bleibt aber, wie jede andere Gesellschaft im Staate, den Staatsgesetzen unterworfen. Keine Religionsgesellschaft genießt vor andern Vorrechte durch den Staat; es besteht fernerhin keine Staatskirche. Neue Religionsgesellschaften dürfen sich bilden, einer Anerkennung ihres Bekenntnisses durch den Staat bedürfen sie nicht.‘[1]

Es gereicht dem katholischen Volke Deutschlands zur Ehre, daß es sich gegen diese Gleichstellung der christlichen Kirche mit jeder beliebigen Privatgesellschaft durch einen großen Petitionssturm zur Wehr setzte. Die Folge davon war, daß die Mehrheit des Verfassungsausschusses bei der zweiten Lesung wenigstens die Streichung des beleidigenden Zusatzes ‚wie jede andere Gesellschaft im Staate‘ beantragte. In dieser Form ward die Bestimmung ohne Debatte angenommen; bezeichnend war es, daß die Linke später in ihrem Manifest an die Wähler diese ‚Verschlechterung‘ beklagte. Der von der Nationalversammlung angenommene Antrag sprach die Selbständigkeit der Kirche offen aus. ‚Stünde nichts anderes dabei, so hätten wir alles, was wir wollen,‘ sagte später auf der Mainzer Katholikenversammlung Döllinger; ‚das Bedenkliche liegt im Nachsatze, daß die Religionsgesellschaften den Staats-

[1] Stenogr. Bericht III, 2001.

gesetzen unterworfen sein sollten; wenn dieser Nachsatz immer nach Maßgabe des Vordersatzes interpretirt würde, also nicht in Bezug auf religiöse, sondern nur auf andere Angelegenheiten Gehorsam verlangte, so wäre nichts Wesentliches zu erinnern. Aber es ist möglich, daß man unter Staatsgesetzen auch die jetzigen oder zukünftigen staatskirchlichen Gesetze verstehen könnte, wo es dann mit der kirchlichen Freiheit ein Ende hätte. Daß diese Auslegung nicht das Richtige sei, unterliegt nach allem, selbst nach der Entwicklung, womit der Antragsteller seinen Antrag begleitete, keinem Zweifel.‘ [1]

Die Entscheidung in der ‚verhängnißvollen‘ schleswig-holsteinischen Frage fiel bei der zweiten Lesung am 16. September. Da sich mittlerweile nicht wenige Abgeordnete, die Dahlmann gefolgt waren, eines andern besonnen hatten, ward diesmal der Waffenstillstand mit einer Mehrheit von einundzwanzig Stimmen genehmigt. Am folgenden Vormittage schrieb Reichensperger an seine Frau, welche der Nähe der Verwandten wegen sich mit den Kindern nach Koblenz begeben hatte: ‚Gestern Abend gegen 8 Uhr, nach einer stürmischen Sitzung, ist mir endlich der Stein vom Herzen gewälzt worden, der seit zehn Tagen darauf drückte. Du wirst schon das Votum kennen, welches die Hoffnungen unserer Wühler auf Verwirrung im Innern und Aeußern vernichtet oder doch deren Verwirklichung jedenfalls um ein Bedeutendes hinausgeschoben hat. Laß dir das Nähere dieses Dramas von Thimus, der es von A bis Z durchgemacht hat, erzählen. Nach der Sitzung aßen wir zusammen im Englischen Hofe, als plötzlich zum Dessert Pflastersteine durch die Fensterscheiben hereingeworfen wurden und eine tobende Menge das Haus belagerte. Zell [2], der mit der Linken gestimmt hatte, glaubte guten Gewissens unter die Meute sich begeben zu können, wurde aber bald eines andern belehrt, indem er einen Schlag auf die Stirne erhielt und demzufolge eine stark blutende Wunde, mit der ich ihn ins Haus zurückführen sah. Durch

[1] Verhandlungen der ersten Versammlung des kathol. Vereins S. 47. Ganz falsch ist es, wenn Oncken (Zeitalter Kaiser Wilhems I, 202) behauptet, ‚der Feldzug des Umsturzes (!!), der Entzügelung und der Eroberung, den der politische Katholicismus damals begann, habe in der Nationalversammlung eine Zurückweisung erlitten‘. Reichensperger, dem ich diese Stelle vorlegte, sprach sich auf das schärfste gegen eine derartige Geschichtsdarstellung aus. ‚Die Hauptsache in Bezug auf die Kirchenfreiheit‘, sagte er, ‚haben die kirchentreuen katholischen Abgeordneten in Frankfurt 1848 erreicht.‘ Gegenüber den Ausfällen Onckens S. 203 bemerkte Reichensperger: ‚Wir wollten nur die Freiheit erringen, die in Amerika und England schon existirte.‘ Wenn Oncken a. a. O. die kirchentreuen katholischen Abgeordneten als die ‚Partei des politischen Katholicismus‘ bezeichnet, so hat schon der mit Reichensperger in engen Beziehungen stehende Jürgens (II, 1, 52) gezeigt, daß ‚eine politisch-katholische Partei in Frankfurt nie vorhanden war‘.

[2] Aus Trier.

greiflich sind und in der Anwendung möglichst wenig Zweifeln Raum geben. Wenn Herr Lette bei Begründung seines Antrages angeführt hat, daß in Preußen ein Modus sich bewährt habe, der dem hier vorgeschlagenen im wesentlichen entspricht, so muß ich aufrichtig gestehen, es kehre diese Waffe sich mit der größten Entschiedenheit gegen Herrn Lette selbst. Ich habe in der Rheinprovinz lange Zeit hindurch als Richter fungirt und kann der Versammlung die Versicherung ertheilen, daß die preußischen Gesetze, die wir von Berlin her bekommen haben, nichts weniger als Muster in Bezug auf Redaction waren und gerade deswegen zu einer wahrhaft endlosen Fluth von Ministerialrescripten, von entgegenstehenden Urtheilen, von authentischen oder sonstigen Interpretationen Veranlassung gegeben haben. Es war das eine der größten Calamitäten, mit denen das Richteramt am Rhein zu kämpfen gehabt hat.'[1]

In den folgenden Tagen beschäftigte sich das Parlament mit der Frage, wie die Kriegsflagge des neu zu errichtenden Reiches zu gestalten sei. Die Ansichten gingen namentlich darüber auseinander, ob der Reichsadler mit einem oder zwei Köpfen darzustellen sei. Reichensperger holte sich über diese Frage Rath bei Johann Friedrich Böhmer, der ihm bei dieser Gelegenheit unter anderem eine lange Auseinandersetzung darüber hielt, daß, wie schon der falsche Name ‚Rheinländer' (statt Rheinfranke) darthue, am Rhein das Stammesbewußtsein, überhaupt der Sinn für die glorreiche geschichtliche Vergangenheit in weiten Kreisen verloren gegangen sei. Am 31. Juli legte Reichensperger in der Nationalversammlung ‚ein gutes Wort für den Doppeladler ein'. ‚Ich bin allerdings', sagte er, ‚vollkommen damit einverstanden, daß wir kein zweiköpfiges Reich gründen wollen; allein ich glaube, daß der Zusammenhang zwischen dem Adler und dem Reich kein so lebendiger sein wird, namentlich aber, daß das Volk, auf dessen Verständniß es hier wohl zunächst ankommen wird, den Doppeladler nicht so deuten wird. Wenn wir ein Wappen neu zu erfinden hätten, so könnten wir allerdings auch einen einköpfigen Adler nehmen, vielleicht auch einen andern Vogel; allein ich denke, wir schließen uns demjenigen an, welchem die letzten Jahrhunderte eine historische Sanction bereits gegeben haben, das in dem Andenken und den Begriffen des Volkes einmal mit dem deutschen Reich auf das innigste verknüpft ist.' In seinen weitern Ausführungen bestritt der Redner, daß erst im vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhundert der Doppeladler aufgekommen sei; ‚es ist vielmehr positive Thatsache, daß schon in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts der Doppeladler als Reichsemblem gegolten hat. Seitdem wurde bis zum Ende des fünf-

---

[1] Stenogr. Bericht über die Verhandlungen der Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. (Frankfurt 1848) S. 1036 und S. 1268—1269.

zehnten Jahrhunderts der Doppeladler mit dem einfachen abwechselnd gebraucht. Es steht fest, daß seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts der Doppeladler Reichswappen war. Er war nicht das Wappen des Hauses Habsburg, auch keineswegs das, welches sich an die Kaiserkrönung anschloß und durch dieselbe bedingt gewesen ist. Wenzel, der bekanntlich kein Habsburger war, hat denselben als Reichswappen in seinem Gegensiegel gebraucht. Es kann hiernach kein ernstes Bedenken gegen den Doppeladler erhoben werden. Was ihn aber hauptsächlich empfiehlt: er war das Emblem des deutschen Reiches, wie es im Volke lebt.'[1] Lichnowsky und Radowitz sprachen sich in demselben Sinne aus, und es siegte der Doppeladler.

In der Sitzung vom 3. August, bei Berathung des siebenten Paragraphen der Grundrechte, trat Reichensperger für die persönliche Freiheit der Staatsbürger ein. Der Ausschuß beantragte: ‚Die Freiheit der Person ist unverletzlich. Niemand darf seinem gesetzlichen Richter entzogen werden. Ausnahmegerichte sollen nie stattfinden. Die Verhaftung einer Person soll — außer im Fall der Ergreifung auf frischer That — nur geschehen in Kraft eines richterlichen, mit Gründen versehenen Befehles. Dieser Befehl muß im Augenblick der Verhaftung oder spätestens innerhalb der nächsten 24 Stunden dem Verhafteten vorgewiesen werden.'

Hierzu schlug Reichensperger als praktischer Jurist die Einschiebung der Bestimmung vor, daß jeder Verhaftete innerhalb 24 Stunden einem richterlichen Beamten vorzustellen sei. Zur Rechtfertigung seines Amendements hielt er eine lange Rede, in welcher er zunächst betonte, daß vor allem ein Verschwimmen in allgemeinen Bestimmungen ebenso wie eine allzu große Ausführlichkeit zu meiden sei. Der Codex der Grundrechte sei ‚in großartiger Einfachheit, wie aus Quadern gefügt, aufzurichten'. Auf seinen Antrag selbst übergehend, bemerkte er, daß er dabei vom Standpunkte des rheinischen Rechtes ausgegangen sei, ‚nicht bloß um deswillen, weil er längere Zeit praktisch in diesem Rechte beschäftigt gewesen sei, sondern hauptsächlich aus dem Grunde, weil er die Ueberzeugung habe, daß dasselbe binnen kürzester Frist die Runde durch Deutschland machen werde'. Er sprach dann seine aus der Erfahrung geschöpfte Ueberzeugung aus, daß die Wirksamkeit der Polizei streng con-

[1] Stenogr. Bericht II, 1281. Böhmer veröffentlichte über die oben berührte Frage seine Abhandlung: ‚Zeichen, Fahnen und Farben des Deutschen Reiches', abgedruckt bei Janssen, Böhmer III, 453—460, deren Resultate allerdings sehr beanstandet worden sind; vgl. Anz. f. Kunde deutscher Vorzeit XV (1868), 377 ff. Zur Ergänzung von Janssen sei bemerkt, daß Reichensperger mit Böhmer zuerst in Verkehr getreten war durch seine Schrift über die christlich-germanische Baukunst, in welcher er auf den von dem Frankfurter Historiker vergeblich bekämpften Abbruch der schönen Frankfurter Hospitalhalle hingewiesen hatte.

trollirt und mehr, als bisher geschehen, beschränkt werden müsse; ‚daß **aber** die Befugniß, unter Umständen Personen in Verwahrung zu nehmen, **nicht** zum Extrem führe, dagegen liege eine Sicherheit darin, daß in**nerhalb** 24 Stunden die Person einem richterlichen Beamten vorzustellen sei'. **Zwar** nicht ganz in derselben, aber doch in einer ähnlichen Fassung ging **denn** auch diese Ansicht durch [1].

Inzwischen war von seiten des Kölner Centraldombauvereins eine **Ein**ladung an das Parlament eingelaufen zu der bedeutungsvollen Feier **der** sechshundertjährigen Wiederkehr der Grundsteinlegung des erhabenen **Baues**, ‚an welchem nach unserer Väter Glauben die Geschichte des deutschen **Vater**landes sich bildlich darstellt'. Das Parlament sandte eine Deputation **nach** Köln, zu welcher auch Reichensperger gehörte. Die Fahrt derselben ges**taltete** sich zu einem förmlichen Triumphzuge. Die Feier verlief ‚ungestört, weihevoll und erhebend'. Unvergeßlich blieb Reichensperger ein beim Empfang **der** Deputirten der Nationalversammlung gefallenes Wort König Friedrich Wilhelms IV. Auf eine ‚etwas stark nach parlamentarischem Souveränitätsbewußtsein schmeckende Aeußerung' des Abgeordneten Raveaux erwiderte der Monarch: ‚Meine Herren aus Frankfurt, vergessen Sie nicht, daß es in Deutschland auch noch Fürsten gibt.' [2] Gelegentlich der denkwürdigen Feier **wurde** von den katholischen Abgeordneten der Plan einer großen Zeitung und die Abhaltung einer Versammlung des katholischen Vereins in Mainz festgesetzt [3].

Am 22. August war Reichensperger wieder in Frankfurt. ‚Soeben habe ich einen von Bergheim mir zugeschickten Schmähartikel gegen meine Person beantwortet', schrieb er am folgenden Tage an seine Gemahlin, ‚und darüber leider mehrere Stunden verloren.' [4]

---

[1] Reden der Gebrüder Reichensperger S. 23—31.

[2] Vgl. Reichensperger, Zur neuern Gesch. des Dombaues S. 30. Pfülf, Cardinal Geissel I, 544. Wichmann, Erinnerungen S. 209 f. P. Reichensperger, Erlebnisse S. 120—121.

[3] Reichensperger zeichnete, wie Döllinger (s. Friedrich, Döllinger II, 455), Radowitz u. a., für die Zeitung zwei Actien à 5 Thaler.

[4] Reichenspergers vornehme, würdige ‚Erklärung' auf die Angriffe und Verdächtigungen des Bergheimer Kreis- und Intelligenzblattes (hier ward unter anderem behauptet, der neue Kammerpräsident habe sich der preußischen Regierung und Reaction verkauft) erschien am 26. August 1848. Wenn nicht schon der erwähnte, so gingen doch sicher die andern, ebenso unbegründeten wie schmählichen Angriffe (vgl. Bergheimer Kreisblatt 1848, Nr. 75—79) gegen Reichensperger aus von Dr. Schaffrath in Bedburg, der seit den Berliner Unruhen in radicalem Sinne agitirte; die von Schaffrath ausgeschriebenen ‚Volksversammlungen' waren übrigens, wie Dechant Steven an Reichensperger berichtete, ‚höchstens von 12 bis 15 Personen besucht, die alle die rothe Republik wollen'. Eine solche Volksversammlung beschloß am 26. November 1848 eine unbestimmte, durch keine specielle Thatsache belegte Miß-

‚Wir stecken nun mitten in der Kirchenfrage. Bis jetzt ist es ohne Randal, aber auch nicht ohne Skandal abgegangen. Letztern hat besonders Herr v. Beisler, bayrischer Cultusminister, in reichlicher Fülle geliefert, indem er über Papst und Kirche mörderlich loszog.‘ Die schmählichen Ausfälle und völlig irrigen Anschauungen Beislers wies Döllinger mit großer Gewandtheit und Schlagfertigkeit in einer zweieinhalbstündigen, künstlerisch vollendeten Rede zurück, in welcher er unter anderem zeigte, wie sehr die päpstliche Gewalt gebunden sei [1].

Reichensperger hatte mit Radowitz und andern den Schluß der allgemeinen Discussion über Artikel 3 des Entwurfs der Grundrechte und sofortigen Uebergang zu den einzelnen Paragraphen beantragt; es wurde indessen Vertagung beschlossen. In der folgenden Sitzung (24. August) vertraten namentlich Förster und Radowitz den katholischen Standpunkt, während der für Aufhebung des Cölibates begeisterte [2] Decan Kuenzer aus Konstanz die josephinischen Ideen verfocht. Im atheistischen Sinne hatte Professor Karl Vogt in der vorhergehenden Sitzung gesprochen. Mit Bezug hierauf schrieb Reichensperger am 27. August an seine Mutter: ‚Die Debatten sind zwar interessant, aber allerdings oft verletzend. Indessen ist es gut, daß alles in der Atmosphäre zerstreute Pestilenzialische sich mit einemmale niederschlägt. Ueber den Ausgang läßt sich noch keine Vermuthung aufstellen. Jedenfalls werden wir Katholiken einen ausführlichen Rechenschaftsbericht an das Volk abstatten.‘

Am 25. August griff Reichensperger in die Verhandlungen über die Glaubens- und Gewissensfreiheit ein. Der Ausschuß hatte für den zwölften Paragraphen von Artikel III der Grundrechte vorgeschlagen: ‚Jeder Deutsche ist unbeschränkt in der gemeinsamen häuslichen und öffentlichen Uebung seiner Religion. Verbrechen und Vergehen, welche bei Ausübung dieser Freiheit

---

trauenserklärung. Reichensperger erwiderte in einer im Euskirchener Wochenblatt (1849, Nr. 1) veröffentlichten Erklärung, er werde sein Mandat nicht niederlegen, solange nicht feststehe, daß die Mehrzahl seiner Wähler mit ihm unzufrieden sei, was er nach der Zahl der ihm vorliegenden Unterschriften unmöglich annehmen könne. Zugleich widerlegte er den allein namhaft gemachten Vorwurf über seinen Beitritt zu dem Widenmannschen Antrag. Eine Adresse der Wähler der Bürgermeisterei Pfaffendorf trat der ‚Anmaßung‘ jener Mißtrauenserklärung nachdrücklich entgegen, gab Reichensperger ein Vertrauensvotum und betonte, daß ‚die Volksversammlung zu Bergheim nicht den Kreis vertreten habe‘; s. Bergheimer Kreisblatt 1849, Nr. 4.

[1] Die Reden Beislers und Döllingers in dem Stenogr. Bericht III, 1662 f. 1672 f. Vgl. Friedrich, Döllinger II, 396 f. Zur Charakteristik Beislers vgl. W. Menzel, Gesch. der letzten vierzig Jahre II (2. Aufl. Stuttgart 1859), 312 Anm., und B. Weber, Charakterbilder S. 364 f.

[2] Vgl. Hist.-polit. Bl. XXII, 430 f. Es ist doch gar zu stark, wenn Oncken (Das Zeitalter Kaiser Wilhelms I, 209) einen solchen Mann als ‚katholischen Redner‘ in den Vordergrund seiner Darstellung rückt.

begangen werden, sind nach dem Gesetze zu bestrafen.' Reichensperger erschien diese Fassung nicht bestimmt und präcis genug. Er hatte deshalb in Verbindung mit Nagel[1], Diepenbrock, Döllinger, Ketteler, Radowitz, Lasaulx, Cornelius, Knoodt, Sepp u. a. folgendes Amendement gestellt: ‚Die Freiheit jeder Gottesverehrung und ihrer öffentlichen Ausübung ist verbürgt. Verbrechen und Vergehen, welche bei Ausübung dieser Freiheit begangen werden, unterliegen den allgemeinen Strafgesetzen', und begründete dasselbe in längerer Rede. ‚Der von mir in Vorschlag gebrachte Satz will nämlich sagen, daß für diese speciellen Fälle, auf welche der Paragraph Bezug nimmt, keine Ausnahmegesetze in irgend einem Staate gemacht werden dürfen, daß das Princip der Gleichheit aller Staatsbürger auch hier seine volle Geltung behalten solle — keine Exemtionen, keine Specialgesetze, am wenigsten in dieser Materie! Kein Sacrilegiengesetz, wie es unter der Restauration einmal in unseliger Verblendung, vermeintlich zum Schutz der Religion, in Wirklichkeit aber, wie solches der Erfolg bewiesen hat, zu ihrem Nachtheile, vorgeschlagen worden ist. Aber auch kein Knebelgesetz gegen die Diener der Kirche, gegen die, welchen religiöse Verrichtungen aufgetragen sind, wie ein solches in dem in der Geburt gestorbenen Entwurf des preußischen Strafgesetzbuches enthalten war! Also statt des Ausdruckes „nach dem Gesetze" heiße es „nach den allgemeinen Strafgesetzen", die gleich sind für alle Bürger. Vielleicht wird man mir einwenden, daß Vergehen und Verbrechen, welche von Dienern der Religion oder bei Ausübung religiöser Handlungen begangen werden, einen besondern Charakter der Schwere an sich tragen. Ich kann dies im allgemeinen wohl zugeben. Dafür aber hat jedes Strafgesetzbuch Vorsorge getroffen.' Am Schlusse seiner Rede berührte Reichensperger das von Professor Rheinwald gestellte Amendement: ‚Der Orden der Jesuiten, Liguorianer, Redemptoristen ist für alle Zeiten aus dem Gebiet des deutschen Reiches verbannt.' ‚Ich glaube nicht,' bemerkte er, ‚auf diesen Satz, den ich sonst bekämpfen würde, näher eingehen zu müssen, da derselbe der Natur des Gegenstandes nach unter den Artikel VI gehört, welcher von dem Associationsrechte handelt; — sollte er hier debattirt werden, so würde ich aus dem Grundsatze des freien Associationsrechtes, das hier hoffentlich keinerlei Beeinträchtigung erfahren wird, denselben bekämpfen.'[2]

Am 28. August ward die von dem Ausschusse vorgeschlagene Fassung des zwölften Paragraphen angenommen, womit das Amendement der katholischen Abgeordneten fiel. Aber in derselben Sitzung drang Reichensperger wenigstens

---

[1] Dieser Abgeordnete, Landrichter in Biebach, brachte den Antrag ein. Vgl. Friedrich, Döllinger II, 385.

[2] Stenogr. Bericht III, 1733—1734.

mit seinem Antrage durch, die Frage der Zulassung einzelner religiöser Orden erst später, bei Feststellung des Vereinsrechtes, zu behandeln. Rheinwald hatte vorher eine der gewöhnlichen Schmähreden gegen die Jesuiten gehalten. Der um die Sicherheit des deutschen Reiches so sehr besorgte Professor bewies seine völlige Unkenntniß des Ordenswesens schon dadurch, daß er Redemptoristen und Liguorianer für zwei verschiedene Orden ansah. ,Er beschränkte sich denn auch darauf, in seiner Rede über die Jesuiten herzufallen, in der gehässigsten Weise die schwersten Anschuldigungen gegen dieselben zu richten.' Reichensperger trat bei der Begründung seines Antrags dem Professor Rheinwald mit folgenden kurzen, aber schlagenden Worten entgegen: ,Es kommt dann (bei der Verweisung des Antrags auf die spätere Berathung) noch der weitere Vortheil hinzu, daß der geehrte Vorredner, der in so drastischer Weise ein Schauergemälde vom Jesuitismus entworfen hat, demnächst die Beweise dafür hierhin bringen kann. Ich bitte ihn aber, daß er nicht die Anklagen und Aussagen der Feinde des Ordens, noch auch den Ewigen Juden von Eugen Sue als Beweismittel angesehen wissen will.'[1]

[1] Stenogr. Bericht III, 1761. Mit Bezug auf die oben entwickelten Vorgänge, aber ohne nähere Darstellung derselben, brachten im December 1893 ,liberale' Zeitungen in namhafter Zahl (Voss. Ztg., Köln. Ztg., Trierer Ztg., Aschaffenb. Ztg. u. s. w.) die Behauptung, Reichensperger sei zugleich mit dem General v. Radowitz und andern Katholiken im Frankfurter Parlament als Gegner der Jesuiten hervorgetreten. Demgegenüber stellte Reichensperger durch eine in der ,Kölnischen Volkszeitung' 1893, 29. December (erstes Blatt), veröffentlichte ,Erklärung' den Thatbestand fest, indem er hinzufügte: ,Ein besonderes Maß von Urtheilskraft ist, meine ich, nicht erforbert, um aus dem von mir Gesagten zu entnehmen, daß ich, weit entfernt davon, gegen die Jesuiten Partei zu ergreifen, vielmehr auf deren Seite getreten bin. Zum Art. VI kam der Antrag Rheinwald zur Abstimmung, gemäß Mehrheitsbeschlusses aber nicht mehr zur Verhandlung, womit dann den Vertheidigern der Jesuiten der Mund geschlossen war. — Anlangend meine Complicität mit dem General v. Radowitz folgendes. Im Laufe einer längern, der soeben beregten Verhandlung kurz vorhergegangenen Rede für die kirchliche Freiheit (einer Rede, welche, ihrem ganzen Inhalt nach, zu lesen und zu beherzigen hiermit dem Publikum der liberalen Zeitungen dringend empfohlen sei) hatte Herr v. Radowitz sich, wie in den Eingangs bezeichneten Blättern berichtet, geäußert: „Weder," sagte er in der That, „ist es unser Wunsch, noch weniger unser Bestreben, den Jesuitenorden über Deutschland auszubreiten. Obgleich wir uns gegen den Antrag erklären müssen, die allgemeine Kirchen- und Vereinsfreiheit durch gesetzliche Ausschließung irgend eines Ordens anzutasten, würden wir dennoch, wenn uns von irgend einer Seite der Vorschlag entgegenträte, in irgend einem deutschen Lande den Jesuitenorden einzuführen, aus höherem Interesse der katholischen Kirche gegen die Ausführung eines solchen Planes uns mit vollster Entschiedenheit aussprechen." Auf die an v. Radowitz vom Abg. Rösler (Oels) gerichtete Frage, wer die „Wir" seien, erwiderte er: „Die ,Wir' sind die unter Ihnen sitzenden katholischen Collegen." Sicherlich waren die glaubenstreuen Katholiken von ihm gemeint, welche, nur sehr wenige ausgenommen, eine Art von Fraction

Die Nachricht von dem nach einem glücklichen Feldzuge Preußens gegen Dänemark abgeschlossenen Malmöer Waffenstillstande lenkte die Aufmerksamkeit des Parlaments zunächst auf andere Dinge und regte die Gemüther vieler in der heftigsten Weise auf. ‚Unser politischer Grundrechtschlendrian‘, berichtete Reichensperger am 4. September nach Hause, ‚ist plötzlich durch den Schleswiger Waffenstillstand unangenehm unterbrochen worden, und es scheint, als ob ein Bruch unserer Versammlung mit Preußen nahe bevorstehe. Gott wolle alles zum Guten lenken! Die preußische Regierung hat uns ein bißchen gar zu sehr en bagatelle behandelt.‘

---

bildend, unter seinem Präsidium sich vereinigt hatten, um auf die Sanctonirung der Freiheit der Kirche und der Confessionalität der Volksschule in den Grundrechten hinzuwirken. Obgleich ich sein Stellvertreter im Präsidium war, hatte Herr v. Radowitz seine Absicht, so wie geschehen, über die Jesuiten zu sprechen, mir nicht mitgetheilt. Zwar kam mir seine Aeußerung etwas stark vor (hierzu vgl. Jürgens II, 1, 51 *Note*); ich schwieg indes dazu, weil mir, wie ich ihn kannte, klar war, daß dieselbe wesentlich auf die Beschwichtigung derjenigen abzielte, welche damals in noch weit größerer *Zahl* als jetzt, theils in zielbewußter leidenschaftlicher Gegensätzlichkeit zum Jesuitenorden, theils in vager, einigermaßen an den Hexenwahn früherer Zeiten erinnernder Jesuitenangst vor Gewaltacten gegen den Orden nicht zurückschrecken, die Kirche für die Jesuiten büßen lassen mochten. Es kam hinzu, daß nach den damaligen Verhältnissen die Jesuiten in absehbarer Zeit schwerlich selbst wünschen konnten, in Deutschland sich niederzulassen. Sind doch in unsern Tagen noch, nach nicht gar langer kirchenfriedlicher Zwischenpause, nicht bloß die Jesuiten verbannt, sondern sogar die Barmherzigen Schwestern unter specielle Polizeiaufsicht gestellt worden! Nur im Hinblick auf „das höhere Interesse der Kirche“ hatte v. Radowitz das untergeordnete des Jesuitenordens gewissermaßen preisgeben zu sollen geglaubt, nicht wegen Gebrechen des Ordens oder wegen Gefährlichkeit seiner Satzungen. Keinesfalls aber wollte er denselben durch A u s n a h m e g e s e t z e vergewaltigt sehen, was unsere Liberalen sich merken mögen. Sollte wider Erwarten mein Schweigen zu den in Rede stehenden Aeußerungen des Generals v. Radowitz, an sich betrachtet, eine andere als die von mir gegebene Deutung zulassen, so stellen jedenfalls, wie schon gesagt, meine Bemerkungen zu dem Antrag Rheinwald außer allen Zweifel, daß ich im Frankfurter Parlament n i c h t als Gegner des Jesuitenordens mich gezeigt habe. Wie ich vor zwanzig Jahren über den Orden dachte, ergibt sich sonnenklar aus einer Rede, welche ich am 19. Juni 1872 im Reichstag gegen den Entwurf des Jesuitengesetzes gehalten habe. Damit hätten, denke ich, die Jesuitenfeinde es genug sein lassen können. Dr. August Reichensperger.‘

‚Mit Recht glaube ich verlangen zu können, daß diejenigen Zeitungen, welche mich in ein falsches Licht gestellt haben, auf Grund vorstehender Erklärung der Wahrheit die Ehre geben. A. R.‘

Diese Erklärung ward, wie die ‚Kölnische Volkszeitung‘ in einer Berliner Correspondenz vom 9. Januar 1894 feststellte, von zahlreichen Blättern, auch von jesuitenfeindlichen, ganz oder theilweise wiedergegeben. Vielfach aber wurde dabei gerade der Punkt beiseite gelassen, auf den es vor allem ankam: die bestimmte Erklärung des Generals v. Radowitz gegen ‚die gesetzliche Ausschließung irgend eines Ordens‘, also auch des Jesuitenordens. Vgl. auch Reden der Gebrüder Reichensperger S. 410 f.

Den Beschluß, welchen das Parlament am 5. September mit einer Mehrheit von siebzehn Stimmen faßte, den Malmöer Waffenstillstand zu verwerfen (‚sistiren‘), billigte Reichensperger natürlich nicht[1]. Er beklagte es, daß ‚die Anstrengungen, welche die Reichsminister v. Schmerling, Robert Mohl, v. Beckerath und Redner der Rechten zum Zwecke der Genehmigung des Waffenstillstandes gemacht hatten, hauptsächlich zufolge einer pathetischen Rede Dahlmanns, der ebenso wie durchweg die andern in der Versammlung sitzenden Professoren mit der Gelehrsamkeit wenig praktischen politischen Blick verband‘, scheiterten. Die Folge des Beschlusses vom 5. September, des thörichtesten, den je ein Parlament gefaßt hat[2], war, daß das Ministerium Schmerling seine Entlassung einreichte. Dahlmann, mit der Bildung eines neuen beauftragt, erklärte sich nach wenigen Tagen dazu außer stande, und so blieb denn das frühere interimistisch bestehen. Es war alles in der Schwebe; ‚auf welche Seite der Würfel zu liegen kommt‘, meinte Reichensperger in einem Briefe vom 8. September, ‚weiß Gott; ich hoffe indessen noch immer, daß die Mehrheit sich noch eines Bessern besinnen werde. Heute ist die Debatte über den wichtigen, die Unabhängigkeit der Kirche betreffenden § 14 vom Artikel III der Grundrechte geschlossen worden, gerade als die Reihe zum Reden an mich kommen sollte, so daß ich meine mit so vieler Mühe ausgearbeitete Rede schon wieder einsalzen kann. Gott wird wissen, wozu es gut ist, daß mir der Schnabel in solcher Weise geschlossen wurde.‘

Am 11. September kam es zur Abstimmung über den erwähnten Paragraphen. Derselbe lautete ursprünglich allgemein nur dahin, daß ‚sich neue Religionsgesellschaften bilden dürfen, und daß es einer Anerkennung ihres Bekenntnisses durch den Staat nicht bedürfen solle‘. Der bayrische Abgeordnete Nagel samt Genossen hatten statt dessen beantragt: ‚Die bestehenden und neu sich bildenden Religionsgesellschaften sind als solche unabhängig von der Staatsgewalt. Sie ordnen und verwalten ihre Angelegenheiten selbständig. Die Bestellung von Kirchenbeamten unterliegt keiner Mitwirkung von seiten der Staatsgewalt, auch nicht vermöge des Patronatsrechts. Die Bekanntmachung kirchlicher Erlasse ist nur denjenigen Beschränkungen unterworfen, welchen alle übrigen Veröffentlichungen unterliegen. Jeder Religionsgesellschaft wird der Besitz und die freie Verwendung ihres Vermögens sowie ihrer für Cultus-, Unterrichts- und Wohlthätigkeitszwecke bestimmten Anstalten gewährleistet.‘

---

[1] Von den katholischen Freunden Reichenspergers stimmten fast alle mit ihm gegen die Sistirung: so Adams, Arndts, Aulike, Blömer, Dieringer, Döllinger, Junkmann, v. Ketteler, v. Lasaulx, v. Linde, Phillips und selbstverständlich v. Radowitz.

[2] Urtheil von Oncken, Das Zeitalter Kaiser Wilhelms I, 171.

Reichensperger war mit dieser Fassung bis auf den Zusatz über die Patronate einverstanden, und er setzte es durch, daß von den vielen Anträgen, welche in Bezug auf diesen Gegenstand vorlagen, der von ihm mitunterzeichnete Nagelsche zuerst zur Abstimmung kam: ‚Mir scheint, daß diejenigen Anträge, welche das Princip der Unabhängigkeit der Kirche an die Spitze stellen, die aber doch darum keineswegs einen Freibrief der Gesetzlichkeit verlangen, allen andern als die entschiedensten und dem Principe nach bestimmtesten vorangehen müssen. . . . Was die Anträge betrifft, welche nur für die innern Angelegenheiten der Kirche die Selbständigkeit verlangen, so glaube ich, daß diese ganz zuletzt kommen müssen. Wer mit dem Sprachgebrauch der Cultusministerien vertraut ist, wird wissen, daß diese Unabhängigkeit der Kirche für ihre innern Angelegenheiten identisch mit der möglichsten Abhängigkeit derselben ist, indem die innern Angelegenheiten nicht bloß den äußern entgegenstehen, sondern vorzugsweise die gemischten es sind, unter welche man erfahrungsmäßig alles mögliche zu bringen weiß, wie denn z. B. sogar Fastenmandate darunter gebracht worden sind.‘

Der Antrag, welcher die volle Unabhängigkeit der Kirche von der Staatsgewalt festsetzte und völlig mit dem bisherigen System der Unterdrückung der Kirche durch den Polizeistaat brach, wurde jedoch mit 357 gegen 99 Stimmen verworfen. Zur Annahme gelangte der Antrag des ‚katholischen‘ Decans Künzer: ‚Jede Religionsgesellschaft (Kirche) ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig, bleibt aber, wie jede andere Gesellschaft im Staate, den Staatsgesetzen unterworfen. Keine Religionsgesellschaft genießt vor andern Vorrechte durch den Staat; es besteht fernerhin keine Staatskirche. Neue Religionsgesellschaften dürfen sich bilden, einer Anerkennung ihres Bekenntnisses durch den Staat bedürfen sie nicht.‘[1]

Es gereicht dem katholischen Volke Deutschlands zur Ehre, daß es sich gegen diese Gleichstellung der christlichen Kirche mit jeder beliebigen Privatgesellschaft durch einen großen Petitionssturm zur Wehr setzte. Die Folge davon war, daß die Mehrheit des Verfassungsausschusses bei der zweiten Lesung wenigstens die Streichung des beleidigenden Zusatzes ‚wie jede andere Gesellschaft im Staate‘ beantragte. In dieser Form ward die Bestimmung ohne Debatte angenommen; bezeichnend war es, daß die Linke später in ihrem Manifest an die Wähler diese ‚Verschlechterung‘ beklagte. Der von der Nationalversammlung angenommene Antrag sprach die Selbständigkeit der Kirche offen aus. ‚Stünde nichts anderes dabei, so hätten wir alles, was wir wollen,‘ sagte später auf der Mainzer Katholikenversammlung Döllinger; ‚das Bedenkliche liegt im Nachsatze, daß die Religionsgesellschaften den Staats-

[1] Stenogr. Bericht III, 2001.

gesetzen unterworfen sein sollten; wenn dieser Nachsatz immer nach Maßgabe des Vordersatzes interpretirt würde, also nicht in Bezug auf religiöse, sondern nur auf andere Angelegenheiten Gehorsam verlangte, so wäre nichts Wesentliches zu erinnern. Aber es ist möglich, daß man unter Staatsgesetzen auch die jetzigen oder zukünftigen staatskirchlichen Gesetze verstehen könnte, wo es dann mit der kirchlichen Freiheit ein Ende hätte. Daß diese Auslegung nicht das Richtige sei, unterliegt nach allem, selbst nach der Entwicklung, womit der Antragsteller seinen Antrag begleitete, keinem Zweifel.'[1]

Die Entscheidung in der ‚verhängnißvollen' schleswig-holsteinischen Frage fiel bei der zweiten Lesung am 16. September. Da sich mittlerweile nicht wenige Abgeordnete, die Dahlmann gefolgt waren, eines andern besonnen hatten, ward diesmal der Waffenstillstand mit einer Mehrheit von einundzwanzig Stimmen genehmigt. Am folgenden Vormittage schrieb Reichensperger an seine Frau, welche der Nähe der Verwandten wegen sich mit den Kindern nach Koblenz begeben hatte: ‚Gestern Abend gegen 8 Uhr, nach einer stürmischen Sitzung, ist mir endlich der Stein vom Herzen gewälzt worden, der seit zehn Tagen darauf drückte. Du wirst schon das Votum kennen, welches die Hoffnungen unserer Wühler auf Verwirrung im Innern und Aeußern vernichtet oder doch deren Verwirklichung jedenfalls um ein Bedeutendes hinausgeschoben hat. Laß dir das Nähere dieses Dramas von Thimus, der es von A bis Z durchgemacht hat, erzählen. Nach der Sitzung aßen wir zusammen im Englischen Hofe, als plötzlich zum Dessert Pflastersteine durch die Fensterscheiben hereingeworfen wurden und eine tobende Menge das Haus belagerte. Zell[2], der mit der Linken gestimmt hatte, glaubte guten Gewissens unter die Meute sich begeben zu können, wurde aber bald eines andern belehrt, indem er einen Schlag auf die Stirne erhielt und demzufolge eine stark blutende Wunde, mit der ich ihn ins Haus zurückführen sah. Durch

---

[1] Verhandlungen der ersten Versammlung des kathol. Vereins S. 47. Ganz falsch ist es, wenn Oncken (Zeitalter Kaiser Wilhems I, 202) behauptet, ‚der Feldzug des Umsturzes (!!), der Entzügelung und der Eroberung, den der politische Katholicismus damals begann, habe in der Nationalversammlung eine Zurückweisung erlitten'. Reichensperger, dem ich diese Stelle vorlegte, sprach sich auf das schärfste gegen eine derartige Geschichtsdarstellung aus. ‚Die Hauptsache in Bezug auf die Kirchenfreiheit', sagte er, ‚haben die kirchentreuen katholischen Abgeordneten in Frankfurt 1848 erreicht.' Gegenüber den Ausfällen Onckens S. 203 bemerkte Reichensperger: ‚Wir wollten nur die Freiheit erringen, die in Amerika und England schon existirte.' Wenn Oncken a. a. O. die kirchentreuen katholischen Abgeordneten als die ‚Partei des politischen Katholicismus' bezeichnet, so hat schon der mit Reichensperger in engen Beziehungen stehende Jürgens (II, 1, 52) gezeigt, daß ‚eine politisch-katholische Partei in Frankfurt nie vorhanden war'.

[2] Aus Trier.

eine Hinterthür begab ich mich unter dem Wirbel des Generalmarsches von dannen und über die Brücke nach dem ganz ruhigen Sachsenhausen. Ich glaube nicht, daß noch größere Excesse stattgefunden haben. Nur in der Westendhalle sollen viele Fenster zerstört worden sein. Schon beim Herausgehen aus der Paulskirche war dieselbe von Haufen umgeben, die den Hecker hochleben ließen, so daß das Hauptthor verschlossen blieb und wir durch den Thurm herausgingen. Alles das, und was sonst noch folgen mag, ist eine wahre Bagatelle im Vergleich mit den Folgen, welche die Verwerfung des Waffenstillstandes gehabt haben würde, und ich bin vollkommen ruhig.' Letztere Worte waren offenbar auf die Beschwichtigung der Besorgnisse seiner Gemahlin berechnet. Ueber die ‚tiefste Erregung der revolutionär und radical Gesinnten' gab sich Reichensperger keiner Täuschung hin. ‚Alles deutete auf Sturm.' Noch am Nachmittag des 17. September fand auf der Pfingstweide eine große Volksversammlung statt; ‚exaltirte Demagogen führten das Wort, und schließlich wurden sämtliche Abgeordneten, welche für die Gutheißung des Malmöer Waffenstillstandes gestimmt hatten, unter besonderer Betonung der ultramontanen Abgeordneten, als „Volksverräther" geächtet, für vogelfrei erklärt. Spät am Abend dieses Tages gewahrte ich auf einem Rundgange durch die Stadt, daß ein nicht unbeträchtlicher Zuzug von außen her stattfand, meist jugendlicher, in verschiedenster Art bewaffneter Personen, rothe Embleme, Fähnlein, Federn, Schärpen tragend; schon wurden Vorbereitungen zu Barricadenbauten getroffen. Es ertönte der Generalmarsch, fast nirgendwo aber ließ sich Bürgerwehr blicken; von den Tausenden, die bei dem Einzuge des Reichsverwesers in glänzendem Waffenschmucke paradirt hatten, soll höchstens ein halbes Hundert dem Rufe der Trommel zu entsprechen sich angeschickt haben.'

‚Als ich', erzählt Reichensperger in seinen ‚Erinnerungen an Steinle', ‚am Morgen des 18. September mich auf den Weg zur Paulskirche begeben wollte, trug meine Verabschiedung von Steinle einen recht ernsten Charakter an sich; ich hielt es für sehr möglich, daß ich dem Freunde zum letztenmal die Hand gedrückt hätte — eine Katastrophe lag in der Luft. Mehr resignirt als muthig fuhr ich über den Main und schritt dann der Paulskirche zu. Als ich derselben ansichtig ward, erschien sie, zu meiner freudigen Ueberraschung, rings von weiß uniformirten österreichischen Soldaten umgeben. Im Sitzungssaale vernahm ich dann, daß um die Mitte der Nacht der Frankfurter Senat an den Reichsverweser das Ersuchen habe gelangen lassen, seinerseits für die Sicherheit der Stadt und den Schutz der Nationalversammlung Sorge zu tragen. Ohne allen Verzug hatte dann Schmerling, zum Reichsverweser beschieden, durch Telegramme Truppen in Mainz und Darmstadt requirirt — eine Stunde später waren die Telegraphen-

drähte durchschnitten. Erst während des Vormittags trafen noch zwei weitere Bataillone ein, die meist auf dem Katharinenplatz Stellung nahmen. Welche Stimmung im Sitzungssaale herrschte, braucht nicht erst gesagt zu werden; nur mit Mühe gelang es dem Abgeordneten Freiherrn v. Ketteler, für seine meisterhafte, das Recht der Kirche und der Eltern auf die Heranbildung der Jugend in der Volksschule behandelnde Rede sich Gehör zu verschaffen; andern Rednern erging es weit schlimmer. Unterdessen steigerte sich draußen der Tumult; ganz in der Nähe erstanden Barricaden, sogar an Versuchen fehlte es nicht, gewaltsam in den Saal einzudringen. Es wurde daher schon gegen 3 Uhr die Sitzung geschlossen, zumal da die kriegskundigen Mitglieder der Versammlung (v. Radowitz, v. Möring, Deetz und v. Boddien) nach gehaltener Berathung die Gefahr einer Ueberwältigung durch die herandringende Emeute für naheliegend erklärten. Mit Heinrich v. Gagern und vielen Collegen begab ich mich nach der Hauptwache, von wo aus man die Zeil entlang die Aussicht auf eine Hauptbarricade hatte, welche eben von den Truppen angegriffen ward. Das Feuer von beiden Seiten war heftig, auch aus der Ferne hörte man Schüsse; nicht wenige Verwundete wurden zur Hauptwache gebracht oder weiter transportirt. Während einer geraumen Zeit hatte der Kampf ohne sonderlichen Erfolg gedauert, als die Mitglieder der äußersten Linken, Robert Blum und Schlöffel an der Spitze, an uns vorbei zum Reichsverweser zogen, um mit demselben in Unterhandlung zu treten. Als wir vernahmen, daß Schmerling, welcher stets sich bei dem Reichsverweser befand, einen Waffenstillstand bis um 6 Uhr zugestanden habe, erschien diese Concession uns als sehr gefahrdrohend. Wir hatten uns in Schmerling getäuscht. Eben sollte der Kampf wieder beginnen, da ertönte aus der Ferne ein vielstimmiges Hurrah; reitende Artillerie jagte heran, zwei Geschütze gaben auf die Barricade Feuer, und im Nu war aller Widerstand gebrochen. Auch in den andern Stadttheilen trat alsbald Ruhe ein.'[1]

Am folgenden Morgen schrieb Reichensperger an seine Gemahlin: ,Zu deiner Beruhigung melde ich dir, daß die Nacht ruhig vorübergegangen ist, wir hier in Steinles Haus wenigstens nicht das mindeste Ungewöhnliche vernommen haben. Die Stadt ist voll von Soldaten, und es soll, wie ich höre, das Kriegsgesetz verkündet werden. Ich habe keine Besorgniß, daß die Anarchie irgend mit Erfolg hier operiren könnte. Jedenfalls ist es besser, sie steht uns als offener Feind gegenüber, als daß wir ihr die Herrschaft im Innern unseres Hauses überliefert hätten, was der Fall gewesen wäre, wenn der

---

[1] Reichensperger, Steinle S. 19—21. Vgl. Wichmann, Erinnerungen S. 245 f. Laube, Das erste deutsche Parlament II, 268 f., und die Aufzeichnungen eines Augenzeugen im Deutschen Hausschatz XIX, 317 f. S. auch Stenzels Leben S. 402 f.

Waffenstillstand verworfen worden wäre.... Leider sind gestern nicht **wenige** getödtet und verwundet worden. Man spricht sogar davon, als **ob Fürst** Lichnowsky sich unter erstern befinde; ich glaube dies aber einstweilen **noch** nicht, obgleich er allerdings mit leichtfertigem Trotze und herausfordernder Miene in der Nähe der Krawalle sich umhertrieb.... Unser herrlicher Präsident hat eben in einer wahrhaft erschütternden Rede den Eindruck der letzten Stunde geschildert. Leider ist es schrecklicher hergegangen, als man ahnen konnte. Lichnowsky ist in der kannibalischsten Weise ermordet worden, desgleichen General Auerswald, der in der Gesellschaft Lichnowsky's sich befand. Der alte Jahn wird noch vermißt. Heckscher ist mit genauester Noth entkommen. — Seid aber nur ja alle unbesorgt — alle Vorkehrungen sind und werden in großartigstem Maßstabe getroffen, um die öffentliche Sicherheit zu garantiren. Ich bin überzeugt, daß es für unser Vaterland ein Glück ist, daß die Eiterbeule endlich geplatzt ist.'

Zwei Tage später meldete Reichensperger nach Hause: ,Da ich unverweilt wieder in eine Commission zur Entwerfung eines Manifestes an das deutsche Volk gehen muß, so melde ich dir nur ganz in Eile und vorbehaltlich eines ausführlichern Briefes an dich und die andern Lieben, daß ihr alle nur unbesorgt meinethalben sein müßt. Es ist dies nicht eine bloße Redensart, sondern meine feste Ueberzeugung. Das Begräbniß der Gefallenen war tief ergreifend, namentlich durch die Rede des katholischen Geistlichen v. Ketteler [1]. Gott wolle damit einen Wendepunkt herbeiführen! Die Barbarei gegen Adams ist empörend. Man muß aber darum den Muth nicht sinken lassen, so wenig wie der Soldat, wenn ringsum seine Kameraden fallen. Jedenfalls könnt ihr überzeugt sein, daß ich mich so vorsichtig als möglich benehmen und ohne Noth keinerlei Gefahr mich aussetzen werde.'

,Das Ministerium', heißt es in einem Briefe Reichenspergers an Mutter und Schwester vom 26. September, ,entwickelt viel Energie und erfreut sich bis jetzt der entschiedenen Unterstützung unserer Versammlung, der es sehr wohl gethan hat, daß ihr das Messer einmal so nahe an der Kehle saß. Wenn nur die Lection nicht zu schnell vergessen wird! Die Nachrichten aus dem badischen Oberlande lauten sehr günstig für die Sache der Ordnung.... Hoffentlich werdet ihr in Koblenz nun auch wieder etwas beruhigter sein und namentlich meine arme Frau nicht mehr vor der Katzen-

[1] Diese Rede (abgedruckt bei Peter Reichensperger, Erinnerungen S. 138 f. Vgl. auch Pfülf, Ketteler [Mainz 1899] I, 163) enthüllte ihm Kettelers Bedeutung. ,Sie war markerschütternd, gewaltig.' Reichensperger erzählte mir, wie neben ihm, am offenen Grabe, gerade dem Redner gegenüber, Robert Blum gestanden habe, dessen Kinnlade vor Wuth zitterte. Nach Wichmann (S. 259 ff.) soll Blum auch eine höhnische Zwischenbemerkung gemacht haben.

musik sich zu flüchten für nöthig erachten. Es ist in der That eine sehr unbequeme Ehre, in naher verwandtschaftlicher Beziehung mit einem Deputirten, der Rechten wenigstens, zu stehen. Von Peter habe ich vor einigen Tagen einen Brief erhalten und daraus zu meiner Freude ersehen, daß meine Warnung, unter den obwaltenden Umständen wenigstens, doch ja nicht ins Ministerium zu treten, überflüssig war. Welcher Wechsel der Zeit! Was wäre vor einem Jahre noch für ein Jubel gewesen, ein Ministerportefeuille in die Familie zu bekommen, und jetzt — kreuzet und segnet man sich davor.'

Im Parlament beeilte man sich nun, das Verfassungswerk möglichst bald zu vollenden und dem deutschen Volke etwas Festes und Sicheres zu bieten. Am 28. September begann die Berathung über Artikel VII der Grundrechte ‚vom Eigenthum'. Zu Paragraph 25: ‚Das Eigenthum ist unverletzlich', hatte der Ausschuß für Volkswirtschaft unter anderem folgenden Zusatz beantragt: ‚Jeder Grundeigenthümer kann seinen Grundbesitz unter Lebenden und von Todes wegen ganz oder theilweise veräußern.' Reichensperger beanstandete nicht nur die Form dieses Zusatzes, sondern auch die Allgemeinheit desselben: ‚Der Satz proclamirt die unbedingte Theilbarkeit des Grundeigenthums. Dieser Satz ist von einer immensen principiellen Wichtigkeit sowohl auf dem Gebiete der Nationalökonomie, als der Politik, als auch dem der Jurisprudenz. Ich bin der Ueberzeugung, daß die Freiheit des Grundeigenthums nicht bloß eine sogen. Forderung der Zeit, sondern auch, daß sie eine Forderung des Rechtes, der gesunden Politik, ja des Lebens ist. Ich habe diese Ueberzeugung sowohl aus der täglichen Erfahrung, als auch, soviel in meinen Kräften stand, aus der Wissenschaft geschöpft, und ich werde sie auch hier vertreten. Allein dieses Princip ist eins, welches als solches sozusagen erst von gestern datirt; es ist eine Eroberung der Wissenschaft, und es hat dasselbe im Leben sich noch nicht festgesetzt. Wollten wir dieses Princip in seiner Nacktheit, wie es hier ausgesprochen ist, sofort ins Leben führen, so würden wir dadurch, ich darf es wohl sagen, eine Katastrophe möglicherweise herbeiführen. Die Veränderungen, welche in das Grundeigenthum eingreifen, sind diejenigen, welche bei weitem am meisten einschneiden, die wenigstens vorübergehend am meisten Verwirrung hervorbringen, wenn man sie nicht gehörig vermittelt. Die Geschichte des Grundeigenthums ist die Geschichte der Staaten und Völker, wenigstens der grellste Reflex davon. Deswegen soll, was auf die Gestaltung des Grundeigenthums Bezug hat, was Reformen in betreff desselben einführen soll, mit möglichster Umsicht erwogen und ja nicht vorschnell ins Leben geschleudert werden. Wir müssen aber um so vorsichtiger sein, als gerade der Bauernstand hier in Frage kommt, der Bauernstand aber derjenige Stand ist, welcher, wie mir scheint,

den Kern des Volkes ausmacht und die zuversichtlichste Hoffnung unserer Zukunft in sich beschließt. . . . Es bestehen, wie Ihnen allen bekannt ist, in den verschiedenen Theilen Deutschlands in Bezug auf die Grundverhältnisse die grellsten Verschiedenheiten. Diese Verschiedenheiten mit einem Schritt auszutilgen, würde aus den angegebenen Gründen höchst gefährlich sein. Wahre Gleichheit, meine Herren, besteht darin, daß man das Ungleiche ungleich behandelt, wie die Gerechtigkeit darin besteht, nicht daß man jedem dasselbe, sondern daß man jedem das Seine gibt. Was sprungweise gewonnen wird, läuft Gefahr, ebenso wieder im Sprunge verloren zu werden, eine Gefahr, von welcher wir uns bei unsern Verhandlungen schon zur Genüge überzeugt haben. In betreff vieler Bestimmungen der Grundrechte ist es meine Ueberzeugung, daß ein unmittelbares Hinüberführen derselben ins Leben sehr gefährlich sein würde; es ist meine Ueberzeugung, daß wir die Ausbildung derselben der Particulargesetzgebung zu überlassen haben; es ist meine Ueberzeugung, daß wir hier nur Principien, Grundsätze aufstellen sollen, deren Detail sich das Leben zu bemächtigen, die es in sein Fleisch und Blut zu verarbeiten hat. Am meisten aber gilt dies von dem gegenwärtigen Gesetz. . . . In denjenigen Theilen des Rheinlandes, wo früher ungetheilter Besitz herrschte, sind viele Familien dadurch an den Bettelstab gebracht worden, daß plötzlich und ohne alle Vermittlung in einen neuen Rechtszustand übergegangen wurde.' Reichensperger beantragte daher den wichtigen Zusatz: ‚Es bleibt den Einzelstaaten überlassen, die Durchführung des vorstehend ausgesprochenen Grundsatzes der Theilbarkeit allen Grundeigenthums durch Uebergangsgesetze zu vermitteln.' Dieser Zusatz wurde auch von der Nationalversammlung, freilich nur mit fünfzehn Stimmen Mehrheit, angenommen [1].

Einen andern der ‚doctrinären Professoren-Paragraphen, deren der Verfassungsentwurf so viele aufwies', bekämpfte Reichensperger am 3. October bei der Verhandlung über die Aufhebung oder Ablösung der Reallasten. Es war namentlich die von Professor Mittermaier vorgeschlagene unbedingte Aufhebung der Jagdgerechtigkeit auf fremdem Grund und Boden ohne alle und jede Entschädigung, welche seinen Widerspruch hervorrief. ‚Ich glaube,' bemerkte er, ‚daß, wenn wir diesen Vorschlag annehmen, dadurch eine unversiegbare Quelle von Processen eröffnet würde. Sie können überzeugt sein, daß diejenigen, welchen wir Rechte nehmen, bis auf den letzten Zoll dieselben zu vertheidigen suchen werden. In der Regel sind die, welche die Berechtigung verlieren sollen, die Reichern, diejenigen, welchen die Verpflichtung abgenommen werden soll, die Aermern. Dem Reichern stehen weit mehr Mittel zu Gebot,

---

[1] Reden der Gebrüder Reichensperger S. 31—34 und Stenogr. Bericht III, 2327 f. und 2339.

Processe zur Wahrung seines wirklichen oder vermeintlichen Rechtes zu führen. Abgeschnitten können dieselben nicht wohl werden; ihre Folgen aber lasten sogar nicht selten schwer auf demjenigen, welcher am Ende siegreich daraus hervorgeht. Lassen Sie deswegen alle nur irgend entbehrlichen Unterscheidungen weg; sprechen Sie dasjenige, was nach Recht und Billigkeit leitender Grundsatz sein soll, rundweg aus! Alles übrige aber behalten Sie den Specialgesetzgebungen vor! . . . Es ist Ihnen allen bekannt, daß die Franzosen wahrlich nicht viel Federlesens mit veralteten Rechten und Formen machten; aber dennoch haben sie im Jahr XIII der Republik ein Decret lediglich für die rheinischen Departements erlassen, worin unter specieller Berücksichtigung der dortigen Zustände diejenigen Rechte aufgezählt sind, welche als droits seigneuriaux aufgehoben sein sollten. Also selbst eine so rücksichtslose Gesetzgebung wie die französische fand es für nöthig, für einzelne Departements wegen ihrer besondern Verhältnisse eine detaillirte Specialgesetzgebung zu erlassen. . . . Wir sind allerdings in eine Phase eingetreten, wo man nicht gar zu bedenklich sein darf; es gibt Verhältnisse, die sich schlechthin überlebt haben, namentlich auch in der vorliegenden Materie; sehr viele Abgaben beruhen auf untergegangenen politischen und militärischen Zuständen, auf Einrichtungen der Feudalverfassung u. dgl. m. Alles, was ein unmittelbarer Ausfluß dieser Verfassung ist, mag alsbald durch uns abdecretirt werden. Seien wir aber darin vorsichtig, verwechseln wir nicht dasjenige, was seiner innersten Natur nach ein Unrecht ist, mit demjenigen, was durch eine Kette von Beziehungen, Verhältnissen und Ereignissen einen ganz andern Charakter angenommen hat und Recht geworden ist, wenngleich seine Entstehung den jetzt herrschenden Begriffen widerstreitet. Jeder weiß, oder sollte doch wissen, daß auch Usurpationen durch Verjährung und Gesetz zum Recht werden können, daß ohne dies kein Rechtsgebäude ein sicheres Fundament hätte. . . . Ich glaube, daß wir gerade in unserer Zeit die dringendste Veranlassung haben, mit der größten Vorsicht in allem dem zu verfahren, was das Eigenthum berührt. Man hat von der Barbarei des Mittelalters, von dem Faustrecht und andern Zuständen seiner Zeit gesprochen, man hat dieselben in grellen Contrast gegen die unsrigen zu setzen versucht; nach den neuesten Vorkommnissen sollten wir, dächte ich, mit einiger Scheu den Vorwurf der Barbarei der Vergangenheit zuschleudern. Ich glaube, daß selbst das Faustrecht lange nicht so bedenklich war als gewisse Sätze, die jetzt zur Geltung zu kommen suchen. Das Faustrecht machte das Eigenthum zwar unsicher, aber es ließ das Princip des Eigenthums doch bestehen. Dies aber ist es, was man in unsern Tagen anficht. Ich wüßte keine Zeit zu nennen, welche es gewagt hat, den Satz aufzustellen: La propriété c'est le vol. Dieser Satz Proudhons aber ist nicht bloß eine hingeworfene Para-

doxe, eine leere Phantasterei; in seinem Namen ist schon eine mörderische Straßenschlacht geliefert worden. Die rothen Fahnen flatterten hier und dort wie Sturmvögel. Unter dieser rothen Fahne aber wird für jenen Satz gefochten; wenn auch nicht in erster, so doch in zweiter Linie gilt der Angriff dem Eigenthum. Meine Herren! Vergessen wir nie, daß der Grundstein aller Freiheit, ja aller Civilisation das Eigenthumsrecht ist, die Gerechtigkeit aber der Schlußstein!'[1]

Man hat mit Recht bemerkt, daß die Stellungnahme Reichenspergers in der Frage der Aufhebung oder Ablösung der Reallasten bezeichnend ist für seine besonnene und maßvolle Gesinnung[2]. Bei seinem warmen Gefühl und Eifer für die Befreiung des Bauernstandes war er doch auf der andern Seite auch auf die Berücksichtigung wohlerworbener Rechte bedacht: daher sein Verlangen, daß die Landesgesetzgebung der einzelnen deutschen Staaten feststellen solle, ob und in welcher Weise für diese Rechte eine Entschädigung einzutreten habe. Er erreichte denn auch, daß der Gesetzgebung der einzelnen Staaten bei der Regelung dieser verwickelten Frage ein weiteres Feld eingeräumt wurde.

Ueber diesen socialpolitischen Berathungen hatte Reichensperger keineswegs die kirchlichen Fragen aus den Augen verloren. Nicht bloß ertheilte er seinem Erzbischof Geissel wichtige Rathschläge in betreff der Würzburger Bischofsconferenz[3], er fand auch noch Zeit zum Besuch der ‚ersten Generalversammlung des katholischen Vereins', welche gemäß einer Verabredung bei der Kölner Dombaufeier vom 3. bis 6. October im goldenen Mainz tagte. Außer Reichensperger fanden sich am 4. October noch gegen fünfundzwanzig andere Reichstagsmitglieder ein, unter andern Arndts, Aulike, v. Bally, Döllinger, Flir, Förster, v. Ketteler, Knoodt, Osterrath, Sepp und Beda Weber. Das Erscheinen dieser Parlamentarier war ein Ereigniß: noch wenige Tage vorher hatten selbst gutgesinnte Katholiken, von Furcht und Aengstlichkeit getrieben, von der Mainzer Versammlung abgerathen! Jetzt kam eine Anzahl von Männern, ‚berühmt und hochverehrt in ganz Deutschland wegen ihrer vorzüglichen wissenschaftlichen Bildung, hervorragend durch ihre sociale Stellung, ausgezeichnet durch Charakter, wohlbekannt und hochangesehen in allen vornehmen und gebildeten Kreisen durch den verdienten Ruf, der ihren Namen begleitete. Das Erscheinen und Auftreten dieser hervorragenden Parlamentarier gab nicht nur den in Mainz Versammelten eine mächtige Anregung, sondern verlieh vor allem dieser neu ins Leben gerufenen katholischen Asso-

[1] Reden der Gebrüder Reichensperger S. 34—38. Vgl. Wichmann, Erinnerungen S. 204.

[2] Kölnische Volkszeitung vom 3. August 1895.

[3] Pfülf, Cardinal Geissel I, 592.

ciation vor den Augen der Welt hohen Werth und beachtenswerthe Bedeutung; es trug ferner wesentlich dazu bei, daß die Sache der Generalversammlung viel weiter und tiefer in die Schichten des Volkes drang und so das Interesse für den folgenden, zweiten allgemeinen Katholikentag in Breslau schon frühzeitig geweckt wurde. Ja, jetzt zeigte es sich, warum die göttliche Vorsehung es fügte, daß gerade Mainz zum Ort der ersten allgemeinen Versammlung der katholischen Vereine gewählt wurde. Keine Wahl hätte glücklicher sein können. Denn dadurch war es nicht nur den katholischen Mitgliedern der Nationalversammlung vergönnt gewesen, durch die Autorität ihrer Persönlichkeit den Beschlüssen dieser ersten Generalversammlung der deutschen Katholiken eine besondere Kraft zu geben, sie gaben nicht nur, sondern sie empfingen auch; sie erhielten ebenfalls als Mitglieder des Parlaments in diesem gesetzgebenden Körper von diesen Mainzer Tagen her gewissermaßen eine höhere Autorität, als man sah, daß das katholische Volk hinter ihnen stand, daß dieses sich immer mehr aneinander anschloß, daß es jetzt nicht mehr die Führer allein waren, welche für die Rechte der Kirche eintraten, sondern auch das katholische Volk mit Muth und Entschiedenheit die Erringung der kirchlichen Freiheit anstrebte.‘ [1]

Der Vorsitzende, Professor v. Buß, begrüßte am Morgen des 4. October die angekommenen Parlamentsmitglieder, sprach ihnen das Vertrauen und den Dank im Namen des katholischen Volkes aus wegen ihres kräftigen und hingebenden Wirkens für die Freiheit der Kirche und des Unterrichts. Buß hob besonders hervor, daß, wenn diese Abgeordneten auch bei der ersten Abstimmung über die kirchlichen Materien in der Minderheit geblieben seien, doch der beste Theil der Nation auf ihrer Seite stehe, und bat die Deputirten, in der allgemeinen Versammlung das Wort zu ergreifen. Reichensperger erwiderte im Namen seiner Collegen Gruß und Dank und erklärte, daß Döllinger nach getroffener Uebereinkunft Bericht über die Verhandlungen in den Kirchen- und Schulfragen und über die Grundsätze erstatten werde, welche das Verhalten der katholischen Abgeordneten in dieser Sache geleitet hatten. In der sich anschließenden allgemeinen Versammlung erstattete nach der Eröffnungsrede des Präsidenten v. Buß zunächst Döllinger seinen Bericht; dann sprachen Förster, v. Ketteler, v. Andlaw, Osterrath, v. Bally, Reichensperger, Beda Weber, Sepp, Knoodt, Hardung, Wick, Ruland und v. Buß. Hardung gedachte der ‚großen Verdienste, die sich unser Reichensperger‘ um den Dombauverein erworben. Der also Gefeierte begann mit einem Wort des Präsidenten v. Buß: ‚Gottes Gnade wird nur denen zu

[1] Palatinus, Entstehung der Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands und die erste grundlegende zu Mainz im Jahre 1848 (Würzburg 1893) S. 116—117.

theil, die sie verdienen.' ,Wir sind versammelt,' fuhr er fort, ,um zu berathen, wie wir diese Gnade für unsere Vereine herbeiführen. Mächtig ist das Wort, mächtiger die That.' Dann gab er in kurzen, aber markigen Zügen ein Bild von der Entstehung und socialen Wirksamkeit des Vincentiusvereins, dessen großartige Thätigkeit zu Gunsten der Armen er an seiner Quelle kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte. ,Vor zehn Jahren', sagte er, ,empfanden in Paris im Quartier latin, das meistens von Studenten bewohnt ist, acht edle junge Männer, wie nothwendig es sei, Mittel zu ersinnen, um in der Hauptstadt Frankreichs, inmitten aller weltlichen Herrlichkeit, den Wunden Linderung, Heilung zu bereiten. Dazu konnte nicht die gewöhnliche Mildthätigkeit genügen, welche sich begnügt, sich von der Pflicht der christlichen Barmherzigkeit gleichsam loszukaufen; man mußte selbst schauen, handeln, rathen, helfen in den Hütten des Elends. Diese Studenten stifteten ihren Verein unter dem Patronate des hl. Vincenz, der ja sein ganzes Leben hindurch Wunder der Barmherzigkeit verrichtet hatte. Ich will mich nicht näher auf die innere Organisation dieser Stiftung einlassen, und verweise deshalb auf eine kleine, in Koblenz erschienene Schrift über die „Leiden des Pauperismus". Die beiden Schwerpunkte sind: Gebet und lebendige That. Diese wenigen jungen Männer griffen das Werk thatkräftig an; das kleine Senfkorn, das sie gepflanzt, überschattet nun ganz Frankreich; Tausende sind beigetreten und Millionen sind der Erfolg ihrer Thätigkeit. Alle Werke der christlichen Barmherzigkeit hat der Verein in seinen Bereich gezogen. Und daß die französische Revolution nicht mehr Opfer gefordert, daß das Verderben sich auf die beschränkte, welche sich selbst hineingeworfen (der einzige Erzbischof Affre hat sich großherzig in den Opfertod gestürzt), das danken wir den Früchten der gesegneten Wirksamkeit der Barmherzigen Schwestern und der Vincentiusvereine.'

,Nicht durch die materiellen Mittel, sondern durch die Art der Anwendung ist der Erfolg bedingt. Ein Beweis dafür ist uns England, wo man innerhalb der katholischen Kirche das neu aufblühende Leben in Kunst und Wissenschaft und auf dem Gebiete der Religion bewundert. Und doch war dort die Kirche von dem Staate ausgeplündert und mit dem Bettelstab entlassen worden. Was hat der Kirche diese geistige und materielle Fülle, deren sie sich jetzt wieder erfreut, gegeben? Das thatkräftige, einige Wirken der Geistlichen und Laien! Sie haben das Elend aufgesucht und ihm wieder den Himmel geöffnet, und es steht zu erwarten, daß England wieder werden wird, was es gewesen, die Insel der Heiligen, während die gesetzlich gebotene Wohlthätigkeit das Elend und die Verarmung zu einer ansteckenden Seuche gemacht hat.'

,Um noch mit einem Worte auf den Verein vom hl. Vincenz zurückzukommen, bemerke ich, daß derselbe sich auch bereits über Holland und Belgien

verbreitet hat; in Holland ist fast kein Dorf, wohin er nicht seine Wirksamkeit erstreckt hat. Auch in Deutschland sind einige Zweige angepflanzt worden. Hoffen wir, daß sie zu heiligen Hainen sich ausbreiten, worin namentlich jene Armen Hilfe finden, welchen die christliche Liebe nahen muß, um ein edles Schamgefühl nicht zu betrüben.'[1]

Nach Schluß der Versammlung machte Reichensperger in Gesellschaft Aulikes einen Ausflug, der sich bis Bingen erstreckte; hier wären sie ‚fast geradeswegs einer demokratischen Volksversammlung in den Rachen gerannt. Wir empfahlen uns übrigens rechtzeitig. Erst Montag Morgen trafen wir wieder in Frankfurt ein und begaben uns sofort in die höchst unerquickliche Atmosphäre der Paulskirche.'

Gegen den 25. October hoffte Reichensperger wegen eines bevorstehenden freudigen Familienereignisses in Koblenz bei seiner Gemahlin einzutreffen. Seine Sehnsucht nach Vereinigung mit seiner Familie war groß. ‚Gott, säßen wir doch wieder wie vor einem Jahre traulich zusammen,' schrieb er am 13. October, ‚und könnten Gott allein für die Welt sorgen lassen! Laß dir aber damit deinen guten Muth nicht rauben: die Schule muß einmal durchgemacht werden, und bis jetzt haben wir für unsere Person wahrlich noch keinen Grund zur Klage.'

‚Leider', meldet Reichensperger am 15. October seiner Frau, ‚kann ich dir noch immer nicht ganz genau mittheilen, wann ich bei dir zu sein gedenke, da dies von der in der Debatte begriffenen, unendlich wichtigen österreichischen Frage abhängt, deren Ende ich nothwendig abwarten muß, zumal ich mich auch darum zum Reden gemeldet habe. Ich hoffe indes, doch jedenfalls am Donnerstag abreisen zu können.... Die Wiener Ereignisse halten hier alles in Spannung. Gott gebe, daß die Anarchie gebändigt wird, wozu bis jetzt der Anschein sich allerdings wendet! Nadler hat ein Seitenstück zum Heckerlied gemacht: „Der Struwwelputsch", welches bald in Nürnberg als Bilderbogen erscheinen wird.... Obgleich der Belagerungszustand hier ein Ende genommen hat, brennen während der Nacht die Bivouacsfeuer noch immer in den Straßen und wir leben wie in einer belagerten Stadt, wogegen wir übrigens nicht das mindeste einzuwenden haben.'

Die österreichische Sache, wegen welcher Reichensperger seine Reise verschob, kam am 19. October zur Verhandlung. An dem genannten Tage begann die Berathung über die Reichsverfassung, deren erster Artikel nach dem

---

[1] Verhandlungen der ersten Versammlung u. s. w. S. 62—63. Wie sich aus einem undatirten Briefe Reichenspergers an v. Thimus ergibt, war ersterer in Frankfurt bei v. Buß und Döllinger dahin thätig, daß sich alle Vincentiusvereine unbedingt an den Pariser anschlossen.

Vorschlag des Verfassungsausschusses lautete: ‚Das deutsche Reich **besteht aus** dem Gebiete des bisherigen deutschen Bundes. Die Verhältnisse **des Herzogthums** Schleswig und die Grenzbestimmung im Großherzogthum **Polen bleiben** der definitiven Anordnung überlassen.‘ Von anderer Seite wurde **beantragt**, ohne Rücksicht auf die Friedensverhandlungen Schleswig sofort in **das Reichsgebiet** einzubeziehen. Reichensperger warnte davor, dies zu ‚decretiren‘, und empfahl den Ausschußantrag als allein ‚der Sachlage angemessen‘[1]. Dieser Antrag ward dann auch angenommen. Am 20. October kam man an die Paragraphen 2 und 3, welche lauteten: ‚Kein Theil des deutschen Reiches darf mit nicht deutschen Ländern zu einem Staate vereinigt sein.‘ ‚Hat ein deutsches Land mit einem nicht deutschen Lande dasselbe Staatsoberhaupt, so ist das Verhältniß zwischen beiden Ländern nach den Grundsätzen der reinen Personalunion zu ordnen.‘ Es entspann sich eine große Debatte, in welcher nicht weniger als sechsunddreißig Redner auftraten.

Die genannten Paragraphen waren ‚reine doctrinär-theoretische Abstractionen aus dem Begriffe des Bundesstaates und dem Princip der Nationalität‘. Es war bei denselben hauptsächlich auf Oesterreich abgesehen. Sie sollten ‚den Schlüssel zur österreichischen Frage bilden‘, aber sie ‚alterirten den Bestand der österreichischen Monarchie, lösten staatlich die deutschen Theile von den nicht deutschen ab‘[2]. Gegen die Sätze an sich erklärten sich zunächst die Oesterreicher Fritsch, v. Arneth, Würth, Wiesner, Berger, Sommaruga, Beidtel, v. Mühlfeld, v. Stremayr, Beda Weber, dann Venedey, Clemens und Reichensperger. Letzterer kam am 24. October zu Wort. ‚Wir wollen alle‘, sagte er, ‚ein einheitliches Deutschland, welches organisch sein Leben in sich selbst trägt — und nicht wie ein Aggregat nur äußerlichen Bestand hat. Der Knoten in der Sache, der bedenklichste vielleicht im ganzen Verfassungswerke, liegt eben darin, wie dies am sichersten herzustellen sei. Allein ich denke, er muß eben gelöst und nicht mit einem Streiche durchhauen werden — das aber thut der Verfassungsausschuß. . . . Ich trage für meinen Theil Scheu vor jedem Aeußersten, in der Ueberzeugung, daß das Aeußerste stets zu seinem Gegensatz umzuschlagen bereit ist, und ich trage am meisten Scheu vor diesem Aeußersten, wenn es auf einer richtigen Grundlage sich aufbaut, wie solches hier der Fall ist. Ebenso wie die Freiheit, zum Aeußersten getrieben, in Anarchie und Despotismus umschlägt, wird auch die Einheit, wenn man sie vorzeitig ins Extreme führt, leicht in Verwirrung und Zerrissenheit umschlagen. . . . Von diesem allgemeinen Gesichtspunkte aus, meine Herren, erlaube ich mir, kurz die Ansicht zu begründen,

[1] Reden der Gebrüder Reichensperger S. 39.

[2] Wichmann, Erinnerungen S. 267. Reden S. 40.

daß der § 3 des Entwurfes zu streichen, der § 2 aber jedenfalls durch eine Vermittlung in Beziehung auf Oesterreich seiner durchgreifenden Schärfe zu berauben ist. . . . Dadurch, daß Sie den § 1 angenommen haben, ist Oesterreich förmlich dem neu zu gründenden Bundesstaat einverleibt. Diesen Beschluß setzen Sie aber durch den § 2 wieder durchaus in Frage. Denn ob Sie dies mit directen Worten gegenüber Oesterreich aussprechen, oder ob Sie den Eintritt Oesterreichs in den deutschen Verband an eine ihm unmögliche Bedingung knüpfen, ist natürlich durchaus einerlei. Gegenüber solchen Aussichten nun und einer solchen Wahrscheinlichkeit müßten wir, dächte ich, doch wenigstens dafür stimmen, Oesterreich den Weg zu bahnen, um eine vorderhand vielleicht unmögliche Bedingung allmählich möglich zu machen, und zur Erreichung dieses Zweckes scheint mir kaum irgend ein Opfer zu bedeutend zu sein. Oder wäre vielleicht Oesterreich eines solchen Opfers nicht würdig, Oesterreich, das so oft seinen Wohlstand und sein Blut an die deutsche Sache gesetzt hat, Oesterreich, um dessen Namen sich sozusagen die deutsche Geschichte gruppirt, das mit der Wucht dieser Geschichte, der Wucht seiner unerschöpflichen Naturkraft, seiner Hilfsmittel aller Art bis jetzt auf unserer Seite steht! Es kann allerdings nicht geläugnet werden, und man hat dies mehrfach hervorgehoben, daß die Politik des österreichischen Kaiserhauses sowohl den Geist von Altdeutschland als den Geist der Neuzeit, statt denselben in seinen Kreis zu bannen, an sich hat vorübergehen lassen, daß die österreichische Politik ihren Schwerpunkt in ihren Nebenländern suchte, daß es unverantwortlicherweise selbst diejenigen Länder hat fahren lassen, in welchen die Wiege des deutschen Reiches stand, daß es hauptsächlich sein Augenmerk darauf richtete, eine große Hausmacht zu begründen. Diese Politik hat es sogar bis auf den heutigen Tag noch verfolgt. Aber, meine Herren, welcher deutsche Staat hat wohl ein Recht, deshalb einen Stein gegen Oesterreich aufzuheben? Sie haben alle nach dieser Seite hin gesündigt; nur hatten sie die Mittel nicht, um so im großen zu sündigen wie Oesterreich. Auch Preußen, als es, auf sein Schwert gestützt, vom Reichsverbande sich lossagte, hat eben diese Politik verfolgt, und auch nach 1816 — lassen Sie es uns nicht verhehlen — hat Preußen keineswegs die Idee eines einigen, großen, kräftigen Deutschthums verfolgt; auch Preußen hat vielmehr, wie fast alle Cabinette, die Politik einer selbstsüchtigen Berechnung verfolgt. Lassen Sie aber jetzt, wo die Cabinetspolitik ein Ende genommen hat oder doch nehmen soll und muß, lassen Sie der Volkspolitik die Wege offen, lassen Sie diese Politik der Völker wenigstens sich besinnen. . . . Klemmen Sie nicht Oesterreich, in dem die alte Ordnung untergegangen und die neue noch nicht geschaffen ist, zwischen ein verhängnißvolles Ja oder Nein! Oesterreich muß allerdings seine amphibische Natur aufgeben, das unklare Mißverhältniß, von

welchem der Abgeordnete aus Göttingen[1] gesprochen hat, muß allerdings geläutert werden. Aber läßt sich eine solche Umgestaltung in einer Nacht durchführen? Ist das politisch ausführbar oder auch nur denkbar? Man hat uns gesagt, daß gerade jetzt der rechte Moment gekommen sei, diese Frage zu stellen, indem jetzt im Herzen von Oesterreich eine so energische deutsche Bewegung herrsche, indem die ritterlichen Magyaren herzukommen, um sie zu verfechten.... Ich muß zu meinem Leidwesen gestehen, daß es mir scheint, als ob die Erhebung in Wien mehr eine radical-demokratisch-österreichische als eine patriotisch-deutsche sei. Man hat zwar hier Gewicht darauf gelegt, daß das Wort „Republik" noch nicht ausgesprochen worden sei, ich fürchte aber, es lauert im Hintergrund.... Was aber Ungarn betrifft, so habe ich die feste Ueberzeugung, daß Kossuth und seine Partei sich kaum eines Lächelns werden erwehren können, wenn sie vernehmen, daß wir sie hier auf einmal zu so leidenschaftlichen Teutomanen stempeln wollen. Man erlaube mir, die Sache anders zu deuten. Die Ungarn oder vielmehr die ungarische Aristokratie, die plötzlich auf dieser linken Seite so unerwartete Sympathien gefunden hat, bedient sich des deutschen Aufschwungs nur als Werkzeug, um ihre Zwecke zu verfolgen, um womöglich ein großes Magyarenreich auf den Trümmern von Oesterreich zu gründen, nicht aber um dadurch das deutsche Interesse zu fördern.... Sprengen wir den Ring, welcher die österreichische Gesamt-Monarchie noch zusammenhält, so werden die auseinander fallenden Bestandtheile theils um ihre Existenz theils um die Suprematie ringen. Die Rückwirkung dieses Kampfes auf Deutschland aber würde unberechenbar sein. Deutschland läuft dabei Gefahr, seine Vormauer nach Osten hin zu verlieren. Dem militärisch concentrirten Rußland gegenüber aber kann ein zerrissenes Oesterreich, und ohne dasselbe wohl auch Deutschland, solange es wenigstens selbst einen Schwerpunkt noch nicht gefunden hat, unmöglich standhalten. Ich fürchte, meine Herren, Sie treiben russische Politik, indem Sie in Oesterreich das Chaos durch eine voreilige, unüberlegte Politik hervorrufen. Meine Herren! Es wird der Tag kommen, und er ist meiner Ueberzeugung nach nicht mehr sehr ferne, wo das alte moskowitische Gelüste zur That wird, wo die bisheran gleichsam im Froste gebundenen Massen sich nach dem Hellesponte hinwälzen, um das griechische Kreuz auf die Spitze der Sophienkirche an die Stelle des Halbmondes aufzupflanzen, und was werden Sie ihm entgegensetzen können, wenn nicht das lateinische Kreuz? Wer aber wird dieses Kreuz vortragen, wenn Oesterreich zerschmettert am Boden liegt? — Herr Waitz hat uns freilich aufgefordert, die welthistorische Propaganda beiseite zu lassen und auf unser eigenes Hauswesen uns zu beschränken. Meine Herren!

[1] Prof. Waitz.

Ich habe meinerseits die Ueberzeugung, und ich glaube sie durch die Geschichte begründen zu können, daß ein Volk, das sich eine weltgeschichtliche Mission nicht mehr zutraut, wenn nicht dem jähen Verderben, doch dem allmählichen Verfall hingegeben ist, und daß ein solches Volk auch im Innern sich nicht kräftig und frei entwickeln kann. Die Führer der slawischen Rasse, die in ihrem Schilde den Panslawismus führen, begreifen dies viel besser, als wir es hier leider zu begreifen scheinen. Man hat ferner von dieser Tribüne herab das deutsche Staatsgebäude ein Monstrum genannt, und ein anderer Redner hat gesagt, daß eben dort im Osten eine scharfe Ecke hervorspringe, die unverzüglich heruntergerissen werden müsse. Ja, meine Herren, unser deutscher Bau muß nach einem großen architektonischen Plane aufgeführt werden, aber darum müssen wir doch gewiß nicht gleich alles, das Brauchbare mit dem Unbrauchbaren, zu Boden werfen. Ist es nicht wenigstens der Mühe werth, zu prüfen, was noch des Erhaltens werth wäre, und ob es sich nicht verlohnen könne, dafür zu sorgen, daß das Abzutragende denn doch kunstgerecht abgetragen werde? Haben Sie denn die Versicherung, meine Herren, daß jene scharfe Ecke nicht ein Eckpfeiler ist, mit welchem vielleicht das ganze System des Baues stürzt? Wenigstens, dächte ich, forderte es die staatsmännische Klugheit, nach allen Richtungen zu forschen, wo der Schwerpunkt liegt, wenn das Gebäude erhalten, der Einsturz verhütet werden soll. — Ich gehe zum Schluß und bitte nochmals, stellen Sie die Alternative nicht auf die bedenklichste Spitze, stellen Sie noch nicht das Ja oder Nein zur Beantwortung auf. ... Durch das Lostrennen Oesterreichs von Deutschland könnte möglicherweise auch noch ein Riß durch das Herz unseres Vaterlandes entstehen, welcher schwerer auszugleichen wäre als die Risse, die nothwendigerweise in Oesterreich sich zeigen werden. Will man einmal diese gefahrvolle Operation an den deutschen Staatsbürgern vornehmen, so versäume man wenigstens nicht, dieselbe in kunstgerechter und möglichst schmerzloser Weise vorzunehmen. Bedenken Sie, daß sich an einem unvorsichtigen Schnitte möglicherweise beide Theile verbluten! — Das Amendement, das ich soeben übergeben habe, schlägt Ihnen, aus den angeführten Gründen, die Streichung des § 3 vor.'[1]

Trotz der eindringlichen Warnung Reichenspergers und anderer ward am 27. October[2] § 3 mit großer Majorität angenommen. Nach dieser Sitzung reiste Reichensperger nach Koblenz, wo ihm am 8. November eine Tochter geboren wurde, welche den Namen Maria erhielt. Bereits am 14. November traf er, in treuer Erfüllung seiner Pflicht, wieder in Frankfurt ein,

[1] Reden der Gebrüder Reichensperger S. 40—44.

[2] Wichmann (Erinnerungen S. 269) sagt ‚am 28. October', wo gar keine Sitzung war. Wichmanns Daten sind häufig irrig.

‚gerade noch zur Zeit, um an der Debatte über die preußische Frage theilzunehmen, welche denn nach heftigem Gefechte dahin entschieden ward, daß die preußische Regierung, mithin auch die ausgetretenen Mitglieder der Berliner Kammern, in ihrem Rechte gehandelt haben, daß aber unser Ministerium bei der preußischen Regierung dahin wirken solle, die von ihr angeordneten Maßregeln sobald als thunlich zurückzunehmen. Also gemäßigt und hoffentlich auch mäßigend. Die während der Sitzung eingetroffene Nachricht vom Erschießen Blums wirkte natürlich sehr aufregend auf einen großen Theil der Versammlung.‘

‚Ueber die Blumsche Hinrichtungsgeschichte, die sehr quer gekommen ist‘ — meldet Reichensperger am 16. November —, ‚sind wir heute morgen ohne Discussion zu einem Beschluß gekommen, der natürlich die österreichische Handlungsweise scharf tadelt.‘

Am 17. November ward Reichensperger eine freudige Ueberraschung durch die Ankunft seines Bruders Peter zu theil. Minister v. Manteuffel hatte denselben als außerordentlichen Bevollmächtigten gesandt, um der Reichsregierung und den Mitgliedern der deutschen Nationalversammlung umfassende Aufklärung über den wirklichen Stand der Dinge und über die Gründe zu geben, welche die Verlegung der preußischen Nationalversammlung nach Brandenburg nothwendig gemacht hatten[1]. Bereits am 19. November konnte August Reichensperger nach Hause berichten: ‚Mein Bruder ist mit den hiesigen Ergebnissen recht zufrieden, wie er denn auch hier durch seine Mittheilungen viel zur richtigen Würdigung der Berliner Verhältnisse beigetragen hat. Ob der Sturm beschworen werden kann, läßt sich freilich noch nicht vorhersagen. Unser Parlament zeigte gestern wieder eine compacte Majorität, nachdem es vorgestern auf die bedrohlichste Art geschwankt hatte. Es steht im ganzen auf der Seite der preußischen Regierung, zumal die Berliner Kammer immer excentrischer wird.‘

‚Gestern‘, meldet Reichensperger am 21. November, ‚hatten wir eine schwere, aber siegreiche Schlacht, von der ich, wenn auch nicht für die nächste, so doch für die Folgezeit die besten Folgen hoffe. Die Berliner Steuerverweigerung ist mit einer Majorität von 126 Stimmen für null und nichtig erklärt worden. Peter ist ganz glücklich über das Ergebniß, zu welchem er nicht wenig beigetragen hat. Er wird morgen Mittwoch den Rückweg antreten und hofft das Beste für die Zukunft. Die Wühler werden freilich alle ihre Teufel gegen unser Parlament loslassen — was aber irgend respectabel ist, wird sich um so enger an die hiesige Versammlung anschließen. — Gestern traf Hr. v. Boddin, Flügeladjutant des Königs, hier ein und ver-

[1] Vgl. Peter Reichensperger, Erlebnisse S. 185 f. 187 f. 191 f.

sicherte, daß Wrangel auf dem besten Wege sei, in Berlin ein populärer Mann zu werden. Die Berliner eignen sich gewiß auch zu dieser Affenkomödie. Am Freitag sah es sehr scheu in unserer Versammlung aus, und es schien, als ob die Linke die Oberhand gewinnen werde; da rafften sich die andern krampfhaft wieder zusammen und errangen den eclatantesten Sieg. Die Abstimmung von gestern ist vielleicht die bedeutendste von allen, im Princip jedenfalls bedeutender als die in der schleswig-holsteinischen Waffenstillstandssache.'

Reichensperger plante in jenen Tagen einen Besuch bei den Seinigen in Koblenz; aber etwas Bestimmtes in dieser Hinsicht festsetzen zu wollen — betonte er am 23. November — ,ist nicht wohl thunlich, da jeden Tag, ja jede Stunde etwas Unerwartetes auftauchen kann. — Peter ist gestern Morgen nach Berlin abgereist, und zwar that Eile so sehr noth, daß er glaubte an Koblenz vorbeireisen zu müssen. Wenn sich nur die Berliner Regierung räsonnabel benimmt und die Saiten nicht zu hoch spannt, so ist ein guter oder doch erträglicher Ausgang dieser widerlichen Geschichte nach Lage der Sache wahrscheinlich. — Soeben sind wir durch die Majorität zu einer Todtenfeier für Robert Blum verurtheilt worden. — In den letzten Tagen sind ungewöhnliche militärische Vorkehrungen getroffen worden, da es allgemein heißt, an v. Gagern und Schmerling solle Rache genommen werden wegen des Todes von Blum. Eine eigentliche Gefahr oder auch nur die Möglichkeit eines Putsches ist übrigens nicht zu besorgen.'

,Sonderlich viel Neues' — so beginnt ein Brief vom 30. November — ,kann ich dir nicht berichten, außer etwa, daß wir uns heute bis nach 3 Uhr in der Sitzung mit österreichischen Fragen für nichts und wieder nichts abgequält haben. Ueber die weitere Gestaltung der Dinge in Preußen glaubt Peter nicht einmal eine Vermuthung aufstellen zu können, da alles davon abhängt, wie viele sich vom Rumpfparlament allmählich ablösen werden. Wenn nur das Ministerium Brandenburg durch seine wirklich unerwarteten Erfolge sich nicht blenden läßt und alles auf die Spitze treibt! — Die Ereignisse in Rom sind so schauderhaft, daß ich kaum daran denken mag. Was kann, was wird daraus werden? Der arme, edle Papst, wohin wird er sich wenden? Man sollte allgemeine Gebete für ihn anordnen; nur Gott kann da einen Ausweg bahnen. Ein dunkler Schleier liegt über die Nationen hingebreitet; sie haben sich ihn freilich selbst gewoben und sind noch immer geschäftig daran. In Altpreußen scheint sich das Volk noch am ersten wieder ermannen zu wollen.'

Mit Bezug auf die in Koblenz ausgebrochenen Unruhen schrieb Reichensperger am 2. December an seine Frau: ,Wer kann von Tag zu Tag sagen, wo man am sichersten gebettet ist und wo zunächst die Flamme aus dem

Boden schlagen wird? Man muß sich, so gut es eben gehen will, daran zu gewöhnen suchen, daß die Zeiten des stillen Friedens vorüber sind, und sich wenigstens die Gegenwart wegen der Möglichkeiten der Zukunft nicht unnöthigerweise verbittern.'[1]

3.

Inzwischen trat in Frankfurt immer mehr der Gedanke in den Vordergrund, Oesterreich völlig von dem neuen Reiche auszuschließen. Hervorragende Abgeordnete sprachen immer deutlicher davon, diesen Gedanken durch ein preußisches Erbkaiserthum zu verwirklichen. Reichensperger war von Anfang an ein Gegner dieser Bestrebungen. ‚Ich konnte mich nicht von dem alten Gedanken der Einheit Deutschlands, „soweit die deutsche Zunge klingt" (wie es in dem Arndtschen Lied heißt), trennen', schrieb Reichensperger in einer Uebersicht seines Lebensganges. Aber auch aus andern Gründen war er gegen das preußische Erbkaiserthum. ‚Mit der Kaiserkrone auf dem Haupte Friedrich Wilhelms IV.', äußerte er am 4. December, ‚hat es einstweilen noch gute Wege, obgleich allerdings hier nicht wenige darauf hinarbeiten. Ich glaube, der König sollte in seinem eigenen Interesse dagegen arbeiten. — Von Peter erhalte ich eben einen Brief aus Brandenburg, der von Mißstimmung zeugt. Er scheint des ewigen Wirrwarrs herzlich überdrüssig zu sein. Ich dächte aber, er müsse nun auch bis ans Ende ausharren. — Die Katastrophe in Rom ist wirklich herzbrechend. Vielleicht aber mußte es erst dort wie in Wien zum Aeußersten kommen, um die Heilung möglich zu machen und dem Volke die Augen zu öffnen.'

‚Man weiß wirklich kaum, wo einem der Kopf steht,' bemerkt Reichensperger in einem Briefe vom 7. December, ‚so drängen sich die Schläge und Ereignisse: in Rom, Wien, Berlin, allerwärts dreht sich die Weltgeschichte sichtlich in den Angeln herum — wenn nur nicht an einem frühen Morgen alles aus denselben herausgehoben wird! Durch das Ende des Berliner Dramas wird Peter plötzlich disponibel und wahrscheinlich versuchen, hierhin gewählt zu werden. . . . Da wir jetzt fünf statt vier wöchentliche Sitzungen (meist bis 3 Uhr) haben und jeden Abend Clubversammlung, so kommt man aus der politischen Leier gar nicht heraus und behält kaum ein Stündchen für sich übrig. Das beste ist, daß meine Gesundheit im ganzen nicht darunter zu leiden scheint. Wir haben jetzt noch ein besonderes Comité zur Vorberathung der Frage über das zu schaffende Reichsoberhaupt gebildet. Es

[1] In einem Briefe an Mutter und Schwester vom 4. December kommt Reichensperger nochmals auf die Koblenzer Krawalle zurück und spricht seine Freude aus, daß die Seinigen sich nicht sonderlich darüber aufgeregt.

hat mich gefreut, in dasselbe gewählt worden zu sein. Freilich: Der Mensch denkt, Gott lenkt!‘

‚Ich erhielt soeben‘, meldet Reichensperger am 11. December, ‚einen Brief von Seckendorff, worin er mir meldet, daß die preußische Verfassung in Köln durchweg gut aufgenommen werde. Allem Anscheine nach war dieser „kühne Griff“ wirklich das beste Mittel zur Beschwichtigung des Sturmes, den freilich die bevorstehenden Wahlen wieder anblasen werden. — Ich vernehme, daß die in Bayern vorgekommenen Wahlen zum dortigen Landtage in durchaus conservativem Sinne ausgefallen sind. Ueberhaupt scheint die Wühlerei im ganzen genommen auf dem Rückzuge zu sein. Wir werden hier fürchterlich mit Sitzungen u. s. w. gehetzt, so daß kaum ein paar Stunden zum Essen übrig bleiben.‘

Wenige Tage später fiel in Frankfurt eine wichtige Entscheidung. Die preußisch-erbkaiserliche Partei mit Dahlmann, Droysen und den beiden Beseler an der Spitze drang mit ihren unwürdigen Intriguen gegen Schmerling durch. Am 15. December brachte G. Beseler im Casino, allerdings nicht ohne heftigen Widerspruch, mit 36 gegen 32 Stimmen ein vollständiges Mißtrauensvotum zur Annahme. Am folgenden Tage wurde der Nationalversammlung mitgetheilt, der Präsident des Reichsministerrathes und Minister der auswärtigen Angelegenheiten v. Schmerling sei entlassen und Heinrich v. Gagern an seine Stelle getreten. Noch in derselben Sitzung reichte Reichensperger mit vielen andern (darunter auch Döllinger) einen Antrag ein auf Einleitung von Verhandlungen zwischen der Centralgewalt und der österreichischen Regierung über das Verhältniß Oesterreichs zu dem neu zu bildenden deutschen Bundesstaate[1]. In der Fractionssitzung der großen gemäßigt liberalen, auf die Schonung der Besonderheiten der deutschen Länder bedachten Mittelpartei, welcher Reichensperger angehörte, im Casinoclub hatte sich eine schwache Majorität gegen diesen Antrag erklärt. Dies wurde die Veranlassung, daß Reichensperger mit den meisten Mitunterzeichnern seines Antrages einen neuen Club begründete. Diese Großdeutschen, welche im Gegensatz zu den Kleindeutschen ‚gesonnen waren, alles zu versuchen, um das Wort: „Das ganze Deutschland soll es sein“, wahr zu halten‘, tagten fortan in dem ‚Pariser Hof‘ unter der Leitung von Jürgens, Welcker, Edel und August Reichensperger. Diese Partei war entschlossen, ‚auf das entschiedenste dahin zu wirken, daß Deutsch-Oesterreich von dem übrigen Deutschland nicht losgerissen werde‘; sie ging darauf aus, ‚durch gleiche Billigkeit gegen alle

[1] Stenogr. Bericht VI, 4223—4224. Vgl. Wichmann, Erinnerungen S. 306 f. Ueber Reichenspergers vorhergehende Thätigkeit für Unterhandlungen mit Oesterreich s. Jürgens I, 457 f., wo auch der Vorwurf zurückgewiesen ist, als habe Reichensperger damals oder später zu Hayms ‚interessirten‘ Freunden Oesterreichs gehört.

deutschen Stämme, durch Erstrebung des Erreichbaren und praktisch **Brauchbaren** der Verfassung die Aufnahme in das Leben der Nation zu **sichern**; sie strebte nach einer lebendigen Einigung und Verbrüderung aller **Deutschen** ohne Rücksicht auf Nord und Süd, auf Name, Stand und **Glaubensbekenntniß**, und wollte darum alles vermeiden, was Stammes**vorurtheile** erregen, was Interessen und Gefühle einzelner Stämme verletzen, **was den** confessionellen Frieden stören könnte.' Die kleindeutsche Partei kannte **solche** Rücksichten nicht: sie wollte nach dem treffenden Ausdruck von **Venedey** ‚Deutschlands Einheit constituiren, indem sie einen Theil Deutschlands **aus** Deutschland hinauswarf' [1].

Es schien, als sollte sie ihr Ziel erreichen. ‚Die nächsten Tage **werden** zeigen,' schrieb Reichensperger am 16. December, ‚ob das deutsche Par**lament**, welches im Begriffe stand, wegen des winzigen Schleswig das Vater**land in** einen auswärtigen Krieg nicht bloß, sondern sogar in einen Bürgerkrieg *zu* stürzen, mit gekreuzten Armen zusehen wird, daß vierzehn Millionen Oesterrei**cher** von uns scheiden lediglich um deswillen, weil ihr Verbleiben das „E b e n m a ß" der deutschen Reichsverfassung stören würde. Es ist allerdings **wohl** denkbar, daß die innern Verhältnisse der österreichischen Monarchie ihr nicht gestatten, unter welchen Bedingungen immer in den deutschen Bundesstaat einzutreten; aber wahrhaft unverantwortlich dürfte es doch wohl erscheinen, wenn man nicht wenigstens vorher alles aufböte, um diesen Eintritt m ö g l i c h zu machen.'

Am 18. December ward Eduard Simson gegen die Stimmen der Großdeutschen mit sehr kleiner Majorität zum Präsidenten der Nationalversammlung gewählt. Dann verkündete Heinrich v. Gagern sein kleindeutsches Programm: Ausschluß Oesterreichs aus dem zu errichtenden Bundesstaate, aber Ordnung des Verhältnisses Oesterreichs zu diesem Bundesstaate mittelst einer besondern Unionsacte. Das Programm ward dann einem eigens zu bildenden Ausschusse überwiesen.

Am frühen Morgen des Christtages traf Reichensperger ‚tüchtig durchgefroren' bei seinen Lieben in Koblenz ein, — aber schon am 28. December war der Pflichttreue wieder in Frankfurt. In dem Briefe, durch welchen er seine glückliche Ankunft meldete, heißt es: ‚Um 8 Uhr saß ich in meinem Club, wo ich Erfreuliches über unsere österreichische Frage vernahm, ins-

[1] Siehe Biedermann, Erinnerungen S. 63 f. Jürgens I, 484—486; II, 1, 29 f. Wichmann S. 308. Reden der Gebr. Reichensperger S. 83—84. Vgl. auch J. Braun, Deutschland und die deutsche Nationalversammlung (Aachen 1848) S. 49 f. und die Erklärung Reichenspergers vom 20. December 1848 im Euskirchener Wochenblatt 1849, Nr. 1.

besondere daß Herr v. Schmerling bald als österreichischer Bevollmächtigter bei der Centralgewalt hierher zurückkehren werde. Die österreichische Regierung hatte ihm die Wahl zwischen diesem Posten und einer Ministerstelle gelassen. Ein deutlicher Beweis, daß Oesterreich noch keineswegs (wie Herr v. Gagern voraussetzt) so fest entschlossen ist, aus dem deutschen Verbande auszutreten. Die heutige Sitzung bot nicht das Mindeste von Bedeutung dar, und ich könnte mißmuthig darüber werden, daß ich nicht diesmal dem Beispiel von Clemens gefolgt bin, wenn nicht am Samstag wieder Clubsitzung wäre, in der ich, in meiner Eigenschaft als Vorstandsmitglied, nicht füglich fehlen dürfte. . . . Ein Herr v. Ostrow aus Lemberg hat mir drei dicke Bücher und ein sehr schmeichelhaftes Schreiben aus Veranlassung meiner Rede über die österreichische Frage zugeschickt, die ich vor einigen Monaten gehalten habe. Die Verehrer in der Ferne müssen einen über die Katzenmusikanten in der Nähe trösten.'

Da die Sitzungen wieder ausgesetzt wurden, konnte Reichensperger seine ganze Zeit verwenden, um, wie er am 31. December berichtet, sich ,au courant der großen Frage zu setzen, deren Debattirung binnen kurzem bevorstand. Herr v. Schmerling, welcher heute oder morgen hier eintreffen soll, wird der Ueberbringer der wichtigsten Nachrichten sein, die maßgebend für das Schicksal Deutschlands werden können. — Ich weiß nicht, ob ich Peter Glück wünschen oder condoliren soll wegen seines Verbleibens in Berlin — er zieht so alle Wurzeln aus dem Rheinlande heraus.'

Indem Reichensperger an demselben Tage seiner Mutter zum neuen Jahre gratulirte, fügte er hinzu: ,So manche Wolke, welche gewitterdrohend während des abgelaufenen Jahres am Himmel hing, hat sich glücklich verzogen — möge der Himmel auch fernerhin gnädig sein! Möge er uns erhalten in Frieden und Gesundheit! — Die großen politischen Fragen, welche uns nun bald in Anspruch nehmen werden, liegen wie Sphinxe vor uns. Kein Mensch hat eine klare Vorstellung davon, wie es werden wird oder auch nur k a n n. Zu keiner Zeit hat vielleicht der Menschenwitz glänzender seine Ohnmacht bethätigt als in der gegenwärtigen.'

,Noch immer kann ich es nicht verdauen,' gesteht Reichensperger am 7. Januar 1849 seiner Frau, ,daß meine Scrupulosität mich so früh von Koblenz weggetrieben hat, und steht der Vorsatz schon bei mir fest, bei nächster Gelegenheit mich dafür zu entschädigen. Gar zu leid aber thut es mir, daß du den Sylvesterabend so ganz in silentiis verbracht hast. Gott wird freilich mehr Freude an dir gehabt haben als an uns allen andern zusammen, da du dich so andächtig mit ihm beschäftigt hast; möge dein Gebet doch darum auch uns, die wir dessen gewiß benöthigter sind, insbesondere deinem Manne, zu gute kommen, der hier in dem Getreibe der Gefahr des

Verwilderns ausgesetzt ist. Wer weiß überhaupt, ob das Gebet, welches mittlerweile aus unschuldigen Gemüthern zum Himmel gestiegen ist, nicht weit mehr zum Ziele führt als alles, was wir hier deliberiren und decretiren? Ich meinerseits möchte es wohl glauben, zumal wenn ich sehe, wie unerwartet sich allemal die Dinge gestalten und wie wenig Gewalt der Menschenwitz auf die Ereignisse übt. So kauen wir jetzt hier an der österreichischen Frage, und fast alle Tage mischen die Karten sich anders. Wahrscheinlich wird es in der zweiten Hälfte dieser Woche zum Klappen kommen und gewinnt es den Anschein, als ob Gagern Minister bleiben könne, da er einigermaßen eingelenkt hat.'

In der nächsten Zeit ward Reichensperger durch die Debatten über den Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland so stark in Anspruch genommen, daß er selbst die Einladungen der Frankfurter Freunde ausschlagen mußte. Am 13. Januar schrieb er an seine Frau: ,Vor einer Viertelstunde ($8^1/_2$ Uhr abends) kam ich aus der Sitzung, die also mit einer Unterbrechung von anderthalb Stunden heute nicht weniger als neun Stunden gedauert hat. Das Ergebniß in der wichtigen österreichischen Frage ist eine nicht bedeutende Majorität für das Ministerium Gagern (für welches auch ich gestimmt habe), und folgt daraus, wie aus dem ganzen Zusammenhang der Sache, daß es nicht so leicht sein wird, die Oesterreicher aus Deutschland zu verdrängen und einen preußischen Erbkaiser auf den neuen deutschen Thron zu setzen. Wie gesagt, es ist ein bedenklicher Sieg für das Ministerium, welches sich eine viel bedeutendere Majorität versprochen hat. Am Montag geht's an die Oberhauptsfrage, wo die Confusion noch viel toller ausfallen wird. Bald wird wohl eine Hand von oben uns zu Hilfe kommen.'

Reichensperger hielt bei den nun folgenden Debatten über das Reichsoberhaupt fest an seinem großdeutschen Standpunkte und vertrat im Sinne seines Clubs, des ,Pariser Hofes', die Einsetzung eines Fürsten-Directoriums, in welchem Preußen und Oesterreich abwechselnd den Vorsitz führen sollten. Am 16. Januar kam er im Parlament zu Wort. Er begann mit einigen sehr treffenden allgemeinen Bemerkungen. ,So groß auch das Gewicht ist, welches ich trotz aller der gegentheiligen Versicherungen auf jener Seite (zur Linken gewandt) auf diese hohe Versammlung lege, so kann ich ihr doch unmöglich die Macht zutrauen, den Thatsachen und Verhältnissen zum Trotz etwas zu schaffen. Wo der lebendige Keim nicht vorhanden ist, da hilft alle Kunst des Gärtners nichts. — Wie ich glaube, daß man durch ein bloßes Decret die Freiheit einem Volke nicht schenken kann, welches dieselbe oder wenigstens ihre Elemente nicht bereits in sich trägt, so glaube ich auch, daß man einen Souverän, geschweige denn eine Dynastie, einem Volke nicht geben kann, wenn dieselben nicht gleichsam naturgemäß aus ihm herausgeboren werden.

Nein, nie und nimmer glaube ich es, daß ein Souverän durch eine Majorität von ein paar Dutzend Stimmen improvisirt werden kann. Eine solche Improvisation würde gleich einer Seifenblase eine Weile vielleicht lustig schillern, dann aber platzen und in die Luft aufgehen, woher sie stammte. . . . Ich knüpfe an diese Betrachtung die Behauptung, daß der erbliche Kaiser, soviel auch davon geredet werden mag, ein Bedürfniß des deutschen Volkes nicht ist, wenigstens noch nicht ist, daß er noch nicht in dessen Bewußtsein als eine Nothwendigkeit lebt. Schütteln Sie aber, meine Herren, ja nicht am Baume der Geschichte, bevor die Frucht reif geworden; an der Erde liegend würde sie nimmer reifen. Ja, wenn wir insgesamt, die wir hier als Repräsentanten des deutschen Volkes versammelt sind, den uns vorgeschlagenen erblichen Kaiser auf das Schild erhöben, dann will auch ich rufen: Es lebe der deutsche Kaiser! Mit einer knappen Mehrheit von einigen Stimmen aber ihn auszurufen und dazu noch ausgestattet mit einem Suspensivveto, das scheint mir sehr gewagt, mehr als gewagt!‘

Dann erklärte Reichensperger sich gegen das preußische Erbkaiserthum, so verlockend dasselbe auch ‚für uns Preußen sei‘. Diese Ehre werde allzu theuer erkauft werden müssen. ‚Fast alle Verfechter des fraglichen Planes sind darin einverstanden, daß die preußische Einheit zu Grunde gehen müsse, wenn die deutsche Einheit aus ihr erstehen solle. Sie geben zu, daß eine Nationalversammlung in Berlin neben einer Nationalversammlung in Frankfurt unmöglich tagen könne. Sie schlagen daher vor, Preußen in seine Provinzen zu zerschlagen, oder wie der Kunstausdruck lautet: „in Deutschland aufgehen zu lassen“. Ich für meinen Theil hege die Ueberzeugung, daß viele Altpreußen mit mir, dem Neupreußen, die Ansicht theilen, daß ein solches Experiment ein überaus gefährliches wäre.‘ Gegen den Abgeordneten Bassermann zeigte dann Reichensperger, daß für den preußischen Erbkaiser weder das Gewicht der ‚öffentlichen Meinung‘ geltend gemacht werden könne noch die Königswahl in Belgien. ‚So entschieden ich auch im wesentlichen zu der constitutionellen Staatsform mich bekenne, so glaube ich doch, daß nichts gefährlicher sein kann, als diese constitutionelle Schablone auf die Verhältnisse von Deutschland anwenden, dieselben nach ihr zuschneiden zu wollen.‘

Hierauf wies der Redner den Vorwurf zurück, durch das vorgeschlagene Directorium werde der alte Bundestag wieder entstehen. ‚Auch ich, meine Herren! will den Bundesstaat. Das Wesen des Bundesstaates aber ist meiner Ueberzeugung nach gerettet, wenn eine concentrirte Gewalt ihm vorsteht, wenn das Veto einer einzelnen Regierung diese Gewalt nicht hemmen kann und wenn neben ihr feste Institutionen zur Sicherung der Volksrechte bestehen.

Im übrigen ist der Bundesstaat, wie uns Herr Dahlmann gesagt hat, „ein Staatswesen von der mannigfaltigsten Dehnbarkeit". Nun wohl, meine Herren, dehnen wir ihn so, daß alle deutschen Stämme sich in demselben behaglich fühlen und vor allem auch Oesterreich Platz darin finden kann. . . . Machen Sie sich oder uns darüber keine Illusion, meine Herren; wenn wir das jetzt vorgeschlagene System annehmen, so ist die Thüre verschlossen; der preußische Erbkaiser schließt sie für Oesterreich unwiderruflich und auf immer zu."

Redner warnte dann vor einer Ueberspannung des Begriffes ‚Einheit'. ‚Mit dem bloßen Worte Einheit ist ebensowenig entschieden, als mit dem Worte Freiheit alles über den Haufen geworfen werden kann, was dieselbe in irgend einer Weise beschränkt. . . . Endlich wirft man uns auch noch das Schreckenswort Republik entgegen und denkt, wenn die übrigen Popanze, die sieben Kurfürsten und der alte Bundestag, ihre Wirkung etwa verfehlen sollten, so müßte doch jedenfalls die Republik uns Conservative dem erblichen Kaiser in die Arme scheuchen. In der Theorie kann ich mich fürs erste so ganz unbedingt nicht gegen die Republik erklären; es gibt und hat ganz neuerlich noch eine Zeit gegeben, wo uns die einheimischen Republikaner bald dahin gebracht hätten, bei andern Republikanern jenseits des Meeres Schutz zu suchen (auf der Rechten: Sehr gut!). Ich bin aber überzeugt, daß man der Republik, und zwar nicht der zahmen, der „kühlen Laube" des Herrn Schüler[1], sondern der wilden, der rothen Republik eine Gasse bahnen würde, wenn man gewaltsam alles nach dem erblichen Kaiser hindrängte, daß dann vielleicht sehr bald schon diese Spitze herabgeworfen würde, wo dann nur die Anarchie an die Stelle treten könnte. — Auch von den confessionellen Verhältnissen ist hier die Rede gewesen[2]. . . . Ich trage kein Bedenken, in dieser Hinsicht meine Ueberzeugung unumwunden auszusprechen; ich glaube, daß wir uns nicht bloß die Wahrheit, sondern die ganze Wahrheit schuldig sind. Die confessionellen Gegensätze, meine Herren, sind Thatsachen, denen gegenüber kein Ignoriren oder Vertuschen etwas hilft, und wollte man sie selbst ignoriren, so wird einem das unmöglich gemacht, wenn man gewisse norddeutsche Blätter liest. . . . Eine gesunde Politik wird jene Thatsachen aber um so sorglicher berücksichtigen, weil sie die zarteste und verletzbarste Seite des Volksbewußtseins darstellen oder doch berühren. Wohl mögen viele glauben, es sei das alles Vorurtheil, welches der fortschreitenden

[1] Von Jena, Abgeordneter für den dritten sächsisch-weimarischen Bezirk.

[2] Diese Saite war zuerst von Georg Beseler angeschlagen worden durch den Schluß seiner Rede: ‚Und wenn die Welt voll Teufel wäre, es wird uns doch gelingen.' Deutlicher hatte dann Biedermann gesprochen: Stenogr. Bericht VI, 4628. 4710. Vgl. Wichmann, Erinnerungen S. 342 f.

Bildung und Aufklärung weichen werde. Aber, meine Herren, es gibt auch noch viele andere, und diese andern haben ein Recht darauf, berücksichtigt zu werden, welche in einer positiven Religion, nicht in einem bloß allgemeinen instinctmäßigen religiösen Drange den Grundpfeiler der bürgerlichen Ordnung sowie die sicherste, wenn nicht gar die einzige Gewähr für die Civilisation und deren Güter erblicken. Diese aber haben eine sehr begründete Veranlassung, bei jeder Neuerung, bei jeder staatlichen Einrichtung zu fragen, welches Verhältniß dieselbe zu ihrer Religion, ihrer Kirche einnimmt. Wie gesagt, wer das engherzig nennt und als solches vornehm beiseite liegen lassen will, dem erwidere ich, daß er keinen Begriff, ja keine Ahnung von der Größe einer Idee hat, welche alle Länder und alle Zeiten umfaßt, deren Ausdruck, die Kirche, allen Stürmen und allen Verfolgungen seit achtzehn Jahrhunderten Trotz geboten hat. Daß man nun von diesem Gesichtspunkte aus eine Suprematie des Nordens über den katholischen Süden nicht mit ganz gleichgiltigem Blick ansieht, zumal wenn noch dreizehn Millionen Oesterreicher ausscheiden sollten, das versteht sich wohl von selbst und braucht nicht von mir besonders hervorgehoben zu werden. Die Beispiele von Bedrückung der Minorität durch die Majorität in religiösen Angelegenheiten liegen uns noch viel zu nahe, als daß nicht eine gewisse ängstliche Besorgniß noch geblieben sein sollte.... Weit mehr als auf die preußische Verfassung und als auf die Satzungen der Grundrechte baue ich auf den Geist der wahren Duldung, die zu achten weiß, was andern heilig ist, und auf den Geist der Billigkeit, welcher von Tag zu Tag fortschreitet und sich auch in dieser Versammlung bereits auf eine höchst erfreuliche Weise kundgegeben hat. Allein das darf uns doch nicht abhalten, vorsichtig alles zu vermeiden, was auf dem religiösen Gebiete dem Glauben, es werde die Suprematie einer Religionspartei begünstigt, irgendwie Vorschub leisten könnte; gar leicht aber würde sich dieser Glaube in das katholische Deutschland eindrängen, wenn man in übereilter Weise ein Hauptgewicht in die Wagschale der einen Confession legen wollte. Die confessionellen Unterschiede beschränken sich übrigens keineswegs auf ein paar Katechismus-Sätze, wie vielleicht mancher glauben mag; sie greifen unendlich weiter, sie wurzen unendlich tiefer, es hängt damit die Geistesrichtung, die ganze Anschauungsweise, das innerste Leben und Bewußtsein der Völker zusammen; deswegen muß man doppelt vorsichtig verfahren, wenn man auf diesem Gebiete Befürchtungen zu wecken im Begriffe steht. Ein Volk, welches für seinen Glauben fürchtet, fürchtet damit für sein eigenstes, innerstes Sein und Wesen, wie es dasselbe auch mit seinem Glauben einbüßt. Nach allem diesem, meine Herren, glaube ich einem Directorium unter den obwaltenden Verhältnissen den Vorzug geben zu müssen. — Ich lege um so weniger Gewicht auf die einzelnen Modalitäten, als ich der Ueber-

zeugung bin, daß wir nach der ersten Lesung unseres Verfassungswerkes das Product desselben, namentlich aber den hier in Frage stehenden Abschnitt, den Regierungen vorzulegen haben, nicht damit sie statt unser — denn dies ist und bleibt Sache der verfassunggebenden Reichsversammlung — den definitiven Ausspruch thun, wohl aber, damit wir von ihnen, in welchen ich die Repräsentanten der betreffenden Volksstämme erblicke, ihre Ansichten und Wünsche hören, um dieselben nach Möglichkeit zu berücksichtigen. Je breiter aber die Basis des Projectes ist, desto eher kann eine Einigung unter den Regierungen sowohl als unter den Stämmen, welche sie vertreten, stattfinden. Wenn dann alle Stämme, oder doch die bedeutendsten unter ihnen, sich dahin einigen, daß ein preußischer Erbkaiser an die Spitze gestellt werden solle, so werde ich wahrlich der letzte sein, der dagegen etwas einzuwenden hat. Es ist aber jedenfalls viel leichter, bei der zweiten Lesung vom Directorium zum Erbkaiser hinauf, als umgekehrt vom Erbkaiser zum Directorium oder einer ähnlichen Institution, die vielleicht durch die Macht der Thatsachen als nothwendig sich herausstellen möchte, hinabzusteigen.' Redner schloß mit der Warnung: ,Sehen Sie zu, ob die Massen recht homogen und im Flusse sind, aus denen Sie Ihr Kaiserbild gießen wollen. Sind sie nicht homogen und flüssig genug, und ich glaube dies, so möchte es sich leicht ergeben, daß über dem Gusse die Form zerplatzt und das flüssige Metall sich über das Vaterland ergießt. Ich aber rufe: Gott bewahr' das Haus!'[1]

Die von Reichensperger vertretene Directorialregierung ward am 19. Januar mit 361 gegen 97 Stimmen verworfen und mit sehr bescheidener Majorität beschlossen: ,Die Würde des Reichsoberhauptes wird einem regierenden deutschen Fürsten übertragen.' Da alle Welt wußte, daß hiermit nur der preußische König gemeint sein konnte, lag in dieser Entscheidung ,ein vertrauensvolles Entgegenkommen und eine dringende Bitte'[2]. Volle Klarheit über die Stellung Friedrich Wilhelms IV. besaß man keineswegs. Der preußische Gesandte bei der Centralgewalt, Ludolf Camphausen, wich einer bestimmten Erklärung aus. Reichensperger besuchte am 25. Januar eine Soirée bei Camphausen, ,schon damit es nicht aussieht, als machte man systematische Opposition gegen Preußen'.

Aus seinem Wahlkreise ging ihm um dieselbe Zeit eine Vertrauensadresse mit fast 400 Unterschriften zu. In seinem Dankschreiben vom 24. Januar betonte er: ,Die Ueberzeugung, welche Sie am Schlusse Ihrer Zuschrift aussprechen,

[1] Reden der Gebrüder Reichensperger S. 47—53. Vgl. Jürgens II, 1, 367 bis 371.

[2] W. Menzel a. a. O. II, 314.

daß der gewaltsame Umsturz alles Bestehenden Bürgerkrieg mit allen seinen Schrecken zur Folge hat, und daß nur auf dem Wege weiser Mäßigung und ernster Besonnenheit ein freies, einiges und starkes Deutschland erzielt werden kann, diese Ueberzeugung ist mir aus der Seele gesprochen und wird stets die Richtschnur meines Handelns sein. So schwer es unter Umständen einem Volke werden mag, die Freiheit zu erringen, weit schwerer ist es, sie recht zu gebrauchen und damit für die Dauer zu sichern. Das Uebermaß ist ihre gefährlichste Klippe, weise Selbstbeschränkung ihre zuverlässigste Gewähr. Wenn die Freiheit in Zügellosigkeit umschlägt, wenn statt des Volkes der Pöbel herrscht, wenn glänzende Phrasen und chimärische Versprechungen mehr Gehör finden als die Stimme der Erfahrung und des ruhig abwägenden, die Extreme vermittelnden Verstandes, alsdann ist die bürgerliche Gesellschaft an einem Abhange angelangt, der früher oder später zum Verderben führt; die Familie, der öffentliche Friede und die Religion, kurz alle Grundvesten sind alsdann auf das ernstlichste bedroht. Solange es noch Zeit ist, sollten wir noch die Erfahrung anderer uns zu nutze machen und z. B. auf unser großes Nachbarland einen Blick werfen, welchem vor einem Jahre etwa die Partei, unter deren Schlage die Dynastie erlag, eine wohlfeile Regierung und Segnungen aller Art verhieß. Blutige Straßenschlachten, Deportationen, Ausnahmegesetze, Soldatenherrschaft, der Ruin von Handel und Gewerbe, ein ungeheures Deficit im Staatshaushalt, das binnen kurzem vielleicht zu einem Staatsbankrott führt, sind die Folgen jenes angeblichen Sieges der Freiheit gewesen, und die Anstrengungen aller, die den letzten Rest noch retten wollen, gehen dahin, die so theuer erkaufte, mit so glänzenden Verheißungen ins Leben getretene Republik wieder loszuwerden. Dieselbe Partei, welche Frankreich in den Abgrund gestürzt, hat in Rom gleichfalls im Namen der Freiheit und des Fortschrittes unsern von der ganzen Welt bewunderten, hochherzigen, edeln Papst, ihn, der die wahre Freiheit auf der einzig dauernden Grundlage, der des Christenthums, aufrichten wollte, in die Verbannung getrieben, nachdem sein erster Minister unter dem Dolche eines Meuchelmörders gefallen war. Wenn in solcher Weise der Name der Freiheit geschändet werden konnte, so wollen wir darum doch nicht an ihr verzweifeln, vielmehr alles aufbieten, damit unser Vaterland für die Opfer, welche auch es bereits derselben gebracht hat und noch wird bringen müssen, ihres Sieges sich endlich erfreue. In der Wahl der Mittel und Maßregeln, welche zu diesem Ziele hinführen, kann freilich auch der redlichste Wille irre gehen, wo so viele Fäden und Rücksichten sich durchkreuzen, und niemand wird für sich das Privilegium der Untrüglichkeit, jeder vielmehr Nachsicht und billige Beurtheilung in Anspruch nehmen, ganz insbesondere aber die wirksame Unterstützung aller Wohlmeinenden. Längst schon drängte es mich, diese Unterstützung mir mündlich

von meinen Committenten zu erbitten, vor meinen Committenten mein politisches Glaubensbekenntniß abzulegen und ihnen zugleich auf jede Frage Rede und Antwort zu stehen; allein bei der Wichtigkeit der bis jetzt hier zur Verhandlung gekommenen Gegenstände muß ich immer noch die Erfüllung dieses Wunsches von der Zukunft hoffen. Theilweise geben die öffentlichen Protokolle und Blätter Rechenschaft über meine Wirksamkeit im hiesigen Parlamente; in Bezug auf zwei große Fragen, die wichtigsten vielleicht von allen, die über das Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland nämlich und über das dem Reiche zu gebende Oberhaupt, übermache ich in den beiliegenden stenographischen Berichten meine Ansicht in zwei von mir gehaltenen Reden, zumal mehrere Zeitungen dieselben entstellt und verstümmelt gebracht haben.'

,Wie sich die Dinge hier gestalten,' meinte Reichensperger in einem Briefe vom 2. Februar, ,sind wir möglicherweise binnen sechs Wochen fertig, und da es höchst unwahrscheinlich ist, daß Berlin mich auch in Anspruch nehmen wird, so können wir, denke ich, ziemlich bald unserem Strohwittwerthum Valet sagen, worauf ich mich sehr freue, trotz aller Plackereien der Correctionskammer, welche mir blühen.'

,Während durch die letzte preußische Note [1] hier die Gewitterwolken sich einigermaßen verziehen, steigen sie wieder um so drohender über Paris auf, wo eine Krisis nur hinausgeschoben, nicht aufgehoben werden kann. Entscheidet es sich dort zum Guten, so wird auch die Rückwirkung auf Deutschland nicht ausbleiben, und wir kommen möglicherweise mit dem bloßen Schrecken davon. Der Reichsverweser sowohl als v. Gagern waren ziemlich unwohl, sind aber nun stark auf der Besserung. Wir könnten beide nicht wohl entbehren.'

Reichensperger machte um diese Zeit die Bekanntschaft eines Freundes von Montalembert, des Kunstforschers Rio, der in Frankfurt im Auftrag der französischen Regierung erschienen war. Am 5. Februar war er bei Rio eingeladen, der an dem genannten Tage den fünfzehnten Jahrestag seiner Vermählung feierte. ,Gott gebe', schrieb Reichensperger an seine Gemahlin, ,daß

[1] Dieses von Bunsen überbrachte Actenstück sagte bestimmt, ,daß die Verfassung Deutschlands nur auf dem Wege der Verständigung zwischen den Regierungen und der Nationalversammlung festgestellt werden müsse', und sprach die Ueberzeugung aus, daß nach der ersten Lesung der Entwurf, ,welcher im wesentlichen die Grundlagen eines kräftigen und den Anforderungen der Zeit gemäß gestalteten Bundesstaates enthalte', in einigen Punkten umgeändert werde; so sei z. B. die Aufrichtung einer neuen deutschen Kaiserwürde zur Erlangung einer wirklichen und umfassenden Einheit nicht nothwendig. Vgl. übrigens Reichenspergers Urtheil in seiner im Anhang dieses Werkes zum Jahre 1850 näher verzeichneten Recension des Werkes von Jürgens.

wir beide unsern siebenten in Lust und Freude zusammen feiern! Ich habe übrigens keinen Zweifel, daß der 1. Mai uns wieder in einem normalen, wohlgeordneten Hauswesen zusammenfindet. — Heute wird Peters nächste Zukunft aus der Wahlurne hervorgehen, ja vielleicht die ganze Zukunft des Vaterlandes. Ich fürchte, daß die preußische Regierung zum zweitenmal wird va banque spielen müssen.' Am 8. Februar meldete Reichensperger nach Hause: ,Gestern habe ich von 5 bis 8 Uhr bei Herrn Rio zugebracht, und zwar in einer ganz ultramontanen Gesellschaft (Beda Weber, Phillips, Döllinger ꝛc.), und es ging ziemlich munter her. Rio ist ein großer Kenner der mittelalterlichen Kunst und Legitimist; er scheint an die baldige Thronbesteigung Heinrichs V. felsenfest zu glauben. Sehr interessant war es mir, von ihm zu vernehmen, daß Thiers mit Sack und Pack ins ultramontane Lager übergegangen sei.'

Schon am 9. Februar hatte Reichensperger Kunde von der österreichischen Note, ,welche gar nicht nach „Ausscheiden" aus Deutschland schmecken soll'[1]. In der That enthielt dieses am 12. Februar überreichte Actenstück eine feierliche Verwahrung der österreichischen Regierung gegen ,eine Unterordnung des Kaisers unter die von andern deutschen Fürsten gehandhabte Centralgewalt'. Im Parlament begann nun ,die höchst wichtige Debatte' über das Reichswahlgesetz. ,Ich bin daran', hatte Reichensperger schon am 2. Februar geschrieben, ,eine Rede dazu vorzubereiten, die meine Popularität im demokratischen Lager jedenfalls nicht steigern wird.' Diese Worte bezogen sich auf seine Bedenken gegen die Gleichheit des Wahlrechtes. Andererseits war er damit nicht einverstanden, daß der Vorschlag des Ausschusses, welcher das allgemeine gleiche und directe Wahlrecht enthielt, trotzdem ,ganzen ehrenwerthen Klassen als solchen' das Recht zum Wählen entzog. Auch ich bin der Ansicht,' sagte er in seiner Rede am 16. Februar, ,daß die arbeitende Klasse, die Taglöhner und Fabrikarbeiter, insbesondere auch auf dem politischen Gebiete besonderer Berücksichtigung werth sind; denn meiner Ueberzeugung nach ruhen in dieser sogen. untern Klasse zunächst die Hoffnungen für unsere Zukunft. Wenn wir die Erfahrung gemacht haben, daß diese Klasse auf der einen Seite mehr als einen Staat an den Rand des Abgrundes brachte, so haben wir dagegen auch auf der andern Seite gesehen, daß sie es war, welche auch wieder als Retter eintrat, wie dies namentlich in Paris bei der großen Straßenschlacht

[1] Brief an Frau Reichensperger von demselben Tage, in welchem es weiterhin heißt: ,Der Durchfall Peters' schmerzt mich für ihn; er hat es wahrlich nicht verdient. Soeben habe ich ein Trostschreiben an ihn ergehen lassen. Ich denke indes, er ist Mann und Politiker genug, um sich schnell zu fassen. Er hatte übrigens unrecht, in Berlin sitzen zu bleiben und nicht einmal seinen Wahlkreis zu besuchen.'

der Fall war, welche die rothe Republik der bürgerlichen Ordnung geliefert hat. In dieser Klasse ist der alte Spruch: Bete und arbeite! noch eine Wahrheit. Es kommt nun aber alles darauf an, wie für dieselbe gesorgt, wie sie zu ihrem hohen Berufe herangebildet werden soll; zunächst aber kommt alles darauf an, daß man sie nicht in eine falsche Bahn hineinschleudert, die falscheste aber ist die der politischen Agitation. Wehe dem Volke, welches den Hetzern und Rhetoren in die Hände fällt! Ungarn mit seinem Rhetor Kossuth an der Spitze kann davon etwas erzählen. Alle die Phrasen und Reden, welche uns angeblich zum Wohle der untern Klassen von so vielen Seiten in Wort und Schrift entgegentönen, haben sich dort nichtig und bodenlos erwiesen. Während Kossuth declamirt, geht das arme, leichtgläubige Volk zu Grunde. Meine Herren! Es sind hauptsächlich zwei Worte, Worte von schönem Klang und tiefster Bedeutung, welche uns namentlich immer von dieser (linken) Seite entgegentönen.... Es sind die Worte Freiheit und Gleichheit.... Als ich das erste Mal die Ehre hatte, von dieser Stelle aus zur Versammlung zu sprechen, handelte es sich auch um eine Freiheit, es war die Gewerbefreiheit; damals bekämpfte ich die Ansichten eines Redners von dieser (linken) Seite, welche nur in der Freiheit, in der schrankenlosen, unbedingten Freiheit alles Gute, das Heil der Zukunft beschlossen erachtet. Ich bekämpfte diese Freiheit unter lauten Mißfallensbezeigungen von dieser (linken) Seite; ich erklärte, daß diejenigen, welche diese illimitirte Freiheit hätten, nichts sehnlicher wünschten, als davon befreit zu werden. Seitdem, meine Herren, ist hier in Frankfurt ein Congreß von Handwerks- und Gewerbsleuten zusammengetreten; es waren nicht Generäle, Minister und Landräthe, sondern Leute, hergesandt aus fast allen deutschen Ländern, aus demjenigen Stande, für welchen diese (linke) Seite vorgeblich so sehr sich interessirt, Leute mit Schwielen an den Händen, aus dem eigentlichen Kerne des Volkes. Und was haben diese Leute von der Gewerbefreiheit gesagt?... Es heißt in dem Vorworte des von dem gedachten Congresse ausgearbeiteten Entwurfes einer Gewerbeordnung: „Wer möchte es bei solchen nicht zu läugnenden Thatsachen dem deutschen Handwerkerstande verargen, wenn er, dem nur noch einige Athemzüge vergönnt sind, die letzten Kräfte zusammenrafft und im Angesichte Deutschlands, unter den Augen seiner Vertreter im deutschen Parlamente, einen feierlichen, von Millionen Unglücklichen besiegelten Protest ausruft gegen die Gewerbefreiheit!“ Meine Herren, sorgen Sie ja dafür, daß es nicht mit der Gleichheit gehe, wie es dort mit der Freiheit gegangen ist!‘ Redner bekämpft dann ‚das allgemeine, gänzlich unbeschränkte Stimmrecht als eines der gefährlichsten Experimente‘. Er schloß seinen beredten, mit scharfer Polemik gegen die Linke, die ‚Hetzer‘ und ‚Rhetoren‘, namentlich gegen Karl Vogt durch-

webten Vortrag mit den Worten Schillers: ‚Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen.‘ [1]

Reichensperger war sich wohl bewußt, daß diese ‚von seinen Freunden gelobte Rede von seinen Wählern um so entschiedener getadelt werden würde‘ [2]; trotzdem sprach er am 27. Februar zum zweitenmal gegen den Vorschlag des Verfassungsausschusses; er hatte eben damals die Ueberzeugung, daß der erstrebte Zweck, die Darstellung des Volkswillens in möglichster Reinheit, nicht durch das directe und gleiche Wahlrecht erreicht werde; mit der geheimen Abstimmung war er einverstanden [3].

Eine in jenen Tagen beabsichtigte Reise zu den Seinigen mußte Reichensperger aufgeben; denn am 16. Februar war er in eine neugebildete Commission (das Verhältniß zu Oesterreich und den Verfassungsentwurf des Parlamentes betreffend) gewählt worden, die ununterbrochen, selbst Sonntags, Sitzungen abhielt. So wurde er, ‚so wenig es ihm auch darum zu thun war, immer mehr in den Vordergrund geschoben auf Kosten der Freiheit seiner Bewegung‘ [4]. ‚In der letzten Zeit,‘ berichtet er am 28. Februar seiner Frau, ‚habe ich fast unausgesetzt im Feuer gestanden und sogar (!!) schon zwei Einladungen zu Abendessen verpassen müssen, weil ich schlechterdings aus unserem Club (dem ich präsidire) nicht weg konnte. Der Henker hole alle die Ehren und Würden! In der vorgestrigen Sitzung haben die Ultraschwarzweißen eine derbe Schlappe gekriegt, wozu ich (wie man mir versichert) durch eine improvisirte Rede, die besser vom Stapel lief als manche sorgfältig von mir einstudirte, redlich mein Scherflein beigetragen habe. Die Preußen sehen mich mit gewaltig scheelen Augen an, so daß ich mich in der angenehmen Lage befinde, zwischen zwei Stühlen, den Demokraten und den Regierungsleuten, meinen Platz zu haben. Das macht mir aber den geringsten Kummer — wenn nur etwas zu stande kommt. Ich fürchte aber fast, die ganze Geschichte scheitert an dem Eigensinne der Erbkaiserlichen, die jedenfalls Macht genug haben werden, alles zu verderben.‘

---

[1] Reden der Gebrüder Reichensperger S. 54—59. Jürgens II, 2, 80 Note erzählt, daß Giskra und Ahrens Reichensperger hatten bewegen wollen, aus Rücksichten nicht zu sprechen, welche der großdeutsche Ausschuß gegen die Linke nehmen müsse. Er lehnte diese Zumuthung rundweg ab.

[2] Brief an seine Gemahlin vom 17. Februar 1849.

[3] Reden der Gebrüder Reichensperger S. 59—63. Zwei Jahrzehnte später bei Abfassung der jetzigen deutschen Reichsverfassung bekehrte er sich zu dem directen und gleichen Wahlrecht mit geheimer Abstimmung, welches bereits das Frankfurter Parlament genehmigt hatte.

[4] Brief vom 17. Februar. Vgl. dazu Jürgens II, 2, 58 f.

In der hier erwähnten Rede hatte Reichensperger ‚in seiner Eigenschaft als Deutscher die Invectiven entrüstet‘ zurückgewiesen, welche Abgeordneter Grumbrecht gegen die Oesterreicher, ‚gegen diese große stammverwandte Nation‘, geschleudert hatte[1]. Am 1. März interpellirte er den Verfassungsausschuß wegen seiner Vorlage; am 5. wurde ein von ihm im Sinne der Rechten erstatteter Ausschußbericht über Heckers Wahl in Thiengen berathen. L. Simon stellte und befürwortete einen sich darauf beziehenden Antrag im Sinne seiner Partei; derselbe wurde indessen verworfen, nachdem ihn Reichensperger in einem Tone bekämpft hatte, ‚der auf nichts weniger deutete, als auf eine eingegangene oder erstrebte Coalition mit der Linken, wovon besonders die Deutsche Zeitung in diesen Tagen nicht aufhörte, denunciatorisch zu sprechen‘[2].

In die Stimmung Reichenspergers in jenen Tagen gewährt Einblick ein Brief an seine Gemahlin vom 2. März, in dem es heißt: ‚Leider häufen sich auf allen Seiten die Gewitterwolken, und ein menschliches Auge kann kaum noch einen Weg ausfindig machen, auf welchem man aus dem Labyrinthe sich retten könnte. Doch wie oft haben wir nicht schon verzagen zu müssen geglaubt, und immer ist der Finger der Vorsehung uns doch wieder als Wegweiser zu Hilfe gekommen. Ich will daher auch jetzt suchen, den Muth nicht zu verlieren. Halte nur auch du dein Köpfchen obendrauf und sorge für unsere Lieben zugleich als Mama und als Papa, welcher letztere schon mehr als einmal den Gedanken in sich herumgewälzt hat, aus dem politischen Tretrade auf und davon zu gehen und nur dem kleinen Kreise zu leben, in dem ich so überaus glücklich war. Aber kann, darf ich das? frage ich mich dann wieder und muß mir leider die Antwort geben, daß ich mich schon allzutief ins Alphabet hineinbuchstabirt habe, um nicht bis ans Z mitgehen zu müssen, falls es überhaupt Gottes Wille ist, daß wir bis dahin gelangen. — Seit ich hier mehr Einfluß habe als vordem, habe ich von meiner Lebensfreude nicht wenig eingebüßt, und ich fühle sehr wohl, daß unser Herrgott mich zum Staatsmann nicht geschaffen hat. Ich kann Peter wahrlich drum beneiden, daß er so wider Willen durchgefallen ist.‘

In den folgenden Tagen machte Reichensperger einen Ausflug nach Wiesbaden und Mainz. Bei seiner Rückkehr in die Parlamentsstadt fand er dort ‚alles in den Angeln umgedreht‘. Es war nämlich die neue österreichische Verfassung eingetroffen, welche die Einheit und Untheilbarkeit der Monarchie aussprach. Schmerling sah damit seine ganze Politik desavouirt. Die preußische Partei ‚beutete den Schritt Schwarzenbergs aus‘ und verfocht die

[1] Reden der Gebr. Reichensperger S. 63—64. Vgl. Jürgens II, 2, 118.
[2] Jürgens II, 2, 128. 131.

Ansicht, Oesterreich habe sich durch seine Proclamation als Einheitsstaat von selbst aus dem Deutschen Bunde ausgeschieden [1]. ‚Alle Stellungen sind verschoben,‘ berichtet Reichensperger am 12. März, ‚Schmerling hat seine Entlassung bereits nach Olmütz eingeschickt, und alle Oesterreicher werden wahrscheinlich binnen kurzem austreten; zweifelsohne wird dem König von Preußen die Kaiserkrone angeboten, der sie annehmen muß, wenn er nicht seiner eigenen Partei erliegen will; dann aber ist der Krieg gegen Oesterreich und Rußland (vielleicht auch noch Frankreich) mehr als wahrscheinlich. Gestern Abend hatten wir Clubsitzung [2] bis spät in die Nacht, und es ward Welcker beauftragt, gerade im entgegengesetzten Sinne zu sprechen, in welchem er wirklich gesprochen hat. In der Paulskirche war alles außer sich vor Erstaunen, am meisten unser Club, als Welcker plötzlich vorschlug, den preußischen Erbkaiser auf den Schild zu heben. Wahrscheinlich haben persönliche Motive über Nacht ihn zu dem Rollenwechsel bestimmt. Du siehst aus Vorstehendem, in welcher Confusion wir stecken. Die Zukunft liegt verhüllter vor uns da wie vielleicht jemals.‘ [3]

‚Morgen‘, meinte Reichensperger in einem Briefe vom 19. März, ‚wird's wohl zum Ende der großen Frage kommen, die uns in Athem erhält. Es ist kaum zu bezweifeln, daß die preußisch-erbkaiserliche Partei siegen wird, dann aber ist der Kaiser noch lange nicht fertig. Ich denke, unser König wird sich vielleicht doch bedenken und bedanken [4]. Beifolgender Brief an Welcker wird euch interessiren.‘

In diesem, vom 18. März datirten und auch von Edel unterzeichneten Schreiben Reichenspergers [5] heißt es unter anderem:

‚Uns geht die Einigung des ganzen Deutschlands über alles; wird diese durch Oesterreichs Schuld unmöglich, dann wird unser ganzes Streben auf eine gerechte, billige und wahre Einigung des übrigen Deutschlands gerichtet sein.

---

[1] Siehe Wichmann S. 347 und W. Menzel, Gesch. der letzten vierzig Jahre II (2. Aufl. Stuttgart 1859), 316. Vgl. Friedrich, Döllinger II, 484.

[2] Ueber dieselbe und den Antheil Reichenspergers an derselben s. Jürgens II, 2, 146 f. und bes. 151.

[3] Vgl. hierzu Stenzels Leben S. 425.

[4] Hiermit traf Reichensperger das Richtige. Am 14. März 1849 schrieb Friedrich Wilhelm IV. an Bunsen, ‚Welcker wolle ihn zum Kaiser ausrufen lassen, er aber werde die Schandkrone nicht annehmen, doch solle Bunsen reden und handeln‘ (Nippold, Bunsen III, 2).

[5] Das in der Frankfurter Zeitung vom 20. März 1849 mit einigen, oben verbesserten sinnstörenden Druckfehlern veröffentlichte Schreiben ist die Antwort auf ein Schreiben Welckers, welches die Nr. 66 der Ober-Postamtszeitung gebracht hatte.

‚Nach unserer Ueberzeugung aber ist Oesterreich für Deutschland noch nicht verloren.

‚Wie Sie am 18. Januar in der Paulskirche ausgerufen: „Bei dem ewigen Gotte! ich erkenne keinem sterblichen Menschen auf dieser Erde das Recht zu, zu sagen, das deutsche Vaterland solle zerstückelt werden!“ So denken wir noch heute. Weder ein dem Wechsel unterworfenes österreichisches Ministerium noch eine kaum seit ein paar Tagen mit zweifelhafter Lebensfähigkeit geborene österreichische Verfassung noch eine Majorität der Paulskirche hat das Recht und die Macht, den lebendigen Leib der deutschen Nation zu zerschneiden, solange es Deutschland und den österreichisch-deutschen Bundesländern Ernst ist, ihr tausendjähriges Recht auf Einigung in einem Reichsverbande zu behaupten.

‚Aber auch nicht davon können wir uns überzeugen, daß Oesterreich durch seine neue Reichsverfassung den Bundesvertrag mit Deutschland und den Bestand der Verträge von 1815 einseitig gebrochen oder zu brechen beabsichtigt habe.

‚Auch Preußen hat sich ohne Zustimmung Deutschlands als Gesamtstaat mit Einschluß des dem deutschen Bundesgebiete nicht einverleibten Theiles des Großherzogthums Posen constituirt, mit Gemeinschaftlichkeit der Gesetzgebung und der Volksvertretung, ohne daß die Politiker der Paulskirche zu der Entdeckung gelangt wären, es habe dadurch die Verträge von 1815 gebrochen, die Herrschaft der Bundesgesetze in seinen Bundesländern unmöglich gemacht und dem Deutschen Bunde eine Garantie seiner außerdeutschen Lande verfassungswidrig aufgedrängt.

‚Wie kommt es, daß man nun, da Oesterreich mit seinem Gesamtländercomplexe denselben Schritt gethan, so rasch eine einseitige Lösung der Verträge von 1815 darin findet? Die in der österreichischen Monarchie vorgenommene Verfassungsänderung ist ein einseitiger Act des innern Staatsrechts von Oesterreich, durch welchen ältere völkerrechtliche Verträge auch mit keinem Scheine eines Rechtsgrundes geändert werden konnten. Durch diesen Act kann Oesterreich weder Deutschland Rechte in Beziehung auf deutsche Bundesländer entziehen oder schmälern, noch Deutschland neue Verpflichtungen und Garantien auflegen.

‚Was berechtigt zu der Annahme, daß die Urheber der neuen österreichischen Verfassung, dieselben Staatsmänner, welche sich so oft auf den Bestand der Verträge von 1815 berufen, nicht in dem Bewußtsein gehandelt haben, daß die Souveränität Oesterreichs in Bezug auf das deutsche Bundesland durch das Völkerrecht beschränkt ist, und daß sie nicht die Herrschaft alter und neuer Bundesgesetze, sowie die Erfüllung aller Bundespflichten für das deutsche Bundesgebiet als sich von selbst verstehend vorausgesetzt haben?

Hat man einen Zweifel, ob Oesterreich in diesem Sinne handelt, warum sucht man nicht durch eine kategorische Erklärung diesen Zweifel zu lösen? —

„Das in der Note vom 9. d. Mts. enthaltene Anerbieten der Einverleibung der österreichischen Gesamtmonarchie in den deutschen Reichsverband kann uns als eine „Beleidigung" der deutschen Nation unmöglich erscheinen. Wir erblicken darin vielmehr ein Merkmal der von Oesterreich gewünschten und gesuchten Annäherung. Die Bedingungen des Beitritts, wie sie jetzt gestellt sind, halten wir nicht für Oesterreichs letztes Wort. Die Note vom 9. März spricht die Bereitwilligkeit aus, neue Vorschläge entgegenzunehmen. Wir verkennen nicht, daß die österreichische Verfassung die Schwierigkeiten der Einigung vermehrt hat; aber wir können der Hoffnung nicht entsagen, daß es bei redlichem Willen und billigen Zugeständnissen auf beiden Seiten gelingen werde, eine Einigungsform zu finden, welche durch den Völkerbund Gesamtösterreichs und Deutschlands den Weltfrieden sichert, neue, bisher ungeahnte Quellen des Volkswohlstandes eröffnet und dem germanischen Geist und Wesen die Pforten des Ostens erschließt, ohne der deutschen Nation ihr politisches Gesamtbewußtsein und das Recht der Mitentscheidung ihrer Angelegenheiten durch Volksvertretung zu entziehen. Wer wahrhaft an die Macht des Geistes und der Freiheit glaubt, der fürchtet nicht, daß durch die Einflüsse des Ostens ihr Einfluß gehemmt werden könnte!

„Die deutsche Nation hat ihre Vertreter aus allen Theilen des Bundesgebietes hierher berufen. Alle, die hier tagen, sind nicht zur Vertretung ihrer Regierungen und Einzelstaaten, sie sind zur Vertretung der Nation auf ihren Sitzen. Hätte selbst die österreichische Regierung in ihrer neuen Reichsverfassung mit der entschiedenen Absicht gehandelt, Oesterreich von Deutschland loszureißen — die in Oesterreich gewählten deutschen Abgeordneten hätten das Recht und die Pflicht, ihren Sitz zu behaupten, solange nicht Deutschland rechtsgiltig auf seine österreichischen Bestandtheile verzichtet hat. Sowenig der Krieg, den der Landesregent von Schleswig und Holstein gegen Deutschland führt, der Nationalversammlung das Recht rauben kann, die in Holstein und Schleswig gewählten Vertreter des deutschen Volkes in ihrer Mitte zu behalten, so wenig kann eine mißliebige Note des österreichischen Ministeriums oder der zweifelhafte Inhalt einzelner Bestimmungen der österreichischen Verfassung einem Theile der Nationalversammlung das Recht geben, den Austritt der österreichischen Abgeordneten zu fordern oder durch Beschlüsse zu erzwingen.

„Möchten daher die Männer aus Oesterreich, unbeirrt durch alle Nebenrücksichten und unzugänglich allen Einflüsterungen, auf ihren Plätzen ausharren und mit wahrem Patriotismus dem großen Einigungswerke ihre Kräfte widmen! Mag es sein, daß die Wirklichkeit unsere Hoffnungen zernichtet,

daß Deutschland gezwungen werde, einstweilen ohne Oesterreich sich zusammenzuschließen. Daß diese Einigung stark, lebendig und dauerhaft werde, wird nicht durch die in unserer Mitte weilenden österreichischen Volksvertreter, es wird durch diejenigen gehindert werden, welche Deutschland die Lieblingsidee des preußischen Erbkaiserthums aufdrängen wollen. Diese neue Kaiserkrone wird nimmermehr in ganz Deutschland jene Sympathien finden, durch welche allein Kronen Glanz und Bestand gewinnen. Daß in dem größten Theile von Süddeutschland keine Vorliebe für diese Regierungsform besteht, ist ebenso gewiß als natürlich.

‚Sie selbst haben am 18. Januar so klar als überzeugend nachgewiesen, daß nach Aufhebung des durch das Vorhandensein zweier Großmächte sich herstellenden Gleichgewichtes die Existenz einer Kaiserkrone im Besitze einer Großmacht mit der Existenz der Fürstenkrone unter ihr unvereinbar ist (vgl. stenogr. Ber. S. 4769). Sie haben „mit redlichen Männern und Freunden" der Kaiserpartei über diese Gefahr gesprochen und von ihnen im Vertrauen vernommen, daß man dies wolle und sehr wohl wisse, daß die kleinern Staaten verschlungen werden. Sie haben erkannt, daß man den als besondere Staaten fortbestehenden Monarchien „den Instinct der Selbsterhaltung", welcher „die Mutter des Nothrechts ist", nicht nehmen könne, „daß man auf diese Weise kein kräftiges Deutschland, sondern den Bürgerkrieg organisire, und daß, wenn die Krisis kommt, die blutige Saat nicht mehr „unterdrückt werden könne" (vgl. a. a. O. S. 4770), daß man dann „ein halbes, vielleicht ein viertel Deutschland" gemacht habe. Wir glauben noch heute, daß Sie damals die Folgen einer Verwirklichung der unseligen Kaiseridee sehr richtig charakterisirt haben.

‚Denn wahrlich, in Süddeutschland und namentlich in Bayern sind wenige so blind geboren, daß sie nicht die Schlußtendenz des ganzen Verfassungsbaues, die Centralisation Deutschlands, durch allmähliches Absterbenlassen des Organismus der Einzelstaaten ebensogut durchschauen sollten, als die „redlichen Männer und Freunde", welche Ihnen ihre Herzensgedanken eröffnet haben.

‚Wer kann im Ernste Bayern und den übrigen deutschen Mittelstaaten den Selbstmord zumuthen? Wären die Fürsten dazu willig, die Volksstämme würden sich dagegen erheben.

‚Unterstützt durch die Macht Ihres Namens und Ihres Talentes wird vielleicht die Sache, für die Sie jetzt streiten, in der Paulskirche siegen. An Preußen wird die große Versuchung vielleicht ergehen, eine Kaiserkrone über seine Königskrone zu setzen.

‚Möge der Genius Deutschlands und Preußens in der entscheidenden Stunde den Geist der preußischen Staatsmänner erleuchten und sie alle Ge-

fahren überschauen lassen, welche das Project der Paulskirche ebenso reichlich für Preußens wie für Deutschlands Zukunft in sich birgt!

‚Wir aber werden unsere Fahne, die wir für die Fahne der guten Sache halten, treu und standhaft vertheidigen; wir sind mit unserem Gewissen im reinen und hoffen, vor Gott, der Nation und der Geschichte so gut zu bestehen wie irgend einer. Unsere Sache, sie mag nun siegen oder unterliegen, ist des ganzen Deutschlands Sache.‘

Indem die großdeutsche Partei den ihr von Welcker hingeworfenen Fehdehandschuh aufnahm, erreichte sie, daß am 21. März 1849 das preußische Erbkaiserthum mit 283 gegen 252 Stimmen verworfen wurde[1].

‚Gegen alle Erwartung‘, berichtet Reichensperger seiner Frau, ‚sind gestern die Erbkaiserlichen mit einunddreißig Stimmen aus dem Felde geschlagen worden. Sie glaubten den Sieg schon in der Tasche zu haben. Das Ministerium hat schon gestern Abend seine Demission eingereicht, und es wird nun die Ministerialconfusion zu der parlamentarischen hinzutreten. Du siehst, Deutschland schwimmt noch in einem gehörig dicken Breie herum, und unser Herrgott hat seine liebe Noth damit. Von der Wuth der erbkaiserlichen Preußenthümler, die schon sich versichert hielten, ihr so künstlich gewobenes Netz dem südlichen Deutschland über den Kopf geworfen zu haben, kannst du dir kaum eine Vorstellung machen. Die nächsten Bekannten sehen einen nicht mehr, und gestern gab es nach der verhängnißvollen Abstimmung sehr heftige Scenen. — Wie anders sind wir mit Welcker verfahren, der doch geradezu uns verrathen und verkauft hat! — Hoffentlich werden wir hier während der Ministerkrisis ein paar Tage lang in Ruhe sein. Das neu zu bildende Ministerium wird sich schwerlich lange halten, da es aus entgegengesetzten Parteien gebildet werden muß und die Opposition unter der Anführung Gagerns sehr compact und zahlreich ist. — Meine Gesundheit ist infolge des Durcheinanders der letzten Zeit nicht angegriffen; meine Katzennatur bewährt sich vollkommen. — Die heutigen Abstimmungen haben kein irgend bestimmtes Resultat ergeben, aus welchem man auf die Gestaltung der nächsten Zukunft schließen könnte.‘

‚So bedenklich auch die Verhältnisse zu dieser Stunde liegen‘, heißt es in einem Briefe vom 23. März, ‚(das ganze Ministerium hat abgedankt und ein neues ist überaus schwer zusammenzusetzen, da niemand eine solche Erbschaft von Verlegenheiten gerne antritt), so wollen wir doch darum den

[1] Näheres bei Jürgens II, 2, 188. 208 f. und 224 f. 230 f. Vgl. Wichmann, Erinnerungen S. 351—358 und die dort S. 457 mitgetheilte Parodie von Uhlands ‚Der Wirtin Töchterlein‘, welche Karl Vogt nach der Abstimmung vom 21. März verfaßte.

Muth nicht verlieren und auf das Sprichwort vertrauen, daß Gott auf einer krummen Linie gerade zu schreiben versteht.'

Am folgenden Tage berichtete Reichensperger nach Hause: ‚Unser neulicher Sieg ist allerdings von großer Bedeutung und wird hoffentlich zur Folge haben, daß Oesterreich bei uns bleibt, wenngleich immer noch die Schwierigkeiten groß sind. — Das Ministerium konnte nicht wohl bestehen bleiben, da sein Programm (Ausschließung Oesterreichs und preußischer Erbkaiser) mit dem Welckerschen Antrage gefallen war. — Der Erbkaiser, obgleich nunmehr zur Thüre und zum Fenster herausgeworfen, wird sich zum drittenmal wieder einstellen; wie ungezogenen Kindern wird man die Suppe, die wir mittags nicht essen wollten, uns zum Abendschmause wieder vorsetzen; ich denke aber, der Candidat der Krone Karls des Großen wird nunmehr doch definitiv den Appetit verloren haben. Ueber Welcker urtheile ich wirklich nachsichtig; welche Motive im Hintergrunde seiner Seele geschlummert haben mögen, lasse ich dahingestellt; der nächste Impuls lag gewiß in seinem höchst irritabeln Charakter und in dem Drange, auch seinerseits durch einen „kühnen Griff" Weltgeschichte zu machen. Er hat durch seine Niederlage genug gebüßt; denn von nun an ist er wohl „unmöglich" geworden für jede hervorragende Rolle. Bis zu Ostern sind wir, denke ich, mit der Verfassung zu Ende und können dann ein paar Tage zum Ausschnaufen verwenden. Man wird jetzt förmlich außer Athem gesetzt; morgens haben wir von 9—1 Uhr und dann von 4 bis 7 Uhr Sitzung, worauf sofort die Clubs beginnen und mindestens bis 10 Uhr dauern. — Gestern wurde wieder ein sehr entscheidendes Votum zu Gunsten der Oesterreicher durchgesetzt, infolgedessen die Erbkaiserlichen in eine wahre Wuth geriethen und Scenen herbeiführten, wie wir sie seit langer Zeit nicht in der Paulskirche erlebt haben. Ueberhaupt ist die Erbitterung der Parteien ungeheuer; insbesondere kannst du dir denken, mit welchen Augen die Männer der Preußenpartei mich ansehen. Die nächsten Bekannten grüßen sich nicht mehr.'[1]

Wie bekannt, kam am 26. März der Pact der Erbkaiserlichen mit der Linken zum Abschluß. Einhundertvierzehn Erbkaiserliche verpflichteten sich durch ihre Unterschrift, mit der Linken für ein rein demokratisches Wahlgesetz und das suspensive Veto stimmen zu wollen. Die Linke nahm den Erbkaiser ‚als Knochen zu dem Fleische' hin; sie hoffte aber, ihn durch Veto und Wahlgesetz zu beseitigen und so auf einem sehr einfachen Wege zu ihrem Ziele, der Republik, zu kommen[2].

---

[1] Vgl. Wichmann S. 359 f.

[2] Jürgens II, 2, 263 f. Vgl. hierzu Reichenspergers Artikel über die neuen Gespräche des Herrn v. Radowitz in der Hanauer Zeitung 1851, Nr. 185.

In der Nachmittagssitzung des 27. März kam die Erblichkeitsfrage zum drittenmal zur Verhandlung. Während der Sitzung faßte Reichensperger folgenden Brief an seine Gemahlin ab: ‚Ich schreibe dir in der Paulskirche in der unerquicklichen Stimmung, welche die fortwährenden Abstimmungen in jedem hervorrufen müssen. Die Quälerei dauert nun schon so lange, jeden Tag sieben Stunden; es ist zum Schwarzwerden. Am letzten Samstag muthete man uns sogar zu, auch während des Sonntags zu sitzen, was aber doch glücklicherweise abgelehnt wurde. Hoffentlich werde ich nach einigen Tagen mich auch ein wenig strecken können, vielleicht gar eine Excursion nach Koblenz — worauf ich indes noch nicht im entferntesten rechnen will, da gar zu leicht ein Strich dadurch gemacht werden könnte. Ueberhaupt liegen die Sachen so kunterbunt durcheinander, daß man nicht auf vierundzwanzig Stunden hinaus prophezeien kann. — Ich habe letzthin vergessen, dir in Bezug auf die Nachrede Höflers zu erwidern, daß ich zufällig gar nicht einmal in der Nationalversammlung war, als Welcker seinen Mordssprung that; als ich kam, war es gerade vorüber, und ich glaubte anfangs, der arme Mann wäre wirklich übergeschnappt. — Wir kommen nun bald zum drittenmal an den Erbkaiser — da er diesmal ohne Emballage auftritt, so wird er auf mehr Stimmen rechnen können — vielleicht sogar auf eine kleine Majorität, die aber wohl Se. Majestät nicht zur Annahme bewegen wird.‘

Das Resultat der Abstimmung vom 27. März war, daß die Erblichkeit mit 267 gegen 263 Stimmen angenommen wurde. ‚Eine ungeheure Bewegung, wie eine haushohe Meereswelle, wogte durch die Versammlung.‘[1] Auf den folgenden Tag ward die Kaiserwahl anberaumt. Unmittelbar vor dem Act ergriff Reichensperger das Wort für den Minoritätsantrag Detmold, wonach die Wahl einem ausdrücklich zu diesem Zwecke einzuberufenden Reichstage überlassen werden sollte. Es war ein höchst kritischer Augenblick: niemand sonst wagte zu sprechen. ‚Als ich auf die Tribüne ging,‘ erzählte Reichensperger später, ‚sagte ich mir, es geht auf Leben und Tod.‘ Radowitz hatte noch in letzter Stunde versucht, ihn zu gewinnen. ‚Unsere Schicksale werden stets verbunden bleiben; Sie werden es nicht zu bereuen haben‘, sagte er, worauf Reichensperger ablehnend antwortete mit den Worten: ‚Ich folge meiner Ueberzeugung.‘[2] In seiner Rede focht Reichensperger die Wahl ‚auf das entschiedenste als rechts- und zweckwidrig an‘. Infolge der fast unausgesetzten lärmenden Unterbrechungen vermochte er nur schwer sich vernehmlich zu machen. ‚Um Gottes willen‘, rief er aus, ‚nur ein wenig Geduld, so

[1] Laube III, 392.
[2] Mündliche Mittheilung Reichenspergers vom 6. September 1892.

unangenehm Ihnen die Sache (Erinnerung an die Erklärungen der preußischen Regierung) auch ist!' Der Redner schloß mit den Worten: ‚Diese sich überstürzende Hast macht wirklich einen unheimlichen Eindruck (Gelächter auf der Rechten und im Centrum). Ja, man könnte fast glauben, daß diejenigen, die auf einmal so hastig dreinfahren, selbst kein Vertrauen auf sich, auf ihre Macht und auf ihr Werk haben. Die Schicksale scheinen sich erfüllen zu wollen; mögen meine Ahnungen nicht in Erfüllung gehen!'[1]

Nach Ablehnung des Antrages Detmold und Annahme des Ausschußantrages folgte die Wahl. Das Resultat konnte nach dem innigen Bunde der Erbkaiserlichen mit der Linken nicht zweifelhaft sein. 248 Abgeordnete, unter ihnen Reichensperger, enthielten sich der Wahl; die übrigen, 290 an der Zahl, wählten den preußischen König Friedrich Wilhelm IV. Unter dem Geläute der Glocken und dem Donner der Kanonen erfolgte die Proclamation des ersten kleindeutschen Kaisers[2].

---

[1] Reden der Gebrüder Reichensperger S. 65—68. Vgl. Jürgens II, 2, 294. — ‚Beifall von einigen Seiten der Versammlung' verzeichnet der stenographische Bericht, der zu erwähnen vergißt, daß dem muthigen Redner von seiten der Erbkaiserlichen lauter Hohn entgegentönte.

[2] Ueber den Wahlact, der nicht in ganz so feierlicher Weise verlief, wie ihn manche Geschichtsbücher darstellen, vgl. Wichmann, Erinnerungen S. 383. Aulike schrieb am 29. März von Berlin aus an Reichensperger: ‚Theurer Freund! Seit gestern Abend schon weiß die Stadt auf telegraphischem Wege, daß gestern Morgen bei Ihnen die preußische Kaiserwürde beschlossen ist, sich jedoch 248 Stimmen des voti enthalten haben. Als vor acht Tagen die Abstimmung über den Welckerschen Antrag bekannt war, waren viele besonnene Männer mit solcher wohl zufrieden; die Mehrheit ließ jedoch ihren Unmuth über das unerwartete Resultat genugsam bemerken. Was jetzt geschehen wird, wer weiß es? Sicher ist der König, zumal durch das Wie der Beschlußfassung, in eine ungeheure Verlegenheit gesetzt. Nach seiner persönlichen Ansicht würde er — ich kann es kaum anders denken — ablehnen; aber wird er nicht durch die Ereignisse getrieben werden, zumal nachdem die auf die deutsche Frage bezüglichen Verhandlungen in der Adreßdebatte der Zweiten Kammer eine der Annahme nicht ungünstige Wendung genommen haben? Was wird Oesterreich sagen? Soeben ist der hiesige vieljährige österreichische Gesandte Graf Trautmansdorff durch Herrn v. Prokesch abgelöst worden, was auch auf eine veränderte Politik schließen läßt. — Doch was kann man nicht alles fragen! Die ganze Zeit ist ein Fragezeichen an die Zukunft, ja fast an jeden nächsten Tag. — Ich bin mit gewaltiger Spannung Ihrer letzten Action gefolgt. Gestern sind Sie also revera zum Schluß gelangt. Werden Sie nun auseinander gehen? und wann? Haben Sie Zeit, so lassen Sie mich hierüber mit wenig Worten einiges erfahren. — Unsere Zweite Kammer ist schroff gespalten; fast gleiche Kräfte beiderseits; doch läßt sich's noch so an, als werde die Rechte vorderhand das Feld behaupten. Allmählich tritt auch der provinciale Particularismus hervor und etwas confessionelle Färbung. Indes prävalirt dort das eigentlich Schwarzweiße und hier der Protestantismus ungemessen, so daß ich wenig Rücksicht für unsere Interessen erwarte.'

Nach Verkündigung des Wahlergebnisses wurden sofort elf motivirte Erklärungen beziehungsweise Proteste abgegeben. Von denselben hatte eine besondere Wichtigkeit derjenige der fünf katholischen rheinischen Abgeordneten Wekbeker, Braun, v. Bally, Reichensperger und Clemens [1]. Die Genannten verwiesen auf die drohende Zerreißung des Vaterlandes, auf die von Friedrich Wilhelm IV. selbst durch die Circularnote vom 23. Januar abgegebene Erklärung gegen eine neue deutsche Kaiserwürde und darauf, daß die Versammlung nur eine verfassunggebende sei, ihr somit das Recht der Wahl eines Oberhauptes jedenfalls nicht unbedingt zustehe.

Während die Kaiserdeputation nach Berlin aufbrach und das Parlament seine Sitzungen aussetzte, eilte Reichensperger zu den Seinigen nach Koblenz. Am 11. April war er wieder in Frankfurt. Hier überzeugte er sich bald, daß trotz der ablehnenden Antwort des preußischen Königs die Erbkaiserlichen an ihrer Absicht festhielten. ‚Sie scheinen entschlossen,‘ schrieb er an dem genannten Tage, ‚alles aufs Spiel zu setzen, um ihren Plan durchzusetzen; sie sprechen offen von Revolution und Absetzung des Königs. Es wird sich nun zeigen, auf welcher Seite die wahre Loyalität ist.‘ Als einer der Kleindeutschen sagte: wenn Friedrich Wilhelm IV. bei seiner Ablehnung beharre, so wäre ja noch ein anderer Prinz (Wilhelm) vorhanden, erwiderte Reichensperger: ‚Es scheint sich also um eine Palastrevolution zu handeln.‘ [2] ‚Die fixe Idee des schwarz-weißen Erbkaiserthums, der Oesterreich mit etwas mehr Einsicht und Energie so leicht den Garaus hätte machen können,‘ berichtet Reichensperger am 12. April an Freund Radnitzky, ‚ist im Begriffe, va banque zu spielen. Wer weiß, ob nicht binnen wenig Wochen ein Riß durch das Vaterland geht, den nur Thränen und Blut mühsam wieder verkitten können. Noch immer hat Oesterreich es in der Hand, diese Spaltung zu verhüten, da es warme und vielfache Sympathien in dem übrigen Deutschland hat, das keineswegs auf Emeuten und Bürgerkrieg heißhungrig ist; ich fürchte aber, die unselige Politik des laisser aller wird von der österreichischen Regierung nach wie vor befolgt werden, wie auch die Mehrzahl der österreichischen Deputirten ihr leider anhängt, während die Gegenpartei eine wahrhaft fieberhafte Thätigkeit entwickelt. Mir glaube ich das Zeugniß geben zu dürfen, daß ich nach Kräften dahin gewirkt habe, um jenen Riß abzuwenden. Quod Deus bene vertat.‘

‚In der Politik geht es recht schief‘, heißt es in einem Briefe Reichenspergers an seine Frau vom 14. April. ‚Die Oesterreicher sind wirklich ab-

[1] Abgedruckt im Stenogr. Bericht VIII, 6091 und Reden der Gebrüder Reichensperger S. 68—69.

[2] Letzteres nach einer mündlichen Mittheilung, die mir Reichensperger am 22. März 1891 machte.

gerufen; zwanzig haben bereits ihren Austritt dem Präsidenten mitgetheilt, die übrigen aber gestern Abend beschlossen, noch vorerst eine Vorstellung nach Wien zu machen. Die Erbkaiserlichen haben sich mit der Mehrzahl der Radicalen geeinigt und bilden daher eine compacte starke Majorität, die aber sich nicht lange miteinander vertragen wird, da die Linke ganz offen auf die Revolution lossteuert. Es wurde ein Ausschuß[1] gewählt, um zu berathen, was nun geschehen solle; die Coalition brachte alle ihre Leute in diesen Ausschuß; nur Detmold und ich sitzen noch als Spielbrecher drein. Wir wollen nun sehen, was die Leutchen für Mittelchen ersinnen, um die Regierungen zu zwingen. Bei der gestrigen Wahl des Präsidenten und der zwei Vicepräsidenten der Nationalversammlung gab mir die Partei, zu der ich gehöre, einen für mich sehr erfreulichen Beweis ihres Vertrauens und ihrer Sympathie, indem sie mich bei den drei Wahlen als Gegencandidat aufstellte. Da aber unsere Gegner fest geschlossen operirten und viele der Unsrigen fehlten, so brachte ich es nicht über vierundfünfzig[2] Stimmen. Jedenfalls sind sie dazu hinreichend, um nach außen hin zu zeigen, daß ich nicht auf der faulen Haut gelegen habe.'

Dem Brief liegt folgendes Gedicht von Dr. Friedrich Beck bei, das Reichenspergers Gefühle widerspiegelt.

Der Würfel fiel; geborstne Mauern dröhnen;
Gewitterschwüle lastet in der Luft;
Die Glocken, die dem Preußenkaiser tönen,
Sie läuten Deutschlands Hoffnungen zur Gruft;
Da wo man binden sollte und versöhnen,
Erweitert Wahn und Selbstsucht nur die Kluft,
Und aus dem Friedenswerk ist Streit geworden;
Zum Kampfe sind gelagert Süd und Norden.

Schon hat sich euer falsches Thun gerochen,
Durch das des Mißtrauns offne Wunde klafft;
Sind dies die Ostern, die man uns versprochen,
Das Auferstehungsfest der deutschen Kraft?
Wie habt ihr schnöde euer Wort gebrochen,
Ihr, die ihr eines Kaisers Hälfte schafft!
O Hohn! Ihr feilscht um ihn wie eine Ware
Und legt die deutsche Einheit auf die Bahre!

Der Kaiser! Herrlich Wort, bei dem im Herzen
Das Bild von Deutschlands Größe sich erhebt,

[1] Gemeint ist der Dreißiger-Ausschuß, welcher die Maßregeln zur Durchführung der Reichsverfassung vorberathen sollte. Vgl. Jürgens II, 2, 331 f.

[2] Nach dem Stenogr. Bericht VIII, 6150 erhielten Eisenstuck 165, Kirchgeßner 63, Reichensperger 49 Stimmen.

Bei dem in der Erinn'rung Lust und Schmerzen
Die tiefste Saite des Gemüthes bebt;
Ihr wähltet ihn, nicht um es auszumerzen,
Der Zwietracht Brandmal, das an Deutschland klebt;
Nicht eingedenk, daß hell von Stamm zu Stamme
Dann Bürgerkrieges blut'ge Fackel flamme!

Und kennt ihr jene nicht, die sich gekettet
An euch zum trügerischen Stimmenbund,
Mit denen ihr auf dem Vulkan euch bettet,
Der euch und sie hinabzieht in den Schlund?
Die deutsche Freiheit wähnet ihr gerettet,
Da ihr sie aufbaut auf der Lüge Grund;
Mit jenen wollt ihr einen Thron errichten,
Die euch es danken, wenn sie ihn vernichten!

Ihr habt gesiegt; doch jubelt ihr vergebens;
Es richtet über euch das Vaterland,
Dem ihr zerschneiden wollt den Nerv des Lebens,
Der Stammgenossenschaft uraltes Band;
Das Truggewebe eures blinden Strebens
Zerreißet bald des deutschen Volkes Hand;
In der Geschichte Tafeln sei's geschrieben:
Trotz eures Spruchs ist Deutschland ganz geblieben!

Ihr konntet nicht das Vaterland erniedern;
Noch leben Männer, welche seiner werth,
Die es gesund und stark an Haupt und Gliedern,
Entkräftet nicht und krank, wie ihr, begehrt;
Heil jenen Braven allen, jenen Biedern,
Die mehr als euch das Wort ihr Schweigen ehrt!
Dank ihnen! Sie zerstückten nicht die Krone,
Die Karl getragen einst und die Ottone.

Steht fest, ihr Brüder aus des Östreichs Gauen,
Die man als Fremde ausstieß und geschmäht!
Getrennt von Deutschland soll man euch nicht schauen,
Solang den stolzen Gang die Donau geht,
Solang sich hoch der Alpen Gipfel bauen,
Solang des Doppelaares Banner weht!
Wo Deutschland ist, da soll auch Oest'reich wohnen;
Kein Parlament vernichtet Nationen.

Auf, deutsches Volk! noch darfst du nicht verzagen;
Deutsch bist und bleibst du, willst nicht preußisch sein;
Auch österreichisch nicht! deutsch willst du tagen,
Den Fürsten treu, mit ihnen im Verein!
Wenn es dein Wille nicht, wer kann es wagen,
Mit kühnem Griff der Spaltung dich zu weihn?
Jetzt oder nie! Die Würfel sind gefallen;
‚Das ganze Deutschland' soll die Losung schallen!

Die Stimmen, welche Reichensperger am 13. April erhielt, erregten großes Aufsehen, da die Fractionen alles vorher abgemacht zu haben wähnten. Steinle nahm aus dem Vorfall Veranlassung, Reichensperger mit einem Aquarellbilde zu bedenken, bei dessen Ueberreichung er eine Ansprache hielt, worin tiefer Ernst mit Humor gemischt war. ‚Das Bild stellt die Germania auf einem reichen Sockel unter einem Baldachin thronend dar, in der Linken eine mit dem Reichsadler geschmückte Standarte, in der Rechten eine auf den Schoß gestützte Gesetzestafel haltend, das Ganze von einer gewissen Freudigkeit überstrahlt. Er hatte das Bild während des noch hoffnungsreichen Tagens der Nationalversammlung gemalt; im Hinblick auf die eingetretene Wandlung wollte er dasselbe nicht mehr vor Augen haben.‘ [1]

Mit der ihm eigenen Geradheit sagte Reichensperger gleich in der ersten Plenarsitzung des Dreißiger-Ausschusses den ‚Kaisermachern‘ die Wahrheit. Man debattirte über die Frage, ob der preußische König provisorisch, nach einer Suspensivbedingung, oder definitiv abgelehnt habe. Ludwig Simon behandelte diese Frage als ziemlich irrelevant und verwies auf die Allmacht des Volkes und der Clubs, welche der Reichsverfassung schon Bahn brechen würden. Dagegen erhob sich Kierulff. Den Schwerpunkt seiner Rede bildete die Insinuation, daß allerdings im Grunde genommen wenig darauf ankomme, ob Friedrich Wilhelm IV. Kaiser sein wolle oder nicht; nicht um ihn handle es sich, sondern um die Macht des preußischen Staates. Was der König verschmähe, dafür werde sich schon ein Würdigerer finden; eine andere, dem Throne nahestehende Person werde den hohen Beruf Preußens besser zu erkennen wissen. Alles sei dazu vorbereitet, in Berlin reine Bahn zu bekommen. Nach dieser Rede erhielt Reichensperger das Wort; er ließ in seiner Entrüstung ‚seiner Lunge und Zunge mehr als jemals sonst im Ausschuß die Zügel schießen‘ [2]. Er begann mit der Erklärung, daß er weder den einen noch den andern der vorgeschlagenen Wege billige; ‚würde er aber wählen müssen zwischen den beiden Uebeln, so werde er doch lieber eine Volks- als eine Palastrevolution, wie die Conservativen sie im Schilde führten [3], über Deutschland hereinbrechen sehen. ‚Mit Erstaunen habe er hier die Andeutungen Kierulffs vernommen, aus welchen hervorgehe, daß die vorgeblichen Vertheidiger der Monarchie, des Rechtes, der öffentlichen Ordnung unbedenklich die Axt an einen legitimen Königsthron legen wollten, wenn sein Inhaber sich nicht sofort in ihren Kaiser wolle umwandeln lassen; ein trefflicher Grund würde dadurch für die neue Kaiserdynastie gelegt werden,

[1] Erinnerungen an Steinle S. 23.

[2] Jürgens II, 2, 364.

[3] Jürgens a. a. O. fügt hinzu: Auch G. Beseler hatte ihm davon gesprochen, wo er sich dann bereits ebenso geäußert.

daß man den Erstgewählten von seinem angestammten Throne stoße.' Reichensperger schloß: Da er und Detmold weder mit der einen noch der andern Fraction der Kaiserlichen gehen könnten, so hätten sie einen besondern Antrag gestellt. Daß sie damit nicht durchdringen würden, konnte den beiden nicht zweifelhaft sein [1].

‚Wir haben alle Tage drei bis vier Stunden Ausschußsitzung,' berichtet Reichensperger am 17. April, ‚wo denn ein Pferd vor, eins hinter den Wagen gespannt wird. Die Leute geben sich alle Mühe, schreckliche Gesichter zu schneiden, um den Regierungen bange zu machen. Bayern scheint sich indes doch nicht einschüchtern zu lassen.' [2]

Am 21. April lud Reichensperger seine Gemahlin und deren Schwester zu einem Besuche der alten Kaiserstadt ein. ‚Vielleicht', meint er, ‚werdet ihr euch unter den Meßbuden besser amüsiren als in der Parlamentsbude, wo die Stimmung sehr flau und gedrückt ist. Fast niemand hört mehr auf das Gerede in der Paulskirche.' In solcher Stimmung hielt Reichensperger am 25. April seine letzte Rede. Er begründete in derselben seinen mit Detmold gestellten Sonderantrag: alle zur Durchführung der Verfassung nothwendig werdenden Maßregeln auszusetzen, bis sämtliche Regierungen ihre Erklärungen abgegeben hätten. Schmerzbewegt über den Ausschluß von zwölf Millionen Oesterreicher, sagte er an dem genannten Tage den mit der Linken verbundenen Kleindeutschen bittere Wahrheiten. ‚Ich bin fest überzeugt, daß, wenn in Frankreich oder in England mitten im Frieden dem Parlamente die Zumuthung gemacht würde, ein Departement oder eine Insel abzutreten, dies mit tiefster Indignation von der Schwelle zurückgewiesen würde. So hege auch ich nach wie vor die Ueberzeugung, daß wir im vollen Frieden nicht thun sollen, was wir kaum nach vier oder fünf verlorenen Schlachten thun dürften: einwilligen in ein Zerreißen von Deutschland.' Denjenigen, welche ihn unterbrachen, antwortete Reichensperger mit großer Schlagfertigkeit. Er kam auch auf seinen Directorialvorschlag zurück. Er gab zu, daß das kein Ideal sei. ‚Aber, meine Herren, mir ist die mangelhafteste Verfassung, die für das ganze Deutschland paßt, lieber als das Ideal einer Verfassung für ein zerrissenes, ein zerstückeltes, für ein halbes, ja vielleicht ein Viertelsdeutschland.' Ungemein treffend sagte er den Erbkaiserlichen: ‚Wie groß auch die Idee sein mag, die man von der Allmacht dieser Versammlung hat, — so weit, glaube ich, geht diese Macht doch nicht, daß sie die freie Einwilligung eines Individuums suppliren kann. Die freie

[1] Der Wortlaut des Antrages, der nur die Stimmen seiner Urheber erhielt, bei Jürgens II, 2, 367 Anm.

[2] Vgl. Jürgens II, 2, 363 f.

Einwilligung des Königs von Preußen ist aber dazu nothwendig, wenn die angetragene Würde auf ihn übergehen soll.' Die Folge des Gebarens der Linken und des Centrums, führte Reichensperger aus, sei, ,daß wir dem System des Nihilismus, einer allgemeinen Auflösung zusteuern, und ich fürchte, wenn die einen, welche die constitutionelle Monarchie wollen, und die andern, die die Republik anstreben, auf ihrer bisherigen Verfahrungsweise beharren, daß eine Zersetzung, ein Durcheinander sich einstellen wird, hinter welchem die Despotie als ein rettender Engel erscheint. Deswegen wollte ich Sie dringend bitten, bei allen Maßregeln zum Zwecke der Durchführung der Verfassung, die Sie ergreifen mögen, doch fest im Auge zu behalten, daß Sie die noch aufrecht stehenden Trümmer der constitutionellen Monarchie wahren, daß Sie die letzten noch bleibenden festen Punkte, daß Sie das Princip der Autorität wenigstens behaupten möchten.' Den meisten Eindruck machte die Stelle in seiner Rede, worin er die der Zweiten preußischen Kammer gegebene bestimmte Erklärung des Grafen v. Brandenburg beleuchtete. ,Das Ministerium Brandenburg hat auch: „Niemals! Niemals! Niemals!" gesagt. Ich bin keineswegs gewillt, gegen die Angriffe des Herrn Francke, der hauptsächlich die Rednergabe des Ministers Brandenburg angegriffen hat, als Schutzredner aufzutreten; aber ich erinnere Sie daran, daß ein mächtiger Monarch, derjenige, welcher dieses Ministerium ins Leben gerufen, auch einmal gesagt hat: „Niemals soll sich zwischen meine Krone und mein Volk ein Stück Papier stellen!" Meine Herren! Dieser Monarch hat das „Niemals" später vergessen, und ich bin überzeugt, es sind alle, wenigstens die Mehrheit dieses Hauses, mit mir der Meinung, daß es ein Act hoher Staatsweisheit war, daß er diesen Ausspruch später vergessen hat, in Anbetracht, daß Thatsachen mehr gelten müssen als ein hingeworfenes Wort.' Eine tiefe Bewegung gab sich auch auf allen Seiten der Versammlung kund, als Reichensperger am Schlusse betonte: ,Wer seine Sache auf die Gewalt stellt, der muß sich auch die Gewalt gefallen lassen.'[1]

Der Sonderantrag Detmold-Reichensperger ward abgelehnt; aber das Wort: ,Wer seine Sache auf die Gewalt stellt, der muß sich auch die Gewalt gefallen lassen', sollte nur zu bald in Erfüllung gehen.

Am 26. April schrieb Reichensperger nach Hause: ,Gestern hatte ich einen harten Tag: zwei Ausschußsitzungen[2], von denen die erste schon um $1/2$8 Uhr

[1] Vgl. Reden der Gebrüder Reichensperger S. 71 f. Jürgens II, 2, 383 und Wichmann S. 405—406.

[2] ,Beim Nachhausegehen aus der Sitzung des Dreißiger-Ausschusses äußerte Fröbel zu mir: „Ich gestehe Ihnen aufrichtig, daß ich aus reiner Bosheit für den Erbkaiser gestimmt habe; die Herren sollen nun auch ausessen, was sie sich gebraten haben." Notiz Reichenspergers vom 24. April 1849.

begann, und die Parlamentssitzung, worin ich eine längere Rede losließ, die nicht verunglückt sein soll. Von Preußen immer noch keine entscheidende Antwort. Radowitz ist nach Berlin berufen, worüber ich mich nicht sonderlich freue, da er in letzterer Zeit viel Hinneigung zur Piepmeierei bewiesen hat. Ich fürchte, er wird verwässern, was noch von Energie und Standhaftigkeit in Berlin ist. Bayern hat eine energische Note geschickt[1]. Wird Bayern von Preußen im Stiche gelassen, so wird es sich wohl an Oesterreich anschließen, falls nicht die Wühlerei die Regierung untergräbt, wie in Württemberg, wo übrigens noch nicht alles verloren ist.'

Auch in Frankfurt gab die großdeutsche Partei, wenngleich sie auf vierzig Mitglieder zusammengeschmolzen war, noch nicht alles verloren. Sie constituirte sich am letzten April als Verein, um dadurch den gleichgesinnten Vereinen in ganz Deutschland als Anhaltspunkt zu dienen. Am folgenden Tage erschien als Extrabeilage der Frankfurter Zeitung eine auch von Reichensperger unterschriebene ‚Ansprache der großdeutschen Partei an ihre Gesinnungsgenossen'. Dieselbe hat folgenden Wortlaut:

‚Der größte Theil der österreichischen Abgeordneten, mehrere Abgeordnete anderer Staaten, sind aus der Paulskirche geschieden, als die Majorität der Nationalversammlung ihr Mandat, mit Ausschluß von Oesterreich, auf das übrige Deutschland beschränken zu dürfen glaubte.

‚Durch den Verlust so vieler ihrer Mitglieder ist die großdeutsche Partei in Frankfurt numerisch so sehr geschwächt worden, daß ihre Wirksamkeit in der Nationalversammlung eine entscheidende Bedeutung verloren hat und sie als parlamentarische Parteifraction um so weniger Hoffnung auf Erfolg haben kann, als ihre hier noch ausharrenden Mitglieder gleichfalls dem baldigen Rücktritte entgegensehen.

‚Die Partei ist indessen nicht untergegangen, sie hat sich nicht etwa aus innerer Haltlosigkeit aufgelöst, sie ist durch äußere Einflüsse nur geographisch dislocirt; sie besteht fort mit ihrem Zweck, zahlreich, kräftig und entschlossen, wie sie es von Anbeginn war.

‚Was in der Paulskirche nicht zu erringen gewesen, muß außer derselben zu stande gebracht werden. Wir, die letzten auf dem Platz, die wir Beruf und Berechtigung noch aus der Quelle schöpfen, der wir entsprungen, senden den heimkehrenden Brüdern den Bundesgruß nach und rufen sie auf, fort und fort für die Sache zu wirken und zu kämpfen, für die wir hier treu zusammengestanden.

---

[1] Datirt München, 23. April 1849, veröffentlicht im Extrablatt der Frankfurter Zeitung vom 26. April 1849.

„Die Aufgabe ist: die jetzt zerstreuten Mitglieder der großdeutschen Partei, die aus innerer Ueberzeugung im Gefühle gemeinsamer Verbrüderung sich hier formlos zusammengeschlossen, nunmehr grundsätzlich in einen organischen, geschlossenen Verein zu sammeln und von diesem als Hauptstamm nach allen Richtungen hin, durch alle Gaue des Vaterlandes, für den gemeinsamen Zweck wirkende Zweigvereine zu bilden.

„Das Programm der großdeutschen Partei ist einfach. Es enthält nichts als die große Idee, welche die mächtige deutsche Bewegung hervorgerufen und bis auf den heutigen Tag getragen hat. Es läßt allen Meinungsschattirungen Raum, wenn sie nur ehrlich und mit ehrlichen Mitteln den einen großen Zweck anstreben:

> „Ein großes, ein ganzes, ein einiges, ein mächtiges Deutschland, mit einheitlicher Verfassung und Regierung für die gemeinsamen Interessen, verbürgt durch Volksvertretung und jenes weite Maß von Freiheit, welche das starke und intelligente deutsche Volk zu fordern das unveräußerliche Recht hat.“

„Was wir wollen, läßt sich in folgende kurze Sätze formuliren.

„Wir wollen:

1. das ganze ungeschmälerte Deutschland, mit unerläßlichem Einschluß von Oesterreich;
2. weder ein Erbkaiserthum noch irgend ein anderes Kaiserthum;
3. kein Kleindeutschland, unter welcher Form, Namen oder Vorwand (engerer Bund rc.) es auch in Großdeutschland eingeschmuggelt und eingeschachtelt werden will;
4. einheitliche Verfassung mit einheitlicher Regierung für alle gemeinsamen Angelegenheiten, mit allen eine starke Bundescentralgewalt bedingenden Mitteln;
5. eine die Freiheit und die Volksrechte verbürgende Volksvertretung.

„Wir wollen das ganze Deutschland, weil die Einheit das Bedürfniß, die Ehre und das Recht des deutschen Volkes ist, weil wir die verächtliche Rolle nicht mehr spielen wollen, die uns in unserer Zerrissenheit, dem Auslande gegenüber, der Schmach und der Demüthigung preisgab.

„Wir wollen kein Kaiserthum, weil in ihm unter den obwaltenden Umständen das hauptsächliche Hinderniß der Einheit von ganz Deutschland liegt; weil es unmöglich ist, daß zwei so mächtige Staaten, wie Oesterreich und Preußen, in einem staatsrechtlichen Verband, mit einer beherrschenden Macht des einen über den andern, stehen können; weil nur Verblendung oder undeutsches Sondergelüste dem einen zutheilen kann, was allen gebührt, und weil die den Verhältnissen entsprechende Form der oberhauptlichen Leitung

bereits gefunden und unter der Benennung Directorium von den mächtigsten Regierungen anerkannt ist.

‚Wir wollen kein Kleindeutschland, weil es die spätere Bildung von Großdeutschland nicht anbahnt, sondern ausschließt und, sofort alle Anknüpfungspunkte zerstörend, Deutschland für ewige Zeiten in zwei feindselige Theile spalten würde.

‚Wir wollen eine einheitliche Verfassung und Regierung für die gemeinschaftlichen Angelegenheiten, und wir wollen, im Gegensatz zu den dynastischen Interessen, Vorurtheilen und Neigungen, die Interessen und Rechte des deutschen Volkes zum Kitt der Einheit machen, weil nur solche Vereinigung der Welt die langersehnte Beruhigung und statt des bewaffneten Friedens, der an unserem Wohlstand zehrt, endlich den wahren Frieden geben kann; denn wer wollte das mit Oesterreich vereinigte Deutschland angreifen, auch wenn es entwaffnet hätte?

‚Wie wollen endlich eine die Freiheit und die Volksrechte verbürgende Volksvertretung, weil wir die Willkür- und Privilegienherrschaft nicht mehr tragen mögen, die bedrückend und lähmend so lange auf uns gelastet hat.

‚So geneigt wir alle sein mögen, die Regierungen in dem Kampfe zu unterstützen, den sie gegen die Mißbräuche der Freiheit und die Angriffe der Raubluft führen, so entfernt sind wir davon, die Unterstützung der Regierungen als einen unserer Zwecke zu bezeichnen.

‚Wir sprechen aus, was wir wollen, was wir für das Wohl des deutschen Volkes nothwendig halten — und das werden wir zu erringen streben, wann, wie und von wem dagegen angekämpft werden will. Wir werden gern mit den Regierungen gehen, wenn ihr Weg der des Gemeinwohls ist; wir werden uns von ihnen trennen, wenn sie davon abweichen. Wir werden gegen die Mißbräuche der Freiheit auftreten, aber wir werden uns nicht gegen die Freiheit gebrauchen lassen; wir werden für die Freiheit einstehen, aber wir werden auf der Grenze innehalten, wo die Freiheit in Zügellosigkeit übergeht.

‚Wenn wir daher die Regierungen unterstützen, so wird unsere Unterstützung nur eine bedingte sein. Wir wollen Unrecht von ihnen abwenden, aber wir wollen auch nicht vergessen, daß manche von ihnen den Völkern noch vor kurzem das Billige verweigert und dadurch in den friedlichsten, bestgesinnten Bürgern ein Mißtrauen wachgerufen haben, das jetzt gegen mögliche innere Unterdrückung in einer vielfach mangelhaften und allzu eilig abgeschlossenen Reichsverfassung Schutz sucht und einer tiefgreifenden Agitation für eben diese Verfassung Raum gibt, welche die Selbständigkeit, die Freiheit, die Rechte und die Interessen der einzelnen Volksstämme weit über den

Zweck des Bundesstaates beschränkt und sie in die Gefahr setzt, dem Despotismus einer Soldatenherrschaft oder der Raubgier des Communismus zum Opfer zu fallen.

‚Die Wohlfahrt des einigen, des ganzen Deutschlands soll unser Banner sein, und mit ehrlichen Waffen, mit offenem Visir wollen wir unter ihm kämpfen, festhaltend an unserem Mandat, das wir ohne Pflichtverletzung nicht auf ein minderes als das ganze Deutschland beschränken könnten.

‚Das ganze Deutschland, das uns im Süden und Südwesten mit seinen Alpenfesten gegen die romanischen Völker deckt, das uns im Süden und Osten das Adriatische Meer, das Donauthal und die Levante öffnet, das allein uns die Aussicht gewährt, der Arbeit ihren Lohn und dem gesamten Vaterlande einen dem Reichthum seines Bodens wie der Kraft und Intelligenz seiner Bewohner entsprechenden Wohlstand zu sichern.

‚Mit der Vermittlung sind vorläufig beauftragt: v. Beisler aus München, Detmold aus Hannover, Edel aus Würzburg, Gombart aus München, Perthaler aus Wien, A. Reichensperger aus Köln, Wuttke aus Leipzig.‘

‚Daß es in der Politik drunter und drüber geht,‘ bemerkt Reichensperger in einem Briefe vom 30. April, ‚und niemand weiß, was die nächste Woche, ja der nächste Tag bringt, brauche ich nicht erst zu versichern. Jedenfalls scheint indes doch der Erbkaiser in die Brüche gegangen zu sein.‘ Letzteres wollte freilich die kleindeutsche Partei noch immer nicht glauben. Als König Friedrich Wilhelm IV. durch eine Note vom 28. April endgiltig die Kaiserkrone ablehnte, antwortete das Parlament am 4. Mai durch folgenden Beschluß: ‚Am 22. August tritt auf Grund der beschlossenen Verfassung der erste Reichstag zusammen, wozu die Wahlen am 15. Juli vorzunehmen sind; will der König von Preußen die neue Reichsverfassung nicht anerkennen, will er nicht Oberhaupt des Reiches sein, so soll der mächtigste Fürst nach ihm Reichsstatthalter werden!‘

Reichensperger, welcher mit seiner Gemahlin den Hochzeitstag (3. Mai) in Koblenz gefeiert hatte, langte in Frankfurt an, als dieser verhängnißvolle Beschluß bereits gefaßt war. Er berichtet darüber seiner Gemahlin: ‚So schwer es mir gestern gefallen ist, meinem ursprünglichen Vorsatz treu zu bleiben, so sehr würde ich es heute bedauert haben, nicht abgereist zu sein. Als ich [gestern] um 10 Uhr [abends] hier eintraf, vernahm ich, daß vor etwa einer halben Stunde erst die Sitzung geschlossen worden und ein wichtiger Beschluß mit zwei Stimmen Majorität gefaßt worden sei, ein Beschluß, der wahrscheinlich den Bruch mit der preußischen Regierung herbeiführen wird. Es war mithin schon fatal genug, daß ich ge-

schwänzt hatte; ich tröste mich indes mit der mir ertheilten Versicherung, daß, wenn der gefaßte Beschluß nicht die Majorität erhalten hätte, ein viel gewaltsamerer durchgegangen sein würde. Heute Morgen hatten wir, insbesondere die Bayern, eine Privatversammlung, wo über den Austritt der letztern berathen wurde, und demnächst über unsern großdeutschen Verein, in betreff welches man meine Rückkehr erwartet hatte. Ungeachtet vielfachen Einspruchs beharrte eine Anzahl Bayern (unter andern Lasaulx, Phillips u. s. w.) dabei, aus dem Parlament auszutreten; wir andern wollen erst noch die Antwort der preußischen Regierung auf den gestrigen Beschluß abwarten, ehe wir uns entscheiden. — Habe du nur keinerlei Sorgen und halte dich frisch obendrauf; namentlich laß dich durch keinerlei Gerüchte anfechten, die jetzt wie Rübsaat aufschießen. Seit einem Jahre hatten wir ja schon Gelegenheit genug, uns im Vertrauen auf die Vorsehung zu üben, die ja auch bisheran noch immer die Hand über uns gehalten hat.'

Mit dem Parlament ging es seit dem 4. Mai schnell zu Ende. Die bedenklichsten Auftritte waren an der Tagesordnung[1]. ‚Die heutige Sitzung', meldet Reichensperger am 7. Mai, ‚war wieder so ein Exemplar, wie wir sie im vorigen Jahr in schönster Auswahl hatten: stürmisch und gepfeffert im höchsten Grade, so daß einmal auf eine halbe Stunde ausgesetzt werden mußte, um die Gemüther zu calmiren. Die Linke ritt, den Märzvereinsgästen zu Ehren, die sich alle in der Sitzung befanden, ihre stattlichsten Paradepferde vor und donnerte und insultirte nach Herzenslust. Namentlich galt es Gagern, der nun wohl mit jener Partei wieder ganz gebrochen hat. In seiner Haut möchte ich um Gott weiß wieviel nicht stecken; er kann nicht vorwärts und nicht zurück; er kann die Gespenster nicht wieder bannen, die er in einer unbewachten Stunde heraufbeschwören half. Zu einem Putsch scheint hier keine gegründete Aussicht zu sein, so groß auch der Appetit darauf ist. Die energische Haltung Preußens macht die Vögel doch etwas bedenklich. — Das Ausreißen nimmt übrigens schon gewaltig überhand.'

Auch Reichensperger war entschlossen, der Versammlung den Rücken zu kehren, die unaufhaltsam der Revolution zueilte; vergebens suchte man ihn noch in letzter Stunde zu halten, indem man ihm das Justizministerium anbot, welches dann sein Freund Detmold übernahm. ‚Wie die Sachen hier stehen,' betonte er am 8. Mai, ‚ist es sehr wahrscheinlich, daß ich nicht bis zum 1. Juni hier mitspielen werde, da sich alles mehr und mehr überstürzt und es so nicht lange mehr fortgehen kann.'

Auswärts waren die schlimmsten Dinge über die Lage in Frankfurt verbreitet. Deshalb glaubte Reichensperger am 9. Mai seine Frau beruhigen

[1] Vgl. Jürgens II, 2, 442 f. und Wichmann, Erinnerungen S. 412 f.

zu müssen. ‚Da ohne Zweifel das Gerücht nicht ermüden wird, von Frankfurter Abenteuern zu erzählen, so melde ich dir hiermit zu deiner Beruhigung, daß allem Anscheine nach hier nichts zu befürchten ist. Für jeden Fall sind Vorsichtsmaßregeln getroffen. Sei also um meinetwillen nicht besorgt.‘

Einen Tag später wiederholte er: ‚Lediglich um keine Beunruhigung, wenigstens keine überflüssige, bei dir aufkommen zu lassen, melde ich dir auch heute wieder, daß ich comme à l'ordinaire auf meinen zwei Beinen umherwandle. Ein heute in der Nationalversammlung gefaßter Beschluß veranlaßt mich, in diesen Tagen auszutreten, so daß ich hoffe, bald bei euch zu sitzen. Wann, kann ich so genau noch nicht sagen, da ich nicht gerne isolirt handle und noch manches abzuwarten und anzuordnen ist. Das Ministerium Gagern konnte sich nicht mehr halten. Wie ein anderes Ministerium zu stande zu bringen ist, kann ich noch nicht einsehen. Der Reichsverweser ist recht übel daran.‘

Am 12. Mai meldet Reichensperger, er hoffe, sich ‚in der ersten Hälfte der nächsten Woche mit eigenen Augen davon überzeugen zu können‘, wie es mit seinen erkrankten Kindern stehe. ‚Ich werde nicht wieder nach Frankfurt zurückkehren, da hier dem Vaterland kein Heil mehr erwachsen kann. Ganz Unerwartetes nur könnte mich von meinem Entschlusse abbringen.‘ Am folgenden Tage reichte er die Erklärung seines Austrittes ein. Sie lautet:

‚Hohes Präsidium! Die Nationalversammlung hat ihr Mandat, eine Verfassung für ganz Deutschland zu stande zu bringen, verletzt, indem sie eine Verfassung errichtet hat, welche durch die thatsächliche Ausschließung von Deutschösterreich die Theilung Deutschlands in sich trägt. Sie ist sodann durch die überdies noch im Widerspruch mit der von ihr selbst beschlossenen Verfassung erlassenen Beschlüsse vom 8. April und 4. Mai d. J., sowie durch den Beschluß vom 10. d. Mts. auf das Gebiet der vollziehenden Gewalt übergetreten und hat damit ihre rechtliche Grundlage verlassen. — In Anbetracht dessen und da nach Lage der Verhältnisse jede Aussicht geschwunden ist, daß eine Umkehr auf der betretenen Bahn statthaben werde, hält der Unterzeichnete es für Pflicht, sein Mandat als Abgeordneter, wie hiermit geschieht, niederzulegen. Frankfurt am Main, den 13. Mai 1849. Hochachtungsvoll zeichnet A. Reichensperger.‘

Diese Austrittsanzeige ward dem Parlament erst am 16. Mai mitgetheilt [1]. In derselben Sitzung kam ein Schreiben des Reichsverwesers Erzherzog Johann zur Verlesung, des Inhalts, daß an Stelle des abtretenden

[1] Dies veranlaßte Reichensperger, durch eine ‚Koblenz, den 17. Mai 1849‘ datirte Erklärung festzustellen, daß seine motivirte Austrittsanzeige bereits am 14. Mai dem Präsidium zugehändigt worden war.

interimistischen Ministers des Innern Heinrich v. Gagern der königlich preußische Geheime Justizrath Dr. Grävell aus Frankfurt an der Oder zum Minister des Innern und einstweiligen Vorsitzenden im Ministerrathe ernannt sei [1]. Reichensperger war Zeuge gewesen, wie der Plan entstand, diesem Manne zu seiner Würde zu verhelfen. Es war am 11. Mai, als Raveaux in einer pathetischen Rede ausrief: ‚Meine Herren, der Bürgerkrieg ist da, die Ehre Deutschlands ist befleckt und beschimpft in Dresden!‘ [2] Zu dem Worte ‚Der Bürgerkrieg ist da‘ bemerkte Grävell, ein alter, schmächtiger Herr, der stets gern geredet hätte, dem aber oft das Wort abgeschnitten wurde [3]: ‚So gefährlich würde das nicht sein.‘ Als Detmold dies vernommen, sagte er: ‚Das ist unser Mann.‘ Durch den hannöverischen Gesandten v. Bothmer ließ Detmold wegen seines Planes bei dem Erzherzog Johann, welcher der Sache längst überdrüssig war, anfragen. Der Erzherzog wie andere Freunde Detmolds erklärten sich einverstanden. Der Abgeordnete v. Bally aus Beuthen, scherzweise ‚der Pudel von Radowitz‘ genannt, ward beauftragt, Grävell die Ministerwürde anzubieten. Dieser wollte die Sache erst nicht glauben; da aber Bally ihm wiederholt versicherte, daß es Ernst sei, nahm er an. Gegen Abend sahen Reichensperger und Detmold den Herrn Grävell bereits im Frack umherfahren. Detmold ließ die Bemerkung fallen: ‚Jetzt wird das Parlament nicht erdrosselt, sondern ersäuft durch die Reden des Grävell‘ [4].

In das Parlamentsalbum hatte Reichensperger, der Frankfurt am 16. Mai verließ, den Eintrag gemacht: ‚Grundübel unserer Zeit sind die Zweifelsucht und der Indifferentismus, der Wissensdünkel und die Phrase. Die erstern zerstreuen, statt zu sammeln; die letztern nehmen Schein und Schaum für die Wesenheit und Wahrheit. Quod Deus bene vertat!‘ [5]

---

[1] Stenogr. Bericht IX, 6611. [2] Ebd. IX, 6522.

[3] Grävell ließ deshalb seine Reden drucken. Der Titel des jetzt seltenen Büchleins lautet: ‚Schluß! Schluß! Schluß! Sechs Reden des Deputirten Dr. Grävell, so in der constituirenden Reichsversammlung wegen des Schlußrufes nicht zu deren Ohren gekommen sind und deshalb nun ihren Augen vorgelegt werden — da die Beherzigung noch nicht zu spät ist —, nebst einer ausführlichen Betrachtung über ihre Wirksamkeit. Frankf. 1849.‘

[4] Die oben erzählte Episode ist meines Wissens noch von niemanden berichtet worden. Reichensperger wollte sie aufzeichnen, ist aber dazu wie überhaupt zur Niederschrift seiner Erinnerungen an 1848 nicht mehr gekommen. Ich gebe die Erzählung so, wie sie mir Reichensperger am 1. December 1878 und nochmals am 13. April 1887 mittheilte. Im Jahre 1888 hatte ich Gelegenheit, sie Max v. Gagern vorzulesen. Dieser bemerkte über Grävell: ‚In jenem Moment war bei ihm der Ehrgeiz größer als das Preußenthum.‘ Ueber Bally sagte Gagern, daß derselbe früher der Schatten von Lichnowsky gewesen sei und ein schlechtes, halbpolnisches Deutsch gesprochen habe.

[5] ‚In Frankfurt,‘ heißt es in einem undatirten Briefe Reichenspergers an die Gemahlin von Louis Brentano, ‚war die Paulskirche gegen das Ende hin ein Tollhaus.

An den heimischen Herd, dem er länger als ein Jahr hatte fern bleiben müssen, zurückgekehrt, nahm Reichensperger seine frühern Arbeiten wieder auf. Am 30. Mai trat er sein neues Amt als Kammerpräsident bei dem Landgerichte zu Köln an; bereits am 1. November ward er zum Appellationsgerichtsrathe ernannt. Am 15. Juni hatte Reichensperger in Bergheim unaufgefordert vor seinen Wählern einen Rechenschaftsbericht abgelegt, der eine günstige Aufnahme fand. Die Stimmführer der sogen. Demokraten hatten nicht gewagt, zu erscheinen.

Am 21. Juni erstattete Reichensperger in einer Versammlung zu Euskirchen über sein von demokratischer und kleindeutscher Seite heftig angegriffenes Verhalten in der Frankfurter Nationalversammlung Bericht. ‚Groß waren die Erwartungen, und wichtigen Aufschlüssen sah man entgegen,' berichtete ein Correspondent der Rheinischen Volkshalle (außerordentliche Ausgabe vom 25. Juni 1849); ‚denn man war hier gewohnt, Herrn Reichensperger als eine der hervorragendsten Persönlichkeiten zu betrachten. Diese Erwartungen haben ihre vollkommene Befriedigung gefunden. In einem beinahe zwei Stunden dauernden Vortrage führte er seinen Zuhörern ein lebendiges Bild von dem vor Augen, was er in Frankfurt erlebt; klar und deutlich zeichnete er die wichtigsten Momente jener Versammlung, wobei ihm die Versammelten mit der gespanntesten Aufmerksamkeit folgten und in allen die Ueberzeugung noch mehr befestigt wurde, daß unser Abgeordneter treu und redlich das Mandat erfüllte, was ihm von seinen Wählern war anvertraut worden. Ein einiges, großes, kräftiges Deutschland zu gründen, Bayern und Oesterreich mit einbegriffen, war damals und ist noch jetzt der heiße Wunsch jedes deutschen Mannes, der sein Vaterland liebt, und Herr Reichensperger lieferte den Beweis, wie er mit der Energie seines ganzen Wesens für die Verwirklichung dieses theuern Wunsches aufgetreten ist und nur mit ehrlichen Waffen für denselben beharrlich gestritten hat. Natürlich mußte derselbe im Laufe seines Vortrages mehrmals des Herrn v. Gagern erwähnen, und jedesmal geschah es mit Anerkennung und Hochachtung gegen denselben. Nichtsdestoweniger war es ein schmerzliches Gefühl und eine ebenso unerklärliche als unbestrittene Thatsache, wie es möglich gewesen, daß dieser v. Gagern, welcher zuerst Ordnung in die Versammlung brachte, sie zusammenhielt und als Präsident mit Geschicklichkeit leitete, später als Minister durch

In Stuttgart fing das Stück gleich als Affenkomödie an. Es ärgert mich nur, daß man dem Stuttgarter Rumpfparlament die Ehre angethan hat, mit Gewaltsamkeit ein Ende zu machen, statt es aufrecht stehend verfaulen zu lassen. Aber wie rasch heutzutage die Nemesis schreitet: Römer von denjenigen als Hochverräther erklärt, denen er die Wege ins Herz seines Landes geebnet hat, und Radowitz — wie ich eben vernehme — in Ungnade.'

sein unseliges Programm und noch mehr durch sein unnatürliches Bündniß mit der äußersten Linken, um nur das preußische Erbkaiserthum durchzubringen, deren kläglichstes Ende herbeiführen sollte. Diejenigen, welche durch die verhängnißvollen Paragraphen 2 und 3 zuerst den Zunder der Zwietracht in die Versammlung geworfen, deren Festhalten um jeden Preis und deren Durchführung vermittelst der unwürdigsten Intriguen beschlossen hatten, sie sind es, welche großentheils die Verantwortung trifft, daß wir jetzt statt Frieden und Einigkeit Haß, Zwietracht und Bürgerkrieg in mehreren Theilen unseres deutschen Vaterlandes erleben. Wie schmerzlich nun auch diese Erfahrungen sind, so geben wir uns dennoch der Hoffnung für das Zustandekommen eines einigen, großen und mächtigen Deutschlands hin, welche Herr Reichensperger bei den Versammelten hervorzurufen wußte.'

Am 26. Juli 1849 hielt er vor den Kölner Wählern zur preußischen Nationalversammlung eine Rede, in welcher er über seinen religiösen Standpunkt folgendes bemerkte: sein ‚Ultramontanismus' bestehe erstlich darin, daß er die innige Ueberzeugung in sich trage, daß die Heilmittel für unsere so tief zerrüttete, kranke Zeit nur auf dem Boden der Religion Jesu Christi zu finden seien, daß alles andere nur Palliativ sei; daß alles, was gesund und lebensfähig in den sogen. Errungenschaften, im Christenthum wurzele, welches allein der Moral die Sanction ertheile und dem Princip der Autorität, um dessen Herstellung es sich vor allem handle, eine dauernde Grundlage zu geben vermöge. Betreffs des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche erklärte er, daß das Staatskirchenthum demselben Boden entsprossen, ein Kind desselben Geistes sei, wie der Absolutismus und die Lehre vom blinden Gehorsam, daß er daher das eine mit dem andern bekämpfen werde, ohne indes je eine Trennung, geschweige denn einen Gegensatz von Kirche und Staat herbeizuführen. Endlich trat er für den Grundsatz der Gleichberechtigung der Confessionen auf[1].

Wie früher, so nahm auch jetzt die ‚liebe Kunst' den Ehrenplatz in den Mußestunden des Kölner Appellationsgerichtsrathes ein. ‚Die politische Katzenmusik, schrieb er im November 1849 an Didron, ‚weit entfernt, mich zu zerstreuen und zu betäuben, hat mir im Gegentheil meine alten Neigungen noch lieber und süßer gemacht. Für die Architektur habe ich eine sehr ergiebige Lehrzeit durchlebt, indem ich diesem politischen Thurmbau von Babel zusah, der gegenwärtig schon von allen, Meistern wie Gesellen, verlassen dasteht. Auch diesmal, wie in der Bibel, war es die Hoffart, die sie mit Ohnmacht ge-

[1] Ueber diese Rede brachte die Allgemeine Zeitung einen durchaus unzutreffenden Bericht. Der wahre Inhalt findet sich an einem Ort, wo man ihn nicht suchen sollte, bei Jürgens I, 485 in der Note.

schlagen und ihnen die Sprache verwirrt hat. In ihrer Ueberzeugung von der Allmacht ihrer Lehrsätze und Phrasen glaubten diese Himmelsstürmer mit der Bewegung ihrer Lippen alles bewirken zu können; zudem wollten sie ganz allein aufbauen, und zwar alles in einem Augenblicke. Weder die Geschichte noch die Thatsachen wurden in Frankfurt berücksichtigt, wenn sie nicht in das System paßten, welches einige von Eitelkeit aufgeblasene und nur durch den Ehrgeiz geleitete Professoren aufgestellt hatten; man schnitt alles kurz ab, indem man decretirte, anstatt selbst noch so radical zu reformiren, revolutionirte man. Anfangs ging das mit den conservativsten Absichten von der Welt, denn unsere Doctrinärs glaubten den Wogen der Leidenschaften, der Ereignisse, der Interessen mit dem Finger die Grenze vorschreiben und sie innerhalb derselben halten zu können. Auch hatte es einen Augenblick den Anschein, als würde der neue Bau sich auf einem Grunde erheben, den eine aus einer Vereinigung der widerstrebendsten Elemente hervorgegangene Majorität gelegt hätte. Aber die Freude war kurz: Dank der Gewalt der lebendigen Kräfte und der Natur der Dinge hat das Reich der Professoren nur wenige Wochen bestanden, sie selbst ließen es im Stiche, nachdem die Anarchisten sich seiner bemächtigt hatten, als eines Deckmantels für ihre verwerflichen Pläne. Seitdem haben sich die Sachen noch mehr verwirrt, und man ist bereit, sich gegenseitig zu verschlingen. Geschieht das nicht, so fehlt wenigstens nicht der Appetit dazu. Ich habe dort neben denen gesessen, die nicht wollten, daß Deutschland von einem Ende zum andern zerrissen werde, damit Preußen noch einige Fetzen verschlingen könne, auf die Gefahr eines Bürgerkrieges hin, vielleicht eines allgemeinen Krieges. Ich habe für die Ganzheit meines Vaterlandes gestritten, für die stufenweise und historische Entwicklung seiner Institutionen, für seine Befestigung auf dem Boden einer mehr moralischen als mechanischen Einheit. Gott wird alles zum Besten lenken.‘ [1]

4.

Bereits das Jahr 1850 sollte Reichensperger in die parlamentarische Arena zurückführen: am 31. Januar wählte ihn der Landkreis Köln zu seinem Vertreter im Erfurter Volkshause. Er nahm das Mandat an, ‚da die Erfurter Augustinerkirche die Coda zur Paulskirche ist‘ — wie er an Steinle schrieb —, ‚und mein Cursus politicus unvollständig bliebe, wenn ich nicht auch jene besehen hätte. Als meinen Hauptberuf erachte ich, Menschen

[1] S. Vermischte Schriften S. 548—549. Von allgemeinem Interesse ist auch das zusammenfassende Urtheil Reichenspergers über die Vorgänge von 1848/49, welches er in der Besprechung des Werkes von Jürgens niederlegte, die bereits erwähnt wurde.

und Dinge kennen zu lernen und Geschichte zu constatiren. Im übrigen denke ich: **Deus providebit**, und hoffe, daß auch diesmal unser Herrgott sich durch Majoritäten nicht die Hände wird binden lassen.'[1]

Am 16. März verließ Reichensperger den heimischen Herd und begab sich zunächst nach Mainz, wo er ‚einige ultramontane Schwarzröcke, insbesondere den Domcapitular Lennig und die Kapläne Heinrich und Moufang aufsuchte'. Er lernte bei dieser Gelegenheit auch Oskar v. Redwitz kennen. In Frankfurt verbrachte er mit Detmold und Steinle einige schöne Stunden. In Begleitung seines Bruders Peter, der gleichfalls ein Mandat erhalten hatte, traf August Reichensperger am 19. März in Erfurt ein. ‚Wir besuchten das Volks- und dann das Gasthaus, worin die Neuangekommenen sich versammelten. Hier tauchten denn nach und nach die alten, nicht immer gerade sehr erquicklichen Gesichter auf. Zu Reden kam es gottlob noch nicht. Gestern Morgen (20. März) spielte endlich die förmliche Ouverture des Stückes — das Ganze machte nichts weniger als einen erhebenden Eindruck. Ueberhaupt scheint niemand sonderlich dicke Rosinen mit sich zu führen.'

Eingehender sprach sich Reichensperger über seine damalige Stimmung in einer Reihe von Berichten aus, welche unter dem Titel ‚Denkwürdigkeiten aus Erfurt' in der ‚Deutschen Volkshalle' erschienen[2].

‚Seitdem die Springfluth der Revolution auch unser deutsches Vaterland durchströmt und die Fundamente der Throne, der ganzen staatlichen Ordnung unterwühlt, suchen die Deutschen eine Furt, um nach dem Festlande geordneter Zustände zu gelangen. Darum sandte das Volk seine Vertreter nach Frankfurt, um dort in der Wahlstadt der Kaiser die Einheit des zerklüfteten Vaterlandes zu begründen und die alte kaiserliche Herrlichkeit sowie die gebietende Weltstellung Germaniens zu erneuern. Aber die Frankfurter Versammlung hat es nicht verstanden, die freie Furt zur Einheit, Macht und Freiheit zu finden; sie hat nur dazu gedient, die Revolution permanent zu machen, indem sie die Principien der Revolution zum Gesetze erhob; sie hat nur bewirkt, daß die Spaltung Nord- und Süddeutschlands schroffer wurde; sie hat nur erreicht, daß das Ausland mit Verachtung auf unsere nutzlosen gesetzgebenden Versammlungen sieht, indem dort Kaiser ohne Recht und Gesetze, ohne Gerechtigkeit in hastiger Eile decretirt wurden. Wir hatten gehofft, daß Ordnung, Recht, Einheit dort siegen würden, aber die Partei des Rechtes, der Einheit unterlag; wir hatten geglaubt, unsere Deputirten würden den Oelzweig des Friedens mit in die heimatliche Arche bringen, aber sie brachten nur die Blutrosen der Zwietracht mit den Dornen des Bürgerkrieges. Die

[1] Steinle und Reichensperger S. 72.

[2] Die Berichte sind durch das Zeichen △ gekennzeichnet.

[illegible] von [illegible] selber [illegible] ließen [illegible] vergeblich [illegible] Besiegung [illegible]

[illegible] mit einem [illegible] nach Erfurt [illegible] Frieden gefunden werden. Das Volk [illegible] ohne [illegible], ohne Hoffnung, bloß [illegible] Die Kleindeutschen, [illegible] „[illegible]“, glauben in Erfurt auf [illegible] zur Ehre des Besitzes von [illegible] sehen im Erfurter Par- [illegible], die seit Jahrhunderten an der [illegible] gearbeitet und bald ohne Ehre [illegible]

[illegible] So viel ist aber sicher, daß [illegible] bedeutet, denn Erfurt, ehemals [illegible] dem deutschen Kriegsgotte, her und [illegible] „[illegible]“ oder „[illegible] des Krieges“. Möchte sie [illegible]

[illegible] hingestreckt an den Ufern der [illegible] des Thüringer Waldes umgeben, [illegible] der goldenen Au, verbindet Erfurt [illegible] gesunde Luft, abwechselnde Spazier- [illegible] fruchtreicher Ebenen. Der An- [illegible] immer verdient sie den Namen der [illegible] des Domes, die durch einen Blitz [illegible] schauten, als noch auf dem [illegible] neben den Klöstern in der Stadt [illegible], und [illegible] Stadtthürme die Ringmauern zierten, soll Erfurt einen prachtvollen Anblick geboten haben. Der Dom hat seine Spitzen nicht wieder erhalten, da die Neuzeit nicht fähig ist, für andere als materielle Zwecke und der eigenen Behaglichkeit zu bauen. Der Petersberg wurde in eine Citadelle und die ihrer Thürme beraubte Kirche in ein Magazin verwandelt, die Klöster aber wurden zu Kasernen, Divisionsschulen &c. gebraucht, und die alten Stadtmauern, die so manche Belagerung in den kriegerischen Zeiten des Mittelalters ausgehalten, wandelte man in einförmige Wälle und Kasematten um. Das gehört nun einmal zum Fortschritt unserer

Zeit, die ja mehr auf das Nützliche und Praktische als auf das Schöne und Erhebende sieht, und daher ist es gekommen, daß die nivellirende Kunst auch Erfurt seines mittelalterlichen Ansehens größtentheils beraubt und zu einer modernen Stadt gemacht hat, wie die übrigen Städte sind. Nur hie und da sieht man noch einige alte Häuser mit verzierten Giebeln und Erkern, die an die Größe der vergangenen Patriciergeschlechter erinnern.'

‚Die schönste Zierde Erfurts ist der Dom, der mit der St. Severuskirche auf einem Hügel liegt; die beiden Kirchen sehen wie Vater und Mutter der umliegenden Stadt aus. Der Dom ist ein massenhaftes, imposantes Gebäude, jedoch ohne Einheit des Stils, da er aus verschiedenen Zeitaltern herrührt. Seine größte Merkwürdigkeit ist das Chor mit seinen wohlerhaltenen altdeutschen bunten Glasfenstern, die ein ehrfurchteinflößendes Helldunkel über den Altar und die Chorstühle der ehemaligen Domherren verbreiten. . . . Außer diesen genannten Gegenständen bietet Erfurt wenig Bemerkenswerthes. Das alte Rathhaus, worunter man noch die mittelalterliche unterirdische Folterkammer mit allem Apparat vor mehreren Jahren beim Einreißen fand, ist vernichtet, und der alte Roland sieht von seiner Säule traurig auf den leeren Platz und die ihn umgebende neue Welt, zu der er gar nicht paßt.'

Da die demokratische Partei sich an den Wahlen nicht betheiligt hatte, waren die Gothaer in der entschiedenen Mehrheit. Großdeutsche waren im ganzen nur elf anwesend, welche auf der Rechten Platz nahmen und von den beiden Reichensperger geleitet wurden [1]. Am 25. März ward Simson zum Präsidenten ‚des Parlaments von Kleindeutschland' gewählt. Am folgenden Tage war die Wahl der Schriftführer. Unter den Erkorenen befand sich der Abgeordnete Otto v. Bismarck-Schönhausen. Nachdem Simson verkündet hatte, daß Bismarck 168 Stimmen erhalten habe [2], sagte der spätere Reichskanzler zu Reichensperger: ‚Mein seliger Vater würde sich dreimal im Grabe herumdrehen, wenn er hörte, daß ich der Schreiber eines jüdischen Gelehrten geworden bin.' [3]

---

[1] Reden der Gebrüder Reichensperger S. 89. Nach der ‚Volkshalle' 1850, Nr. 112 waren vierzehn Großdeutsche anwesend. Sie waren, wie hier mit Recht betont wird, die einzige Rechtspartei in der sonderbaren Versammlung. ‚Ob es bloßer Zufall ist, daß sie sämtlich katholisch sind, lasse ich dahingestellt sein. Man könnte wenigstens der katholischen Kirche in politischer Beziehung kein größeres Compliment machen, als wenn man behauptete, sie seien für das Recht und müßten für das Recht sein, eben weil sie katholisch wären.'

[2] Stenogr. Bericht über die Verhandlungen des deutschen Parlaments zu Erfurt S. 65.

[3] S. Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier II (Breslau 1895), 10.

Frankfurter Versammlung begann trotz der Mahnung des Bischofs von Münster ohne Gott und wollte sich nach den Worten des Raveaux selber helfen; sie hat geendet, wie es ihr vorausgesagt ist: die Bauleute liefen in Verwirrung der Sprachen auseinander, und all ihr Bauen ist vergeblich gewesen, da niemand sich an die einst so gepriesene Frankfurter Verfassung erinnert.'

‚Da es mit dem Ganzen nicht ging, so will man es jetzt mit einem Theile versuchen. Auf Befehl der Gewaltigen mußte das Volk nach Erfurt wählen; denn dort soll die Furt zum Frieden gefunden werden. Das Volk hat gewählt, aber nur in geringer Anzahl, ohne Eifer, ohne Hoffnung, bloß aus Gehorsam; ein großer Theil ist gar nicht vertreten. Die Kleindeutschen, die eigentlichen Anstifter dieses „Krüppelparlaments", glauben in Erfurt auf dem unblutigen Wege endloser Kammerdebatten zur Ehre des Besitzes von ganz Deutschland fortzuschreiten; die Großdeutschen sehen im Erfurter Parlament die letzten Bemühungen einer Partei, die seit Jahrhunderten an der Zersplitterung und Erniedrigung Deutschlands gearbeitet und bald ohne Ehre fortgehen wird vom Schauplatze der Geschichte.'

‚Die Zukunft wird beweisen, wer recht hat. So viel ist aber sicher, daß schon der Name dieses Ortes nicht viel Gutes bedeutet, denn Erfurt, ehemals Eresfurt, leitet seinen Namen von Er, dem deutschen Kriegsgotte, her und heißt daher eigentlich „Kriegsfurt" oder „Furt des Krieges". Möchte sie Nomen, nicht Omen sein!'

‚Die Lage von Erfurt ist reizend. Lang hingestreckt an den Ufern der Gera, auf zwei Seiten von den Vorbergen des Thüringer Waldes umgeben, auf den andern Seiten hinschauend nach der goldenen Au, verbindet Erfurt die Annehmlichkeiten der Gebirgsgegenden, gesunde Luft, abwechselnde Spaziergänge, liebliche Fernsichten, mit dem Nutzen fruchtreicher Ebenen. Der Anblick der Stadt ist ein freundlicher. Noch immer verdient sie den Namen der „thurmreichen". Als noch die drei Spitzen des Domes, die durch einen Blitz entzündet wurden, hoch über die Umgebung schauten, als noch auf dem Petersberge die Benediktinerabtei-Kirche nebst den Klöstern in der Stadt standen, und viele seitdem abgetragene Stadtthürme die Ringmauern zierten, soll Erfurt einen prachtvollen Anblick geboten haben. Der Dom hat seine Spitzen nicht wieder erhalten, da die Neuzeit nicht fähig ist, für andere als industrielle Zwecke und der eigenen Behaglichkeit zu bauen. Der Petersberg wurde in eine Citadelle und die ihrer Thürme beraubte Kirche in ein Magazin verwandelt, die Klöster aber wurden zu Kasernen, Divisionsschulen 2c. gebraucht, und die alten Stadtmauern, die so manche Belagerung in den kriegerischen Zeiten des Mittelalters ausgehalten, wandelte man in einförmige Wälle und Kasematten um. Das gehört nun einmal zum Fortschritt unserer

Zeit, die ja mehr auf das Nützliche und Praktische als auf das Schöne und Erhebende sieht, und daher ist es gekommen, daß die nivellirende Kunst auch Erfurt seines mittelalterlichen Ansehens größtentheils beraubt und zu einer modernen Stadt gemacht hat, wie die übrigen Städte sind. Nur hie und da sieht man noch einige alte Häuser mit verzierten Giebeln und Erkern, die an die Größe der vergangenen Patriciergeschlechter erinnern.'

,Die schönste Zierde Erfurts ist der Dom, der mit der St. Severuskirche auf einem Hügel liegt; die beiden Kirchen sehen wie Vater und Mutter der umliegenden Stadt aus. Der Dom ist ein massenhaftes, imposantes Gebäude, jedoch ohne Einheit des Stils, da er aus verschiedenen Zeitaltern herrührt. Seine größte Merkwürdigkeit ist das Chor mit seinen wohlerhaltenen altdeutschen bunten Glasfenstern, die ein ehrfurchteinflößendes Helldunkel über den Altar und die Chorstühle der ehemaligen Domherren verbreiten. . . . Außer diesen genannten Gegenständen bietet Erfurt wenig Bemerkenswerthes. Das alte Rathhaus, worunter man noch die mittelalterliche unterirdische Folterkammer mit allem Apparat vor mehreren Jahren beim Einreißen fand, ist vernichtet, und der alte Roland sieht von seiner Säule traurig auf den leeren Platz und die ihn umgebende neue Welt, zu der er gar nicht paßt.'

Da die demokratische Partei sich an den Wahlen nicht betheiligt hatte, waren die Gothaer in der entschiedenen Mehrheit. Großdeutsche waren im ganzen nur elf anwesend, welche auf der Rechten Platz nahmen und von den beiden Reichensperger geleitet wurden [1]. Am 25. März ward Simson zum Präsidenten ,des Parlaments von Kleindeutschland' gewählt. Am folgenden Tage war die Wahl der Schriftführer. Unter den Erkorenen befand sich der Abgeordnete Otto v. Bismarck-Schönhausen. Nachdem Simson verkündet hatte, daß Bismarck 168 Stimmen erhalten habe [2], sagte der spätere Reichskanzler zu Reichensperger: ,Mein seliger Vater würde sich dreimal im Grabe herumdrehen, wenn er hörte, daß ich der Schreiber eines jüdischen Gelehrten geworden bin.' [3]

---

[1] Reden der Gebrüder Reichensperger S. 89. Nach der ,Volkshalle' 1850, Nr. 112 waren vierzehn Großdeutsche anwesend. Sie waren, wie hier mit Recht betont wird, die einzige Rechtspartei in der sonderbaren Versammlung. ,Ob es bloßer Zufall ist, daß sie sämtlich katholisch sind, lasse ich dahingestellt sein. Man könnte wenigstens der katholischen Kirche in politischer Beziehung kein größeres Compliment machen, als wenn man behauptete, sie seien für das Recht und müßten für das Recht sein, eben weil sie katholisch wären.'

[2] Stenogr. Bericht über die Verhandlungen des deutschen Parlaments zu Erfurt S. 65.

[3] S. Poschinger, Bismark und die Parlamentarier II (Breslau 1895), 10.

Zweck des Bundesstaates beschränkt und sie in die Gefahr setzt, dem Despotismus einer Soldatenherrschaft oder der Raubgier des Communismus zum Opfer zu fallen.

‚Die Wohlfahrt des einigen, des ganzen Deutschlands soll unser Banner sein, und mit ehrlichen Waffen, mit offenem Visir wollen wir unter ihm kämpfen, festhaltend an unserem Mandat, das wir ohne Pflichtverletzung nicht auf ein minderes als das ganze Deutschland beschränken könnten.

‚Das ganze Deutschland, das uns im Süden und Südwesten mit seinen Alpenfesten gegen die romanischen Völker deckt, das uns im Süden und Osten das Adriatische Meer, das Donauthal und die Levante öffnet, das allein uns die Aussicht gewährt, der Arbeit ihren Lohn und dem gesamten Vaterlande einen dem Reichthum seines Bodens wie der Kraft und Intelligenz seiner Bewohner entsprechenden Wohlstand zu sichern.

‚Mit der Vermittlung sind vorläufig beauftragt: v. Beisler aus München, Detmold aus Hannover, Edel aus Würzburg, Gombart aus München, Perthaler aus Wien, A. Reichensperger aus Köln, Wuttke aus Leipzig.‘

‚Daß es in der Politik drunter und drüber geht,‘ bemerkt Reichensperger in einem Briefe vom 30. April, ‚und niemand weiß, was die nächste Woche, ja der nächste Tag bringt, brauche ich nicht erst zu versichern. Jedenfalls scheint indes doch der Erbkaiser in die Brüche gegangen zu sein.‘ Letzteres wollte freilich die kleindeutsche Partei noch immer nicht glauben. Als König Friedrich Wilhelm IV. durch eine Note vom 28. April endgiltig die Kaiserkrone ablehnte, antwortete das Parlament am 4. Mai durch folgenden Beschluß: ‚Am 22. August tritt auf Grund der beschlossenen Verfassung der erste Reichstag zusammen, wozu die Wahlen am 15. Juli vorzunehmen sind; will der König von Preußen die neue Reichsverfassung nicht anerkennen, will er nicht Oberhaupt des Reiches sein, so soll der mächtigste Fürst nach ihm Reichsstatthalter werden!‘

Reichensperger, welcher mit seiner Gemahlin den Hochzeitstag (3. Mai) in Koblenz gefeiert hatte, langte in Frankfurt an, als dieser verhängnißvolle Beschluß bereits gefaßt war. Er berichtet darüber seiner Gemahlin: ‚So schwer es mir gestern gefallen ist, meinem ursprünglichen Vorsatz treu zu bleiben, so sehr würde ich es heute bedauert haben, nicht abgereist zu sein. Als ich [gestern] um 10 Uhr [abends] hier eintraf, vernahm ich, daß vor etwa einer halben Stunde erst die Sitzung geschlossen worden und ein wichtiger Beschluß mit zwei Stimmen Majorität gefaßt worden sei, ein Beschluß, der wahrscheinlich den Bruch mit der preußischen Regierung herbeiführen wird. Es war mithin schon fatal genug, daß ich ge-

schwänzt hatte; ich tröste mich indes mit der mir ertheilten Versicherung, daß, wenn der gefaßte Beschluß nicht die Majorität erhalten hätte, ein viel gewaltsamerer durchgegangen sein würde. Heute Morgen hatten wir, insbesondere die Bayern, eine Privatversammlung, wo über den Austritt der letztern berathen wurde, und demnächst über unsern großdeutschen Verein, in betreff welches man meine Rückkehr erwartet hatte. Ungeachtet vielfachen Einspruchs beharrte eine Anzahl Bayern (unter andern Lasaulx, Phillips u. s. w.) dabei, aus dem Parlament auszutreten; wir andern wollen erst noch die Antwort der preußischen Regierung auf den gestrigen Beschluß abwarten, ehe wir uns entscheiden. — Habe du nur keinerlei Sorgen und halte dich frisch obendrauf; namentlich laß dich durch keinerlei Gerüchte anfechten, die jetzt wie Rübsaat aufschießen. Seit einem Jahre hatten wir ja schon Gelegenheit genug, uns im Vertrauen auf die Vorsehung zu üben, die ja auch bisheran noch immer die Hand über uns gehalten hat.'

Mit dem Parlament ging es seit dem 4. Mai schnell zu Ende. Die bedenklichsten Auftritte waren an der Tagesordnung[1]. ‚Die heutige Sitzung', meldet Reichensperger am 7. Mai, ‚war wieder so ein Exemplar, wie wir sie im vorigen Jahr in schönster Auswahl hatten: stürmisch und gepfeffert im höchsten Grade, so daß einmal auf eine halbe Stunde ausgesetzt werden mußte, um die Gemüther zu calmiren. Die Linke ritt, den Märzvereinsgästen zu Ehren, die sich alle in der Sitzung befanden, ihre stattlichsten Paradepferde vor und donnerte und insultirte nach Herzenslust. Namentlich galt es Gagern, der nun wohl mit jener Partei wieder ganz gebrochen hat. In seiner Haut möchte ich um Gott weiß wieviel nicht stecken; er kann nicht vorwärts und nicht zurück; er kann die Gespenster nicht wieder bannen, die er in einer unbewachten Stunde heraufbeschwören half. Zu einem Putsch scheint hier keine gegründete Aussicht zu sein, so groß auch der Appetit darauf ist. Die energische Haltung Preußens macht die Vögel doch etwas bedenklich. — Das Ausreißen nimmt übrigens schon gewaltig überhand.'

Auch Reichensperger war entschlossen, der Versammlung den Rücken zu kehren, die unaufhaltsam der Revolution zueilte; vergebens suchte man ihn noch in letzter Stunde zu halten, indem man ihm das Justizministerium anbot, welches dann sein Freund Detmold übernahm. ‚Wie die Sachen hier stehen,' betonte er am 8. Mai, ‚ist es sehr wahrscheinlich, daß ich nicht bis zum 1. Juni hier mitspielen werde, da sich alles mehr und mehr überstürzt und es so nicht lange mehr fortgehen kann.'

Auswärts waren die schlimmsten Dinge über die Lage in Frankfurt verbreitet. Deshalb glaubte Reichensperger am 9. Mai seine Frau beruhigen

[1] Vgl. Jürgens II, 2, 442 f. und Wichmann, Erinnerungen S. 412 f.

zu müssen. ‚Da ohne Zweifel das Gerücht nicht ermüden wird, von Frankfurter Abenteuern zu erzählen, so melde ich dir hiermit zu deiner Beruhigung, daß allem Anscheine nach hier nichts zu befürchten ist. Für jeden Fall sind Vorsichtsmaßregeln getroffen. Sei also um meinetwillen nicht besorgt.‘

Einen Tag später wiederholte er: ‚Lediglich um keine Beunruhigung, wenigstens keine überflüssige, bei dir aufkommen zu lassen, melde ich dir auch heute wieder, daß ich comme à l'ordinaire auf meinen zwei Beinen umherwandle. Ein heute in der Nationalversammlung gefaßter Beschluß veranlaßt mich, in diesen Tagen auszutreten, so daß ich hoffe, bald bei euch zu sitzen. Wann, kann ich so genau noch nicht sagen, da ich nicht gerne isolirt handle und noch manches abzuwarten und anzuordnen ist. Das Ministerium Gagern konnte sich nicht mehr halten. Wie ein anderes Ministerium zu stande zu bringen ist, kann ich noch nicht einsehen. Der Reichsverweser ist recht übel daran.‘

Am 12. Mai meldet Reichensperger, er hoffe, sich ‚in der ersten Hälfte der nächsten Woche mit eigenen Augen davon überzeugen zu können‘, wie es mit seinen erkrankten Kindern stehe. ‚Ich werde nicht wieder nach Frankfurt zurückkehren, da hier dem Vaterland kein Heil mehr erwachsen kann. Ganz Unerwartetes nur könnte mich von meinem Entschlusse abbringen.‘ Am folgenden Tage reichte er die Erklärung seines Austrittes ein. Sie lautet:

‚Hohes Präsidium! Die Nationalversammlung hat ihr Mandat, eine Verfassung für ganz Deutschland zu stande zu bringen, verletzt, indem sie eine Verfassung errichtet hat, welche durch die thatsächliche Ausschließung von Deutschösterreich die Theilung Deutschlands in sich trägt. Sie ist sodann durch die überdies noch im Widerspruch mit der von ihr selbst beschlossenen Verfassung erlassenen Beschlüsse vom 8. April und 4. Mai d. J., sowie durch den Beschluß vom 10. d. Mts. auf das Gebiet der vollziehenden Gewalt übergetreten und hat damit ihre rechtliche Grundlage verlassen. — In Anbetracht dessen und da nach Lage der Verhältnisse jede Aussicht geschwunden ist, daß eine Umkehr auf der betretenen Bahn statthaben werde, hält der Unterzeichnete es für Pflicht, sein Mandat als Abgeordneter, wie hiermit geschieht, niederzulegen. Frankfurt am Main, den 13. Mai 1849. Hochachtungsvoll zeichnet A. Reichensperger.‘

Diese Austrittsanzeige ward dem Parlament erst am 16. Mai mitgetheilt [1]. In derselben Sitzung kam ein Schreiben des Reichsverwesers Erzherzog Johann zur Verlesung, des Inhalts, daß an Stelle des abtretenden

[1] Dies veranlaßte Reichensperger, durch eine ‚Koblenz, den 17. Mai 1849‘ datirte Erklärung festzustellen, daß seine motivirte Austrittsanzeige bereits am 14. Mai dem Präsidium zugehändigt worden war.

interimistischen Ministers des Innern Heinrich v. Gagern der königlich preußische Geheime Justizrath Dr. Gräbell aus Frankfurt an der Oder zum Minister des Innern und einstweiligen Vorsitzenden im Ministerrathe ernannt sei [1]. Reichensperger war Zeuge gewesen, wie der Plan entstand, diesem Manne zu seiner Würde zu verhelfen. Es war am 11. Mai, als Raveaux in einer pathetischen Rede ausrief: ‚Meine Herren, der Bürgerkrieg ist da, die Ehre Deutschlands ist befleckt und beschimpft in Dresden!‘ [2] Zu dem Worte ‚Der Bürgerkrieg ist da‘ bemerkte Gräbell, ein alter, schmächtiger Herr, der stets gern geredet hätte, dem aber oft das Wort abgeschnitten wurde [3]: ‚So gefährlich würde das nicht sein.‘ Als Detmold dies vernommen, sagte er: ‚Das ist unser Mann.‘ Durch den hannöverischen Gesandten v. Bothmer ließ Detmold wegen seines Planes bei dem Erzherzog Johann, welcher der Sache längst überdrüssig war, anfragen. Der Erzherzog wie andere Freunde Detmolds erklärten sich einverstanden. Der Abgeordnete v. Bally aus Beuthen, scherzweise ‚der Pudel von Radowitz‘ genannt, ward beauftragt, Gräbell die Ministerwürde anzubieten. Dieser wollte die Sache erst nicht glauben; da aber Bally ihm wiederholt versicherte, daß es Ernst sei, nahm er an. Gegen Abend sahen Reichensperger und Detmold den Herrn Gräbell bereits im Frack umherfahren. Detmold ließ die Bemerkung fallen: ‚Jetzt wird das Parlament nicht erdrosselt, sondern ersäuft durch die Reden des Gräbell‘ [4].

In das Parlamentsalbum hatte Reichensperger, der Frankfurt am 16. Mai verließ, den Eintrag gemacht: ‚Grundübel unserer Zeit sind die Zweifelsucht und der Indifferentismus, der Wissensdünkel und die Phrase. Die erstern zerstreuen, statt zu sammeln; die letztern nehmen Schein und Schaum für die Wesenheit und Wahrheit. Quod Deus bene vertat!‘ [5]

---

[1] Stenogr. Bericht IX, 6611. [2] Ebd. IX, 6522.

[3] Gräbell ließ deshalb seine Reden drucken. Der Titel des jetzt seltenen Büchleins lautet: ‚Schluß! Schluß! Schluß! Sechs Reden des Deputirten Dr. Gräbell, so in der constituirenden Reichsversammlung wegen des Schlußrufes nicht zu deren Ohren gekommen sind und deshalb nun ihren Augen vorgelegt werden — da die Beherzigung noch nicht zu spät ist —, nebst einer ausführlichen Betrachtung über ihre Wirksamkeit. Frankf. 1849.‘

[4] Die oben erzählte Episode ist meines Wissens noch von niemanden berichtet worden. Reichensperger wollte sie aufzeichnen, ist aber dazu wie überhaupt zur Niederschrift seiner Erinnerungen an 1848 nicht mehr gekommen. Ich gebe die Erzählung so, wie sie mir Reichensperger am 1. December 1878 und nochmals am 13. April 1887 mittheilte. Im Jahre 1888 hatte ich Gelegenheit, sie Max v. Gagern vorzulesen. Dieser bemerkte über Gräbell: ‚In jenem Moment war bei ihm der Ehrgeiz größer als das Preußenthum.‘ Ueber Bally sagte Gagern, daß derselbe früher der Schatten von Lichnowsky gewesen sei und ein schlechtes, halbpolnisches Deutsch gesprochen habe.

[5] ‚In Frankfurt,‘ heißt es in einem undatirten Briefe Reichenspergers an die Gemahlin von Louis Brentano, ‚war die Paulskirche gegen das Ende hin ein Tollhaus.

An den heimischen Herd, dem er länger als ein Jahr hatte fern bleiben müssen, zurückgekehrt, nahm Reichensperger seine frühern Arbeiten wieder auf. Am 30. Mai trat er sein neues Amt als Kammerpräsident bei dem Landgerichte zu Köln an; bereits am 1. November ward er zum Appellationsgerichtsrathe ernannt. Am 15. Juni hatte Reichensperger in Bergheim unaufgefordert vor seinen Wählern einen Rechenschaftsbericht abgelegt, der eine günstige Aufnahme fand. Die Stimmführer der sogen. Demokraten hatten nicht gewagt, zu erscheinen.

Am 21. Juni erstattete Reichensperger in einer Versammlung zu Euskirchen über sein von demokratischer und kleindeutscher Seite heftig angegriffenes Verhalten in der Frankfurter Nationalversammlung Bericht. ‚Groß waren die Erwartungen, und wichtigen Aufschlüssen sah man entgegen,‘ berichtete ein Correspondent der Rheinischen Volkshalle (außerordentliche Ausgabe vom 25. Juni 1849); ‚denn man war hier gewohnt, Herrn Reichensperger als eine der hervorragendsten Persönlichkeiten zu betrachten. Diese Erwartungen haben ihre vollkommene Befriedigung gefunden. In einem beinahe zwei Stunden dauernden Vortrage führte er seinen Zuhörern ein lebendiges Bild von dem vor Augen, was er in Frankfurt erlebt; klar und deutlich zeichnete er die wichtigsten Momente jener Versammlung, wobei ihm die Versammelten mit der gespanntesten Aufmerksamkeit folgten und in allen die Ueberzeugung noch mehr befestigt wurde, daß unser Abgeordneter treu und redlich das Mandat erfüllte, was ihm von seinen Wählern war anvertraut worden. Ein einiges, großes, kräftiges Deutschland zu gründen, Bayern und Oesterreich mit einbegriffen, war damals und ist noch jetzt der heiße Wunsch jedes deutschen Mannes, der sein Vaterland liebt, und Herr Reichensperger lieferte den Beweis, wie er mit der Energie seines ganzen Wesens für die Verwirklichung dieses theuern Wunsches aufgetreten ist und nur mit ehrlichen Waffen für denselben beharrlich gestritten hat. Natürlich mußte derselbe im Laufe seines Vortrages mehrmals des Herrn v. Gagern erwähnen, und jedesmal geschah es mit Anerkennung und Hochachtung gegen denselben. Nichtsdestoweniger war es ein schmerzliches Gefühl und eine ebenso unerklärliche als unbestrittene Thatsache, wie es möglich gewesen, daß dieser v. Gagern, welcher zuerst Ordnung in die Versammlung brachte, sie zusammenhielt und als Präsident mit Geschicklichkeit leitete, später als Minister durch

In Stuttgart fing das Stück gleich als Affenkomödie an. Es ärgert mich nur, daß man dem Stuttgarter Rumpfparlament die Ehre angethan hat, mit Gewaltsamkeit ein Ende zu machen, statt es aufrecht stehend verfaulen zu lassen. Aber wie rasch heutzutage die Nemesis schreitet: Römer von denjenigen als Hochverräther erklärt, denen er die Wege ins Herz seines Landes geebnet hat, und Radowitz — wie ich eben vernehme — in Ungnade.‘

sein unseliges Programm und noch mehr durch sein unnatürliches Bündniß mit der äußersten Linken, um nur das preußische Erbkaiserthum durchzubringen, deren kläglichstes Ende herbeiführen sollte. Diejenigen, welche durch die verhängnißvollen Paragraphen 2 und 3 zuerst den Zunder der Zwietracht in die Versammlung geworfen, deren Festhalten um jeden Preis und deren Durchführung vermittelst der unwürdigsten Intriguen beschlossen hatten, sie sind es, welche großentheils die Verantwortung trifft, daß wir jetzt statt Frieden und Einigkeit Haß, Zwietracht und Bürgerkrieg in mehreren Theilen unseres deutschen Vaterlandes erleben. Wie schmerzlich nun auch diese Erfahrungen sind, so geben wir uns dennoch der Hoffnung für das Zustandekommen eines einigen, großen und mächtigen Deutschlands hin, welche Herr Reichensperger bei den Versammelten hervorzurufen wußte.'

Am 26. Juli 1849 hielt er vor den Kölner Wählern zur preußischen Nationalversammlung eine Rede, in welcher er über seinen religiösen Standpunkt folgendes bemerkte: sein ‚Ultramontanismus' bestehe erstlich darin, daß er die innige Ueberzeugung in sich trage, daß die Heilmittel für unsere so tief zerrüttete, kranke Zeit nur auf dem Boden der Religion Jesu Christi zu finden seien, daß alles andere nur Palliativ sei; daß alles, was gesund und lebensfähig in den sogen. Errungenschaften, im Christenthum wurzele, welches allein der Moral die Sanction ertheile und dem Princip der Autorität, um dessen Herstellung es sich vor allem handle, eine dauernde Grundlage zu geben vermöge. Betreffs des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche erklärte er, daß das Staatskirchenthum demselben Boden entsprossen, ein Kind desselben Geistes sei, wie der Absolutismus und die Lehre vom blinden Gehorsam, daß er daher das eine mit dem andern bekämpfen werde, ohne indes je eine Trennung, geschweige denn einen Gegensatz von Kirche und Staat herbeizuführen. Endlich trat er für den Grundsatz der Gleichberechtigung der Confessionen auf[1].

Wie früher, so nahm auch jetzt die ‚liebe Kunst' den Ehrenplatz in den Mußestunden des Kölner Appellationsgerichtsrathes ein. ‚Die politische Katzenmusik, schrieb er im November 1849 an Didron, ‚weit entfernt, mich zu zerstreuen und zu betäuben, hat mir im Gegentheil meine alten Neigungen noch lieber und süßer gemacht. Für die Architektur habe ich eine sehr ergiebige Lehrzeit durchlebt, indem ich diesem politischen Thurmbau von Babel zusah, der gegenwärtig schon von allen, Meistern wie Gesellen, verlassen dasteht. Auch diesmal, wie in der Bibel, war es die Hoffart, die sie mit Ohnmacht ge-

[1] Ueber diese Rede brachte die Allgemeine Zeitung einen durchaus unzutreffenden Bericht. Der wahre Inhalt findet sich an einem Ort, wo man ihn nicht suchen sollte, bei Jürgens I, 485 in der Note.

schlagen und ihnen die Sprache verwirrt hat. In ihrer Ueberzeugung von der Allmacht ihrer Lehrsätze und Phrasen glaubten diese Himmelsstürmer mit der Bewegung ihrer Lippen alles bewirken zu können; zudem wollten sie ganz allein aufbauen, und zwar alles in einem Augenblicke. Weder die Geschichte noch die Thatsachen wurden in Frankfurt berücksichtigt, wenn sie nicht in das System paßten, welches einige von Eitelkeit aufgeblasene und nur durch den Ehrgeiz geleitete Professoren aufgestellt hatten; man schnitt alles kurz ab, indem man decretirte, anstatt selbst noch so radical zu reformiren, revolutionirte man. Anfangs ging das mit den conservativsten Absichten von der Welt, denn unsere Doctrinärs glaubten den Wogen der Leidenschaften, der Ereignisse, der Interessen mit dem Finger die Grenze vorschreiben und sie innerhalb derselben halten zu können. Auch hatte es einen Augenblick den Anschein, als würde der neue Bau sich auf einem Grunde erheben, den eine aus einer Vereinigung der widerstrebendsten Elemente hervorgegangene Majorität gelegt hätte. Aber die Freude war kurz: Dank der Gewalt der lebendigen Kräfte und der Natur der Dinge hat das Reich der Professoren nur wenige Wochen bestanden, sie selbst ließen es im Stiche, nachdem die Anarchisten sich seiner bemächtigt hatten, als eines Deckmantels für ihre verwerflichen Pläne. Seitdem haben sich die Sachen noch mehr verwirrt, und man ist bereit, sich gegenseitig zu verschlingen. Geschieht das nicht, so fehlt wenigstens nicht der Appetit dazu. Ich habe dort neben denen gesessen, die nicht wollten, daß Deutschland von einem Ende zum andern zerrissen werde, damit Preußen noch einige Fetzen verschlingen könne, auf die Gefahr eines Bürgerkrieges hin, vielleicht eines allgemeinen Krieges. Ich habe für die Ganzheit meines Vaterlandes gestritten, für die stufenweise und historische Entwicklung seiner Institutionen, für seine Befestigung auf dem Boden einer mehr moralischen als mechanischen Einheit. Gott wird alles zum Besten lenken.‘ [1]

4.

Bereits das Jahr 1850 sollte Reichensperger in die parlamentarische Arena zurückführen: am 31. Januar wählte ihn der Landkreis Köln zu seinem Vertreter im Erfurter Volkshause. Er nahm das Mandat an, ‚da die Erfurter Augustinerkirche die Coda zur Paulskirche ist‘ — wie er an Steinle schrieb —, ‚und mein Cursus politicus unvollständig bliebe, wenn ich nicht auch jene besehen hätte. Als meinen Hauptberuf erachte ich, Menschen

[1] S. Vermischte Schriften S. 548—549. Von allgemeinem Interesse ist auch das zusammenfassende Urtheil Reichenspergers über die Vorgänge von 1848/49, welches er in der Besprechung des Werkes von Jürgens niederlegte, die bereits erwähnt wurde.

und Dinge kennen zu lernen und Geschichte zu constatiren. Im übrigen denke ich: **Deus providebit**, und hoffe, daß auch diesmal unser Herrgott sich durch Majoritäten nicht die Hände wird binden lassen.' [1]

Am 16. März verließ Reichensperger den heimischen Herd und begab sich zunächst nach Mainz, wo er ,einige ultramontane Schwarzröcke, insbesondere den Domcapitular Lennig und die Kapläne Heinrich und Moufang aufsuchte'. Er lernte bei dieser Gelegenheit auch Oskar v. Redwitz kennen. In Frankfurt verbrachte er mit Detmold und Steinle einige schöne Stunden. In Begleitung seines Bruders Peter, der gleichfalls ein Mandat erhalten hatte, traf August Reichensperger am 19. März in Erfurt ein. ,Wir besuchten das Volks- und dann das Gasthaus, worin die Neuangekommenen sich versammelten. Hier tauchten denn nach und nach die alten, nicht immer gerade sehr erquicklichen Gesichter auf. Zu Reden kam es gottlob noch nicht. Gestern Morgen (20. März) spielte endlich die förmliche Ouverture des Stückes — das Ganze machte nichts weniger als einen erhebenden Eindruck. Ueberhaupt scheint niemand sonderlich dicke Rosinen mit sich zu führen.'

Eingehender sprach sich Reichensperger über seine damalige Stimmung in einer Reihe von Berichten aus, welche unter dem Titel ,Denkwürdigkeiten aus Erfurt' in der ,Deutschen Volkshalle' erschienen [2].

,Seitdem die Springfluth der Revolution auch unser deutsches Vaterland durchströmt und die Fundamente der Throne, der ganzen staatlichen Ordnung unterwühlt, suchen die Deutschen eine Furt, um nach dem Festlande geordneter Zustände zu gelangen. Darum sandte das Volk seine Vertreter nach Frankfurt, um dort in der Wahlstadt der Kaiser die Einheit des zerklüfteten Vaterlandes zu begründen und die alte kaiserliche Herrlichkeit sowie die gebietende Weltstellung Germaniens zu erneuern. Aber die Frankfurter Versammlung hat es nicht verstanden, die freie Furt zur Einheit, Macht und Freiheit zu finden; sie hat nur dazu gedient, die Revolution permanent zu machen, indem sie die Principien der Revolution zum Gesetze erhob; sie hat nur bewirkt, daß die Spaltung Nord- und Süddeutschlands schroffer wurde; sie hat nur erreicht, daß das Ausland mit Verachtung auf unsere nutzlosen gesetzgebenden Versammlungen sieht, indem dort Kaiser ohne Recht und Gesetze, ohne Gerechtigkeit in hastiger Eile decretirt wurden. Wir hatten gehofft, daß Ordnung, Recht, Einheit dort siegen würden, aber die Partei des Rechtes, der Einheit unterlag; wir hatten geglaubt, unsere Deputirten würden den Oelzweig des Friedens mit in die heimatliche Arche bringen, aber sie brachten nur die Blutrosen der Zwietracht mit den Dornen des Bürgerkrieges. Die

---

[1] Steinle und Reichensperger S. 72.

[2] Die Berichte sind durch das Zeichen △ gekennzeichnet.

Frankfurter Versammlung begann trotz der Mahnung des Bischofs von Münster ohne Gott und wollte sich nach den Worten des Raveaux selber helfen; sie hat geendet, wie es ihr vorausgesagt ist: die Bauleute liefen in Verwirrung der Sprachen auseinander, und all ihr Bauen ist vergeblich gewesen, da niemand sich an die einst so gepriesene Frankfurter Verfassung erinnert.'

‚Da es mit dem Ganzen nicht ging, so will man es jetzt mit einem Theile versuchen. Auf Befehl der Gewaltigen mußte das Volk nach Erfurt wählen; denn dort soll die Furt zum Frieden gefunden werden. Das Volk hat gewählt, aber nur in geringer Anzahl, ohne Eifer, ohne Hoffnung, bloß aus Gehorsam; ein großer Theil ist gar nicht vertreten. Die Kleindeutschen, die eigentlichen Anstifter dieses „Krüppelparlaments", glauben in Erfurt auf dem unblutigen Wege endloser Kammerdebatten zur Ehre des Besitzes von ganz Deutschland fortzuschreiten; die Großdeutschen sehen im Erfurter Parlament die letzten Bemühungen einer Partei, die seit Jahrhunderten an der Zersplitterung und Erniedrigung Deutschlands gearbeitet und bald ohne Ehre fortgehen wird vom Schauplatze der Geschichte.'

‚Die Zukunft wird beweisen, wer recht hat. So viel ist aber sicher, daß schon der Name dieses Ortes nicht viel Gutes bedeutet, denn Erfurt, ehemals Eresfurt, leitet seinen Namen von Er, dem deutschen Kriegsgotte, her und heißt daher eigentlich „Kriegsfurt" oder „Furt des Krieges". Möchte sie Nomen, nicht Omen sein!'

‚Die Lage von Erfurt ist reizend. Lang hingestreckt an den Ufern der Gera, auf zwei Seiten von den Vorbergen des Thüringer Waldes umgeben, auf den andern Seiten hinschauend nach der goldenen Au, verbindet Erfurt die Annehmlichkeiten der Gebirgsgegenden, gesunde Luft, abwechselnde Spaziergänge, liebliche Fernsichten, mit dem Nutzen fruchtreicher Ebenen. Der Anblick der Stadt ist ein freundlicher. Noch immer verdient sie den Namen der „thurmreichen". Als noch die drei Spitzen des Domes, die durch einen Blitz entzündet wurden, hoch über die Umgebung schauten, als noch auf dem Petersberge die Benediktinerabtei-Kirche nebst den Klöstern in der Stadt standen, und viele seitdem abgetragene Stadtthürme die Ringmauern zierten, soll Erfurt einen prachtvollen Anblick geboten haben. Der Dom hat seine Spitzen nicht wieder erhalten, da die Neuzeit nicht fähig ist, für andere als industrielle Zwecke und der eigenen Behaglichkeit zu bauen. Der Petersberg wurde in eine Citadelle und die ihrer Thürme beraubte Kirche in ein Magazin verwandelt, die Klöster aber wurden zu Kasernen, Divisionsschulen rc. gebraucht, und die alten Stadtmauern, die so manche Belagerung in den kriegerischen Zeiten des Mittelalters ausgehalten, wandelte man in einförmige Wälle und Kasematten um. Das gehört nun einmal zum Fortschritt unserer

Zeit, die ja mehr auf das Nützliche und Praktische als auf das Schöne und Erhebende sieht, und daher ist es gekommen, daß die nivellirende Kunst auch Erfurt seines mittelalterlichen Ansehens größtentheils beraubt und zu einer modernen Stadt gemacht hat, wie die übrigen Städte sind. Nur hie und da sieht man noch einige alte Häuser mit verzierten Giebeln und Erkern, die an die Größe der vergangenen Patriciergeschlechter erinnern.‘

‚Die schönste Zierde Erfurts ist der Dom, der mit der St. Severuskirche auf einem Hügel liegt; die beiden Kirchen sehen wie Vater und Mutter der umliegenden Stadt aus. Der Dom ist ein massenhaftes, imposantes Gebäude, jedoch ohne Einheit des Stils, da er aus verschiedenen Zeitaltern herrührt. Seine größte Merkwürdigkeit ist das Chor mit seinen wohlerhaltenen altdeutschen bunten Glasfenstern, die ein ehrfurchteinflößendes Helldunkel über den Altar und die Chorstühle der ehemaligen Domherren verbreiten. . . . Außer diesen genannten Gegenständen bietet Erfurt wenig Bemerkenswerthes. Das alte Rathhaus, worunter man noch die mittelalterliche unterirdische Folterkammer mit allem Apparat vor mehreren Jahren beim Einreißen fand, ist vernichtet, und der alte Roland sieht von seiner Säule traurig auf den leeren Platz und die ihn umgebende neue Welt, zu der er gar nicht paßt.‘

Da die demokratische Partei sich an den Wahlen nicht betheiligt hatte, waren die Gothaer in der entschiedenen Mehrheit. Großdeutsche waren im ganzen nur elf anwesend, welche auf der Rechten Platz nahmen und von den beiden Reichensperger geleitet wurden [1]. Am 25. März ward Simson zum Präsidenten ‚des Parlaments von Kleindeutschland‘ gewählt. Am folgenden Tage war die Wahl der Schriftführer. Unter den Erkorenen befand sich der Abgeordnete Otto v. Bismarck-Schönhausen. Nachdem Simson verkündet hatte, daß Bismarck 168 Stimmen erhalten habe [2], sagte der spätere Reichskanzler zu Reichensperger: ‚Mein seliger Vater würde sich dreimal im Grabe herumdrehen, wenn er hörte, daß ich der Schreiber eines jüdischen Gelehrten geworden bin.‘ [3]

---

[1] Reden der Gebrüder Reichensperger S. 89. Nach der ‚Volkshalle‘ 1850, Nr. 112 waren vierzehn Großdeutsche anwesend. Sie waren, wie hier mit Recht betont wird, die einzige Rechtspartei in der sonderbaren Versammlung. ‚Ob es bloßer Zufall ist, daß sie sämtlich katholisch sind, lasse ich dahingestellt sein. Man könnte wenigstens der katholischen Kirche in politischer Beziehung kein größeres Compliment machen, als wenn man behauptete, sie seien für das Recht und müßten für das Recht sein, eben weil sie katholisch wären.‘

[2] Stenogr. Bericht über die Verhandlungen des deutschen Parlaments zu Erfurt S. 65.

[3] S. Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier II (Breslau 1895), 10.

‚Die Arbeiten‘, berichtet Reichensperger am 27. März an seine Frau, ‚drücken mich nicht; da mir eine Stimme gefehlt hat, um in einen Ausschuß gewählt zu sein, so bin ich ein ganz freier Mann bis zum 3. April, und wir haben vor, diese Zeit zu einer kleinen Rundreise in den Städten Naumburg, Halle, Leipzig zu benutzen, um insbesondere die dortigen Alterthümer zu studiren. Gestern haben wir, Peter und ich, in einer Clubversammlung der Rechten uns einmal ausführlich vernehmen lassen. Obgleich unser Glaubensbekenntniß sehr gegen den Strom anging, wurde es doch sehr anerkennend aufgenommen.‘

Infolge des schlechten Wetters mußte der beabsichtigte Ausflug unterbleiben. Reichensperger benutzte die unfreiwillige Muse zu einem gründlichen Studium der Kunstdenkmäler von Erfurt. Nachdem die Versammlung sich mit Wahlprüfungen beschäftigt, begannen am 12. April die Verhandlungen über den Bericht des Verfassungsausschusses. ‚Zuerst nahm Herr Camphausen das Wort. Er betonte stark den Nationalitätsanspruch des deutschen Volkes und meinte, der „Aufschwung" der Jahre 1813—1815 müsse endlich zu einem Resultate führen. Vergebens erwarteten manche, daß er die in seinem „Berichte" gänzlich unerwähnte rechtliche Seite der Sache ins Auge fassen werde. Auch jetzt kein Wort davon! Das positive Recht scheint nur für, nicht gegen Preußen Geltung haben zu sollen. Nach Herrn Camphausen ergriff Herr v. Radowitz das Wort. Diesmal war der Beifall noch spärlicher als bei seiner vorigen Rede; er wurde von der Rechten gespendet, wie damals von den Gothaern. So hat sich also doch, wie sehr man auch, nachdem man sich vom ersten Schrecken in etwa erholt hat, die Dinge zu bemänteln sucht, das Blättchen gar sehr gewendet. Herr v. Radowitz sprach sich entschieden gegen die en bloc-Annahme aus und reservirte den Regierungen das letzte Wort. Alle schlauen Veranstaltungen, um denselben die Hände zu binden, werden demnach Schläge ins Wasser sein. Ebenso entschieden vindicirte Herr v. Radowitz dem weitern Bunde sein vertragsmäßiges Kriegs- und Friedensrecht. Als er abtrat, ließ sich aus der Mitte der Bahnhofspartei Zischen vernehmen. Der Abgeordnete Bergfeld, welcher hierauf das Wort ergriff, hielt eine Rede, die sich vielleicht gut liest. Die Hörer schienen wenig davon ergriffen zu sein. Herr Minister Manteuffel suchte den Eindruck der Radowitzschen Rede bei den Gothaern zu mildern, indem er denselben einige beruhigende Schlagworte zum besten gab, z. B. den Gegenentwurf der drei Königreiche höchst diplomatisch und staatsmännisch eine Mißgeburt nannte.‘ [1]

Am Tage vorher hatten die Gebrüder Reichensperger, um ‚den im allgemeinen so entschieden ignorirten Rechtspunkt dem Bewußtsein des Hauses

[1] Bericht Reichenspergers: Deutsche Volkshalle 1850, Nr. 105.

in etwa näher zu bringen', folgenden Antrag unter die Mitglieder des Parlaments vertheilen lassen: ,Die Versammlung wolle beschließen: daß einstweilen auf das Revisionswerk noch nicht einzugehen, der Verwaltungsrath der verbündeten Regierungen vielmehr zu ersuchen sei, vor allem mit den der Union nicht beigetretenen deutschen Regierungen unter Berücksichtigung des von Bayern, Württemberg und Sachsen vorgelegten Verfassungsentwurfs in Unterhandlung zu treten [1].

---

[1] ,Gründe. Bei der Prüfung des dem Hause vorgelegten Verfassungsentwurfes tritt vor allem und hauptsächlich die Frage hervor, ob derselbe sich mit dem bestehenden Rechte verträgt, ob er insbesondere mit den Grundgesetzen des Deutschen Bundes, der Bundesacte vom 8. Juni 1815 und der Wiener Schlußacte vom 15. Mai 1820, in Einklang steht. — Daß der Deutsche Bund und das ihm zum Grunde liegende materielle Recht noch bestehen, wenngleich das Organ des Bundes, der Bundestag, untergegangen ist, kann nicht bestritten werden und ist auch von seiten des Verwaltungsrathes wie der Organe der preußischen Regierung mehrfach anerkannt worden. — Wie es der Eingang der Bundesacte, deren zweiter Artikel und der Artikel 5 der Wiener Schlußacte besagen, ist der Deutsche Bund ein beständiger, unauflöslicher; organische Abänderungen desselben können nach den Artikeln 7 der Bundesacte und 4 der Schlußacte nur von der Gesamtheit der Bundesglieder ausgehen. Oesterreich und mit ihm ein Theil der mächtigern Deutschen Staaten haben Widerspruch gegen den Verfassungsentwurf erhoben; solange derselbe nicht beseitigt ist, könnte daher dieser Entwurf nicht in Rechtskraft erwachsen. Zwar hat man hiergegen sich auf den Artikel 11 der Bundesacte berufen zu können geglaubt, welcher den einzelnen Deutschen Regierungen gestattet, Bündnisse aller Art unter sich abzuschließen. Allein schon der Wortlaut der dieser Bestimmung beigefügten Modalität, daß nämlich jene Bündnisse „nicht gegen die Sicherheit des Bundes oder einzelner Bundesstaaten gerichtet sein dürfe", läßt sofort erkennen, daß hieraus das Bündniß vom 26. Mai seine Berechtigung nicht herleiten kann. Dieses Bündniß geht nämlich nicht bloß gegen die Sicherheit des Deutschen Bundes, es geht geradezu gegen seine Wesenheit, seine Existenz an, indem es zum Zwecke hat, den völkerrechtlichen Staatenverein in einen Bundesstaat mit einheitlicher Executive und durchaus verändertem Organismus umzugestalten und wesentliche Attributionen der Gesamtheit der Bundesglieder auf den Bundesstaat zu übertragen. Neben diesem Bundesstaat können ebensowenig mehrere dem Deutschen Bunde ausdrücklich beigelegten Befugnisse und wichtigste Rechte, namentlich hinsichtlich der Vertretung Deutschlands nach außen und der Militärorganisation bestehen, als die der Union nicht beigetretenen Deutschen Regierungen ihre bundesmäßigen Rechte noch ferner ausüben könnten. Die beiden Bündnisse schließen sich ihrem Grundcharakter und ihrer Wirksamkeit nach gegenseitig aus, wie dies eine Vergleichung der ersten Artikel der Bundesacte mit den ersten Abschnitten des Entwurfes sofort ergibt, so daß es einer Aufzählung der einzelnen Widersprüche zwischen den Grundgesetzen des Deutschen Bundes und den Bestimmungen des Entwurfes nicht bedarf. — Zugestandenermaßen bietet überdies aber auch das Bündniß vom 26. Mai 1849 überhaupt keinen Raum für den Beitritt Deutsch-Oesterreichs dar; alle bestehenden Verhältnisse lassen denselben als unthunlich erscheinen. — Der in dieser Rücksicht in Aussicht gestellte sogen. weitere Bund scheitert aber schon an der Weigerung Oesterreichs, denselben einzugehen, da er bei der

So gemäßigt und versöhnlich auch die Begründung dieses Antrages gehalten war, so versagte ihm die Rechte doch ihre Unterstützung, und zwar

nachgewiesenen Unverträglichkeit des engern Bundes mit dem durch die Bundesacte von 1815 begründeten nicht als eine bloße Fortsetzung des letztern betrachtet werden kann. — Wenn das Vorstehende vom Standpunkte des positiven Rechtes aus nicht angefochten werden kann, so bleibt nur noch zu untersuchen, ob etwa, wie solches mehrfach behauptet worden, eine unabweisbare Nothwendigkeit vorliege, geeignet, jenes Recht zu beugen. Es soll nicht in Abrede gestellt werden, daß namentlich auf dem Gebiete des öffentlichen Rechtes ein Nothstand eintreten kann, welcher ein Nothrecht zu erzeugen vermag, dem gegenüber alle andern Rücksichten als untergeordnet erscheinen. Als der vorliegende Entwurf entstand, mag man mit Fug haben annehmen können, daß nur auf diesem Wege die staatliche Ordnung in Deutschland zu retten sei; gedrängt durch die Pflicht der Selbsterhaltung, mochte man es übersehen zu dürfen glauben, daß dieser Weg dem geltenden Rechte und den vertragsmäßigen Verpflichtungen entgegenlaufe. Jedenfalls gilt dies indes nicht mehr für den gegenwärtigen Augenblick, wo die gesetzlichen Gewalten wieder in voller Geltung sind; noch weniger kann gegenüber der unübersehbaren Wichtigkeit der zu lösenden Aufgabe ein Aufschub von einigen Wochen oder auch Monaten in Betracht kommen. Schon die bedeutende Schwächung und Lockerung, welche das engere Bündniß seither, noch bevor es in Wirksamkeit getreten ist, zu erfahren gehabt hat, beweisen, daß mindestens die Dringlichkeit der Motive, die dasselbe hervorriefen, nicht mehr besteht, wenn nicht überhaupt der ursprüngliche Zweck jenes Bündnisses bereits als verfehlt zu betrachten ist. — Es erscheint aber der von den Unterzeichneten beantragte Aufschub durch eine Thatsache dringend geboten, welche nach Abschluß des Maibündnisses ins Leben getreten ist. Es ist ein anzuerkennendes Verdienst dieses Bündnisses, daß es diejenigen, welche ihm nicht beitraten, nöthigte, auch ihrerseits mit positiven Vorschlägen zur endlichen Regelung der Deutschen Verfassungsfrage hervorzutreten. — Der von mehreren deutschen Regierungen vorgelegte, seinem Grundgedanken nach von Oesterreich genehmigte Gegenentwurf muß schon in Anbetracht des mit diesen Regierungen noch in Kraft bestehenden Bundesverhältnisses, welches einseitig nicht gelöst werden kann, die ernsteste Berücksichtigung finden. Eine nähere Prüfung dieses Entwurfes und eine specielle Vergleichung desselben mit dem Entwurfe vom 26. Mai 1849 würde hier nicht am Orte sein; in keinem Falle wird ersterem der Vorzug abgesprochen werden können, daß er die Einigung von ganz Deutschland in einem Bunde ermöglicht oder doch anstrebt. Eine einfache, streng systematische, jedem Theile zusagende Lösung so höchst complicirter Verhältnisse, wie die deutschen einmal geschichtlich geworden sind, kann füglich nicht beansprucht werden; das Höchste, was derzeit zu erreichen sein wird, ist eine billige Vermittlung der sich entgegenstehenden Wünsche und Interessen, die Anbahnung einer befriedigenden Lösung für die Zukunft auf der Grundlage echter Freiheit und der Einheit von ganz Deutschland. — Könnte und wollte man aber auch von allem vorstehend Entwickelten absehen, so würden doch schon die allgemeine Lage Europas und die Verhältnisse zu den auswärtigen Mächten den gestellten Antrag zur Genüge begründen. Nach mehr als einer Seite hin sehen wir das Vaterland von den drohendsten Gefahren umgeben, von Gefahren entgegengesetzter Art. Einestheils ist es der Geist der Revolution, welcher zum verzweifeltsten Angriffe gegen alle Autorität gerüstet dasteht; andererseits sind es diejenigen Mächte, welche das öffentliche Recht Europas als Mit-

aus dem ausgesprochenen Grunde, ‚weil dem bayrischen Gegenentwurf zu viel Rücksicht geschenkt und der Accent zu sehr auf die Einheitlichkeit, die Integrität Deutschlands gelegt sei'. Wegen mangelnder geschäftsordnungsmäßiger Unterstützung konnte der Reichenspergersche Antrag nicht als präjudicieller zur Debatte kommen. Die Antragsteller ließen ihn aber drucken, um dadurch die Stellung der großdeutschen Partei zu Unionsfragen zu bezeichnen[1]. Da der Antrag jedem Abgeordneten privatim zugeschickt worden war, fand er auch im Hause mehrfache Erwähnung, namentlich durch v. Vincke in höhnischster Weise. Nur kurze Zeit verging, und man sah sich preußischerseits genöthigt, den durch den Reichenspergerschen Antrag vorgezeichneten Weg einzuschlagen!

Am 13. April ward die Debatte fortgesetzt und sodann über den vom Verfassungsausschuß abgestatteten Bericht abgestimmt. Das Ergebniß war die Annahme der drei ersten Absätze des Antrages Bodelschwingh betreffend die en bloc-Annahme der deutschen Bundesstaatsverfassung. Am folgenden Tage berichtete Reichensperger nach Köln: ‚Das gestern hier zur Welt gekommene „Deutsche Reich", das zweite binnen Jahresfrist, ward nicht wie das Frankfurter mit Glockenklang, Kanonendonner und Simsonschen Redensarten begrüßt, als es das Licht der Welt erblickte, und Champagner haben dem Vernehmen nach nur die Unterliegenden darauf getrunken. In der That dürfte die Gothaer Partei mit dieser gewonnenen Karte das Spiel verloren haben. Schwerlich wird sich der König zu einem Ministerium Gagern-Bodelschwingh herbeilassen; der Bruch zwischen Berlin und Gotha ist vollständig. Unmittelbar vor der Abstimmung erklärte noch Herr v. Radowitz mit scharfer Accentuirung, daß die en bloc-Annahme den engern Bundesstaat „ernstlich gefährde". Wie ich höre, war vorher ein Adjutant des Königs mit einer Depesche an Herrn v. Radowitz eingetroffen. Camphausen

---

garanten desselben und die auf diesem Rechte beruhenden Machtverhältnisse nicht gestört wissen wollen. Schwerlich würde auch die äußerste Kraftanstrengung genügen, um beiden Gefahren zugleich die Spitze bieten zu können. Solange die durch die Geschichte, das Recht der Verträge und die höchsten gemeinsamen Interessen aufeinander angewiesenen Deutschen Großmächte nicht wieder Hand in Hand gehen, wird die Unsicherheit aller Zustände nicht schwinden und der so tief erschütterte Wohlstand nicht wieder aufleben. Ein Bürgerkrieg in Deutschland aber gar würde unfehlbar zugleich das Signal zu einem europäischen Brande geben und ein Unheil zur Folge haben, dessen Umfang außer aller Berechnung liegt. Wenn jemals, so thut jetzt Einigkeit zwischen den Trägern der Autorität noth, vor allem Einigkeit zwischen Preußen und Oesterreich.'

[1] In einer Versammlung der Rechten hatte August Reichensperger schon vorher diesen Antrag angekündigt, aber keinen Anklang gefunden. Näheres über diese Versammlung und die Rede Reichenspergers s. in der in Braunschweig erscheinenden ‚Deutschen Reichs-Zeitung' vom 6. April 1850.

war bei Erstattung seines Schlußreferates in hohem Grade gereizt, so daß seine Züge förmlich entstellt erschienen; er meinte, Herr v. Radowitz hätte seinen Rath doch wenigstens mit einigen Gründen begleiten sollen. Herr v. Radowitz hatte aber gewiß die besten Gründe, keine zu geben. Die sogen. specifischen Preußen sind sehr zufrieden mit dem Ausgange; sie meinen, jetzt würden dem Könige die Augen vollends darüber aufgehen, welche Ruthe er sich binden zu lassen im Begriffe gestanden; er werde an der Probe vollauf genug haben. Die sämtlichen Deputirten der kleinen Ländchen, die so gerne verspeist werden möchten, stimmten wie ein Mann für die en bloc-Annahme; trotzdem werden sie wohl noch eine Zeitlang zappeln müssen. Im ganzen bot die Debatte keine sonderlich dramatischen Momente dar. Stahl hielt eine glänzende, durchdachte Rede, der indes die Folgerichtigkeit abging; Vincke führte einige sehr ordinäre Klopffechterkunststückchen auf, die von seiner Partei anerkennend belacht wurden; Herr v. Gagern tragirte, gesticulirte, klassisch wie immer; die hohen Brauen und die Löwenstimme thaten ihre Schuldigkeit nach wie vor — der Mann war einmal zu groß; jetzt, nachdem die Stelzen unter ihm abgeschnitten sind, erscheint er vielleicht zu klein. Unter anderem suchte er durch eine Wiener Adresse aus dem Jahre 1848 (!) zu beweisen, daß die Oesterreicher nicht bei Deutschland bleiben wollten!! — Buß schlug sich wacker, Peter Reichensperger argumentirte treffend. Drei Protestanten (die Herren Harkort, Falk und Camphausen) konnten nicht umhin, das Confessionelle in die Debatte zu ziehen und dem Katholicismus Seitenhiebe zu versetzen; Herr Harkort meinte z. B., es gebe Leute, die den Kaiser von Oesterreich für ihren Papst ansehen und deswegen gegen den engern Bundesstaat seien. — Die katholischen Redner, von denen nur zwei ans Wort kamen, thaten wohl daran, mit verachtendem Schweigen über solche Gehässigkeiten hinwegzugehen. Trotzdem werden wohl sie wieder den confessionellen Frieden gestört haben.‘ [1]

Am 16. April kam August Reichensperger zum erstenmal in Erfurt zu Wort. Er äußerte sich mit Entschiedenheit gegen den Passus eines von Gerlach gestellten Antrages, der lautete: ‚Es wird gewährleistet der Schutz und die Aufrechterhaltung des Christenthums als der nationalen Religion und der christlichen Kirche als der nationalen Kirche.‘ Dem gegenüber betonte Reichensperger: ‚Das Christenthum ist wesentlich kosmopolitisch; es scheint mir gerade das einen der fundamentalen Gegensätze des Christenthums zum Heidenthum zu bilden, daß ersteres weltbürgerlich, daß es nicht national abgeschlossen ist.‘ Nachdem der Redner den Gallikanismus und Febronianismus

[1] Deutsche Volkshalle 1850, Nr. 106. Vgl. dazu den Bericht des Westf. Volksblattes 1850, Nr. 17.

verurtheilt, fuhr er fort: ‚Die Gottesgeißel der Revolution hat diese Verirrung gezüchtigt; sie ist gerichtet. Es gilt das Gesagte übrigens keineswegs allein vom specifisch römisch-katholischen Standpunkte aus. Ich kann wenigstens auch vom allgemein christlichen Standpunkte aus Beispiele anführen, die der geehrte Herr Antragsteller nicht zurückweisen wird. Ich erinnere ihn nur an die holy catholic church, die „heilige katholische Kirche", für die er in jeder anglikanischen Gemeinde kann beten hören. Den Anspruch, universal zu werden, die Schranken der Nationalitäten zu durchbrechen, hat auch das in der anglikanischen Kirche lebende Christenthum nicht zurückgewiesen. Mit den größten Opfern haben die englischen Missionäre es durch die ganze Welt getragen, und die katholischen haben in edlem Wetteifer unter allen Zonen Ströme Blutes dafür vergossen. Ich denke, wir wollen hier nichts sanctioniren, was irgend zu der Deutung führen könnte, als ob wir auf einem andern Standpunkte ständen. Meine Herren! Die falschen Principien entwickeln ihre Consequenzen nicht am ersten Tage; oft bedarf es Generationen, Jahrhunderte, um letztere an das Tageslicht zu bringen und sie für jedermann erkennbar werden zu lassen. Die Principien jener sogen. Renaissance, jenes Verquickens heidnischer Elemente mit der christlichen Weltanschauung, sie stehen jetzt neben ihren Consequenzen klar vor unsern Augen da; ich hoffe, daß der geehrte Antragsteller mit mir darin einverstanden sein wird, daß es eine der Hauptaufgaben der Gegenwart ist, an die Stelle dieser falschen Renaissance die wahre treten zu lassen, die Wiedergeburt zum wahren, vollen Christenthum. Diese wenigen Worte werden genügen, um mein Votum gegen den Antrag zu begründen.‘ [1] Der Antrag Gerlach wurde denn auch abgelehnt.

Am 18. April sprach Reichensperger gegen den Artikel II der Additionalacte: ‚Das Verhältniß der Union zu den derselben nicht beitretenden Staaten bleibt der nähern gegenseitigen Verständigung vorbehalten‘, weil derselbe ‚leicht bedeutend mißverstanden werden könnte‘; Redner vermißte dabei den Nachsatz: ‚soweit jenes Verhältniß nicht bereits durch die Bundesgesetzgebung geregelt ist‘. Mit der größten Schärfe betonte Reichensperger hier den Rechtspunkt. ‚Man hat‘, sagte er, ‚sehr viel vom „Rechtsboden" geredet, man hat dabei jedoch nur den Rechtsboden im Auge gehabt, auf welchen man die verbündeten Fürsten festbannen wollte, fast niemals den Rechtsboden, auf welchem die allen deutschen Staaten gemeinsame Verfassung seit 1815 beruht. Ich glaube aber doch, daß es ein selbst dem gewöhnlichsten Menschenverstand zugänglicher Satz ist, daß man neue Bande nicht knüpfen darf, bevor die alten gelöst sind, weshalb man denn zunächst zu beweisen gehabt hätte, daß die Bande jenes Bundes von 1815 wirklich gelöst sind.‘

[1] Reden der Gebrüder Reichensperger S. 111—112.

‚Man hat Ihnen zwar gesagt, man dürfe es so strenge mit dem Rechtspunkte nicht nehmen, es handle sich hier um politische Fragen und Verhältnisse; das „Recht der Nation“ und die „Verheißungen“ ständen jenen juristischen Argumenten mit peremptorischer Kraft entgegen. Vor allem kann nie ein Unrecht ein Recht der Nation sein. Die aber, welche so redeten, haben auffallenderweise fast in demselben Athem gesagt: „Laßt uns die Fürsten nur rechtlich binden, unser Werk auf den Rechtsboden stellen, dann können wir das Weitere ruhig abwarten.“ Glauben Sie denn wirklich, daß, wenn Sie selbst mit solchem Beispiele vorangegangen sind, wenn Sie europäische Tractate aus Gründen der Politik zu zerreißen keinen Anstand nehmen, alsdann das Werk, welches hier gegründet werden soll, von Dauer sein wird? (Bravo! auf der Rechten.) Können Sie hoffen, daß man Ihre Argumente nicht gegen Sie selbst retorquiren und sagen wird: „Was ihr an Oesterreich gethan habt, das thun wir an euch!“ Und wo bleibt bei solchem Verfahren das nationale Recht, die völkerrechtliche Sicherheit? Man hat neulich spöttisch nach der rechten Seite hingedeutet, von einem romantischen Faustrechte gesprochen. Es wird das freilich kein romantisches, wohl aber ein barbarisches Faustrecht werden (Bravo! auf der Rechten), was Sie von Nation zu Nation zu begründen im Begriffe stehen.‘

Sodann erinnerte Reichensperger an ‚die stillen Verheißungen, welche in der Brust unseres edeln Monarchen lebten, von welchen die v. Hagensche Schrift ‚Deutschland und Friedrich Wilhelm IV.‘ Kunde gab. ‚Mit dem lebhaftesten Interesse habe ich vor dem Beginn der gegenwärtigen Debatte dieses Schriftchen wiederholt gelesen und die darin enthaltenen Verheißungen mir vor die Seele geführt. Mir scheint es, als ob es geeigneter gewesen wäre, rechtlich und politisch die Sache betrachtet, wenn man auf dem Wege, welchen der König im Jahre 1847 anbahnen wollte und wirklich angebahnt hat, fortgeschritten wäre. Dieser Weg war der Weg der Regeneration, der Revision des Bundes; da auf diesem Wege Oesterreich mit Preußen Hand in Hand gegangen wäre, womit dann der drohende Spalt sich niemals geöffnet hätte, der möglicherweise Europa verschlingen kann. (Bravo! auf der Rechten.) Ich glaube es aber nicht bloß, sondern ich weiß es aus Actenstücken, welche publicirt sind, daß Oesterreich geneigt ist, auf dem Wege der durchgreifendsten Revision mit dem übrigen Deutschland zu gehen, wie es dies auch schon im Jahre 1848 nach der angeführten Schrift (Seite 34) zu thun bereit war. Eine österreichische Note vom 13. März 1850 spricht sich dahin aus, daß eine gründliche Revision des Bundes nöthig sei, dieselbe jedoch auf bundesgesetzlichem Wege erfolgen und Oesterreich die Möglichkeit belassen müsse, sich daran zu betheiligen. Oesterreich fordert in dieser Note unter anderem eine innigere Verbindung der einzelnen Stämme, Einsetzung eines

einfachen, kräftigen Bundesorganes, Betheiligung der Nation an der Gesetzgebung, Einsetzung eines obersten Schiedsgerichtes u. s. w. Oesterreich fordert jetzt mit einem Worte alles dasjenige, was der König von Preußen vor der Pariser Februar-Revolution in der von ihm gutgeheißenen Denkschrift als das bezeichnen ließ, was der Nation am zuträglichsten sei, gleichsam als das ideale Ziel der damals anzubahnenden Reformen. Was kann uns nun wohl berechtigen, wenigstens jetzt noch berechtigen, diesen Weg der Revision, der Regeneration mit dem der Revolution zu vertauschen? Ich darf mir wohl erlauben, dieses Wort zu gebrauchen; ich kenne kein anderes, was ich dem Recht der Verträge entgegensetzen könnte, und dann stützt man sich ja auch fort und fort auf die großen Ereignisse des Jahres 1848. Diese Ereignisse, meine Herren, sind längst schon nicht mehr solche Factoren, welche die Regierungen nöthigen könnten, von dem Wege des Rechtes fern zu bleiben. Im Gegentheil dürfte das Verlassen dieses Weges sehr leicht ähnliche, wenn nicht schlimmere Ereignisse hervorrufen. Bis jetzt hat die revolutionäre Partei sich nur auf sich selbst stützen gekonnt; das Werk, welches Sie hier gründen wollen, würde derselben aber einen anderweitigen mächtigen Stützpunkt gewähren. Wenn Sie einen Krieg über Deutschland durch Bundesbruch bringen, so müssen Sie überdies noch auf ganz andere Folgen gefaßt sein. Daß in einem solchen Falle die Revolution alles von unten nach oben aufwühlen würde, wird niemand läugnen können. Die Revolution und die Demokratie — ich meine die schlechte Demokratie, die von Amerika nur den Namen borgt —, sie werden nicht so gutmüthig sein, ruhig abzuwarten, bis die Kanonen ausgebrüllt haben, um dann erst ihr Werk zu beginnen. Wollen Sie den Schlund der Revolution wirklich schließen, so schließen Sie ihn dadurch, daß Sie auf dem wahrhaftigen Rechtsboden, dem Boden der Verträge, mit den Verfechtern des Rechtes und der Autorität Hand in Hand gehen!'

Am Schlusse seiner Rede warnte Reichensperger davor, ‚Oesterreich zu zwingen, seinen Schwerpunkt in die slavische Nationalität zu versetzen'. ‚Ich dächte, wenn von irgend einer Seite ernste Gefahren uns drohen, so ist es von der slavischen Welt. Verstärken Sie diese ja nicht durch einen Bruch mit Oesterreich.' Am Schlusse betonte er: ‚Nicht aus einem preußenfeindlichen Sinne ist das ausgesprochen, was ich Ihnen in Beherzigung des einmal positiv dastehenden europäischen Rechtes glaubte vor die Seele führen zu müssen, sondern aus der festen Ueberzeugung, daß das, was im Unrechte wurzelt, zum Unheile führt.'

Reichenspergers patriotische Rede, sein muthiges Eintreten für die ewigen Grundsätze des Rechtes [1] riefen eine heftige Entgegnung von seiten des Ab-

[1] Vgl. das Lob, welches der Verfasser der ‚Erfurter Briefe' in der ‚Volkshalle' 1850, Nr. 113 der Rede, ‚die Reichenspergers Name auf die Nachwelt bringen wird', ertheilt.

geordneten Häusser aus Heidelberg hervor, dessen Ausfälle und Argumente sich des Beifalles der großen Majorität der Versammlung in hohem Grade zu erfreuen hatten. Dem in Frage stehenden Artikel ertheilte diese Majorität denn auch ihre Zustimmung[1].

Am 17. April hatten die Verhandlungen über die en bloc-Annahme auch im Staatenhause zu Erfurt begonnen. ‚Die Majorität desselben‘, urtheilte Reichensperger am 18. April, ‚macht sich die Schöpfung des engern Bundesstaates sehr leicht, indem sie einfach die Beschlüsse des Volkshauses abklatscht und zu den ihrigen macht. So erwidert das genannte Haus die Artigkeit des Volkshauses, welches zuerst den Ausschußantrag des Staatenhauses (den Patowschen Antrag) in betreff der en bloc-Annahme zu dem seinigen machte. So einig die Gothaer Partei auftritt, so scharf ist der Gegensatz zwischen ihr und den eigentlichen Preußen. Die „Union“ beginnt mit der Zwietracht zwischen den Hauptelementen, welche sie bilden sollen. Trotz der letzten kategorischen Erklärung des Herrn v. Radowitz ruht auf den Absichten der Regierung ein ziemliches Dunkel, welches wohl hauptsächlich in den verwirrten, weit auseinander laufenden Aeußerungen der ministeriellen Presse, insbesondere der „Neuen Erfurter Zeitung“ und der „Deutschen Reform“, ihren Grund hat. Der Schlüssel des Räthsels liegt wohl darin, daß man sich in den höhern Regionen die Hände möglichst frei zu halten wünscht, um sich je nach der Wendung der Dinge auf diese oder jene Partei stützen zu können. Die Minister befinden sich schon seit mehreren Tagen in Berlin, wo man wohl die nächste königliche Botschaft beräth.‘ — ‚Die große Woche des Erfurter Parlamentes ist vorüber. Die Gothaer haben gesiegt, allein nirgends begegnet man triumphirenden Blicken, vielmehr scheinen sie des trüben Gefühls nicht Herr werden zu können, daß ihre ganze Schöpfung eine Seifenblase ist, welche in kurzem ein rauher Wind von Berlin platzen lassen wird. Bis zu jener in etwa acht Tagen in Aussicht stehenden Botschaft von Berlin arbeiten die Ausschüsse an den Vorlagen über das Reichsgericht. Es ist namentlich eine aus fünf Mitgliedern bestehende engste Commission gebildet worden, um dieses aus 240 Artikeln bestehende Proceßgesetzbuch für das Reichsgericht zu revidiren und eine en bloc anzunehmende Fassung desselben vorzubereiten. Diese Commission besteht aus den Herren Wippermann, Reichensperger (Geldern), Nebelthau, Grodded und Geßler. Möge ihr Werk für ein künftiges wahrhaftes Reichsgericht eine fruchtbare Vorarbeit werden!‘[2]

Vom 20. bis 23. April hielt das Volkshaus keine Sitzung. Mit Bezug hierauf schrieb Reichensperger am 23. April an seine Gemahlin: ‚Nach ziem-

---

[1] Reden der Gebrüder Reichensperger S. 121 und 122.

[2] Deutsche Volkshalle 1850, Nr. 110—112.

lichen Anstrengungen und großen Aufregungen sind uns wieder ein paar Spieltage zu theil geworden, welche Peter und ich zu Excursionen nach Naumburg und Halle benutzt haben, wovon wir gestern Abend zurückgekehrt sind. Alterthums- und politische Freunde hatten uns eingeladen, und durch dieselben ist uns auch der Aufenthalt in beiden Städten so angenehm als lehrreich geworden. In Naumburg aßen wir bei einem Geheimrath Lepsius, einem sehr alten Herrn und sehr gelehrten Alterthümler, am Sonntag zu Mittag und verbrachten den ganzen Nachmittag mit Durchstöbern seiner reichen Sammlung, namentlich von Siegelabgüssen ohne Zahl. In Halle führte uns ein Herr Niemeyer, Kampfgenosse Peters aus der Berliner Nationalversammlung, herum und zeigte uns manches das vorige Mal Uebersehene. Leider war das Wetter zuletzt recht schlecht, so daß Peter mich auf dem Rückweg allein durch Dick und Dünn nach Schulpforta, einem mittelalterlichen Bauwerke, wandern ließ. Heute haben wir hier unter der Leitung des Baumeisters den hiesigen im Bau begriffenen Dom durchmustert. Ueberhaupt habe ich in der Archäologie mindestens ebenso große Geschäfte gemacht wie in der Politik und mir vieles zum spätern Wiederkäuen gesammelt. — Wie die Dinge sich jetzt gestalten, wird die hiesige Parlamentsbude wohl binnen kurzem geschlossen. Auf übermorgen Mittag bin ich bei Radowitz zu Tisch eingeladen. Ich dachte schon, mit meiner letzten Rede es ganz bei ihm verdorben zu haben.'

Worin Reichensperger und seine großdeutschen Freunde in Erfurt ihre Aufgabe erblickten, sprach er in einem für die ‚Deutsche Volkshalle' bestimmten Bericht vom 25. April klar aus. Es heißt hier: ‚Die fabrikmäßige Verfassungsmacherei hat in der heutigen Sitzung des Volkshauses etwas gestockt. Die Debatte über den § 184 der Verfassung brachte einen Familienstreit unter der Gothaer Partei zum Ausbruch, dem die Großdeutschen mit gekreuzten Armen zusehen konnten. Irren wir nicht, so haben sich letztere die doppelte Aufgabe gestellt: einestheils der „Union", welcher sie die rechtliche Grundlage entschieden absprechen, auch möglichst die factische zu entziehen, anderntheils aber nach Kräften den erhaltenden Principien der staatlichen Ordnung Vorschub zu leisten. Natürlich ist es oft nicht leicht, diesen Doppelfaden festzuhalten und zu verfolgen, zumal die Großdeutschen bei ihrer so geringen Zahl nur selten durch Anträge und Reden selbstthätig hervortreten können, vielmehr häufig darauf angewiesen sind, unter zwei Uebeln das kleinere zu wählen. Zuweilen tritt auch wohl ein Conflict zwischen jenen beiden Rücksichten ein, wo denn, wie dies z. B. heute der Fall war, die Voten auseinandergehen. Niemand, der hier mit einiger Aufmerksamkeit der Entwicklung der Dinge während der letzten Wochen gefolgt ist, wird indes bestreiten können, daß das Wirken der in Rede stehenden kleinen Partei keineswegs ein vergebliches war. Selbst im Innern des Volkshauses findet ihre Consequenz und Entschiedenheit immer mehr Würdi-

gung, insbesondere auf der rechten Seite des Hauses, soweit sie auch in mehr als einer Frage auseinander gegangen sind. Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit zu bemerken, daß der geistvolle Verfasser der „Erfurter Briefe" einige hervorragende Mitglieder der Rechten mir nicht ganz richtig beurtheilt zu haben scheint. Wenn auch nicht verkannt werden mag, daß z. B. die Abgeordneten Stahl und Gerlach, namentlich der erstere, nicht immer die Consequenzen ihrer Vordersätze ziehen und dem Bundesstaate das strenge Recht je zuweilen opfern, so haben doch die „Erfurter Briefe" unseres Erachtens die Farben zu grell aufgetragen. Insbesondere sprechen sie eine irrige Ansicht in Bezug auf die Stellung v. Gerlachs aus, die sichtlich keineswegs eine isolirte, wenigstens nicht in den conservativen Kreisen ist; jedenfalls ist sie dies jetzt in geringerem Maße als jemals früher. Die Halt- und Princip-losigkeit des vulgären Kammerliberalismus, sowie die Abgenutztheit seiner Helden und Mittel geben denjenigen, welche auf der Gegenseite stehen, ein immer stärkeres Relief. — Herr v. Gagern hat in der heutigen Debatte noch weit weniger Glück gehabt und gemacht als in der neulichen, wo er eine Wiener Adresse aus dem Jahre 1848 verlas, um daraus den Beweis zu führen, daß Oesterreich nicht bei Deutschland bleiben wolle. Trotz alledem wird die kleindeutsche Presse, wozu man auch füglich die Augsburger Allgem. Zeitung zählen kann, ihm den obligaten Zoll ihrer Bewunderung auch diesmal nicht schuldig bleiben. Ein Correspondent des oben genannten Blattes hat in dessen Nr. 112 der neulichen Rede des Abgeordneten August Reichensperger den Vorwurf gemacht, daß sie zuviel auf dem juristischen Gebiet sich bewegt und die Höhe des politischen Standpunktes nicht erstiegen habe. Der Correspondent scheint übersehen zu haben, daß bereits zwei andere großdeutsche Abgeordnete, die Herren Buß und Reichensperger (Geldern), bei der allgemeinen Discussion vorzugsweise die politische Seite der Frage behandelt hatten — vielleicht war es ihm aber auch nur darum zu thun, seinem journalistischen Collegen, dem Herrn Häusser, ein Compliment zu machen, der sich in seiner Bekämpfung des Herrn August Reichensperger allerdings so hoch verstieg, daß er dessen Argumente gänzlich aus den Augen verlor und statt einer Widerlegung derselben eine Philippica gegen das Großdeutschthum zum besten gab, wie er es sich auf eigene Faust construirt hatte. Dazu einige Schlagworte — und „Löwenmuth", um es mit allen Großmächten Europas zugleich aufzunehmen — und Sie können sich denken, daß die Gothaer außer sich waren vor Entzücken.'[1]

Am 27. April schrieb Reichensperger noch einen Bericht für die ‚Volkshalle' (Nr. 120), in welchem er mit Befriedigung feststellte, daß der Antrag

[1] Deutsche Volkshalle 1850, Nr. 119.

Reichensperger, der im Volkshause so wenig Gnade gefunden, mit dem Inhalt der neuesten Depesche des kurhessischen Ministeriums an Herrn v. Dörnberg fast in allen Theilen zusammenfalle. ‚Es findet dies übrigens darin seine einfache Erklärung, daß er der Sachlage entspricht, während die Verhältnisse, auf welchen das Maibündniß basirt, längst untergegangen sind. Am Montag Nachmittag soll die Vertagung des Parlaments verkündet werden, und zwar auf unbestimmte Zeit. Einstweilen haben die Aspiranten noch keine Veranlassung, schwarz-roth-goldene Portefeuilles in Bestellung zu geben.‘

Am 29. April, an welchem die Vertagung des Parlaments eintrat, gestand Reichensperger seinem Freunde Steinle: ‚Gottlob ist die Uhr hier abgelaufen; ob sie noch einmal aufgezogen wird? Ich brauche dir nicht erst zu sagen, daß ich trotz meiner in Frankfurt gezogenen dicken Parlamentshaut gar manche peinliche Stunde hier durchlebt habe. Auf eine größere Partei gestützt, kann man manches Mal gemüthlich gegen den Strom anschwimmen; aber mit dem Dutzend Ultramontanen, die noch dazu in manchen Fragen auseinander fuhren, hielt es oft hart, Zeugniß für die Wahrheit abzulegen.‘[1] An demselben Tage schrieb Reichensperger seiner Gemahlin: ‚Nicht ohne innern Kampf habe ich mich dazu entschlossen, meinem Reiseteufelchen noch eine kurze Zeit zu dienen, da ich sehr nach Euch zurückverlange. Aber ich denke immer, daß ich mich später darüber ärgern könnte, die schöne und wohlfeile Gelegenheit, Prag und vielleicht auch noch Wien zu sehen, worauf so viele Jahre hindurch schon mein Sinn stand, verpaßt zu haben. Diese Orte denke ich mir nämlich anzusehen, im übrigen aber möglichst zu fliegen.‘

Prag und Wien mit ihren großartigen Bauwerken und herrlichen Kunstschätzen entzückten Reichensperger auf das höchste; er bedauerte nur, daß die ihm zu Gebote stehende Spanne Zeit ‚kaum ausreiche, um am Rande zu nippen‘. ‚Ich möchte fast sagen,‘ schrieb er am 4. Mai von Wien aus, ‚Prag allein ist der weiten Reise werth gewesen; es ist gewiß eine der imposantesten Städte der Welt, wo ich namentlich viel für meine Zwecke gefunden habe. Hier ist Radnitzky sehr freundlich und opfert mir alle seine Zeit, um mich möglichst viel sehen zu lassen.‘ Die Rückreise machte Reichensperger über Salzburg und München. ‚Der Weg‘, berichtet er seiner Frau, bot mir eine Reihe der allergroßartigsten Gebirgs-Scenerien dar, so daß ich einigermaßen für meine Strapazen entschädigt ward, welche übrigens meiner Gesundheit durchaus nicht zusetzten.‘

[1] Steinle und Reichensperger S. 72—73.

VII.

Politische Thätigkeit im preußischen Landtage. Reichensperger als Führer im Kampfe für das Verfassungsrecht und für die Parität der preußischen Katholiken.

1851—1863.

1. Die katholische Fraction (Fraction Reichensperger) und die ‚Reaction'. 1851—1858.

Durch die neue preußische Verfassung waren die wichtigsten der von den Vertretern des katholischen Volkes angestrebten Garantien für die Selbständigkeit der Kirche öffentliches Recht geworden. Da die Katholiken treu und mannhaft geholfen hatten, die Fluth der Revolution einzudämmen, durften sie erwarten, daß man sie im ungeschmälerten Besitz des principiell Errungenen lassen werde. Allein kurze Zeit nachdem die Gefahr überwunden war, machten sich Bestrebungen geltend, die Errungenschaften der Katholiken zu beschränken oder möglichst kärglich ins Leben treten zu lassen. Zugleich trat eine ‚kleine, aber mächtige Partei' mit Absichten hervor, welche sich geradezu gegen den Bestand der am 31. Januar 1850 feierlich verkündeten Verfassung richteten. Bald galt es, nicht nur die Sache der Katholiken, sondern auch das junge Verfassungsrecht gegen eine absolutistische Partei zu schützen.

Schon bevor diese Bestrebungen offenbar geworden, war bei Reichensperger, der sich bisher trotz aller Angriffe von demokratischer und kleindeutscher Seite in politischer Hinsicht auf die Mitarbeit an der ‚Deutschen Volkshalle' und der ‚Hannoverschen Zeitung' beschränkt hatte[1], der Entschluß gereift, von neuem die parlamentarische Laufbahn zu betreten. Von großem Einflusse hierauf war wohl der Rath seines Bruders Peter, der 1850 gleichfalls zum Rath bei dem königlichen Appellationsgerichtshofe zu Köln ernannt worden war. Durch Ausscheiden des bisherigen Vertreters war der Wahlkreis Lüdinghausen-Beckum frei geworden. Bei der Neuwahl am 5. April 1851 ward August Reichensperger mit 66 von 98 Stimmen zum Abgeordneten für die Zweite Kammer in Berlin gewählt. Abgesehen von seiner Familie und dem Dom hielt ihn in Köln nichts zurück; im Gegentheil, das politische Verhalten der Mehrzahl seiner Mitbürger zu jener Zeit empörte ihn. ‚Das Kölner Publikum', schrieb er bitter, ‚liest fast ausschließlich die „Kölnische Zeitung"; ihr Horizont ist daher der seinige. Es hat mit seinem „Organ" die Oesterreicher in Italien und Ungarn für definitiv besiegt und

[1] Wie lebhaft er sich auch in dieser Zeit für alle politischen Fragen interessirte, zeigt sein Briefwechsel mit seinem Bruder Peter, Detmold, Jürgens und v. Thimus.

somit natürlich für unrettbar verloren erklärt; es hat mit ihm Stein und Bein darauf geschworen, daß Oesterreich bei Deutschland weder bleiben „wolle noch könne“; beide haben den preußischen „Erbkaiser“ zusammen auf den Schild gehoben, von der Gothaer Partei eine neue große Aera erwartet, ein halbes Dutzend Mal für Manteuffel geschwärmt und ihn ebenso oft für den Verderber des Vaterlandes erklärt, in Radowitz den „Jesuitengeneral“, den „kriegerischen Mönch“ der Verachtung aller „Gebildeten“ preisgegeben und ihn dann mit dem tiefsten Bedauern aus dem Ministerium scheiden gesehen. Beide haben endlich den Bundestag für „unmöglich“ erklärt und freuen sich jetzt wie die Kinder, daß Preußen in dem „Eschenheimer Gassenclub“ wieder Zutritt erhält u. s. w. Ob all dieser Widersprüche und Albernheiten ist man keineswegs beschämt; im Gegentheil, man rühmt sich derselben. Man sagt einfach: „Wenn diese Dinge anders gekommen, wenn jene Personen anders gewesen wären, so hätte man vollkommen recht behalten.“ Man füttert die Pferde mit „Wenn und mit Aber“, wie es in Bürgers „Kaiser und Abt“ heißt, und übersieht dabei eben nur, daß die richtige Beurtheilung der Personen und Verhältnisse, der Blick in die Zukunft gerade den Politiker vom ordinären Kannengießer unterscheidet. Auch das Kölner Publikum hat seine Freude daran, von Herrn Brüggemann so hin und her geschaukelt zu werden; nichts entspricht seinem Naturell weniger und ist ihm unbequemer als Principienmäßigkeit, Consequenz, Ausdauer, weshalb denn auch das zweite hiesige Blatt, die „Deutsche Volkshalle“, niemals hier tiefe Wurzeln schlagen dürfte. Ueberdies liebt der Kölner leidenschaftlich die Inserate. Man kann sich stundenlang damit unterhalten, ohne auch nur das Mindeste dabei zu denken; in Bezug auf diese Gattung von Literatur aber ist die „Kölnische Zeitung“ in der That groß zu nennen. Selbst viele Kölner, welche mit der Tendenz der „Volkshalle“ vollständig harmoniren, halten dieselbe nicht und schicken ihr auch keine Inserate, weil — sie nicht genug Inserate hat.‘ Der Rundschauer der ‚Kreuzzeitung‘ druckte diese Schilderung des ‚liberalen‘ Köln nach und bemerkte: ‚Die Kölner Zeitung ist nicht die Rheinprovinz. Die Rheinprovinz macht uns keine Sorgen. Schon 1848, als man dort mit Abfall drohte, fragte ein besonnener Staatsmann, wohin sie denn zu fallen gedenke.‘ Reichensperger bemerkte dazu in seiner ‚treu rheinischen‘ Weise: ‚Ob sie um die Rheinprovinz besorgt sein müsse oder nicht, das hängt ganz allein von der Regierung selbst ab. Wenn sie verfährt wie früher, ja, dann mag sie wohl Sorge haben. Wer hat diesen Liberalismus und seinen Bodensatz, die demokratische Auflösung, bei uns großgezogen? Wer hat die Jugend zum Unglauben geleitet? Wer hat, das Katholische verfolgend oder zurückdrängend, an allen Orten, im Amte, in den Schulen, in den Gemeinden, nicht protestantische Christen, sondern pseudokatholische Unchristen oder Anti-

christen gehegt und emporgehoben? Wer hat diejenigen Rheinländer, die „den edeln Charakter des Rheinlandes repräsentiren, den Charakter, der in den Wundern des christlichen Alterthums und der christlichen Kunst am Rheinstrom waltet" — vulgo den ultramontanen Charakter —, überall und bei jeder Gelegenheit, wo nicht verfolgt, doch gehemmt und gedrückt und gegen diejenigen zurückgesetzt, „in deren Gemüthe der liberalismus vulgaris den Unterschied von Spree und Rhein, ja von Protestantismus und Romanismus auswischt"? — Das ist ein sehr schwacher Trost, daß die Rheinländer nicht wissen, wohin sie abfallen sollen. Zufällig war es so an dem Tage, wo der Adler der „Kölnischen Zeitung" davonflog, und auch zu den Zeiten des unglücklichen Städtetages. Ein andermal aber wird's anders sein. Die Treue der Rheinländer muß fest auf ihren eigenen Füßen stehen, sonst fällt sie, wenn heute nicht, morgen oder übermorgen. Die Füße der Treue kennt man wohl; sie heißen Glaube und Liebe. Um katholische Lande sicher zu besitzen, gibt es für keine Regierung ein anderes Mittel, als den katholischen Glauben und durch ihn die Treue und die Pietät zu fördern.'

In der Kammer zu Berlin nahm August Reichensperger wie sein Bruder Peter zwischen den Parteien im eigentlichen Centrum Platz. Daß beide die constitutionellen Principien hochhielten, verstand sich von selbst. Im übrigen läßt sich ihr Standpunkt dahin bezeichnen, daß sie, soweit es anging, es vermeiden wollten, oppositionell zu werden. Sie verfolgten, wie Freiherr v. Vincke spottweise sagte, ‚den gesunden Mittelweg und erhielten sich dabei ihre neutrale Meinung'[1].

Anfangs trat August Reichensperger wenig in der Kammer hervor, wenn er sich auch eifrig an den Sitzungen betheiligte. Am 13. Januar 1852 hielt er bei den Verhandlungen über die Freiheit der Presse seine erste Rede[2].

Vielfach wurden damals Stimmen laut, welche sich dahin aussprachen, ‚die Repräsentativverfassung, der Constitutionalismus müsse abgethan, unter dem Eindruck der Ereignisse Frankreichs solle Deutschland zu gesundern politischen Lehren und Einrichtungen zurückkehren, als das Revolutionsjahr 1848 ihm gebracht habe'. Reichensperger sprach sich privatim und öffentlich auf das schärfste gegen alle Bestrebungen aus, seinem Vaterlande die Segnungen eines verfassungsmäßigen öffentlichen Lebens zu entziehen. ‚Wie vielen Ausstellungen', schrieb er, ‚auch unsere Verfassung Raum geben mag, sie steht einmal gesetzlich fest, sie ist beschworen, und sie bietet die Mittel dar, die Gebrechen, womit sie behaftet ist, zu heilen. Für die französischen Zustände

[1] Siehe Reden der Gebrüder Reichensperger S. 196—197.
[2] Vgl. ebd. S. 312 f.

mag ein verzweifeltes, äußerstes Mittel indicirt gewesen sein; den **unsrigen** ist gottlob noch auf dem normalen, gesetzlichen Wege zu helfen; **diesen und** nur diesen, dächte ich, sollten wir betreten und wandeln, so sauer **und lang**jährig auch die Arbeit sein mag. Haben insbesondere wir **Katholiken Ver**anlassung, auf unsere Verfassung Sturm zu laufen? Ich glaube **es nicht**; vielmehr hege ich die Ueberzeugung, daß diese Verbriefung der Rechte **unserer** Kirche von unschätzbarem Werthe ist, wenn auch vielleicht nicht **gerade für** den gegenwärtigen Augenblick. So halte ich ferner die Offenlegung **des** Budgets vor den Kammern für eine sehr schöne Sache und namentlich für eines der wirksamsten Mittel, die vielbelobte „Parität" ins Leben zu **führen**, wenn auch nur mit Hilfe der allmählichen Einwirkung der gesunden **öffent**lichen Meinung. Die moderne Verfassungsmacherei ist gewiß eine der **größten** Verirrungen unserer Zeit. Ist eine Verfassung aber einmal „gemacht" und in voller gesetzlicher Wirksamkeit, so ist damit gewiß am wenigsten geholfen, daß man sie ohne weiteres zerstört, um — wieder eine neue zu machen. Und fragt man endlich, wodurch denn eigentlich die historisch gewachsenen Verfassungen abhanden gekommen sind, so antwortet die Geschichte darauf: vorzugsweise durch das absolute Königthum.'

Im Januar 1852 kam in der Kammer eine schlesische Petition auf eine Gesamtrevision der Verfassung, welche in den schneidendsten Ausdrücken den Stab über die Constitution als Ganzes brach, zur Sprache. Der Abgeordnete v. Auerswald beantragte einfache Tagesordnung, und diesen Antrag unterstützte Reichensperger, und zwar, wie er sagte, ‚grade aus Achtung vor der Verfassung' [1]. Der Antrag Auerswald ward angenommen, aber bald darauf mußte es Reichensperger erleben, daß ‚die Erste Kammer die Bresche in der Verfassung nicht unerheblich erweiterte'. Und noch mehr schmerzte es ihn, daß selbst ‚ultramontane Blätter wie die Deutsche Volkshalle sich bei dem Sturm auf die Verfassung betheiligten' [2].

Gegenüber einem Antrag des Abgeordneten Beseler über Preußens Stellung zum Frankfurter Bundestage legte Reichensperger Ende Januar in längerer Rede ein Wort für die Bundesversammlung ein. ‚Der Bundestag', sagte er, ‚ist auch mir kein Ideal; aber der Bundestag ist möglich, er ist sogar, wie es scheint, allein möglich, er ist der einzige Einigungspunkt, der uns geblieben ist.' Zugleich sprach er sich, namentlich im Hinblick ‚auf die von Westen her drohenden Gewitterwolken', für ein Zusammengehen mit Oesterreich aus: ‚War die Einheit nicht zu erreichen, so lassen Sie uns wenigstens möglichste Einigung erstreben!' [3]

---

[1] Siehe Reden der Gebrüder Reichensperger S. 320.

[2] Vgl. hierüber seinen Artikel in der Hannov. Zeitung vom 16. Februar 1851.

[3] Siehe Reden der Gebrüder Reichensperger S. 328 f.

Im März betheiligte sich Reichensperger mehrfach an den Verhandlungen über die Einführung des öffentlichen und mündlichen Verfahrens in Untersuchungssachen[1]. Am 20. des genannten Monats hielt er bei Berathung des Etats der Militärverwaltung eine sehr bemerkenswerthe Rede. Er sprach gegen den Antrag des Freiherrn v. Vincke, die für die Friedensstärke der Armee angesetzten 409 373 Thaler zu streichen. ‚Die allgemeinen Conjuncturen', bemerkte er, ‚sind wahrlich nicht derart, daß wir etwas vornehmen könnten, wodurch nach der Ansicht der Sachverständigen irgendwie der Wehrhaftigkeit der Nation Eintrag geschehe. Unter den vielen brennenden Fragen ist es namentlich eine, die Preußen zu größter Vorsicht auffordert, die Schweizer Frage. Meiner Ueberzeugung nach hat nirgendwo, auf keinem Gebiete, die echt liberale Sache, die ich wohl zu unterscheiden weiß von der falschen, pseudo-liberalen, einen empfindlichern Stoß erhalten als gerade in der Schweiz, durch jene Umwälzung, welche mit einem politischen Meuchelmord begonnen hat und mit der Verjagung der Väter des Hospizes auf dem St. Bernhard enden zu wollen scheint. Ich bin überzeugt, daß, wenn im Volke die liberalen, die wahrhaft freisinnigen Bestrebungen viel von ihrem Boden und ihrer Energie verloren haben, es hauptsächlich die Vorgänge in der Schweiz sind, die das verschulden. Dort hat man das liberale Banner ausgehängt und die ganze Phraseologie der Freisinnigkeit ertönen lassen, als man im Begriffe stand, uralte Verträge zu zerreißen, hergebrachte Freiheiten zu vernichten, kurz alles mit Füßen zu treten, was dem Menschen heilig ist oder doch heilig gehalten werden sollte unter civilisirten Nationen; niemals vielleicht ist der Name der Freiheit, des Fortschrittes so schnöde mißbraucht worden als von den Radicalen der Schweiz. Es ist wahrlich nicht bloß um deswillen, wie einige von Ihnen vielleicht denken mögen, weil der Sonderbundskrieg mit einer katholischen Frage verflochten war, die als Köder dienen mußte, daß ich mich so lebhaft für diese Sache interessire. Sehen Sie, meine Herren, nach dem Kanton Waadt; dort sind ebenso die Protestanten und Reformirten wie in Luzern die Katholiken verfolgt und aufs brutalste unter die Füße getreten worden; nein, es ist das eine gemeinsame Angelegenheit für alle, welchen das Christenthum und die wahre Freiheit am Herzen liegt. (Rechts: Bravo! Links: Zur Sache!) Allerdings komme ich jetzt zur Sache, oder ich bin vielmehr stets bei der Sache geblieben. Das zur Sache gehörige Moment liegt darin, daß, wie ich die Ueberzeugung habe, durch die Schweiz das Fundament unseres ganzen öffentlichen Rechts erschüttert worden ist. Die Verträge von 1815 haben in der Schweiz den ersten tödtlichen Stoß erhalten. — Weil uns allen, und mir besonders als Rheinländer, die Verträge

[1] Siehe Reden der Gebrüder Reichensperger S. 348 f.

von 1815, vermöge deren wir wieder Deutsche geworden sind, am Herzen liegen, deswegen wünsche ich, daß Preußen jederzeit gerüstet sein möge, um diese Verträge mit Waffengewalt einem jeden gegenüber zu jeder Zeit aufrecht zu erhalten; das ist der Grund, wenigstens der entscheidende Grund, weshalb ich gegen eine Reduction des Militärbudgets in diesem Jahre stimme.' Lebhaftes Bravo erscholl am Schlusse dieser Rede. Der Commissionsantrag, die Position unverkürzt zu genehmigen, wurde angenommen[1].

Für den politischen Standpunkt Reichenspergers bemerkenswerth ist seine Rede bei den Verhandlungen über die Errichtung von Fideicommissen. Er trat in derselben vor allem der Ansicht entgegen, als ob die Verfassung ,ein ganz gewöhnliches Gesetz' sei. Schon der Ausdruck ,Verfassungsurkunde' schien ihm hiermit unvereinbar. ,Eine Urkunde', sagte er, ,wird nicht füglich von Tag zu Tag radirt, überschrieben, durchstrichen; am wenigsten sollte man aber in die Lage kommen, diese Urkunde mit weißem Papier durchschießen zu müssen, um sich immer au courant der Fluctuationen zu halten. Dahin werden wir aber im Verfolge gewiß kommen, wenn diejenigen Projecte einmal erst realisirt werden sollten, die schon im andern Hause aufgetaucht sind.'

Auf das wärmste sprach sich Reichensperger für die Erhaltung und Neubildung von Corporationen und Innungen aus: ,Ich bin entschieden dafür, daß nicht alles aufgelöst, nivellirt oder uniformirt werden soll, ja, daß man solcher Tendenz Dämme entgegenzusetzen hat; ich glaube aber, daß, um zu diesem Ziele zu gelangen, es anders angefangen werden muß, daß man vor allem Corporationen, in deren Begriff schon die Gewähr der Dauer liegt, gründen und die bestehenden stärken sollte. Das aber ist bis jetzt noch niemand eingefallen. Nur die Corporationen bilden eine Unterlage, auf welcher ein gesundes, dauerndes politisches Gebäude aufgeführt werden kann. Allein weit entfernt, das corporative, das Gemeindeleben, die Selbständigkeit in den untergeordnetern Kreisen des Staatsorganismus zu fördern und zu kräftigen, sehe ich, daß der Zug vielmehr ein entgegengesetzter ist.' Der Hauptzweck seines Antrages in der Fideicommißfrage gehe dahin, ,daß die noch lebensfähigen, gesunden Keime, die in diesen Instituten sein mögen, ausgesondert und neu angepflanzt werden; aber wohlgemerkt, nicht bloß in den Höhen des gesellschaftlichen Lebens, sondern auch in den niedern Schichten desselben'[2].

Die Wahlen zur neuen Kammer, welche im November 1852 zusammentreten sollte, fanden unter lebhafter Betheiligung der katholischen Bevölkerung

---

[1] Siehe Reden der Gebrüder Reichensperger S. 357—360.

[2] Ebd. S. 363. 365 f.

statt. Reichensperger ward von dem Landkreise Köln und zugleich für die Kreise Lüdinghausen, Düsseldorf und Solingen gewählt; er nahm für Köln an[1].

Die Haltung der katholischen Wähler war beeinflußt gewesen durch die Beunruhigung, welche zwei Ministerialerlasse vom 22. Mai und 16. Juli des genannten Jahres hervorgerufen hatten. In diesen vom Cultusminister v. Raumer und dem Minister des Innern, v. Westphalen, ausgegangenen Erlassen wurde die Abhaltung von Volksmissionen seitens der Jesuiten und das Studium im römischen Collegium Germanicum beschränkt bezw. untersagt. Ein ‚Sturm der Erregung‘ ging durch das katholische Volk, als dieser Eingriff in die verfassungsmäßige Freiheit seiner Religion bekannt wurde[2]. Die richtige Antwort war die Wahl einer überraschend großen Anzahl entschiedener Katholiken. Dem Willen der Wähler entsprechend traten gleich am Tage nach der Eröffnung des Landtages, am 30. November 1852, dreiundsechzig Abgeordnete der Zweiten Kammer zu einer eigenen, geschlossenen Partei unter dem Namen ‚Katholische Fraction‘ zusammen zur Aufrechterhaltung der Verfassung, zur Wahrung der bürgerlichen und kirchlichen Freiheit. Die Vorberathungen hatten in dem sogen. Herkuleskeller stattgefunden, woselbst sich bereits in der vorhergehenden Session die katholischen Abgeordneten zu versammeln pflegten[3]: ‚das waren die Katakomben, aus welchen unsere Fraction emporstieg‘[4].

Die natürlichen Führer der neuen Vereinigung waren die Gebrüder Reichensperger; besaßen dieselben doch ‚neben literarischem und gelehrtem Rufe bereits eine ruhmreiche politische Vergangenheit und parlamentarische Erfahrung, zugleich mit der Gabe hervorragender Beredsamkeit, die sie jeder Partei hätte zur Zierde gereichen lassen‘[5]. In den siebengliederigen Vorstand wurden außer August Reichensperger gewählt: Osterrath, Rohden, Wilderich v. Ketteler, Graf Josef Stolberg und Freiherr v. Waldbott-Bornheim-Bassenheim. Ein besonderes Programm ward nicht aufgestellt, jedoch Vorberathungen und Geschäftsführung innerhalb der Fraction durch Statuten geregelt[6]. Die

[1] Gegen die Beschuldigung, ‚die Jesuiten‘ hätten die Wahl Reichenspergers durchgesetzt, s. Hannov. Zeitung 1852, Nr. 267.

[2] Wie Reichensperger die Erlasse beurtheilte, zeigt sein Brief vom 23. September 1852 in ‚Steinle und Reichensperger‘ S. 74. Reichensperger ist auch der Verfasser der Adresse der Stände der Rheinprovinz, datirt Düsseldorf, 28. September 1852, in welcher dieselben den König um Zurücknahme der Raumer-Westphalenschen Erlasse baten. Das Concept dieser Adresse fand ich im Nachlasse Reichenspergers; sie ist abgedruckt in der Deutschen Volkshalle 1852, Nr. 236.

[3] Vgl. Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier II, 46.

[4] Mündliche Mittheilung von Reichensperger am 20. September 1890.

[5] Pfülf, Mallinckrodt S. 85.

[6] Die von den beiden Reichensperger verfochtene Bestimmung des ‚Statuts‘, daß alle Mitglieder der Partei entweder immer mit der Majorität der Fraction zu stimmen oder sich der Abstimmung zu enthalten hätten, fiel; vgl. Pfülf, Cardinal Geissel II, 95.

Aufstellung eines Programms mußte schon deshalb unterbleiben, weil die Mitglieder der katholischen Fraction ‚in politischer Beziehung ziemlich weit auseinander gingen'. Indessen meinte Reichensperger gegenüber Steinle: ‚Auf Zahlenmajoritäten gebe ich nicht viel; dafür aber danke ich dem Constitutionalismus bestens, daß er die Katholiken aus allen Gegenden der Windrose auf einen Punkt zusammenführte.'[1]

Die Entstehung einer confessionellen Fraction, obgleich ein reiner ‚Act der Nothwehr' gegenüber den verfassungswidrigen Raumerschen Erlassen[2] und der auf einen ‚evangelischen Staat' hinarbeitenden Partei, rief alsbald in gewissen Kreisen eine gewaltige Erregung hervor; dieselbe nahm sich sehr seltsam aus, weil die Ansprüche der neuen parlamentarischen Bildung durchaus gerechte waren. ‚Da gewisse, den einzelnen katholischen Staatsbürgern Preußens durch die Verfassung garantirte religiöse Rechte verletzt erschienen, wollten ihre Vertreter dieselben auf verfassungsmäßigem Wege wieder heilen durch ein Votum der Kammer, welche gesetzlich als Wächterin der Verfassung eingesetzt ist, und da sie noch mehr falsche Freunde als redliche Feinde haben, fanden sie es gerathen, lieber unter sich zu bleiben als, nach politischen Gruppirungen vertheilt, unter den Scharen der Gegner sich zu verlieren.'[3]

Die katholische Fraction war auch so neu nicht; ihre Bildung war thatsächlich nur die Fortsetzung früherer Bestrebungen hervorragender katholischer Abgeordneter, welche in Frankfurt bei Berathung der Grundrechte und später in Berlin bei der Revision der Verfassung die Rechte und die Freiheit der Kirche zu wahren gesucht hatten[4]. In allen nicht katholischen Angelegenheiten war es auch jetzt jedem Mitgliede der katholischen Fraction überlassen, frei sein Ja oder Nein in die Wagschale zu werfen.

Die Gesamtrichtung der neuen Fraction ist nicht leicht durch ein Schlagwort zu zeichnen. In den maßgebenden Kreisen Berlins gewöhnte man sich bald, die Mitglieder als ‚rheinländische Liberale' hinzustellen. Liberale im wahren und guten alten Sinne des Wortes waren die Führer der Fraction, August und Peter Reichensperger, unzweifelhaft; indessen gehörten sie keineswegs zu jenen

---

[1] Steinle und Reichensperger S. 74.

[2] ‚Ohne dieselben,' sagte mir Reichensperger am 20. October 1893, ‚wäre es uns nicht eingefallen, eine solche Fraction zu bilden. Vor den Raumerschen Erlassen haben wir gar nicht daran gedacht, wir hatten ja die Verfassung.'

[3] Hist.-polit. Bl. XXXI, 205. Hier auch Näheres über die Angriffe, mit welchen die neue Fraction gleich von Anfang an überschüttet wurde. Nach Leopold v. Gerlach, Denkwürdigkeiten I, 831 wollte Bodelschwingh ‚der katholischen eine evangelische Fraction entgegenstellen'.

[4] Diesen Zusammenhang betonte Reichensperger noch im Jahre 1894 in einem Briefe an Poschinger, von welchem mir das Concept vorliegt. Siehe auch Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier II, 46.

Liberalen, welche nach ‚französischem Muster‘ auf eine ‚bureaukratische Centralisation und einen parlamentarischen Mechanismus‘ hinarbeiteten. Ein Liberaler in dem jetzt landläufigen Sinne des Wortes war Reichensperger niemals, weder auf kirchlichem noch auf politischem noch auf wirtschaftlichem Gebiete, wie er denn z. B. das manchesterliche Dogma von der unbeschränkten Gewerbefreiheit stets bekämpft hat.

Das politische Programm der katholischen Fraction, wie es bei den Kämpfen der Folgezeit und besonders nach dem Ausscheiden der sich zu den Grundsätzen der ‚Rechten‘ bekennenden Adeligen (v. Ketteler und v. Waldbott) immer deutlicher zu Tage trat, stimmte in vielen Punkten mit der Linken überein: ‚Festhalten und Conserviren der rechtsgiltigen Verfassung, Streben nach möglichster Selbständigkeit der corporativen Gliederungen, insbesondere der Gemeinden, nach individueller Freiheit und möglichster rechtlicher Gleichheit.‘[1] In confessioneller Hinsicht hatte die neue Fraction, welche bald nach ihrem Führer ‚Fraction Reichensperger‘ genannt wurde[2], auf ihre Fahne geschrieben: Wahrung der Rechte und Freiheit der katholischen Kirche, Eintreten für eine aufrichtige Durchführung und Beobachtung der Parität bei Besetzung der Staatsstellen, Streben nach confessionellem Volksunterricht.

Die religiöse Freiheit war und blieb die Losung Reichenspergers und seiner Freunde; er kämpfte für die wahre Toleranz im Gegensatze zu jener, die nur das eigene Bekenntniß tolerirt. Wie früher O'Connell und 1857 der Herzog v. Norfolk, so wollte auch die katholische Fraction unter der Führung der Reichensperger für das Recht der Juden auf staatsbürgerliche Gleichstellung mannhaft eintreten. ‚Ihr Christenthum‘, urtheilt ein israelitischer Politiker, war ‚keineswegs gleichbedeutend mit Intoleranz, wofür es wohl neuere protestantische Theologen erklärt haben. Ihr Christenthum gebot ihnen vielmehr die Liebe! Ihre Polemik war stets nur eine abwehrende und frei von jeder Gehässigkeit gegen Andersdenkende.‘[3]

Die Stellung der katholischen Fraction zur Regierung verschob sich in der Folgezeit ganz bedeutend. Hatten sich früher die Gebrüder Reichensperger noch stets bemüht, soviel wie möglich mit dem Ministerium zu gehen, so konnte davon angesichts des neuen Geistes, der in Berlin zur Herrschaft kam, keine Rede mehr sein; alle Bemühungen dieser Art mußten scheitern an der Richtung, welche die Regierung von nun an unwiderruflich nahm. Es blieb der katholischen Fraction nichts übrig, als ihren eigenen Weg zu gehen; immer-

---

[1] Reden der Gebrüder Reichensperger S. 199.

[2] Namentlich die ‚Kreuzzeitung‘ bezeichnete sie damals stets so.

[3] Dr. Th. Levi in Reden der Gebrüder Reichensperger S. 199.

hin aber wollte sie es noch vermeiden, eigentliche Opposition zu werden. Aus diesem Grunde ist noch während der ersten Session gewissermaßen eine Annäherung an die Rechte bemerkbar; ‚aber in dem Maße, in welchem die Reaction gegen die Verfassung zunahm, näherte sich die katholische Fraction der Linken‘; dann war sie ‚fast durchweg oppositionell, keineswegs aber in der Art, daß man von einer systematischen Opposition reden könnte‘[1].

Der Zusammenschluß der treuen Katholiken in der Zweiten Kammer fand nicht bloß freudige Zustimmung bei dem Cardinal Geissel von Köln und dem Wiener Nuntius Viale Prela[2], sondern zur höchsten Genugthuung Reichenspergers auch diejenige seines Freundes Montalembert. Am 15. December 1852 hatte Reichensperger demselben von Berlin aus berichtet: ‚Die katholische Fraction zählt nunmehr dreiundsechzig Mitglieder, welche freilich in politischer Hinsicht nichts weniger als homogen sind. Die adeligen Herren, meist Westfalen, bilden davon im ganzen die äußerste Rechte, die Rhein- und Moselbewohner die Linke, die Westfalen das Centrum. Wir suchen uns, so gut es geht, zu verständigen und durch Compromisse die Gegensätze auszugleichen. Hoffentlich wird das kirchliche Band, welches uns zusammenhält, stärker sein als die trennende Kraft jener Verschiedenheiten. — Vor acht Tagen hatte eine Deputation der katholischen Fraction, zu welcher ich gehörte, eine Audienz bei dem Herrn Ministerpräsidenten, um demselben in aller Loyalität die Beschwerden der Katholiken vorzulegen und von den Schritten in Kenntniß zu setzen, welche wir in der Kammer zu thun gedenken. Herr v. Manteuffel nahm uns gut auf und gab überhaupt auf alle unsere Mittheilungen ziemlich beruhigende Antworten. Er und noch einige Minister scheinen die Versöhnung dringend zu wünschen; dieselbe ist aber nicht wohl möglich, solange die Herren v. Raumer (Cultus) und v. Westphalen (Inneres) im Amte bleiben, welche ihrerseits in der nächsten Umgebung des Königs und in der ganzen Pietisten- und Junkerpartei eine mächtige und einflußreiche Unterstützung haben. Ich fürchte daher, daß die Dinge sich noch eine geraume Zeit lahm und unentschieden fortschleppen werden. Wir Katholiken werden übrigens noch vor den Weihnachtsferien einen Antrag auf Zurücknahme der vielbesprochenen Ministerialerlasse in puncto der Jesuiten und des Collegii Germanici in die Kammer bringen. Wir werden nämlich den Antrag stellen, daß eine Adresse an Se. Majestät von seiten der Kammer erlassen werde, worin jene Erlasse als verfassungswidrig bezeichnet werden. Es ist dies eine Art von Surrogat für die Ministeranklage, welche nicht erhoben werden kann, weil wir noch kein Ministerverantwortlichkeitsgesetz

[1] Reden der Gebrüder Reichensperger S. 199.

[2] Vgl. Pfülf, Cardinal Geissel II, 94. 102.

haben. — Nach Neujahr wird also die kirchliche Frage Besitz von der Tribüne nehmen, falls bis dahin nicht den Katholiken eine Genugthuung für das Vergangene und eine Garantie für die Zukunft gegeben ist. — Eine zweite Hauptschlacht wird uns noch auf dem Gebiete des Budgets für den Unterricht und Cultus zu liefern bleiben. Hier tritt so recht grell hervor, wie unendlich weit wir noch von jener Parität entfernt sind, auf welche wir doch einen gegründeten Rechtsanspruch haben.'

Die von ‚Brüssel den 26. December 1852' datirte Antwort Montalemberts ist von hohem Interesse. ‚Sie haben', heißt es in derselben, ‚das verwirklicht, was stets der heißeste Wunsch meiner Seele war, und Sie haben bereits das Ziel erreicht, für welches ich während meines ganzen politischen Lebens gearbeitet habe. Es scheint mir, daß die aufmerksame Bewunderung der Intelligenz des katholischen Europa Sie genügend entschädigen muß für die Prüfungen, welche von einer solchen Laufbahn untrennbar sind; diese Bewunderung muß Ihnen auch zeigen, daß Sie auf dem rechten Wege sich befinden. Die moralischen Errungenschaften der entschiedenen Haltung der Katholiken im preußischen Parlamente sind ungeheuer. Am wichtigsten in diesem Augenblicke ist, daß den Katholiken Deutschlands und der ganzen Welt ein neuer Beweis ihrer Kraft geliefert wurde, jener Kraft, die nach Gott in ihnen selbst beruht, in ihrem Muth, in ihrer Hingebung und nicht in der Protection des Despotismus. Dieser Despotismus, der von den Panegyrikern und Sophisten des „Univers" sklavisch gelobt wird, ist die grausamste und erniedrigendste Gefahr für die katholische Sache[1]. — Ich bin nicht traurig, daß die Katholiken im preußischen Parlamente nicht über alle politischen Fragen einig sind. Gerade in dieser Verschiedenheit und in dieser Unabhängigkeit beruht ihre Kraft; gerade dadurch wird ihre Aufsaugung durch irgend eine Partei verhindert. An dem Tage, an welchem die Katholiken sich einfach mit der Rechten oder der Linken verbinden würden, wäre ihr moralischer Einfluß bald großentheils

[1] Vous realisez ce qui a été toujours le voeu le plus ardent de mon âme et vous avez déjà atteint le but auquel j'ai travaillé pendant toute ma vie politique. Il me semble que l'attentive admiration de tout ce qu'il y a d'intelligent dans l'Europe catholique, doit vous recompenser suffisemment des épreuves inséparables d'une carrière semblable, et en même temps vous indiquer que vous êtes dans la bonne voie. Les résultats *moraux* déjà obtenus par l'attitude résolue des catholiques dans le parlement prussien sont immenses. Celui de tout qui est en ce moment le plus important est d'avoir donné aux catholiques de l'Allemagne et du monde entier une preuve nouvelle de leur force, de cette force qui réside après Dieu en *eux mêmes* dans leur courage, dans leur dévouement et non dans la protection du despotisme quoique servilement applaudi par les panégyristes et les sophistes de l'école de l'*Univers*, ce despotisme n'en est pas moins le danger le plus cruel et le plus humiliant pour la cause catholique.

dahin. Ueber einige wesentliche politische Punkte müssen alle Katholiken einig sein, z. B. die Treue gegenüber der Krone, die Aufrechterhaltung einer regelrechten Freiheit, den Respect gegenüber dem Eigenthum: aber hinsichtlich der secundären und vorübergehenden Anwendung dieser großen Principien ist eine völlige Einigung nicht nothwendig und selbst nicht möglich. Es kann im Gegentheil nützlich für die katholische Sache sein, Anhänger bei allen Parteien zu haben und auf diese Weise alle zu lehren, mit ihr zu rechnen.‘

‚Was Sie über unsere katholische Partei schreiben,‘ antwortete Reichensperger am 2. Januar 1853, ‚gibt mir neue Kraft, den Widerwärtigkeiten entgegenzutreten, deren immer neue aufsteigen. Die Rechte sowohl als die Linke stacheln unausgesetzt an den ihnen zunächststehenden Mitgliedern unserer Partei und suchen namentlich Mißtrauen gegen die Führer zu wecken. Hier muß man zügeln, dort spornen, immer aber viel Geduld und Selbstverläugnung in Bereitschaft haben. Quod Deus bene vertat!‘[1]

Auf eine neue ermunternde Zuschrift Montalemberts[2] erwiderte Reichensperger am 14. Januar 1853: ‚Nicht bloß im eigenen Namen, sondern auch im Namen meiner nähern Freunde, welche mit mir Belehrung und Kräftigung aus Ihren Briefen schöpfen, habe ich Ihnen wieder zunächst meinen Dank für Ihr gütiges Schreiben vom 6. Januar abzustatten: seien Sie überzeugt, Ihre Worte fallen nicht auf einen unfruchtbaren Boden.‘

Der von Peter Reichensperger entworfene Antrag, Se. Majestät zu bitten, zur Aufhebung der ministeriellen Erlasse betreffend die Beschränkung in Abhaltung katholischer Missionen sowie in der Ausbildung und Niederlassung katholischer Geistlichen den Befehl zu geben, zeigte die katholische Fraction zum erstenmal als ein geschlossenes Ganze. Der Antrag ward von dem durch seine streng conservative, preußisch-patriotische Gesinnung bekannten Freiherrn v. Waldbott-Bornheim eingebracht; er führte zunächst zu einem Gefechte in den Abtheilungen der Zweiten Kammer, welche damals eine weit größere Bedeutung hatten als später. ‚Gestern‘, berichtete Reichensperger am 12. Januar 1853 seiner Gemahlin, ‚war ein heißer Tag; in den Abtheilungen fand das große Disputatorium über den katholischen Antrag statt. Die Leute, selbst die Gegner, machten Peter und mir besondere Complimente über unsere Plaidoyerien.‘ Noch genauer berichtet ein Brief vom 14. Januar an Montalembert: ‚In Vorberathung über unsern Antrag, welche vorgestern in den sieben Abtheilungen der Zweiten Kammer stattgefunden, wagte man

[1] Ueber die innern Schwierigkeiten der Fraction in jenen Tagen vgl. auch Pfülf, Mallinckrodt S. 87 f.

[2] Dieselbe ist leider nicht erhalten. Die im weitern Verlaufe mitgetheilten, sämtlich noch ungedruckten Briefe Montalemberts lagen mir im Original vor.

es von der andern Seite kaum hie und da einmal, ein Wort für die Gesetzlichkeit der Ministerialerlasse zu sagen; man beschränkte sich auf allerhand Ausflüchte, wie z. B. die Erlasse seien nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt gewesen und daher auch in den Ausdrücken nicht ganz genau; die Praxis der Regierung sei stets milde gewesen und werde es auch bleiben; wenn die Kirche nach der Verfassung selbständig sei, so sei es auch der Staat nicht minder u. dgl. mehr. Die Zahlenmajorität haben wir zwar gegen uns, ich glaube aber sagen zu dürfen, daß der moralische Sieg bereits erfochten ist. Herr Minister v. Raumer nahm in seiner Abtheilung auch das Wort und sprach beschönigend, begütigend. Man gäbe gewiß vieles darum, wenn die Erlasse nie ans Licht getreten wären; aber zum Zurücknehmen derselben, purement et simplement, wird man sich allem Anscheine nach nicht verstehen; am ersten wird man noch das Wirken der Missionen freigeben. In acht bis zwölf Tagen etwa wird die Sache zur öffentlichen Verhandlung in der Kammer kommen, wo die Rechte für irgend eine motivirte Tagesordnung die Majorität erhält, während die Linke fast ohne Ausnahme für unsern Antrag stimmt. Dieses Gerechtigkeitsgefühl auf seiten der Linken erklärt sich theilweise daraus, daß sie ohne die Unterstützung der katholischen Fraction in der Kammer gänzlich ohnmächtig ist. Höchstens vier Katholiken werden voraussichtlich gegen unsern Antrag stimmen.‘

Großes Ansehen bei Freund und Feind erwarb sich Reichensperger durch die fast zweistündige Rede, welche er am 12. Februar im Plenum für den Waldbottschen Antrag hielt. In durchaus ruhiger und sachlicher Weise unterzog er die Ministerialerlasse einer eingehenden Kritik, zeigte, wie die Missionäre in staatlicher wie kirchlicher Hinsicht auf das vortheilhafteste gewirkt, sich von Controverspredigten ferngehalten und doch unter förmliche Polizeiaufsicht gestellt worden seien. Warm trat er für die Jesuiten ein und verlangte die Aufhebung des unmotivirten und verfassungswidrigen ‚Gesetzes der Verdächtigung‘. Den zweiten Erlaß bezeichnete er als ‚ein Novum, welches sich auf kein Gesetz stütze und die Verfassung gegen sich habe‘. Er appellirte an die Gerechtigkeit des Königs und erinnerte an die Verdienste der Katholiken während der Revolution: ‚Unser gutes, geschriebenes Recht, das lassen wir uns nicht verkümmern, und wir werden unausgesetzt, das glaube ich Ihnen versichern zu dürfen, mit allen gesetzlich und moralisch zulässigen Mitteln dahin wirken, daß das uns angethane Unrecht gutgemacht werde. Von dieser (der rechten) Seite ist uns so oft das Wort „organische Bildung“ entgegengehalten worden, und gerade von dieser Seite muß ich besorgen, wie die Aspecten stehen, daß man den großartigsten, den wundervollsten Organismus, die katholische Kirche, lähmen, daß man seine Arterien unterbinden will, indem man die Seelsorge beschränkt, indem man in Befugnisse eingreift, die der

Natur der Sache nach nur der kirchlichen Hierarchie zustehen können. Man verweist uns so oft auf das Princip der Autorität. Ist denn die katholische Kirche aber nicht die Autorität κατ' ἐξοχήν, ist sie nicht die incarnirte Autorität? Da auf einmal wird die Autorität bedenklich; sie wird sogar mit offenem, unverhülltem Mißtrauen angesehen; mit officiellem Verdachte wird belegt, was entschieden den Stempel der katholischen Kirche an sich trägt. Ich weiß nicht, was Sie beschließen, ich fürchte, die Majorität wird unsern Antrag verwerfen — komme es, wie es wolle, ich versichere Ihnen, wir sind vollkommen ruhig. Wir vertrauen auf das Wort: Groß ist die Macht der Wahrheit, und sie wird siegen.'[1]

Obgleich auch viele Protestanten aus Rechtsgefühl den Antrag der Katholiken unterstützten, so ward derselbe doch mit 175 gegen 123 Stimmen abgelehnt. Die Partei, welche ‚den evangelischen Staat auf ihre Feldzeichen geschrieben', hatte gesiegt; aber es war ein Pyrrhussieg. Allgemein war die Ansicht, daß die Debatten mit einem großen moralischen Erfolg der Katholiken geendet hatten[2]. ‚Von allem andern abgesehen,' schrieben die ‚Historisch-politischen Blätter', ‚wer hätte in den trüben Zeiten von 1837 je gedacht, daß die preußische Regierung und die protestantische Welt noch in hoher Versammlung der Vertreter des Volkes Reden so voll echt katholischen Geistes würden hören müssen, wie nun die Brüder Reichensperger, Waldbott, Graf Stolberg sie hielten, und daß von protestantischer Seite ihnen im allgemeinen so viel Interesse, Achtung und Anerkennung gezollt würde, wie denn von den befugten Sprechern derselben keine einzige Klage wegen Mißbrauchs der kirchlichen Freiheiten der Katholiken, dagegen aber manches lobende Wort über die Jesuitenmissionen laut wurde? Wer hätte damals gedacht, daß man in Süddeutschland noch Gelegenheit haben würde, am katholischen Volke in Preußen ein Muster würdiger Vertretung selbst auf parlamentarischem Boden zu sehen? Die directen Folgen der Ver-

---

[1] Reden der Gebrüder Reichensperger S. 420—421.

[2] Dr. Förster, Bisthumsverweser von Breslau, übersandte am 2. März 1853 Reichensperger Material über die Imparität in Preußen und bemerkte dabei mit Bezug auf die Debatten betreffend den Antrag Waldbott: ‚Durch Sie und Ihre getreuen Mitkämpfer hat die katholische Sache in Berlin einen moralischen Sieg gewonnen, der schwerer wiegt, als der glänzendste äußere Erfolg gewogen haben würde.' ‚Materiell', meinte Detmold in einem Briefe vom 19. Februar 1853, ‚haben Sie vollständig obgesiegt.' Die Kreuzzeitungspartei bezeichnet Detmold in diesem Briefe als ‚die gefährlichste, aber auch verächtlichste, weil sie nur Interessen, gar keine Grundsätze hat'. Auch Moritz Lieber spendete in einem Briefe vom 21. März 1853 dem Auftreten Reichenspergers in der ‚Sitzung à jamais mémorable vom 12. Februar' hohe Anerkennung. Das ‚nur halb oder viertels verdiente Lob', schrieb Reichensperger am 5. März an seine Gemahlin, ‚macht den unverdienten Tadel mehr als gut, den mir Herr Florencourt in einem Leitartikel gespendet hat'.

handlungen bezüglich der übergreifenden Erlasse selbst sind das geringste an dem Gewinn, der nicht ausbleiben wird, obwohl auch sie nicht als unbedeutend sich herausstellen; denn man darf annehmen, daß die Erlasse, deren Dehnbarkeit ins Unermeßliche vor Augen lag, durch die entschuldigenden Erklärungen von der Ministerbank auf ein Minimum beschränkt und nur nicht gerade zurückgenommen sind. Was aber die Hauptsache ist: das katholische Volk hat gesehen, daß es stark in seinem Rechte ist, wenn es stark sein will. Es klingt fast weinerlich, wie der Cultusminister am Schlusse seiner Rede die Katholiken in der Kammer bei dem unschuldig vergossenen Blut Christi und beim jüngsten Gericht beschwört: wenn sie seine Erlasse auch nicht für gerechtfertigt annehmen wollten, doch wenigstens ihren Wählern zu sagen, daß „die Regierung keine bösen Absichten, keine Pläne der Unterdrückung gegen die katholische Kirche habe". Auch verdient es Beachtung, daß die ministeriellen Blätter und selbst die „Kreuzzeitung", anstatt ihre vorgängige Erhitzung nun durch ein Triumphgeschrei über den Fall des Antrags Waldbott zu kühlen, über die ganze Debatte schwiegen.

‚Auch für die „katholische Fraction" selbst konnte die ermuthigendste Rückwirkung nicht ausbleiben. Schon daß man sich jetzt resignirt hat, ihre Existenz, als in der Natur der Sache liegend, ruhig hinzunehmen, und zwar um so mehr, als sie alle Besorgnisse wegen Gefährdung ihrer Unabhängigkeit, im Innern durch clubmäßige Handhabung des Majoritätsprincips und nach außen durch fesselnde Coalitionen, unbeschadet ihrer Einheit in kirchlichen Fragen in achtunggebietender Weise widerlegt hat — schon das ist ein für ganz Deutschland höchst bedeutsamer Vorgang. Unbillig vorenthaltene Rechte der Kirche gibt es überall zu reclamiren, und die katholische Fraction weist den rechten Weg dazu.‘ [1]

Die Fraction war in dieser Hinsicht unermüdlich thätig. ‚Kaum ist die eine Schlacht geschlagen,‘ heißt es in einem Briefe vom 23. Februar 1853 an Frau Reichensperger, ‚so steht uns schon wieder eine bevor; wir kochen unausgesetzt und haben alle Hände voll zu thun. Fast jeden Tag haben wir lange Conferenzen en petit comité, um neue Waffen zu schmieden. Gestern erhielt ich einen sehr lieben Brief von dem Grafen Montalembert, der außerordentlich zufrieden ist.‘ In diesem Schreiben beglückwünscht Montalembert seinen Freund zu dem ‚wunderbaren moralischen Siege, den die preußischen Katholiken bei der Discussion und Abstimmung über den Antrag Waldbott errungen haben‘. ‚Der durch seinen Fanatismus für den Absolutismus verblendete „Univers"‘, fährt der französische Graf fort, ‚hat gesagt, diese Debatte sei ein trauriges Blatt in der Geschichte der Kammern. Ich

[1] Hist.-polit. Bl. XXXI, 513 f.

halte sie für eines der schönsten Blätter nicht allein in der **Geschichte der Kammern**, sondern in der politischen Geschichte der neuern Zeit **überhaupt**.' ,Die zugleich loyale, energische und doch bescheidene Haltung der **Katholiken**, die seltene Einigkeit derselben bei der Abstimmung, die edle und **beredte** Sprache ihrer Redner, die Zugeständnisse der Regierungsorgane, die **Niederlage** des Declamators, welcher die Jesuiten angegriffen hat, endlich **und vor** allem die 60 protestantischen Stimmen, welche die katholische **Phalanx verstärkten** und die beträchtliche und unvorgesehene **Zahl von 123 Stimmen** für den Antrag hervorbrachten,' erschienen Montalembert mit Recht **höchst bemerkenswerth**. ,Wenn ich daran denke,' schrieb der edle Graf, ,welche *Kämpfe* wir über dieselbe Frage in einem fast ganz katholischen Lande dreißig **Jahre** lang hatten, wie wir über die vitalsten Fragen in der Pariser Kammer *nur* Minoritäten von 3, 5 oder 10 Stimmen im Kampfe für die Freiheit der Kirche hatten, so bin ich fast versucht, für Sie erschrocken zu sein angesichts eines zu raschen und zu vollständigen Erfolges. Es ist nöthig, daß die Katholiken allenthalben wie die andern Menschen und vielleicht mehr als jene lange und harte Prüfungen durchmachen, um die Wohlthaten der Freiheit zu verdienen und sie zu würdigen. Das schmähliche Schauspiel, das heute viele Katholiken in Frankreich gewähren, hat theilweise seinen Grund in dem zu leichten und zu schnellen Siege, den wir nach 1848 davongetragen haben. Wie dem indessen sei, die Katholiken Preußens haben Gott für einen großen Erfolg zu danken. Der König und seine Regierung werden die Tragweite desselben ermessen, Freund und Feind fühlen die Verzehnfachung Ihrer Kräfte. Wenn das Urtheil eines alten Kämpfers für Recht und Freiheit von Bedeutung ist, so gratuliren Sie Ihren Collegen in meinem Namen.'

,Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, welche Freude mir und meinen nähern Freunden Ihr letzter Brief gemacht hat', antwortete Reichensperger am 27. Februar 1853. ,Solche Worte von Ihnen sind für uns der mächtigste Sporn, vorwärts zu streben und auszudauern. Schon steht uns ein neuer Kampf bevor, da man protestantischerseits uns wieder den Handschuh hingeworfen hat, wahrscheinlich weil man fühlt, daß man bei der Majorität, über welche man in den Kammern gebietet, von der Offensive mehr Erfolg haben wird als von der Defensive. Man fordert immer mehr Geld für die Bedürfnisse der evangelischen Kirche, während die durch ausdrückliche Verträge und sonstigen Titel begründeten Forderungen der katholischen Kirche unbefriedigt bleiben sollen! Ueberhaupt wird der kleine Krieg unermüdlich gegen uns fortgesetzt. Im übrigen macht sich im allgemeinen, sowohl in der Presse als in der öffentlichen Meinung überhaupt, ein Umschwung zu unsern Gunsten immer mehr bemerklich. Selbst über die Haltung der Kammer dürfen wir, abgesehen von ihren Beschlüssen, nicht klagen. Ein sehr harter Schlag für

die katholische Sache ist der Tod des Cardinals Diepenbrock. Von guter Vorbedeutung für die Zukunft ist indes wenigstens doch die Wahl des Herrn Förster zum Capitularverweser. Sollte der Herr Bischof v. Ketteler nicht eine persona regi grata sein, wie es den Anschein hat, so wäre er wohl (oder der Herr Bischof Müller von Münster) diejenige Person, welche für Herrn v. Diepenbrock einigermaßen Ersatz leisten könnte. Der päpstliche Kämmerer, Prinz Hohenlohe-Schillingsfürst, ein schlesischer Nobile von noch nicht dreißig Jahren, gleichfalls als Candidat genannt, hat sich, als er im vorigen Jahre seine Heimat besuchte, in so auffallender Weise bei dem Cardinal Diepenbrock eingedrängt, daß die Meinung allgemein entstand, er wolle von demselben einen Antrag, ihn zu seinem Coadjutor zu erhalten, förmlich erpressen. Er hat dem Cardinal, worüber schriftliche Beweise vorliegen, Verdacht gegen die Treue und Zuverlässigkeit seiner Umgebung, seiner vertrautern Freunde und Rathgeber einzuflößen und ihn zu bewegen gesucht, einen von ihm aus Italien mitgebrachten, ihm (dem Prinzen) völlig ergebenen jungen Abbate als seinen Secretär und Gehilfen anzunehmen. Er gab vor, dem Cardinal dringende Aufträge des Heiligen Vaters eröffnen zu müssen, konnte indes bei der zunehmenden Krankheit Diepenbrocks hierzu nicht gelangen. Der Herr Cardinal hat den Plan durchschaut und seinen Unwillen wiederholt und auf das entschiedenste ausgedrückt, auch Schritte — wahrscheinlich beim Papste selbst — gethan, dergleichen Umtriebe unwirksam zu machen. Die Entrüstung über dieses Benehmen ist in Schlesien allgemein und gerade bei dem bessern Theile des Clerus am größten. Das Kapitel ist aufs höchste aufgebracht; ja es liegen Aeußerungen vor, daß selbst der Wunsch des Heiligen Vaters das Kapitel nicht werde bestimmen können, auf einen so compromittirten Candidaten zu reflectiren. Aus bester Quelle ist mir versichert worden, daß das Verhalten des Prinzen, während er auf seines Bruders, des Herzogs von Ratibor, Gütern verweilte, nicht von der Art gewesen ist, um seiner Person die Ehrfurcht zu erwerben, welche erforderlich ist, wenn ein Bischof, zumal in diesen schweren Zeiten, segensreich wirken soll. Unser König interessirt sich, wie ich vernehme, zu allem Glück nicht für die Wahl des Prinzen zum Fürstbischof, und so darf man denn hoffentlich ruhig in dieser Hinsicht der Zukunft entgegensehen. Ich schreibe Ihnen das alles so ausführlich, weil es sich hier um einen überaus wichtigen Knotenpunkt handelt: ein solches Steuer muß in einer durchaus würdigen und festen Hand ruhen. Es wird auch ein gewisses Interesse für Sie haben, die Situation etwas näher zu kennen, da dieselbe zweifelsohne bald Gegenstand öffentlicher Besprechung werden wird. — Es freut mich sehr, daß die „Assemblée nationale“ Notiz von unsern hiesigen Kämpfen nehmen soll; ich habe mich hier vergebens nach dem Blatte umgesehen; man begegnet allerwärts nur dem „Journal des

Débats" und dem „Constitutionel". Ich bitte daher ergebenst, mir ein Exemplar des Blattes zuschicken zu lassen, in welchem der betreffende Artikel etwa erscheinen wird.

‚Zu meinem großen Bedauern war Herr v. Florencourt verhindert, nach Belgien zu reisen; nicht weniger beklage ich es, daß er von seinem Hange zum Extremen nicht ablassen kann, und fürchte, daß er die „Volkshalle" ruiniren wird. Er ist durchaus unpraktisch und lebt nur in Abstractionen. Seine persönliche Ehrenhaftigkeit bewahrt ihn deswegen auch nicht vor den schiefsten, ja nicht selten ungerechtesten Urtheilen. Woher aber einen andern Redacteur nehmen? —

‚Was Sie über unsere Linke sagen, sind wahrhaft goldene Worte. Wie sehr auch die Erfahrung sie bestätigt, so ist es dennoch sehr schwer, ihnen Geltung zu verschaffen; unsere Linke wenigstens, Herr v. Vincke an der Spitze, bewegt sich noch immer in dem Geleise einer rein negativen Oppositionspolitik und übersieht die große Lehre, welche namentlich in der neuesten Geschichte Ihres armen Vaterlandes liegt. Auf allen Seiten thürmen sich ja wieder die Wolken; es ahnt mir, als ob die Greuel und Verwicklungen, die sich förmlich drängen, das Vorspiel einer neuen großen Katastrophe seien. Quod Deus bene vertat!'

Ueber den kirchlichen Fragen wurden von Reichensperger die sonstigen Angelegenheiten keineswegs vernachlässigt. Im April betheiligte er sich an der Debatte über die Städteordnung der sechs östlichen Provinzen, wobei er für geheime Abstimmung eintrat, sowie an der Berathung des Etats für Justizverwaltung[1]. Die Briefe an seine Gemahlin klagen über gewaltige Arbeitslast, die um so größer war, weil er in seiner Pflichttreue keine Sitzung der Kammer oder der Fraction versäumte. ‚Wir werden jetzt', heißt es in einem Briefe vom 13. April 1853 ‚aus dem Trab in den Galopp getrieben. Alle Tage Sitzung von 9 bis $3^1/_2$ Uhr, außerdem täglich Fractions- und Commissionssitzungen.' Am 19. des genannten Monats konnte er einen bedeutungsvollen Sieg in der Budgetcommission berichten: ‚Die für den Oberkirchenrath und den evangelischen Cultus geforderten 80000 Thaler sind dank unsern Anstrengungen durchgefallen. Es wird dieses großes Aufsehen machen. Ueberhaupt werden unsere Gegner immer mehr bügellos.'

Eine höchst interessante Debatte entspann sich im April anläßlich eines neuen Gesetzentwurfes, welcher dem Minister des Innern jede außerhalb des preußischen Staates erscheinende Druckschrift zu verbieten gestattete und jede Verbreitung einer verbotenen Schrift mit Strafen bedrohte. So sehr Reichensperger die Pflicht der Regierung, dem Schlimmen so viel wie möglich ent-

[1] Reden der Gebrüder Reichensperger S. 454 f. 467 f.

gegenzutreten, anerkannte, so erklärte er sich doch gegen ein ‚lediglich auf Willkür basirendes Gesetz‘. ‚Ich bin der Ansicht, daß andere Kräfte, andere Mächte in den Kampf geführt werden müssen, um der verderblichen Wirkung der schlechten Presse mit Erfolg entgegenzutreten. Mit Polizeimaßregeln und Strafgesetzen wird dies auf die Länge unmöglich sein, besonders wenn man sich jenem trügerischen Vertrauen auf die magische Wirkung der elektrischen Polizeidrähte hingibt. Wir müssen positive Kräfte in den Kampf führen.‘ Auch das bemängelte er, daß das Gesetz nicht ‚dem Auslande in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, sondern dem nicht-preußischen Deutschland gelte, und dadurch zu den andern Demarcationslinien auf der fürwahr schon genügend buntscheckigen Karte Deutschlands noch eine geistige hinzukomme‘. Er schloß: ‚Die Arznei, welche das Gesetz uns in Aussicht stellt, ist schlimmer als das Uebel, das sie heilen soll.‘[1] Der Gesetzentwurf fiel durch. An demselben Abend war Reichensperger zu dem Ministerpräsidenten eingeladen. Er war auf einen ‚kalten Empfang‘ bei Herrn v. Manteuffel gefaßt. Aber es zeigte sich das Gegentheil, und der Minister beehrte ihn sogar mit dem Platz an seiner Seite.

Am 7. Mai kämpfte Reichensperger, der während dieser Session ‚fast stets im Feuer stand‘, bei Besprechung des Unterrichtsetats an der Seite seiner Freunde Otto und v. Mallinckrodt. Ersterer hatte ‚eine Welt von Disparität‘ aufgedeckt, und die Debatte nahm einen sehr scharfen Charakter an[2]. Reichensperger sprach an dem genannten Tage dreimal: zuerst über das für die Katholiken ungünstige Verfahren bei Besetzung von Schulrathsstellen, dann für einen regelmäßigen Religionsunterricht der katholischen Schüler an den höhern Lehranstalten Berlins, endlich über die Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler[3].

‚Die letzten Tage‘, berichtete Reichensperger am 10. Mai 1853 an Montalembert, ‚waren sehr bewegt und heiß, indem die Debatten sich um das Cultus- und Unterrichtsbudget bewegten, welches für die Katholiken natürlich von der höchsten Bedeutung ist. Wir hatten dieses Budget der gründlichsten Prüfung unterworfen und eine große Anzahl von Anträgen daran geknüpft, von welchen indes nur einige zur Verhandlung und Abstimmung in der Kammer gelangten. Es lag im Interesse unserer Sache, nichts zu übereilen, sondern dem Ministerium und den Abgeordneten Bedenkzeit zu lassen. Wir haben gleichsam dermalen nur die Laufgräben eröffnet. Ich

[1] Reden der Gebrüder Reichensperger S. 475 f. Am 29. April 1853 sprach Detmold Reichensperger seine Anerkennung aus über ‚die vollendete Taktik‘, mit der er den Gesetzentwurf über das Verbot auswärtiger Druckschriften geworfen habe.

[2] Vgl. Pfülf, Mallinckrodt S. 103 f.

[3] Vgl. Reden der Gebrüder Reichensperger S. 510 f. Vgl. unten Kap. 8.

kann übrigens bemerken, daß die Bedeutung und der Ernst der Sache auf allen Seiten erkannt wird, und ich hoffe, daß schon vor der Eröffnung der nächsten Session manche Beschwerde ihre Erledigung finden wird. Wir reisen überhaupt mit der Ueberzeugung zurück in die Heimat, daß Gott unsere Bestrebungen gesegnet hat. Mit Ausnahme von etwa sechs Personen stehen die Mitglieder der katholischen Fraction noch immer wie ein Mann zusammen. — Sehr bemerkenswerth war es bei der letzten Debatte, daß man protestantischerseits sich fast nur untereinander bekämpfte und sich damit begnügte, gegen uns zu stimmen. Solche Vorkommnisse sind symptomatisch.'

In seiner Antwort vom 27. Mai erneuert Montalembert seine Glückwünsche ‚zu den ausgezeichneten Ergebnissen dieser ersten parlamentarischen Campagne. Ich hoffe immer noch, daß dem König und der Regierung endlich die Augen aufgehen werden über die Rechte und Pflichten der Katholiken in kirchenpolitischer Hinsicht. Aufgabe der deutschen Katholiken ist es, die Fahne der guten Politik und der wahren Freiheit aufzupflanzen, welche von dem „Univers" und vielen französischen Katholiken verlassen wurde'. In einem spätern Schreiben vom 16. November spricht Montalembert seine Betrübniß aus über die zahlreichen Mandatsniederlegungen katholischer Abgeordneter. ‚Ich bin glücklich, daß Sie dieses Beispiel nicht nachgeahmt haben. Wie Sie, glaube ich, daß Preußen zur Zeit nach Belgien das Land ist, in welchem die katholischen Interessen am besten verstanden und garantirt sind. Aber wie recht haben Sie, wenn Sie sagen, daß den Katholiken eine allzu bequeme Lage nicht heilsam sei!'

Das Lob Montalemberts in noch erhöhtem Grade zu rechtfertigen, war Reichensperger auch in der folgenden Kammersession 1853/54 redlich bestrebt: im Plenum wie in den Commissionen war er unermüdlich thätig. ‚Ich bin recht geschunden', heißt es in einem Brief an seine Frau, ‚und behalte kaum Zeit, meine nothwendigsten Besuche zu machen.' Zunächst war es die Städteordnung für Westfalen, welche ihm Gelegenheit gab, hervorzutreten. Wie bereits in der vorhergehenden Session, so unterstützte er auch dieses Mal mit aller Energie die Bestrebungen Mallinckrodts, das Gesetz noch deutlicher zu Gunsten der Entwicklung des corporativen Lebens zu gestalten. ‚Im Interesse der wahren, gesunden, vernunftgemäßen Freiheit' bemühte er sich, ‚die freie Gruppirung der Bürgerschaft innerhalb der Gemeinden' zu ermöglichen. Es erschien ihm ‚eine frappante Thatsache, daß beim Beginn der französischen Revolution der erste Sturm gegen die Corporationen ging, daß man die Corporationen als das mächtigste Hinderniß der Revolution über den Haufen zu werfen suchte; an ein Reformiren derselben dachte niemand. Gerade aus dem Grunde aber, weil die Corporationen das mächtigste

Bollwerk gegenüber den Revolutionen sind, gerade aus diesem Grunde wollen wir die Corporationen wiederhergestellt sehen'[1].

Gegen unqualificirbare Anklagen hatte sich Reichensperger zu vertheidigen bei der Berathung des Gesetzes ‚betreffend die Conflicte bei gerichtlichen Verfolgungen wegen Amts- und Diensthandlungen'. Der Abgeordnete v. Gerlach hatte ihn und seine Freunde ‚revolutionärer französischer Tendenzen' beschuldigt. ‚Offen in das Gesicht hinein', erwiderte er, ‚sind wir des Franzosenthums geziehen worden. Wir sind nun allerdings in dieser Beziehung schon etwas gewöhnt. Meine Erinnerungen gehen darin bis in meine früheste Jugend zurück, wie wir Rheinländer, weil wir uns für unsere eigenthümlichen Institutionen und deren Erhaltung verwenden und aus sonstigen Gründen, welche die Herren wohl besser kennen als ich, ganz offen des verkappten Franzosenthums bezichtigt wurden. Als man darauf diese Beschuldigung für abgenutzt erachten mochte, beschuldigte man uns, wir hingen nach Belgien hinüber. Alsdann tauchte weiter die Phrase auf, wir wären im geheimen Bayern, wir wollten bayrisch werden (Heiterkeit). Das machte sich nun freilich nicht gut, wenn man die Hinderung durch das zwischenliegende Rheinhessen in Betracht zog; dem sei aber, wie ihm wolle, man hat uns lange Zeit als Bayern stigmatisirt. Demnächst waren wir mehrere Jahre hindurch geheime Oesterreicher, und nunmehr werden wir wieder zu Franzosenfreunden gemacht und sollen den ganzen preußischen Staat über den französischen Leisten schlagen wollen.'

Des weitern mußte sich Reichensperger gegen den Vorwurf des Modernismus verwahren. ‚Der Richtung des Herrn v. Gerlach' sagte er: ‚es komme ihm vor, als ob eine historisch-romantische Maskerade aufgeführt würde', ‚die wahre, echte Romantik werde dabei nichts gewinnen'. ‚Lassen Sie die Romantik da, wohin Sie gehört, und bringen Sie dieselbe nicht in Sphären wie die gegenwärtige! Hier haben wir es mit den praktischen Interessen der Gegenwart zu thun. Wie ich nichts dagegen habe, daß man die Maschinenkunde und die Arbeitstheilung, die Errungenschaften der letzten fünfzig Jahre auch selbst bei einem Kölner Dom zur Anwendung bringt, trotz des altehrwürdigen Krahnes, des Symbols der Stadt Köln, so sollten wir, deucht mich, auch die Errungenschaften der neuen Wissenschaft während der letzten Jahrzehnte, die wahrlich nicht gering anzuschlagen sind, ebensowenig verschmähen; wir sollten dieselben vielmehr benutzen und heranziehen, wo es nur irgend möglich ist. Wenn es aber irgend ein Gebiet gibt, wo wir zu fragen haben: was fordert die Gegenwart, was hat die Gegenwart von dem Ihrigen hinzuzuthun? so ist es das Gebiet der Gesetzgebung. Hier sollen wir uns

[1] Reden der Gebrüder Reichensperger S. 524 f.; vgl. S. 488.

von Illusionen nicht herumführen lassen, den festen Boden nicht aufgeben, um — wenn ich es sagen soll — mit romantischen Attitüden auf dem Seile zu tanzen.' [1]

Wie Peter Reichensperger und v. Mallinckrodt, so trat damals auch August für das verfassungsmäßige Recht der Juden ein. Die Regierung wollte die Juden von Gemeindeämtern ausgeschlossen wissen, und doch war dies, wie Reichensperger sagte, ‚zum Verzweifeln klar gegen die Verfassung' [2].

‚Seit einigen Tagen', schrieb Reichensperger am 6. Januar 1854 von Berlin aus an Steinle, ‚bin ich wieder hier in das politische Confusorium eingetreten, wobei mein größter Trost der seit Frankfurt so viel bewährte Satz ist: Germania regitur confusione hominum et providentia Dei. Unsere katholische Fraction hat sich wieder freudig und eng aneinander geschlossen, und es scheint, als ob wir, wenn auch nur zollweise, Terrain eroberten.' [3] Hinderlich für die katholische Sache war freilich das Verhalten der ‚Volkshalle', in welcher Florencourt Peter Reichensperger geradezu ‚mißhandelte'. In seiner Opposition gegen das Treiben Florencourts, der vielfach an Veuillot erinnerte, wußte sich Reichensperger eins nicht bloß mit Montalembert, sondern auch mit hervorragenden deutschen Kirchenfürsten. Zur besondern Genugthuung gereichte es ihm, daß eine so bedeutende Persönlichkeit wie Bischof v. Ketteler ihm am 13. April 1854 seine völlige Uebereinstimmung mit seinen Absichten kundgab. In dem betreffenden Schreiben spricht sich der Mainzer Oberhirt zunächst gegen die ‚Volkshalle' aus, ‚die ein fertiges politisches System als alleinseligmachendes aufstelle und alle von sich stoße, die es nicht theilen'. ‚Ich theile auch', fährt Ketteler fort, ‚Ihre Ansichten über den Werth der Verfassung für die Freiheit der Kirche durchaus.'

Im März 1854 waren die katholischen Fragen wieder in den Vordergrund getreten. Reichensperger bekämpfte damals die Bewilligung von weitern jährlichen 50 000 Thalern zu königlichen Gnadengeschenken, weil er besorgte, ‚es möchte eine paritätische Verwendung nicht eintreten'. Sein Auftreten war um so muthiger, als es sich gerade in jenen Tagen um seine Berufung an das Obertribunal nach Berlin handelte [4]. Durch persönliche Rücksichten hat Reichensperger sich aber nie abhalten lassen, die Wahrheit zu sagen.

---

[1] Reden der Gebrüder Reichensperger S. 542 f.

[2] Vgl. Pfülf, Mallinckrodt S. 114 f.

[3] Steinle und Reichensperger S. 75.

[4] Im April trat dieser Antrag formell an ihn heran; er lehnte ihn aber ab, weil er sich von der rheinischen Heimat nicht trennen konnte. Mit großem Freimuth sprach Reichensperger auch am 4. April 1854 über die Handhabung der Polizei, siehe Reden der Gebrüder Reichensperger S. 582.

'Meine Rede', schrieb er, 'hat mir gewiß keinen Stein ins Brett gesetzt — ich konnte aber nicht anders; hat man die Ehre, so muß man auch die unangenehmen Pflichten erfüllen.'

Der eigentliche Schwerpunkt der katholischen Bestrebungen lag während jener Session in dem von Otto abermals eingebrachten Antrage wegen der im Besitze des Staates befindlichen katholischen Kirchen- und Schulfonds und wegen Herstellung der verfassungsmäßigen Parität auf dem Gebiete des Unterrichtswesens. Reichensperger wurde zum Vorsitzenden der Commission gewählt, welche über diesen Antrag berichten sollte, und war infolgedessen auf das äußerste angestrengt[1].

Im März war er mit Bruder Peter auch in die Commission gewählt worden, welche über die orientalische Frage und die Creditforderung berichten sollte. 'Viel Ehre,' meinte er, 'aber eine Arbeit, so daß ich kaum noch weiß, wo mir der Kopf steht.'

Die Verhandlung über den Ottoschen Antrag belohnte die katholischen Abgeordneten reichlich für alle Mühen und Anstrengungen. Die Debatten am 27. und 28. April nahmen einen glänzenden Verlauf. August Reichensperger sprach am 27., sein Bruder am 28.; beide Reden wurden noch übertroffen durch diejenige von Mallinckrodt. Die Abstimmung gestaltete sich zu einem glänzenden Erfolg der katholischen Fraction. Der Antrag Nöldechen-Kühne auf Ueberweisung der Beschwerden an das Staatsministerium zur Prüfung und Berichterstattung wurde von allen Parteien mit Ausnahme der nichtkatholischen Mitglieder der eigentlichen Rechten und der streng ministeriellen Fraction Hohenlohe angenommen[2].

Montalembert war angesichts dieser Vorgänge von innigster Freude erfüllt. Am 27. Mai beglückwünschte er August zu seiner ausgezeichneten Rede und bat ihn, auch seinem Bruder zu gratuliren. 'Jedesmal, wenn ich den Namen Reichensperger in der „Volkshalle" lese,' schrieb der edle Graf, 'empfinde ich eine große Freude inmitten der Nacht, die in Frankreich herrscht. Möchten Sie beide noch recht lange diese glorreiche und fruchtbare Laufbahn verfolgen! Aber wie kommt es, daß angesichts der unläugbaren guten Erfolge, welche die Katholiken seit Einführung der Verfassung in Preußen errungen haben, das Hauptorgan der Katholiken, die „Volkshalle", nicht aufhört, auf jede Weise das constitutionelle, parlamentarische System anzugreifen? Diese Tendenz ist seit dem Abgang Florencourts nicht, wie ich hoffte, verschwunden, sondern sie hat sich vermehrt.' 'Die „Volkshalle" ist in gewisser Hinsicht nur das schwache Echo der cynischen Palinodien des „Univers". Florencourt war

[1] Den eigentlichen Bericht erstattete Mallinckrodt, s. Pfülf, Mallinckrodt S. 119 f.
[2] Siehe Pfülf a. a. O. S. 121.

wenigstens consequent: er verfocht den Despotismus nach außen und innen. Aber wie soll man sich den Widerspruch derer erklären, welche wie die Schreiber des „Univers“ den russischen Autokraten angreifen und im eigenen Lande die Autokratie predigen? Kaiser Nikolaus thut nichts anderes als die Theorien der absolutistischen Katholiken anwenden. Seine Orthodoxie ist nicht dieselbe wie die jener Leute; aber zu ihrer Vertheidigung wendet er die Mittel an, welche jene empfehlen. Um mit Autorität und Erfolg den Despotismus zu bekämpfen, muß man selbst die politische und religiöse Freiheit wollen.'

Reichensperger fand erst im August Zeit, auf dieses Schreiben zu antworten. Zunächst konnte er dem Freunde gratuliren. ‚Ich lese', schrieb er am 5. August, ‚soeben in der Zeitung, daß eine Ordonnance de non lieu der gegen Sie eingeleiteten Untersuchung ein Ziel gesetzt habe. Wie wenig Sie auch ein Urtheil, selbst ein verurtheilendes, zu scheuen gehabt hätten, da Ihr Charakter und Ihr Name viel zu hoch stehen, als daß Sie von solchen Pfeilen erreicht, geschweige denn verletzt werden könnten, so freue ich mich dennoch von ganzem Herzen, daß diese Quälerei ihr Ende erreicht hat und Ihr Geist ungestört den hohen Aufgaben sich widmen kann, welche ihm unter allen Verhältnissen, in der tiefsten Stille des Privatlebens wie im Getümmel des Forums, gestellt sind: Männer wie Sie dürfen und können niemals feiern. Sodann freut es mich aber auch für die französische Magistratur, daß dieselbe die Unabhängigkeit des Richteramtes zu wahren gewußt hat. — Wie es bei uns zu Lande geht, ist Ihnen aus den Zeitungen, namentlich aus der „Volkshalle“, welche Sie ja zu lesen pflegen, bekannt. Letzteres Blatt ist zwar nunmehr von dem absolutistischen Junkerthum emancipirt; allein recht sattelfest, einheitlich und gediegen kann es noch immer nicht werden aus Mangel an den erforderlichen intellectuellen und materiellen Mitteln. Trotz aller Bemühungen konnte ein zuverlässiger Hauptredacteur noch nicht gefunden werden, und ebenso fehlt es an tüchtigen Correspondenten, namentlich für Frankreich und Belgien. Die in Ihrem geehrten Schreiben vom 27. Mai entwickelten Ansichten, welche ich vollständig adoptire, habe ich bei dem Verwaltungsrathe und der Redaction der „Volkshalle“ nach Kräften geltend gemacht, und ich hoffe, daß Sie seither ein Einlenken auf den rechten Weg wahrgenommen haben. Die Grundlage, auf welcher das Blatt einmal ruht, und die vielerlei Rücksichten, welche es zu nehmen hat, machen eine ganz correcte Haltung kaum erreichbar, und wir müssen schon zufrieden sein, wenn wir nur an den gefährlichsten Klippen vorbeikommen. Der rheinisch-westfälische Adel geht planmäßig auf den Ruin des Blattes aus, weil dasselbe nicht seine Sonderinteressen stets in die erste Linie stellen wollte; dank seinen Bemühungen hat denn auch die „Volkshalle“ im laufenden Quartale dreihundert Abonnenten weniger, so daß es Mühe kostet,

sie flott zu erhalten. Aus dem sogen. katholisch-conservativen Preßvereine ist fast alles ausgeschieden, was nicht zu den Cavalieren zählt, welche diesen Verein ausschließlich in der Hand hatten und zu ihren Zwecken benutzten. Die Mittel des Vereins werden nunmehr dazu benutzt, um eine Wochenschrift zu alimentiren, welche Herr v. Florencourt vom 15. d. Mts. ab in Köln herausgibt. Ich zweifle sehr daran, daß dieselbe ein irgend bedeutendes Terrain gewinnen wird; die Florencourtschen Aussichten und Tendenzen finden nur in einer kleinen Coterie Anklang, und selbst die Kreuzzeitungsleute können und werden sich nicht fördernd zu dem Blatte verhalten, da dasselbe doch den Katholicismus (freilich so wie Herr v. Florencourt ihn versteht) nicht im Stiche lassen kann, derselbe aber der Partei der „Kreuzzeitung“ im innersten Herzen noch odioser ist als selbst die rothe, geschweige denn die bureaukratische Revolution. Das Verhalten der „Kreuzzeitung“ gegenüber dem badischen Conflicte liefert hierfür einen handgreiflichen Beleg, so wie man aus dem jüngsten Erlasse des Ministers v. Westphalen an die Oberpräsidenten entnehmen kann, mit welchen Augen man in den maßgebenden Kreisen unsern Clerus ansieht. Die Herren machen einem die Loyalität wahrlich schwer und sauer; man erfüllt unter solchen Umständen nicht bloß eine Pflicht, sondern man sammelt sich zugleich ein Verdienst, wenn man nichtsdestoweniger ein treuer Unterthan bleibt, wie solches von allen wahren Katholiken zu erwarten ist. Vergebens predigt die Geschichte, selbst die neueste, von allen Dächern herab; man hört sie nicht, weil man nicht hören will, und die Vergeltung geht ihren Weg. Wenn nur nicht auch so viele Unschuldige von den Rädern ihres Wagens zerquetscht würden! Und wie raschen Schrittes geht dieselbe heutzutage; wie nahe folgt die Strafe der Uebertretung auf dem Fuße! Der Czar mag solche Betrachtungen anstellen, wenn er derjenigen gedenkt, die er um ihres Glaubens willen bedrückt und verfolgt hat, und seiner Pläne gegen Rom. Man wundert sich, daß Preußen so sehr zögert, das Schwert gegen Rußland zu ziehen oder auch nur ernstlich die Hand daran zu legen; ich meinerseits wundere mich, daß jemand sich darüber wundern kann: aber . . . nolentem trahunt. — Die zwei Nummern des „Ami de la religion“ mit dem Compte rendu des Abbé Sisson habe ich seiner Zeit erhalten und danke Ihnen beiden herzlich, einem jedem zu seinem Theil. Herr Sisson hat sich durch seine Berichte ein erhebliches Verdienst um unsere Sache erworben; denn wie wir arme Sterbliche nun einmal sind, so ist nichts ermuthigender zum Ausharren als solche Sympathien; auf keine lege ich aber größeres Gewicht als auf diejenigen, welche Sie uns zu erkennen geben, geehrtester Herr und Freund! — Wenn ich irgend etwas bin und leiste, so habe ich es neben der Gnade Gottes Ihnen und Görres zu verdanken, die Sie sich so wunderbar einander ergänzen und reflectiren! Es ergibt sich vielleicht einmal

die Zeit und Gelegenheit, wo ich Ihnen dies näher darlegen kann. Aus einer gewissen Höhe betrachtet, haben auch Ihre Schicksale viel Gemeinsames, wie weit sie auch immerhin auseinander zu laufen scheinen: nur sind Sie Franzose, wie er Deutscher war. Auch Sie werden siegreich wie er aus allen Verfolgungen hervorgehen, in dem Sinne wenigstens, daß Ihre Feinde nicht triumphiren. Das Traurigste bleibt immer der Zwiespalt unter den Katholiken selbst, wie er in Frankreich sich zeigt, und ich möchte es fast ein Glück und einen Segen nennen, daß in Deutschland protestantische Regierungen uns gegenüberstehen. Unter allen Umständen bleibt uns der Trost, daß jenseits als Sieger gekrönt wird, wer hienieden einen guten Kampf wacker gekämpft hat. An dieser Hoffnung lassen Sie uns festhalten inmitten des Wirrwarrs, der uns umbrodelt. — Wenn es möglich ist, werde ich in nächster Zeit mit meiner Frau und meinem ältesten Kinde ins Seebad gehen, wahrscheinlich nach Dünkirchen, da ich in Ostende zu viele Bekannte und Halbbekannte treffen würde; während der nächsten vierzehn Tage werde ich mich aber jedenfalls noch am Rheine aufhalten müssen, um eine angefangene Arbeit zu beenden. Otto ist auch wieder mit einer sehr nützlichen Schrift beschäftigt; seinen neulichen Brief werden Sie erhalten haben?‘

‚Wie oft‘, gestand Reichensperger am 13. November 1854 Montalembert, ‚habe ich mich nicht in Ihre Nähe gewünscht, um die Stimme eines kundigen Deuters der Wetterzeichen zu vernehmen, die noch immer auf Sturm hinweisen! Wider den Willen aller Mithandelnden verschlingt der Knoten sich immer mehr; welches Schwert wird ihn endlich durchhauen? Wer wird als Hammer, wer als Ambos dienen? Vorerst scheint Gott noch eine Weile die Köpfe und Herzen prüfen und — confundiren zu wollen. Die drohende Spaltung meines Vaterlandes in zwei feindliche Lager, ein österreichisches und ein preußisches, scheint nun, gottlob, nicht eintreten zu sollen, wie sehr auch eine verblendete (es ist das der mildeste Ausdruck) Partei darauf hintrieb, — wie es scheint, hat man abermals in der zwölften Stunde sich eines Bessern besonnen. Daß man sich nicht kopfüber in den Krieg gegen Rußland stürzte, verdient gewiß keinen Tadel, wenigstens nicht den unsrigen; daß man aber Rußland zulieb Deutschland aufs Spiel setzte und im Rücken Oesterreichs gegen dasselbe manövrirte, das erinnert leider an die schlimmsten Tage der preußischen Politik, wird aber nun, wie gesagt, hoffentlich eine abgelaufene Phase derselben sein. — Ende dieses Monats soll nun wieder die Reise nach Berlin in das Kammertretrad angetreten werden, wahrscheinlich, und fast möchte ich sagen: hoffentlich, zum letztenmal; für meine Person wenigstens wünschte ich sehnlich, zu Hause bleiben zu können. An Kämpfen wird es wohl auch diesmal nicht fehlen. Nach wie vor wird gegen den Katholicismus ein unterirdischer Krieg geführt; nur dann und wann fliegt einmal eine

Mine auf, welche es denn wieder allen offenbar macht, daß wir eben nicht im Frieden leben, wie z. B. das neuliche Verbot der hierhin nach Köln berufenen Katholikenversammlung. Die Neubildung der Ersten Kammer ist insofern eine erfreuliche Thatsache, als sie voraussichtlich zur Befestigung der Verfassung dienen wird. Uebrigens sind auch bei dieser Veranlassung wieder die katholischen Principien erheblich zurückgesetzt und benachtheiligt worden. Man bietet eben alles auf, um uns keinen Antheil an der öffentlichen Gewalt zukommen zu lassen.' In seiner Antwort vom 17. November lobt Montalembert die neueste kunsthistorische Publication Reichenspergers und bekämpft zugleich seine Entmuthigung, zu der er keinen Grund habe. ‚Sie haben der katholischen Sache im preußischen Parlament eminente Dienste geleistet, und Ihr Name muß mit Recht allen deutschen Katholiken theuer sein.' [1]

Die neue Session der Kammer, welche zu Ende des Jahres 1854 vom König persönlich eröffnet wurde, brachte der katholischen Fraction anfangs einen neuen Erfolg, indem es ihr gelang, die Wahl Reichenspergers als ersten Vicepräsidenten durchzusetzen [2]; sonst aber ließen sich die Dinge wenig günstig an [3]. Ein schwerer Schlag war es namentlich, daß der Antrag Otto bei der allgemeinen Abstimmung infolge des Fernbleibens einiger katholischer Mitglieder anderer Parteien unterlag. Der einzige Erfolg war der moralische Eindruck, welchen die Debatten hervorriefen, daß man den Katholiken nicht gerecht werden wolle und eine Abrechnung fürchte [4].

Auch Reichensperger war damals entmuthigt. Die Gründe ergeben sich aus einem Schreiben an Montalembert, datirt Köln, 27. December 1854. Dasselbe lautet: ‚Die parlamentarischen Weihnachtsferien wußte ich natürlich nicht besser als zu einem Ausfluge hierher an meinen Herd zu verwenden, und ich weiß kaum etwas Erfreulicheres zu thun, als mich mit Ihnen zu unterhalten. Ihr schätzbares Schreiben vom 17. November gibt mir wieder einen neuen Beweis Ihrer schon so vielfach bewährten Güte, namentlich durch die Art, in welcher Sie meine neueste Schrift beurtheilen, Sie, der Meister den Lehrling. Seien Sie überzeugt, daß jedes Wort von Ihnen für mich von Gewicht ist und daß nichts mich mehr zum Ausharren bestimmen kann

---

[1] ‚Vous avez rendu des services éminents à la cause catholique au sein du parlement prussien et votre nom doit être justement cher à tous les catholiques allemands.

[2] Die Bedeutung dieser Wahl hob gut hervor ein Gesinnungsgenosse Montalemberts, der Abbé A. Sisson, in der Zeitschrift ‚L'ami de la religion' 1855, Janvier 16, p. 121 s.

[3] Ueber Reichenspergers Eingreifen in die Adreßdebatte s. Reden der Gebrüder Reichensperger S. 656 f. und Fehr, Gesch. des 19. Jahrhunderts I, 961 f.

[4] Näheres bei Pfülf, Mallinckrodt S. 129.

als Ihre Aufmunterungen. Ich gestehe aufrichtig, daß nicht selten der Gedanke in mir aufsteigt, mich ganz und gar aus dem politischen Gebiete zurückzuziehen, auf welchem mir schon gar viele Dornen, aber wenig Rosen gewachsen sind, um meinen nächsten Pflichten eifriger obliegen zu können, die nun schon leider seit vollen sieben Jahren fast ganz in den Hintergrund getreten sind. Vielleicht werden die Ereignisse meinem Entschluß vorgreifen: die Strömung, welche von den maßgebenden Regionen ausgeht, wird immer antiparlamentarischer; wer weiß, wie lange ich noch Wähler, geschweige denn wählbar bleibe? Daß ich mit Ihnen jene Tendenz im allgemeinen für ein Unglück halte, brauche ich nicht erst zu sagen, ebensowenig als daß ich mit Ihnen es tief beklage, wenn sogar die katholische Tagespresse darin hilft, der Freiheit das Grab zu graben. Was an mir ist, habe ich stets gethan und werde ich stets thun, um in dieser Hinsicht zu verhindern, daß unsere „Volkshalle" ein Complice Ihres „Univers" wird. Es liegt auch keineswegs in der Absicht der hiesigen Redaction, gegen unsere constitutionelle Verfassung oder für Ihren Absolutismus zu kämpfen. Wenn in letzterer Beziehung hie und da Ungeeignetes in der „Volkshalle" vorkommt, so beruht dies mehr in dem Mangel geeigneter französischer Correspondenten oder in Ungeschicklichkeit und Achtlosigkeit als in einem überlegten System, und bitte ich all solches immer benigniter zu interpretiren. Der nunmehrige Oberredacteur ist ein junger, sehr talentvoller und wohlmeinender Priester, Dr. W. A. Maier aus Bayern, Uebersetzer der Dogmatik von Perrone und überhaupt, wie ich vernehme, ein gründlich gebildeter Theologe. Die Leitartikel über die katholische Presse rühren unter anderem von ihm her. Ich habe mit demselben ausführlich Ihre französischen Verhältnisse besprochen und durchweg Uebereinstimmung mit meinen Ansichten, also auch mit den Ihrigen, gefunden; nur liegen uns Ihre Verhältnisse nicht nahe genug, um dieselben immer richtig beurtheilen zu können. Uebrigens bemerke ich noch, daß allerdings bei uns für Ihre philippistischen Notabilitäten, welche dem nunmehrigen Systeme, sei es in der Akademie, sei es in der Presse, Opposition machen — soweit überhaupt Opposition möglich ist —, kein sonderliches Interesse vorhanden ist; es sind dies die vaincus, deren Mitgefühl für das niedergeworfene Recht und für die heiligsten Güter der Menschlichkeit, insbesondere für die Kirche, stets vergebens angerufen ward, solange dieselben in der Glorie standen, denen Sie, geehrtester Herr und Freund, in Ihrer unvergeßlichen Rede vom 14. Januar 1848 zu sagen sich gedrungen erachteten, wie schmerzlich Sie sich von der Unfruchtbarkeit des menschlichen Wortes getroffen fühlten, so oft Sie zu ihnen redeten (‚cette stérilité de la parole humaine qui me frappe si douloureusement toutes les fois, que je m'en sers devant vous'). Die Geschicke gehen an diesen Leuten und ihresgleichen in Erfüllung, wie Sie es damals voraus-

gesagt haben; der Egoismus wird durch den Egoismus gezüchtigt. Müßten nur nicht auch die Unschuldigen, ja sogar die Propheten mit den Schuldigen leiden! Was thun selbst jetzt die grand-seigneurs der Literatur, der Philosophie, der Politik aus den Tagen der Restauration und des Juliregimes für die Kirche und die kirchliche Wahrheit?! Erlauben Sie mir, daß ich zweifelnd frage. Es wäre mir lieb, wenn ich berichtigt würde.'

In Berlin, wohin Reichensperger sofort nach Ablauf der Ferien zurückkehrte, war er um so mehr angestrengt, weil er als Vicepräsident oft den verhinderten Präsidenten ersetzen mußte; ‚ich esse', meinte er, ‚in der That hier ein saures Brod'. Zu alledem kamen noch die Schwierigkeiten, mit welchen gerade damals die katholische Fraction zu kämpfen hatte. Reichensperger schrieb darüber am 14. März 1855 an Montalembert: ‚Leider habe ich aus meinem hiesigen engern Kreise diesmal auch Unerfreuliches zu berichten. Provincielle, theilweise auch wohl persönliche Rivalitäten haben einen Riß in unsere „katholische Fraction" gemacht. Die Veranlassung dazu bot der von der Regierung vorgelegte Entwurf eines die Ehescheidungen betreffenden Gesetzes. Eine Anzahl katholischer Schlesier und Westfalen brachten den Antrag in die Fraction, die Einführung der geistlichen Gerichte für alle Ehesachen nicht bloß für die alten Provinzen, sondern auch für unsere Rheinprovinz von der Regierung zu verlangen. Ich widersetzte mich dem auf das entschiedenste, und fast alle Rheinländer standen auf meiner Seite. Ein Bedürfniß, das ganze System des Code civil so tief zu erschüttern, hat sich in den Rheinlanden meines Wissens noch in keiner Weise kundgegeben; selbst in dem katholischen Belgien ist ein solches noch nicht hervorgetreten. Zum Abschaffen der bürgerlichen Ehe würde sich unsere Regierung wohl bereit finden; was aber wird der „evangelische Kreuzzeitungs-Staat" wohl an die Stelle setzen?! Ich kann mich am wenigsten auf diesem Gebiete zu einem Vertrauensvotum herbeilassen; vielmehr bin ich der Ansicht, daß auf allmähliche Trennung der Kirche von dem Staate fortwährend hinzuarbeiten ist, da das Ideal des wahrhaft christlichen Staates noch in weitester, unbestimmtester Ferne liegt. — Trotz unseres Einspruches ist obiger Antrag nicht zurückgezogen worden; man will sich — wie die Phrase lautet — von den Rheinländern nicht dominiren lassen; in Wirklichkeit mißgönnt man uns unsere Sonderstellung. Bis jetzt geht der Riß noch nicht tief, und ich werde alles aufbieten, um ihn zu beseitigen; nur der Antragsteller (Rohden) ist aus der katholischen Fraction förmlich ausgetreten. In der Kammer schwankt die Wage zwischen Ministerium und Opposition.'

Zur Opposition hatten die beiden Reichensperger bereits im Februar gehört, als die Regierung einen Gesetzentwurf vorlegte, daß die Erste Kammer fortan das ‚Herrenhaus', die Zweite Kammer das ‚Haus der Abgeordneten'

genannt werden solle. In längerer Rede empfahl August Reichensperger, diesen Gesetzesvorschlag abzulehnen, weil er gegen die Verfassung, gegen die Geschichte und gegen das Leben angehe. ‚Unsere Sache‘, heißt es in einem Briefe vom 9. Februar 1855 an Frau Reichensperger, ‚hat zwar mit wenigen Stimmen unterlegen; aber unsere Personen sind heil und ganz davongekommen. Es wird sogar versichert, daß wir uns recht wacker gepaukt hätten; von Peter kann ich dies auch aus voller Ueberzeugung sagen. Heute ist Hofball, wozu ich nicht eingeladen bin. Wir stimmen nicht correct genug.‘

Eine ‚sehr pikante‘ Debatte entspann sich am 21. Februar über die Besetzung der Landrathsstellen in den westlichen Provinzen; Reichensperger rügte scharf die Zurücksetzung der Eingeborenen und der Katholiken. Auf einen Angriff des Grafen v. d. Schulenburg erwiderte er, ‚daß die Bildung der katholischen Fraction als solcher keinen andern Zweck hat, als die Rechte unserer Kirche zu wahren, — und ich denke, das wird man wohl in dieser Versammlung thun dürfen‘.

Eine gar köstliche Rede hielt Reichensperger gegen die von Vincke beantragte Geheimhaltung der Kammervoten. Mit feiner Ironie kennzeichnete er die Sprache, die sich allmählich in der Kammer herausgebildet hatte. ‚Es ist ein alter Satz,‘ bemerkte er unter anderem, ‚daß es einem Manne von Geist nie an Gründen fehlt, für welche Sache immer. Man braucht z. B. nur zu sagen: „Dies ist mein Standpunkt“, so hat man schon außerordentlich viel gewonnen. (Heiterkeit!) Wenn man bloß seiner Neigung nachgeht, so sagt man: Das ist so mein Grundsatz! und Grundsätze muß man natürlich bei Männern stets respectiren. Es fehlt auch durchaus nicht an allgemeinen Sätzen, die man nach beiden Seiten brauchen kann; der Geist — um nicht zu sagen das Gewissen — hat gewisse Hinterthüren zur Verfügung; kann man zur Vorderthüre nicht heraus, so wird man immer noch zur Hinterthüre hinausschlüpfen können. Die Willkür braucht man z. B. nur als „patriarchalische Regung“ zu bezeichnen. (Heiterkeit!) Beruft sich jemand auf die Principien der ausgleichenden Gerechtigkeit, so antwortet man ihm, das seien offenbar nivellirende Bestrebungen, es schaue die „Revolution“ daraus hervor. (Heiterkeit!) Ja man sagt wohl sogar demjenigen, der sich über erlittenes Unrecht beschwert, vom Unrecht müsse der Staat leben, deshalb sei es nicht Sache der Kammer, dasselbe abzustellen. (Heiterkeit!) Wenn aber alle andern Gründe fehlen, so stützt man sich auf die „echt preußische Gesinnung“, die natürlich nur derjenige hat, der sie immer im Munde führt.‘ (Bravo! Heiterkeit!)[1]

Inzwischen begann ‚die Frage aller Fragen Europas‘ auch in die preußische Kammer ihre Schatten zu werfen, und nicht minder trat jetzt auch

[1] Reden der Gebrüder Reichensperger S. 709.

die ‚deutsche Frage‘ hervor. Reichensperger berührte beide am 21. März in einer langen Rede, in welcher er sich für eine Adresse an den König erklärte, sich aber dagegen aussprach, daß man der Regierung den für die angesichts der orientalischen Wirren nothwendige Fortdauer des kriegsbereiten Zustandes erforderlichen Credit verweigere. Im wesentlichen sprach sich Reichensperger über die großen Fragen der Politik so aus wie im Jahre 1848. ‚Ich halte Oesterreich für nicht minder nöthig in Deutschland als Preußen; ich halte solchen Dualismus für eine Lebensbedingung Deutschlands in politischer — ja selbst, wie die Sachen zur Zeit noch stehen, in religiöser, in confessioneller Beziehung. Es darf sich weder um ein Aufgehen Deutschlands in Preußen noch um ein Aufgehen Deutschlands in Oesterreich handeln; die beiden großen Staaten müssen vielmehr Hand in Hand gehen. Wohin soll es kommen mit unserem Vaterlande, wenn diese beiden Mächte, statt sich einander beizustehen, hadernd verschiedene Wege gehen?‘

Einen bedeutenden Erfolg erzielten die beiden Reichensperger im April dadurch, daß sie den Antrag Nöldechens auf Abkürzung der jährlichen Sitzungsperioden der Kammern zu Fall brachten. August Reichensperger sprach in dieser Angelegenheit zweimal. Scharf wandte er sich gegen das von ‚gewissen Seiten‘ ausgehende Bestreben, die Verfassung, ‚diesen Grundstein, den wir alle zu befestigen und auf dem wir fortzubauen haben, zu untergraben, zu lockern‘. Er verwies auf die neueste Geschichte Frankreichs, wo die Monarchie die Kosten tragen mußte für ähnliche Bestrebungen, wie sie auch in Preußen zu Tage traten. ‚Es ist richtig, man hat dem Liberalismus, dort wie hier, viel Gebiet abgewonnen, man hat ihn schwer verwundet, wie er denn auch leider, dort wie hier, seinem Gegner nur zu viel schwache Seiten darbot. Aber das Gebiet, welches dem Liberalismus abgenommen ist, hat nicht der Conservatismus gewonnen, es ist dasselbe in ganz andere Hände übergegangen. Das Ende vom Liede war der Socialismus im Reiche der Idee; in dem der Thatsachen aber war es das suffrage universel und der militärische Absolutismus. Das waren die Resultate, welche der fünfzehnjährige Kampf heraufgefördert hat; das waren die Folgen jenes traurigen Zwiespaltes, der bis in die tiefsten Massen hineingegangen ist, und den man fort und fort geschürt hat; das waren die Folgen des stets aufgestachelten Mißtrauens gegen die Charte, gegen die Kammer, gegen die freiheitlichen Institutionen, überhaupt gegen alles und jedes, was vom Jahre 1789 oder 1815 her datirte; das waren die Folgen des Feldgeschreies: Nur der Thron, nichts als der Thron! Um ihn herum aber können nur wir etwas Dauerndes gründen!‘[1]

---

[1] Reden der Gebrüder Reichensperger S. 766.

Das Zusammengehen der katholischen Fraction mit der Linken, welches auf der Uebereinstimmung in der Bekämpfung aller von der Rechten ausgehenden reactionären Bestrebungen beruhte, fand die Billigung Montalemberts, des unermüdlichen Vorkämpfers gegen jede Art von Despotismus. Am 7. April 1855 sandte Montalembert seinen verspäteten Glückwunsch zur Wahl Reichenspergers zum Vicepräsidenten und spendete seinem Wirken großes Lob. Die Fortschritte der katholischen Sache in Preußen seien hauptsächlich Reichenspergers Werk. ‚Sie haben das Recht, stolz darauf zu sein, als Christ wie als Bürger.‘ ‚Die Ehre, zu welcher Sie mir Glück wünschen,‘ antwortete Reichensperger am 8. Mai von Koblenz aus, ‚liegt nun wieder hinter mir; wie so manches andere erfreut sie mich jetzt am meisten in der Erinnerung, zumal indem ich sehe, in welcher Art Ihr Schreiben dieselbe deutet. Muß ich auch das, was Sie über mich persönlich äußern, bei weitem mehr Ihrer Güte als meinem Verdienste zuschreiben, so kann ich dem, was Sie über die Sachlage im allgemeinen urtheilen, zu meiner Freude beistimmen. Auch ich glaube, daß die katholische Sache während der ablaufenden Legislaturperiode ziemlich viel Terrain gewonnen hat, namentlich insofern die entgegenstehenden Vorurtheile abgeschwächt und Muth und Vertrauen bei vielen Katholiken geweckt wurden. Am augenfälligsten ist die „Fusion“ aller Schattirungen des Liberalismus auf protestantischem Gebiete unter sich und mit uns, um gemeinschaftlich dem eben am Ruder befindlichen schroff-intoleranten Pietismus gegenüber Front zu machen, so daß man wohl sagen kann, daß die „Liberalen“ aus unsern Gegnern unsere Verbündeten geworden sind. Bei den bevorstehenden Wahlen werden wir Hand in Hand miteinander gehen. Ich weiß sehr wohl, daß man sich hüten muß, diesen Erfolg zu überschätzen; so leicht bekehren sich die Freimaurerei und der Skepticismus nicht; allein ich bin nicht minder fest davon überzeugt, daß es sich hier nicht bloß um eine Coalition handelt, sondern daß auch die Erkenntniß des Werthes der wahren Freiheit einen Factor in diesem Ergebnisse bildet. Ständе in Spanien, Piemont und Belgien der Protestantismus mit seinen innern Zerklüftungen dem Katholicismus gegenüber, so würde zweifelsohne die Krisis einen raschern und günstigern Verlauf haben. Es würde mich sehr freuen, dieses so viele Seiten darbietende Thema einmal so recht eingehend mit Ihnen durchsprechen zu können; zur Behandlung in einem Briefe ist es zu complicirt und delicater Natur; ich will es daher bei obiger Andeutung bewenden lassen. — Nach Köln zurückgekehrt, werde ich bemüht sein, dahin zu wirken, daß die Haltung der „Volkshalle“ mehr und mehr Ihren Wünschen entsprechend wird, welche im wesentlichen auch die meinigen sind. — Den „Correspondant“ hoffe ich für ein in Köln neugebildetes katholisches Casino, zu dessen Direction ich gehöre, anschaffen zu können. Dieses Casino

ist gleichfalls eine recht erfreuliche Erscheinung; dasselbe concentrirt einigermaßen den Kern unserer Bürgerschaft, welche bis dahin chaotisch durcheinander ging und keinerlei Mittelpunkt hatte, so daß aller Bürger- und Christensinn und das angestammte, besonders in Köln originale Naturell immer mehr in den schalsten Indifferentismus aufgingen. Auch dieses „Casino“ ist ein Product der Reaction gegen das immer rücksichtsloser hervortretende pietistisch-intolerante Junkerregiment, welches in der Rheinprovinz in sehr prägnanter Weise durch den Oberpräsidenten v. Kleist-Retzow repräsentirt wird.‘

Eine Gewaltthat dieses Regiments, die Unterdrückung der ‚Volkshalle‘[1], schmerzte Reichensperger wie Montalembert auf das tiefste; denn trotz seiner Irrthümer war das Blatt für die Katholiken von großer Bedeutung. ‚Ich habe kein Vorurtheil gegen Preußen,‘ schrieb der französische Graf am 5. September 1855; ‚ich wünsche im Gegentheil, daß dieses Königreich mehr und mehr ein Herd geistigen und socialen Lebens in Deutschland werde, und daß seine Institutionen sich in diesem Sinne entwickeln. Ich bin davon überzeugt, daß die sieben Millionen preußischer Katholiken nur zu gewinnen haben — aber ich beginne wirklich zuweilen an Preußens Zukunft zu verzweifeln, wenn ich sehe, wie selbst unter einem so erleuchteten Fürsten, wie der gegenwärtige König ist, seine Regierung so wenig die Regeln der elementarsten Billigkeit gegen die Katholiken beobachtet und die Freiheit des Gewissens und der Discussion knebelt, sobald es sich um die Vertheidigung der Rechte der Kirche handelt.‘ Des weitern bittet Montalembert um Aufschluß über die neugegründete Zeitung ‚Deutschland‘, von der er fürchtet, daß sie dem ‚Univers‘ gleichen werde; ferner fordert er Reichensperger auf, in einer kurzen Schrift die Geschichte der katholischen Fraction seit 1848 zu schreiben.

In seiner Antwort vom 21. September verbreitete sich Reichensperger zunächst über die Zeitung ‚Deutschland‘, ‚in welcher im wesentlichen unsere alte „Volkshalle“ nur mit verändertem Titel auferstanden sei‘. Redacteur sei wieder Dr. Maier; ‚die sonst dirigirenden Persönlichkeiten (z. B. der Legationsrath Lieber, Beda Weber ꝛc.) sind in allen Hauptfragen mit uns einverstanden. Ich hoffe,‘ fährt Reichensperger fort, ‚daß „Deutschland“ die faux pas vermeiden wird, welche die „Volkshalle“ allerdings leider vielfach gethan hat; keinesfalls aber steht wohl zu befürchten, daß es dem Absolutismus Vorschub leisten wird. Ich habe Dr. Maier gerathen, sich in betreff der französischen Verhältnisse Ihren Rath zu erbitten, den Sie ihm hoffentlich nicht versagen werden. Mittlerweile ist Ihnen wohl die Schrift meines Collegen Otto:

---

[1] Vgl. hierüber die interessanten Mittheilungen in dem Lebensbild Jos. Bachems im Feuilleton der Köln. Volks-Ztg. vom 5. September 1893. Siehe auch Hist.-polit. Blätter XXXVI, 255 f.

„Die Lage der Katholiken in Preußen am Schlusse der drei Legislaturperioden“ zugegangen. Ich hoffe, daß dieselbe einigermaßen dem Gedanken entspricht, welchen Sie in Ihrem Schreiben entwickeln. Was noch daran fehlt, kann später nachgeholt werden, insbesondere eine tiefer gehende Charakteristik der katholischen Bestrebungen auf dem parlamentarischen Boden seit 1848. Eines der bedeutendsten Resultate dieser Bestrebungen scheint mir zu sein, daß der schroffe Gegensatz zwischen den „Ultramontanen“ (dieses Stichwort ist fast gänzlich außer Gebrauch gekommen) und den Freisinnigen anderer Confession sozusagen geschwunden ist. — Die Betheiligung an den bevorstehenden Wahlen scheint recht lebhaft zu werden; alle Parteien rühren sich (bei der letzten Wahl enthielten sich alle irgend demokratisch gefärbten Schattirungen), theilweise vielleicht provocirt durch die Regierung, welche die größten Anstrengungen macht, um mißliebige Candidaten fernzuhalten. Sie hat z. B. die meisten Wahlkreise, in welchen Oppositionscandidaten gewählt waren, zerschnitten, den Landräthen dem Vernehmen nach höchst kategorische Weisungen zugehen lassen &c. &c. Durch das Zerstückeln der Wahlkreise verlieren die Wähler den Boden unter ihren Füßen, und mancher frühere Abgeordnete wird durchfallen. Sollte auch mir dieses Schicksal begegnen (mein Wahlkreis gehört nämlich zu den zerrissenen), so kann niemand darüber beruhigter sein als ich selbst, da für mich auf dem Boden der Politik nur Dornen oder doch jedenfalls deren zuviel gedeihen. Auf der andern Seite glaube ich aber allerdings eine solche force majeure abwarten zu müssen, um kein böses Beispiel zu geben.‘ — Nach einem Bericht über das Aufblühen des katholischen Casinos zu Köln und einigen Bemerkungen über die Zustände in Frankreich fährt Reichensperger fort: ‚Mit dem von Ihnen hinsichtlich des hohen Berufes Preußens in Deutschland Geäußerten bin ich durchweg einverstanden, wie sehr auch eine Partei bemüht ist, uns — meine politischen Freunde und mich — zu Krypto-Oesterreichern zu stempeln. Es ist dieselbe Partei, welche sich leider zwischen unsern so wohlmeinenden, geistvollen König und seine katholischen Unterthanen stellt, die darauf auszugehen scheint, einen Riß in die Monarchie, zwischen die alten und neuen Provinzen, zu machen, mit einem Worte ihren Sonderinteressen um jeden Preis das Uebergewicht zu verschaffen. Die Constellation ist übrigens so abnorm, daß man wohl auf einen Umschwung und Herstellung eines gewissen Gleichgewichtes hoffen darf, zumal der Stützpunkt, welchen die gedachte Partei bisheran in Rußland gefunden hat, mehr und mehr wankend werden will, dank dem Heroismus Ihrer Landsleute und Ihrer Verbündeten. Den Engländern kann ich übrigens, beiläufig bemerkt, einen Machtzuwachs nicht wünschen. So respectabel diese Nation im Innern sein mag, dem Continente, namentlich den kleinern katholischen Staaten ist sie meines Erachtens kaum minder gefährlich, als Rußland jemals war; das

debellare superbos ist nicht ihre Devise, wie in Spanien und Italien nur allzugrell hervortritt.'

Bereits vor Beginn der Wahlbewegung hatte Reichensperger seinem Freunde v. Thimus geschrieben: ‚In den Wahlkreisen, worin die Ultramontanen das Uebergewicht haben, wird man von oben gewiß katholische Piepmeyer vorschreiben, die dann schlimmer sind als honette, unabhängige Protestanten. Lieber sollte man es auf Doppelwahlen ankommen lassen, als in der Verlegenheit blind zugreifen.' In diesem Sinne war er bei den Wahlen thätig: allenthalben warnte er vor ‚katholischen Piepmeyern'. ‚Tausendmal lieber einen honetten Linken oder Bethmann-Hollwegianer, blau oder wie immer gefärbt, als so einen Augenverdreher, der immer nach der Ministerbank hinschielt oder zufällig „Abhaltung" hat, wenn es zum Klappen kommt. Diese Gesellen können einem das ganze Geschäft verleiden.'

Als Resultat des Wahlkampfes konnte Reichensperger am 19. November 1855 Montalembert melden: ‚Die katholische Partei hat eher gewonnen als verloren, die liberale Opposition im allgemeinen aber eine bedeutende Einbuße erlitten, so daß die Majorität sich unbedingt in der Hand des Ministeriums befindet. Die Regierung hat so rücksichtslos (um nicht zu sagen schamlos) alle Mittel der Einschüchterung aufgeboten, daß dort, wo nicht eine andere organisirte Macht ihr entgegentrat, in der Regel kaum von einem Kampfe die Rede war. Nur in den größern Städten wußte die Majorität der Wähler noch durchschnittlich ihre Selbständigkeit zn wahren. In den katholischen Landestheilen gestalteten sich die Wahlen im großen Ganzen genommen zu einem Kampfe zwischen den Pfarrern und Bürgermeistern, welch letztere ebenso wie alle Administrativbeamten von oben die strengsten, mit Drohungen begleiteten Befehle erhalten hatten. Von Wahlintriguen der Regierung kann man nicht sprechen, da alles ganz offen, am hellen lichten Tage getrieben worden ist. Demzufolge sind denn unter andern siebzig bis achtzig Landräthe aus der Wahlurne hervorgegangen, welche ad nutum absetzbar sind. Es erklärt sich dieses Factum nach dem Vorhergegangenen um so leichter, als die Landräthe fast überall als Wahlcommissarien der Regierung fungirten. Es ist wohl möglich, daß die untergeordneten Organe der Staatsregierung, nachdem einmal von oben der Impuls gegeben war, in ihrem Eifer weiter, als verlangt war, gegangen sind. Ueberhaupt möchte ich weniger die Regierung anklagen als das Volk, welches durch seine Schwäche und Indolenz nur allzusehr an den Tag gelegt hat, daß es für freiheitliche Institutionen nicht reif, daß es dem Polizeistock nicht entwachsen ist. — Unser Verhalten in der Kammer wird nach Lage der Sache ein lediglich abwartendes sein und sich auf die moralische Action beschränken müssen. Der rationalistische Liberalismus ist fast ganz effacirt; als compacte Massen stehen sich in unserem Lande eigent-

lich nur noch der Katholicismus und der Absolutismus gegenüber. Die Lebenskraft, welche ersterer entfaltet, wird sich hoffentlich auch auf dem politischen Gebiete bewähren — wir wollen wenigstens den Muth nicht ganz verlieren! Es wäre interessant, wenn das protestantische Preußen es dem Katholicismus zu danken haben sollte, daß es nicht auf das Niveau der Bedientenstaaten herabsinkt. Man kann es kaum begreifen, wie die Machthaber in Berlin es nicht einsehen, wie theuer der augenblickliche Genuß, welchen die Herrschaft ohne Schranken gewährt, dem Staat zu stehen kommt, besonders einem Staat wie Preußen, dessen Großmachts-Prätensionen nur in seiner moralischen Kraft einen Kern gewinnen können. — Die in hiesiger Stadt vorgenommenen Wahlen haben in besonders auffälliger Weise dargethan, daß der katholische Sinn sich hier mehr ausbreitet und befestigt. Herr Camphausen, im Jahre 1848 Ministerpräsident, eine der ersten Koryphäen unseres Handelsstandes, ist bei jener Wahl den sämtlichen drei Candidaten der Katholiken gegenüber unterlegen. Auch mich traf diesmal die Ehre, ich lehnte indes ab, weil ich auch in meinem frühern Wahlkreise (Lechenich) gewählt worden war und diesem den Vorzug geben zu müssen glaubte.'

Bei Beginn der neuen Session des Abgeordnetenhauses sah man die ‚katholische Fraction' auf den Bänken der Linken. Allein ‚das Princip dieser Fraction war dasselbe wie in früherer Zeit'. Ihre Grundsätze gestatteten es den katholischen Abgeordneten, ‚weder mit dem Ministerium zu gehen, noch auch nicht gegen dasselbe zu agiren; sie waren gezwungen, direct gegen die Regierung aufzutreten. Das thaten sie denn auch [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

Zimmerchen niedergelassen, in welches dann die einzelnen Wähler, einer nach dem andern, hineingelassen wurden, um dort dem betreffenden Herrn Landrath gegenüber ihre Stimme abzugeben.' Daß es sich hier nicht um eine isolirte Erscheinung handelte, zeigten andere von dem Redner angeführte Beispiele[1]. Trotzdem ging die Mehrheit der Kammer, die für den ‚nackten Polizeistaat nach modernstem französischem Zuschnitt' schwärmte, über den vom Grafen Schwerin gestellten Antrag auf Untersuchung der letzten Wahlmißbräuche zur Tagesordnung über. Gleich bedenklich waren die beständig gemachten Versuche, die Verfassung zu verändern. Peter wie August Reichensperger bekämpften diese Bestrebungen mit Aufgebot all ihrer Kräfte; daß sie oft unterlagen, entmuthigte sie so, daß Montalembert wiederholt zum Ausharren mahnen mußte[2]. Bittere Wahrheiten sagte August Reichensperger der Rechten in einer Rede am 27. Februar 1856, welche die Aufhebung des Artikels 88 der Verfassung bekämpfte: ‚Alles fast, was von dieser (der rechten) Seite gesagt worden ist, beweist, daß diese Herren diejenigen Tendenzen wirklich verfolgen, welche sie uns stets vorwerfen, die Tendenzen nämlich, alles zu centralisiren und alles von oben nach unten schlechthin abhängig zu machen. Diesen Tendenzen habe ich mich immer entgegengesetzt und werde es auch ferner thun, morgen wie heute.'[3]

Ueberaus bezeichnend war das Verhalten der Reactionäre bei der Berathung der neuen rheinischen Gemeindeordnung. Die Debatte war eine äußerst bewegte; ‚die Reichensperger beschworen alle die oft wiederholten Zusagen der Regierung aus dem Grabe: es dürfe nicht mehr nach allgemeinen abstracten Schablonen und Theorien regiert werden, nach den Eigenthümlichkeiten der einzelnen Provinzen sei deren Gemeindewesen zu ordnen, überhaupt das frühere Beamtenregiment durch das der Selbstregierung zu ersetzen. Die Rheinprovinz war bis 1845 unter einer französischen Gemeindeordnung gestanden, welcher Peter Reichensperger nachrühmt: sie sei der häßlichste Ausbund aller bureaukratischen Willkür gewesen, die jemals in Deutschland die Gemeinden ungerecht bedrückte, das echte Kind jenes revolutionären, freiheitsmörderischen Geistes, welcher in der französischen Revolution zur Herrschaft gelangte, indem man gerade hierin das System der bureaukratischen Staatsomnipotenz und Bevormundung zur Geltung brachte. Im Jahre 1845 und insbesondere durch die allgemeine Gemeindeordnung von 1850 waren erfreuliche Reformen eingetreten; jetzt aber schlug man vor, dieselben aufzuheben, führte auch für die Rhein-

[1] Reden der Gebrüder Reichensperger S. 783 f.

[2] So u. a. in einem schönen Briefe vom 11. Januar 1856, in welchem die Wichtigkeit einer Minorität im Parlament, die doch vieles verhindern könne, betont wird.

[3] Reden der Gebrüder Reichensperger S. 846.

provinz, wo die Trennung von Stadt und Land noch nie gegolten, auch in Wirklichkeit am wenigsten vorhanden ist, diese Trennung ein und unterwarf alle Gemeinden mit weniger als 10 000 Einwohnern einem Dorfrecht mit „Präfecten im Duodezformat" gleich den ehemaligen französischen Maires.'[1] ‚Es werden', sagte Reichensperger, ‚die Köpfe gezählt; wir kommen zu der Operation, die von dieser verehrten Seite (der rechten) so oft perhorrescirt worden ist. Ergibt sich, daß 9 900 Einwohner in der Stadt wohnen, so ist es keine Stadt; ergibt sich, daß 10 100 darin wohnen, so haben wir eine Stadt. Nach diesem Kopfzahlkriterium wird der Würfel geworfen, und unsern althistorischen, altehrwürdigen Städten, wenn sie zufällig nicht den zehntausendsten Einwohner haben, wird ihr altes, von Kaiser und Reich stammendes Wappenschild weggenommen. — Niemand von Ihnen wird, meine Herren von der Rechten, wenn Sie für diesen Paragraphen stimmen, mehr damit kommen dürfen, daß es der unheilvolle Charakter unserer Zeit sei, nach der Schablone zu regieren, daß Zahl und Gewicht alles entscheide, daß die Ideen immer mehr zurücktreten. — Es soll alles mechanisch gehandhabt, gezählt, addirt und subtrahirt werden.'[2]

Als ‚Gegner der Allesregiererei, der übermäßigen Centralisation und der bureaukratischen Bevormundung' bemühte sich Reichensperger mit seinen Freunden, ‚in das bureaukratisch construirte Werk' der neuen Gemeindeordnung ‚so viel Historisches und Organisches als möglich hineinzubringen'; allein alles war vergebens[3]. Ungeachtet der Opposition derjenigen, die es zunächst anging, schnitt die Partei der ‚Kreuzzeitung', welche so viel von ‚historischen Zuständen, angestammtem Recht und organischer Gliederung' sprach, das gesamte Gemeindewesen der Rheinprovinz nach einer improvisirten polizeilich-bureaukratischen Schablone zu.

Auch Reichenspergers Antrag auf Wiederherstellung einer vollständigen katholischen Universität in Münster fiel in der Sitzung vom 23. April. In seiner Rede hatte er darauf hingewiesen, ‚daß für zehn Millionen evangelischer Bewohner des preußischen Staates vier specifisch evangelische Universitäten bestehen, für sechs Millionen Katholiken nur eine halbe Hochschule, hoch angeschlagen, in Münster und eine Viertelshochschule in Braunsberg!'[4]

Mit gutem Humor griff Reichensperger in die Verhandlungen über die Einführung der Prügelstrafe und die Beschränkungen zu frühen Heiratens ein. Gegen die Prügelstrafe erklärte er sich entschieden; in der Ehefrage war er der gewiß richtigen Ansicht, daß auf dem gesetzgeberischen Wege wenig zu

---

[1] Hist.-polit. Bl. XLI, 995—996.
[2] Reden der Gebrüder Reichensperger S. 885—886.
[3] Ebd. S. 909 f. 919 f. [4] Ebd. S. 946.

helfen sei[1]. Zum Schluß der Session (3. Mai) machte er mit v. Mallinckrodt eine Erholungsreise durch Thüringen und Franken; auf der Wartburg tranken die beiden Freunde Schmollis[2].

Noch von Berlin aus hatte Reichensperger am 2. Mai 1856 Montalembert kurz über die Lage berichtet. ‚Sonderlich erfreulich‘, urtheilte er, ‚steht die Situation nicht: Zerrissenheit und Unbehaglichkeit bilden den Grundton, selbst im Lager der Sieger, wenn überhaupt eine Partei in der Art bezeichnet werden kann. Die Regierung hat übrigens im ganzen genommen eine gewisse Mäßigung bewiesen, bei Anspannung aller Federn hätte sie mit den ihr unbedingt zur Verfügung stehenden Stimmen eine noch viel stärkere Bresche in die Verfassung legen können. Ob man vielleicht nach Art des Polyphem die Paragraphen ganz behaglich einen nach dem andern verspeisen will, und etwa denjenigen, welcher die Kirchenfreiheit garantirt, zuletzt?‘

Bei der Rückkehr nach Köln vernahm Reichensperger, daß die Verhandlungen über die rheinische Gemeindeordnung die gute Folge gehabt hatten, ‚das Interesse für die öffentlichen Angelegenheiten zu beleben und die Rheinländer aller Schattirungen einander näher zu bringen‘. ‚Im übrigen‘, heißt es in einem Schreiben vom 8. Mai an Montalembert, ‚ist die Hoffnung sehr schwach, daß ein Umschwung eintreten werde; vielmehr scheint das herrschende System alle Wunden und Stöße überleben zu sollen, woran es in letzter Zeit allerdings nicht gefehlt hat. Im gegenwärtigen Augenblicke stehen sich, gewissermaßen contradictorisch vor dem Könige plaudernd, der Prinz von Preußen und unser Oberpräsident v. Kleist-Retzow in Berlin gegenüber; ich fürchte, wie gesagt, ersterer wird dabei den kürzern ziehen. Für die Kreuzzeitungspartei ist es im Grunde eine Machtfrage, keine Principienfrage, wie sich denn überhaupt immer mehr enthüllt, daß die so lange und viel gerühmten „Principien“ dieser Partei weiter nichts als eine Maske sind, welche der dürre Polizeistaat sich vorhält. — Die liberale Linke hat uns in den confessionellen Fragen meist im Stiche gelassen, weil sie auch mit uns doch der Majorität nicht sicher war; in der katholischen Fraction war zwar der Zusammenhang ziemlich lose, aber es trat doch kein einziges Mal offener Zwiespalt hervor, wie in den vergangenen Jahren. Im allgemeinen aber wird das katholische Bewußtsein im Volke sichtlich immer lebendiger und kräftiger, und von einer Hinneigung zum Absolutismus zeigt sich keine Spur, wenigstens nicht in irgend erheblicher Weise.‘

Von Blankenberghe aus, wo Reichensperger Stärkung seiner durch die parlamentarische Thätigkeit angegriffenen Nerven suchte, sandte er am 28. August

[1] Reden der Gebrüder Reichensperger S. 958.

[2] Pfülf, Mallinckrodt S. 145—146.

Montalembert einen Bericht über die preußischen Verhältnisse für den ‚Correspondant'. Indem er dem Freunde eine Umarbeitung anheimstellte, bat er ausdrücklich: ‚Den Passus, welcher die in der That verdiente Anerkennung der Intentionen unseres Königs enthält, bitte ich nicht zu beschneiden, sondern eher noch etwas coloriren zu lassen. Wir Katholiken werden von der Kreuzzeitungspartei systematisch als illoyale, schlechte Unterthanen hingestellt; sozusagen unter einer loi des suspects; dies soll uns aber nie abhalten, unsere Schuldigkeit zu thun und der Wahrheit die volle Ehre zu geben.'

Peter Reichensperger hatte sich damals durch den kategorischen Ausspruch des Arztes genöthigt gesehen, sein Mandat niederzulegen. ‚Wie lange meine Gesundheit mir es noch gestattet, die Wintercampagne mitzumachen,' meinte August Reichensperger, ‚steht dahin; jedenfalls werde ich nur der physischen Nothwendigkeit weichen.'

Mit dem größten Interesse verfolgte Reichensperger wie früher so auch jetzt die Vorgänge innerhalb der katholischen Partei Frankreichs; seine Sympathien standen nach wie vor ganz auf seiten Montalemberts. Am 13. September schrieb er letzterem, daß er die Schrift von Falloux, „Le parti catholique", ‚mit einem wahren Dankgefühl für den edeln und geistvollen Verfasser' durchgelesen habe. ‚Wie viel Betrübendes', urtheilte er, ‚solche Debatten unter hervorragenden Katholiken auch haben, so erachte ich sie doch in ihrem Resultate für heilsam. Gewisse innere Uebel müssen offenbar werden, um die Wiedergenesung zu ermöglichen; namentlich aber durfte dem „Univers" und seinen Tendenzen schlechterdings das politische Feld nicht allein überlassen bleiben; die Consequenzen davon würden weit über die Grenzen Frankreichs hinaus unheilvoll gewesen sein. Das einzige, was mir bei den in Rede stehenden Vorgängen bedauerlich erscheint, ist, daß Bischöfe sich als Mitkämpfer in die Arena begeben haben. Bei uns zu Lande wenigstens würde solches Parteinehmen der oberhirtlichen Autorität leicht Eintrag thun. — Soweit mein Blick reicht, stehen die Sympathien der ungeheuern Mehrzahl der deutschen Katholiken, welche überhaupt Notiz von solchen Bewegungen nehmen, nicht auf seiten des „Univers", wenngleich vielfach die Meinung sich geltend macht, daß, wie die Verhältnisse einmal liegen, die Politik des gedachten Blattes wohl etwas dazu beitragen möge, die Staatsgewalt von manchem Eingriffe in das kirchliche Gebiet abzuhalten, so daß für den Augenblick ihr vielleicht eine gewisse Zweckmäßigkeit nicht abzusprechen sei. Im allgemeinen scheint es mir übrigens, als ob die Verhältnisse Ihres Vaterlandes in dem meinigen durchweg keinem sonderlichen Verständnisse begegneten, wie viele französische Zeitungen auch in Deutschland gelesen werden. Es wäre sehr zu wünschen, daß der „Correspondant" eine weitere Verbreitung diesseits fände; leider hat aber fast in allen unsern Casinos, Lesevereinen u. dgl. die „Revue

des deux Mondes“ den Besitzstand für sich; was an mir ist, werde ich zu jenem Zwecke thun und unter andern nächstens in dem Blatte „Deutschland“ auf das viele Treffliche hinweisen, was uns die neue Serie des „Correspondant“ bereits gebracht hat. — Gestatten Sie mir nun noch einige nachträgliche Bemerkungen zu dem jüngst Mitgetheilten. Ein Hauptmittel zur Beherrschung der letzten Kammerwahlen fand man noch in der Zerstückelung und künstlichen Zusammensetzung der Wahlbezirke. Man verfuhr in dieser Hinsicht mit einer fast ans Komische grenzenden Rücksichtslosigkeit, namentlich in den katholischen Landestheilen, ganz insbesondere aber im Großherzogthum Posen und dem katholischen Ermeland, wo man die katholische Bevölkerung in die umliegende protestantische aufgehen zu machen wußte und überdies die Wahlorte in der Art aussuchte, daß es den Katholiken möglichst erschwert ward, zu denselben zu gelangen. Die in der 22. und 23. Sitzung (7. und 8. Februar 1856) des Hauses der Abgeordneten gehaltenen Reden geben eine Menge der eclatantesten Beispiele an die Hand. Unter andern brachte der Abgeordnete v. Morawski eine Landkarte des Großherzogthums Posen auf die Tribüne, auf welcher die neue Eintheilung der Wahlbezirke bildlich dargestellt war, die jede Rechtfertigung oder auch nur Beschönigung unmöglich machte. — Ein ferneres Wahlmanöver, welches besonders von der „Kreuzzeitung“ ausgebeutet worden ist, bestand darin, daß man die liberale Opposition als die Kriegspartei hinstellte und die Wähler glauben machte, freisinnige Wahlen hätten den sofortigen Krieg zur Folge, während die Opposition eben einen dauernden Frieden durch entschiedenes Auftreten gegen Rußland im Verein mit Oesterreich bezwecke. Im Verlaufe der orientalischen Frage spielte wieder der geheime Antagonismus gegen Oesterreich bei allem Handeln und Unterlassen durch, der sogen. „deutsche Beruf“ Preußens, über welchen soeben ein sehr bemerkenswerthes Buch von K. Jürgens, einem ehemaligen protestantischen Prediger, erschienen ist: „Studien zur deutschen Geschichte und Politik“ (Bremen bei Strack). Es sind meiner Ueberzeugung nach jene die schlimmsten Feinde Preußens, welche ihm seinen Beruf dahin vorzeigten, auf Kosten Oesterreichs und des katholischen Deutschlands seine Macht zu vergrößern. An letzterem arbeitet die Bureaukratie unausgesetzt, indem sie aus Staatsmitteln an allen altkatholischen Orten protestantische Kolonien anlegt, Pfarrsysteme, Schulen u. s. w. errichtet, die altkatholischen Stiftungen sich aneignet, überhaupt die Katholiken von jedem Einflusse auf die öffentlichen Verhältnisse möglichst fernzuhalten sucht. Wie der Liberalismus nicht der Kraft seiner Gegner, sondern seinen eigenen Fehlern erlegen ist, so wird auch dieser junkerliche Conservatismus durch seine Einseitigkeit, durch den Mißbrauch seines Einflusses zu Grunde gehen, wobei dann leider leicht wieder, wie so oft schon, die Unschuldigen mit den Schuldigen werden leiden müssen! — Vielleicht sind aber auch die

Fehlgriffe der Gegner der Katholiken ein Heil für letztere, indem sie dadurch zur Wachsamkeit und Einigkeit getrieben werden. Nicht selten hat es sich bereits so erwiesen: Gott weiß bekanntlich auf einer krummen Linie gerade zu schreiben.'

Im Spätherbst arbeitete Reichensperger einen neuen Artikel für den „Correspondant" aus. Er bat in demselben noch um eine besondere Einschaltung, wo von der österreichischen Diplomatie die Rede war. ‚Ich möchte nämlich', schrieb er an Montalembert, ‚den in Ihrem letzten Briefe an mich enthaltenen Gedanken hier ausgesprochen sehen, daß die Katholiken Preußens ihr Auge und ihre Hoffnung nicht zu sehr aufs Ausland, auch nicht auf Oesterreich, zu richten hätten, daß ihre Selbstthätigkeit und Opferwilligkeit und nicht politische Einflüsse von außen den endlichen Sieg ihrer Sache bedingten und es endlich der Würde unserer Kirche wenig entspreche, so großes Gewicht auf den weltlichen Arm, auf die Gunst oder Ungunst dieses oder jenes Machthabers zu legen. — Ich lege um so mehr Werth auf diese Einschaltung, als auch namentlich die Zeitung „Deutschland" sich nicht selten gebärdet, als ob sie eine Filiale des Wiener oder Pariser „Moniteur" sei.'

Die neue Landtagssession 1856/57 brachte Reichensperger, dessen ‚Grundsatz' es war, ‚immer auf seinem Posten zu sein', Arbeit in Hülle und Fülle. Als Mitglied der Commission für das neue Ehescheidungsgesetz war er längere Zeit täglich volle vier Stunden beschäftigt. Außerdem wurde er so stark durch Zuschriften und Bitten in Anspruch genommen, daß ihm das Kammerleben ‚saurer' denn jemals wurde. Besonders stark behelligt ward er, seitdem er in der Sitzung vom 12. Januar 1857 zu Gunsten der Koblenzer Musikanten aufgetreten war, die sich darüber beschwert hatten, daß die dortige Regierung die Tanzmusiken in enormer Weise beschränkt hatte. ‚In uneigennützigster Weise plädirte ich', berichtete Reichensperger seiner Gemahlin, ‚für die Tanzliebhaber und die Musikanten, im Grunde aber gegen die pietistischen Tendenzen, welche unsern rheinischen Volksgeist in immer engere Rinnsale zwängen möchten. Zu meiner nicht geringen Verwunderung ward meinem Antrag in der Kammer die Majorität.' [1]

Eine ‚angenehme Ueberraschung' war für Reichensperger der Beitritt des als Regierungscandidaten gewählten Trierer Dompropstes Holzer zur katholischen Partei. ‚In unserer Kammer', berichtet Reichensperger am 2. Februar 1857, ‚scheint die äußerste Rechte Spuk anfangen zu wollen; die vorgelegten neuen Steuern werden wahrscheinlich nicht bewilligt werden, weil jene Partei dem Finanzminister ein Bein zu stellen wünscht, der immer noch mit Grundsteuern droht. Ueberhaupt wird die Session viel wichtiger und interessanter, als ich

[1] Vgl. Reden der Gebrüder Reichensperger S. 960 f.

erwartet hatte. Mit der Haltung unserer Fraction bin ich bis jetzt ganz zufrieden.‘ Bald wurde die Situation noch ‚pikanter‘, ‚so daß es fast zweifelhaft erschien, ob das Heer der Landräthe die ministerielle Sache werde aufrecht erhalten können‘. Die gesamte Opposition überreichte nämlich am 6. Februar 1857 einen ‚geharnischten Antrag‘ gegen die neuen Steuern. Reichensperger betheiligte sich so eifrig an diesen Steuerdebatten[1], daß er zuletzt meinte, ‚es gehe mit den Reden wie mit dem Branntweintrinken: ist man einmal in die Gewohnheit gerathen, so hat man sich nicht mehr in der Gewalt‘.

Nicht minder in Anspruch genommen ward Reichensperger durch das neue Ehegesetz; dasselbe bedeutete durch die Erschwerung der Ehescheidung für das evangelische Preußen einen Fortschritt zum Guten; aber dem katholischen Preußen zwang es protestantisches Kirchenrecht und protestantische Grundsätze auf. Als allgemeines Gesetz ward es deshalb mit Recht von der katholischen Fraction, insbesondere von Mallinckrodt und Reichensperger, bekämpft ‚mit der ganzen Ueberlegenheit‘ — wie damals die ‚Allgemeine Zeitung‘ urtheilte —, ‚welche diesen Rednern ihre religiöse Stellung gerade in dieser Frage gibt‘[2]. ‚Du paukst dich ja unermüdlich und comme il faut,‘ schrieb Peter Reichensperger seinem Bruder; ‚deine Ehescheidungsrede war die beste, das sagen auch die Liberalen.‘

‚Gestern‘, berichtete Reichensperger am 5. März nach Hause, ‚ist der Ehescheidungsspectakel endlich geschlossen worden, was mir doppelt lieb ist, da ich stets mit vorauf sein mußte und unsere ganze Stellung eine recht peinliche, wenn auch eine taktisch sehr vortheilhafte war. Nicht bloß in der Kammer, sondern auch in der Fraction und in engern Versammlungen mußte der Schlachtplan Schritt vor Schritt durchdebattirt werden. Unsere Leute haben aber auch recht gut im Feuer gestanden, und wir sind mit dem Ausgang ganz zufrieden. Der „evangelische Staat“ hat dadurch ein starkes Loch gekriegt. Nur wenige Katholiken sind desertirt, darunter Blömer und Wegeler! Die katholische Fraction war während der letzten Wochen der Zielpunkt aller Parteien, und es circulirten die abenteuerlichsten Gerüchte; gestern stand sogar in der „Vossischen Zeitung“, wir hätten per Telegraph noch in der letzten Stunde beim Papste angefragt, wie wir stimmen sollten. Der König soll sehr ungehalten über den Ausfall sein; man erwartete von uns, daß wir die Pfoten hergeben sollten, um die Kastanien aus dem Feuer zu holen, natürlich damit andere sie verspeisen.‘

[1] Vgl. Reden der Gebrüder Reichensperger S. 1008 f. 1018 f. 1023 f.

[2] Ueber die Behandlung der Katholiken bei dieser Ehegesetzdebatte vgl. Mainzer Journal 1857, Nr. 57 und Hist.-polit. Bl. XXXIX, 725 f. 777 f. 868 f. 900 f., wo auch das Nähere über die unbegreifliche Haltung des Abgeordneten Blömer.

‚Morgen‘, meinte Reichensperger in einem Briefe vom 29. März, ‚wird es übrigens wohl mit dem Ehescheidungsgesetz zu Ende gehen, und zwar in mehr als einem Sinne: es hat nämlich sein Todtenhemdchen an[1]. Von oben und von seiten der Rechten ward uns Katholiken in aller Weise zugesetzt, um unsere Stimmen zu gewinnen. Die Rechte warf uns — wie ich gestern in der Kammer sagte[2] — eine Planke hin, damit wir ihr ins Rettungsboot hülfen; der Justizminister hat mich zweimal ins Gebet genommen, um unsere Stimmen zu gewinnen, aber es geht nun einmal nicht. — Demnächst werden die Finanzgesetze in den Vordergrund treten, wobei das Ministerium wohl gleichfalls wenig Seide zu spinnen hoffen darf.‘

‚Der „evangelische Staat“‘, berichtete Reichensperger an Montalembert, ‚hat durch den Ausgang der Ehescheidungsdebatte eine empfindliche Niederlage erlitten, die Spaltung zwischen dem propagandistisch-pietistischen und dem numerisch weit überwiegenden rationalistischen Protestantismus sich erweitert und die Tribüne sich wieder in ihrer segensreichen Wirksamkeit bewährt. Ueberhaupt geht es in der Kammer sowohl als in unserer Fraction weit besser, als ich jemals zu hoffen gewagt hätte.‘[3]

Auf die aufregenden Ehedebatten folgte am 17. März 1857 die Sitzung, in welcher der Düsseldorfer Regierungsrath Otto auf der Tribüne aus diesem Leben abberufen wurde. Reichensperger berichtete seiner Gemahlin über das ‚tief ergreifende Ereigniß‘ folgendes: ‚Heute sollte das Budget des geistlichen und Unterrichtsministeriums in der Kammer zur Verhandlung kommen, und Otto hatte sich schon längst vorgenommen, die Tribüne ausnahmsweise zu besteigen und in der mäßigsten Form einen allgemeinen Vorbehalt hinsichtlich der den Katholiken noch vorenthaltenen Rechte einzulegen. Vor einigen Tagen war er zwar unwohl gewesen; er hatte sich aber, wie er wenigstens glaubte, vollständig erholt. Gestern Abend war er in der Fraction heiter wie gewöhnlich, und heute Morgen sagte er mir noch, unmittelbar bevor er zur Tribüne ging, er fühle sich ganz gut, nur habe er etwas Kopfweh, woran er indes gewohnt sei. Er hatte einige Minuten gesprochen, als man ihm anmerkte, daß er sich angegriffen fühle, — noch eine Minute, und er mußte besinnungslos in das Zimmer des Ministers gebracht werden, wo er etwa nach einer Stunde starb — wahrscheinlich am Schlagflusse. Thissen fungirte als Priester und administrirte die letzte Oelung. Welchen Eindruck das alles machte, brauche ich dir nicht erst zu beschreiben

[1] Der von der Regierung vorgelegte Gesetzentwurf ward mit 173 gegen 134 Stimmen abgelehnt.

[2] Siehe Reden der Gebrüder Reichensperger S. 994.

[3] Von Montalembert dick unterstrichen.

— der Cultusminister namentlich war aufs tiefste ergriffen und weinte mit uns.'

Im Auftrage der Fraction verfaßte Reichensperger folgendes Beileidschreiben an die Wittwe Ottos: ,Gestatten Sie, geehrteste Frau, den unterzeichneten Freunden und Collegen Ihres unvergeßlichen Gatten, den Ausdruck des tiefsten Mitgefühles an Sie gelangen zu lassen. Wenn es einerseits Bedürfniß für uns ist, unsere Trauer mit der Ihrigen zu vereinigen, so möchten wir auch, daß der Trost, welchen wir, die Zeugen des schmerzlichen Ereignisses, aus demselben geschöpft haben, auf Sie und die Ihrigen, jene Trauer lindernd, überginge. In der That konnte ein Leben wie das unseres Freundes, ein Leben, gewidmet der aufopferndsten Nächstenliebe, ganz insbesondere aber den Rechten und Interessen unserer heiligen Kirche, durch einen schönern Tod nicht gekrönt werden. Er ist gestorben auf dem Felde der Ehre; mitten in der Erfüllung einer heiligen Pflicht hat Gott den treuen Sohn seiner Kirche abberufen, um ihm die Palme zu reichen. Wie tief wir auch empfinden, was seine Familie, seine Heimat, sein Vaterland an ihm verlieren, so wurzelt doch nicht minder tief die Ueberzeugung, daß dasjenige, was er gewirkt, durch diesen Tod eine höhere Weihe erhalten hat und sich um so fruchtbringender und segensreicher erweisen wird. Möge der Allmächtige, welcher in der Stunde der schwersten Prüfung Sie aufrecht erhalten hat, auch fernerhin Ihnen Kraft verleihen! Möge er Sie in Ihren Kindern trösten, indem er auf dieselben die Tugenden ihres Vaters übergehen läßt!'

In denselben Tagen erhielt Reichensperger sehr beunruhigende Nachrichten über den Gesundheitszustand Montalemberts. ,Es wäre der schwerste Schlag für unsere Sache, wenn er außer Gefecht gesetzt oder gar abberufen werden sollte', schrieb Reichensperger an seine Gemahlin. Bald darauf (31. März) richtete er nachstehendes besorgtes Schreiben an den theuern französischen Freund: ,Der alte Spruch, daß ein Unglück selten allein kommt, hat leider in Ihrem Schreiben eine neue Bewährung gefunden. Gott gebe, daß die beginnende bessere Jahreszeit ihre Heilkraft an Ihnen bethätigt und Sie recht bald wieder an der Spitze unseres Heerbannes erscheinen! Unterwerfen Sie sich doch ja aufs pünktlichste den ärztlichen Vorschriften, wie schwer es Ihnen auch ankommen mag, die Gaben ungenutzt zu lassen, womit Sie einen so mächtigen Einfluß auf die Geister zu üben vermögen. Die Gebete vieler werden vom Himmel erflehen, daß die Zukunft Ihnen gestattet, alles Versäumte wieder nachzuholen. Wie sehr ich es auch bedaure, für längere Zeit auf Ihre so interessanten und ermuthigenden Briefe verzichten zu sollen, so muß ich doch in einem höhern Interesse bitten, mir für die Dauer Ihres Unwohlseins nur Ihr Andenken zu bewahren. Ich werde

meinerseits nicht ermangeln, von Zeit zu Zeit Mittheilungen über dasjenige an Sie gelangen zu lassen, wovon ich glaube, daß es Ihrer Aufmerksamkeit werth ist. Wir haben in unserem Freunde Otto eine bedeutende Kraft, darum aber nicht den Muth verloren, — wir wollen vielmehr alles aufbieten, um die Lücke auszufüllen. Dieser Tod hat übrigens einen tiefen, moralischen, gewiß segensreichen Eindruck auf allen Seiten gemacht. Die Wege der Vorsehung sind unerforschlich: wir haben uns in Demuth zu beugen. — Im ganzen können wir, deucht mich, mit dem Verlaufe der gegenwärtigen Session wohl zufrieden sein. Auch hier zeigt sich wieder, wie schwer es ist, in solchen Dingen etwas vorher zu berechnen, wie oft das scheinbar Schlimme sich im Verfolge als ein Factor zum Guten herausstellt. Die gewaltige Majorität, welche sich die Regierung durch den auf die Wahlen geübten Druck zu verschaffen gewußt hat, ist in der Zersplitterung begriffen, so daß fast jeder Minister bereits eine nicht unerhebliche Niederlage erlitten hat. Die äußerste Rechte, die mit der sogen. Lakaienpartei nicht identificirt sein will, tritt mit Entschiedenheit dem herrschenden bureaukratischen System entgegen, namentlich auf dem Gebiete der Finanzen und der Besteuerung, und sie wird vom Herrenhause kräftig unterstützt, welches letztere überhaupt, im Gefühle seiner Unabhängigkeit, Ziele verfolgt, die über das System der Regierung weit hinausgehen. Schon der Umstand, daß solchergestalt in den großen Staatskörpern sich wieder reges Leben kundgibt, ist tröstlich und läßt hoffen, daß die Sache des Rechtes und der Wahrheit zum Heile unseres Vaterlandes sich immer mehr Bahn brechen wird.‘

Die Sache der Freiheit, für welche Montalembert seit Jahren gekämpft, fand gerade damals in Reichensperger einen muthigen Vorkämpfer gegenüber der zunehmenden Verkümmerung der verfassungs- und gesetzmäßig gewährleisteten Preßfreiheit. Ohne die Gefahren der schlechten Presse zu verkennen, war sich Reichensperger doch darüber klar, ‚daß der Polizeistock am wenigsten der Zauberstab sein werde, der glückliche Zustände auf dem Gebiete der Presse hervorrufen werde‘. In schärfster Weise kritisirte er das Vorgehen der Regierung. ‚Selbst die russische Druckerschwärze ist milder als dasjenige Verfahren, was gegen unsere Zeitungen eingehalten wird. Diese Censurwichse läßt wenigstens die Zeitungen bestehen, sie unterdrückt sie nicht.‘ Dann führte Reichensperger den Fall an, daß in Preußen ein Blatt unterdrückt wurde, ohne daß irgend eine Verwarnung vorhergegangen war [1].

Eine noch ernstere Debatte entspann sich am 23. April anläßlich der Petition des Kaufmanns Schmitz aus Köln, der sich darüber beschwerte, daß ihm als Geranten der ‚Deutschen Volkshalle‘ unter Bescholtenheitserklärung

[1] Siehe Reden der Gebrüder Reichensperger S. 1042.

die Concession entzogen worden sei. Mit größter Wärme trat Reichensperger dafür ein, daß das hier geschehene Unrecht wieder gutgemacht werde; zugleich gab er eine vollständige Geschichte der ‚Volkshalle‘ und ihrer Unterdrückung [1]. ‚Der gestrige Tag‘, heißt es in einem Briefe an seine Gemahlin, ‚war für mich der härteste der Session. Etwa zwei Stunden habe ich auf der Tribüne zugebracht, und zwar in der epinösesten Materie — der Volkshallenangelegenheit. Es lief aber alles gut ab, wenngleich der Beschluß gegen uns ausfiel. Von abends 6—10 Uhr mußte ich zum Dessert endlich einer Commission präsidiren.‘

Kein Wunder, daß der also Angestrengte sich zuweilen nach Erlösung aus der ‚Kammerluft‘ sehnte. So ‚unerquicklich‘ ihm auch das ‚Berliner Durcheinander‘ wurde, so harrte er doch pflichtgetreu bis zum Schlusse der Session aus — ja er fand noch Zeit, den katholischen Studentenverein zu besuchen: er wollte damit zeigen, wie sehr es ihn freute, ‚daß sich unter der katholischen Studentenschaft ein solcher Kern gebildet‘ [2].

Gegen Schluß der Session, am 11. Mai 1857, vertrat Reichensperger noch — freilich vergebens — das verfassungsmäßige Recht der Ertheilung des Religionsunterrichtes in den freien religiösen Gemeinden. Er schloß seine Ausführungen mit den Worten: ‚Jedem sein Recht!‘ [3]

Am folgenden Tage gratulirte Reichensperger Montalembert zu seinem Aufsatz: De l'appel comme d'abus. ‚Das Gefühl, womit ich las, war eine eigenthümliche Mischung von Schmerz und Freude: auf die Quellen dieser entgegengesetzten Empfindungen brauche ich wohl nicht erst näher hinzudeuten. Wie traurig ist es, daß Ihre vernichtenden Apostrophen gegen Katholiken sich richten müssen, und dazu noch gegen solche, welche zur Zeit in Frankreich den Ton anzugeben scheinen! Wie gefahrvoll der Abweg ist, vor welchem Sie so unausgesetzt und eindringlich warnen, muß schon ein Blick auf Deutschland jedem Unbefangenen klarmachen. Nur das Princip der Freiheit, der gleichen Berechtigung aller [4] kann unsere Sache hier retten. In diesem Sinne hatte ich noch an demselben Tage, an welchem ich H. A. d'Abbadie kennen lernte, in der Kammer zu sprechen Gelegenheit gehabt. Welch ein Glück ist es, daß man hier zu Lande das Treiben jener Partei des „Univers“ nicht seinem ganzen Umfange nach kennt! Ein noch weit größeres Glück aber ist es jedenfalls, daß Sie und Ihre Freunde einen so mächtigen Damm gegen jenes Treiben bilden und durch Ihre Protestationen

[1] Reden der Gebrüder Reichensperger S. 1048 f.

[2] ‚Zu meiner Zeit‘, heißt es in einem Briefe, ‚sah man sich vergebens nach solch einem Hafen um.‘

[3] Reden der Gebrüder Reichensperger S. 1080—1082.

[4] Von Montalembert roth unterstrichen.

den Katholicismus gegen die solidarische Haftbarkeit für jene unheilvollen Doctrinen schirmen. — Ich kann von der Hoffnung nicht lassen, daß den Verblendeten (bösen Willen darf und will ich nicht präsumiren) endlich die Augen aufgehen, solange es noch Zeit ist, und daß so das von Ihnen prophezeite Gottesgericht abgewendet wird. Das Verfahren der Regierung gegen den Bischof Dreux-Brezé wird vielleicht etwas dazu beitragen, die Illusionen zu zerstreuen, welche jener Verblendung zu Grunde liegen. Ueberhaupt setze ich ein fast kindliches Vertrauen in die Macht der Wahrheit (zumal wenn dieselbe solche Verfechter hat) und in den alten Spruch: Tandem bona causa triumphat.' Indem Reichensperger noch nähere Mittheilungen über die politische Situation in Preußen in einem besondern Aufsatz in Aussicht stellt, fährt er fort: ,Dieselbe hat sich während des letzten halben Jahres wesentlich umgestaltet, am meisten im Innern. Alle Wahlmanöver und aller Polizeizwang scheinen vergeblich aufgewendet zu sein, ja sogar diejenigen strafen zu sollen, von welchen sie ausgegangen sind. Die Auflösung, um nicht zu sagen die Anarchie, reißt mehr und mehr in den höhern Schichten der Staatsverwaltung ein, eben weil sie sich mit physischer statt mit moralischer Kraft ausgerüstet, weil sie zu sehr auf die Indolenz im Volke und auf den Servilismus in dessen Vertretern gebaut hatte! Das Herrenhaus hat die Bresche zuerst zu legen begonnen — über seine Motive in meinem Artikel mehr. Ich schließe, um mich zur Abreise zu rüsten, welche wohl morgen stattfinden wird. Gott sei Dank, daß diese Campagne wieder glücklich bestanden ist!"

,In den letzten Tagen', heißt es in einem Briefe an Montalembert vom 3. Juni 1857, ,sind hier in Köln bemerkenswerthe Regungen katholischen Lebens zu Tage getreten. Die Rückkehr unseres Herrn Cardinals von Rom glich den Rhein entlang einem wahren Triumphzuge, der um so significativer war, als die Staatsbehörden sich jeder Kundgebung enthielten, wie denn überhaupt eine gewisse Mißstimmung obwalten soll, weil der Herr Cardinal es abgelehnt hat, einen Beitrag zur Errichtung einer Statue zu zeichnen, welche hier auf Betreiben der Behörden durch freiwillige Beiträge zu Ehren Friedrich Wilhelms III. errichtet werden soll. Ich thue hiervon Meldung, weil gewisse Zeitungen, die Ihnen vielleicht zu Gesicht kommen, die Situation falsch charakterisiren und es eine katholische Zeitungspresse in Preußen bekanntlich nicht mehr gibt.

,Gestern fand hier in recht feierlicher Weise die Grundsteinlegung zu einer Mariensäule statt, welche nunmehr auf dem freien Platze vor dem erzbischöflichen Palais, an der Stelle, wo Clemens August am 20. November 1837 den Wagen bestieg, welcher ihn nach Minden brachte, errichtet werden wird. Auch diese Säule hat manche Klippe zu umschiffen gehabt, ohne daß indes seitens der Regierung ein directes Hinderniß in den Weg gelegt worden wäre.

Man sieht indes doch, nach welcher Richtung hin, trotz aller Hemmnisse, der Zug geht: auf jenem Platze ein gotisches Monument zum Gedächtniß der Proclamirung des neuen Dogmas und im Dom selbst ein Farbenfenster aus Beiträgen der Katholiken mit der Inschrift: J. Görres, defensori veritatis catholicae in Germania! und auf diesem Fenster das Bildniß des in der Verbannung gestorbenen Verfassers des „Athanasius", knieend neben seinem Schutzpatrone, der ihn der allerseligsten Jungfrau präsentirt. Welch ein Wandel der Zeiten! — Solche Thatsachen gewähren Trost inmitten so manchen Wirrsals.'

‚Wie mißtrauisch jede Regung katholischen Lebens in Preußen beobachtet wurde', welche Tendenzen sich fortwährend geltend machten, führte Reichensperger in einem Schreiben vom 14. Juli 1857 näher aus. ‚Die Eifersucht auf den Katholicismus macht dessen Gegner blind für ihren eigenen wohlverstandenen Vortheil. Denn das Terrain, was sie demselben abgewinnen, wächst sicherlich nicht ihnen zu, sondern den Feinden alles Christenthums.'

Im August ergab sich Reichensperger für einige Wochen in Blankenberghe der ‚Nichtsthuerei'. ‚Nach dem zu urtheilen, was ich hier lese und höre', schrieb er aus dem genannten Seebade an Montalembert, ‚sind die hiesigen heuchlerischen Liberalen für die echte Freiheit doch noch bei weitem gefährlicher als die servilen Katholiken Frankreichs. So ist es unter anderem eine wahre Schmach, wie die freimaurerischen Blätter mit dem Artikel von Guizot umspringen, den auch kein einziges derselben abzudrucken für gut befunden hat, während das „Journal de Bruxelles" ihn unverkürzt brachte, obgleich manches darin uns Katholiken zum Anstoß gereichen muß. Im ganzen bewundere ich meinestheils die so fein gewobene Arbeit dieses seltenen Mannes, in welchem der Staatsmann und der Philosoph sich wechselweise durchdringen und stützen, dessen ruhige Seelenstärke durch so viele Schläge und Schicksalswechsel, dem Anschein wenigstens nach, nicht hat erschüttert werden können.'

In seinen Briefen vom 7. November und 3. December kommt Reichensperger auf die belgischen Verhältnisse zurück. ‚Dieselben', urtheilte er, ‚scheinen sich immer ungünstiger für die katholische Sache gestalten zu wollen. Den Unbesonnenheiten und Uebertreibungen der Partei des „Univers" folgt dort schon die Strafe auf dem Fuße, — wenn nur nicht so viele Unschuldige mit darunter zu leiden hätten! Bei uns in Deutschland findet gedachte Partei zu allem Glück keinen Anklang mehr, nachdem Herr v. Florencourt vom Journalismus zurückgetreten ist. Sein Schwager, Herr v. Westphalen, unser Minister des Innern, hat ihn mit einer Amtmannsstelle in Westfalen bedacht, wo er sich ganz stille hält. Auf der Rückreise von Regensburg machte ich in München die persönliche Bekanntschaft des Dr. Jörg und vernahm von ihm, daß er

selbst der Verfasser der vor längerer Zeit in den „Historisch-politischen Blättern" erschienenen geharnischten Artikel gegen den „Univers" gewesen ist. Man hat es von Frankreich aus an Versuchen nicht fehlen lassen, ihn umzustimmen; allein er sowohl als sein Freund Döllinger sind viel zu gesunde, klare Köpfe, um sich in solchem Garne fangen zu lassen. Auch den Redacteur von „Deutschland" (Dr. Maier) habe ich in Frankfurt aufgesucht und ihn gut disponirt gefunden. Die imperialistischen Correspondenzen und Anflüge, an welchen das Blatt vielfach laborirte, schwinden immer mehr.'

Der Brief vom 3. December geht aus von ‚Ansprachen' Montalemberts an die Belgier. ‚Mögen diese feurigen Worte, wie sie aus der Tiefe des Herzens dringen, die Irrenden auf den rechten Weg führen! — Unter diese Irrenden bin ich für meinen Theil geneigt, die Redacteure des „Bien public" — dieser Filiale des „Univers" zu zählen. So wie ich dieselben persönlich kennen gelernt habe und nach demjenigen zu urtheilen, was mir über sie berichtet worden ist, kann ich ihren guten Glauben nicht wohl in Zweifel ziehen, ja sie sind sozusagen Martyrer ihrer Vorurtheile, deren hauptsächlicher Grund wohl in der Beschränktheit ihres Gesichtskreises und insbesondere darin zu suchen ist, daß sie sich an den Dingen und Personen, welche sie zunächst umgeben, den Maßstab für ihre Principien nehmen. In der That gehört ein wahrhaft bombenfester Glaube an die Freiheit[1] dazu, um nicht durch den freimaurerischen Afterliberalismus in demselben wankend zu werden. Auch in Deutschland dominiren die Blätter dieser Farbe fast unbedingt in den höhern Schichten des Bürgerstandes[1], an der Spitze unsere „Kölnische Zeitung", die Milchschwester der „Indépendance", mit welcher sie durch ein und dasselbe Comité verbunden. Von Tag zu Tag lesen wir in derselben Siegeshymnen aus Veranlassung des Umschwunges in Belgien; die Herren Frère-Orban und Verhaeghen werden als die Träger der modernen Freiheit verherrlicht und die „Clericalen" ohne Unterschied dem Hasse und der Verachtung überliefert. Daß ich unter solchen Umständen die Schilderung der Situation aus Ihrer Feder doppelt willkommen heiße, brauche ich nicht erst zu sagen und habe ich denn auch bereits in den mir offenstehenden Journalen darauf hingewiesen. — Gott gebe, daß die belgischen Katholiken mit vereinten Kräften und unter Aufbietung aller ihnen zu Gebote stehenden Mittel den bevorstehenden Kampf aufnehmen und daß wenigstens dem gemeinsamen Feinde gegenüber die unselige innere Spaltung nicht hervortritt! Was sollte beispielsweise aus uns werden, die wir unausgesetzt gegen die volle Kraft der gouvernementalen Maschine anzukämpfen haben, wenn die Katholiken Belgiens verzagt vor den Freimaurern die Waffen strecken wollten?!'

---

[1] Von Montalembert roth unterstrichen.

Seit dem Jahre 1848 hatten die Reichensperger oder doch stets einer von beiden zu allen wichtigen Fragen, die auftauchten, Stellung genommen, aber in ihrer Bescheidenheit niemals an eine Sammlung ihrer Aussprüche gedacht[1]. Dies veranlaßte im Jahre 1858 zwei Israeliten, Paul Jacobi und Theodor Levi, eine Zusammenstellung der Reden der Brüder für den Druck herzustellen, um dadurch ‚einen Ueberblick über alle die wechselnden Gestaltungen der letzten zehn Jahre zu gewähren'. Die Zustimmung der Brüder Reichensperger ward erst nach dem Abschlusse des Buches nachgesucht und von diesen mit dem Bemerken ertheilt, daß sie keine Veranlassung hätten, einer Veröffentlichung entgegenzutreten, welche zu untersagen sie nicht berechtigt seien, wie sehr sie übrigens auch fühlten, daß manches von ihnen früher Gesagte jetzt unter so wesentlich veränderten Verhältnissen leicht mißdeutet werden könnte.

Die parlamentarischen Reden der Gebrüder Reichensperger[2] bilden einen stattlichen Band von mehr als tausend Seiten: die Sammlung ist ein glänzendes Zeugniß dafür, daß stets nur *ein* Sinn die beiden leitete: der *Sinn des Rechts und der gesetzlichen Freiheit für alle.*

In einer geistvollen Besprechung dieses ‚Cod. Reichensperg.' bemerkte Jörg: ‚Wir können uns die Mühe ersparen, ihren parlamentarischen Ruhm hier zu erhärten. Noch im besten Mannesalter stehend, nehmen die beiden Brüder würdige, wenn auch nicht ihren Verdiensten entsprechende Stellungen im preußischen Justizdienste ein; im übrigen ist der Name Reichensperger jedem Deutschen geläufig, der nicht die Geschichte der letzten Jahre verschlafen hat. Die vorliegende Sammlung zeugt von einer erstaunlichen Kraft unermüdlicher Redegabe, und die Quantität hat der Qualität nicht geschadet. Auch in den erregtesten Zeiten haben die Reichensperger ihre besonnene Haltung nicht verloren; sie sprechen heute wesentlich nicht anders, als sie in den rausch- und traumseligen Tagen von 1848 gesprochen haben. Wie viele Mitglieder des weiland Frankfurter Parlaments sind wohl in demselben Falle, und wie viele würden bei einer ununterbrochenen parlamentarischen Thätigkeit gleich der Reichenspergerschen es genehm halten dürfen, daß ihre Reden von zehn Jahren her im Druck aneinander gereiht und dem Publikum zur Vergleichung vorgelegt würden?'[3]

Mit Recht betont dann Jörg, daß ‚das antibureaukratische Princip der Autonomie und Selbstregierung die centralste Stellung' in der Anschauung

---

[1] Mit Bezug hierauf heißt es in einem noch ungedruckten Briefe B. Webers vom Jahre 1856 an einen Freund: ‚Die beiden Reichensperger sind auch Namen, von deren Macht die Namensträger selbst kaum eine Ahnung haben. Es sind Missionäre.'

[2] Parlamentarische Reden der Gebrüder August und Peter Franz Reichensperger. Als Material zu einer Charakteristik der großdeutschen und katholischen Fraction 1848—1857. Mit Genehmigung der Autoren herausgegeben. Regensburg 1858.

[3] Hist.-polit. Bl. XLI, 982.

der Reichensperger einnehme, daß der Constitutionalismus der Reichensperger ‚sehr weit entfernt von dem sei, welchen der politische Rationalismus der liberalen Partei als das eigentliche Universalmittel lehre‘. ‚Autonomie heißt das Zauberwort, womit sie das große Räthsel lösen: Autonomie der Gemeinde, Autonomie der corporativen Gliederung und genossenschaftliche Vertretung. Sie protestiren feierlich gegen alle mechanische Zurückführung mittelalterlicher Zustände, feudalistischer Einrichtungen nach den junkerlichen Gelüsten der „christlich Germanischen“; aber sie erklären ebenso feierlich: multa renascentur quae iam cecidere!‘ [1]

Die erste Arbeit Reichenspergers während der neuen Landtagssession, die im Januar 1858 begann, war die Theilnahme an der Abfassung der Adresse des Abgeordnetenhauses an den erkrankten König Friedrich Wilhelm IV. Bei Beginn der Fractionssitzung brachte er nach der Vorstandswahl in einer Rede die Kammerpflichten in Erinnerung. Die Stimmung in der Fraction war eine ‚ganz harmonische‘, während in den übrigen Parteien sich das Gegentheil zeigte.

Die ‚Kammerarbeiten‘ drückten Reichensperger anfangs sehr wenig, da sich die Regierungsvorlagen auf das Nothwendigste beschränkten. Dagegen wurde er mit so vielen Briefen und Anfragen behelligt, daß er kaum zu Athem kam. ‚Alle Herren Pastöre, die etwas bauen oder für ihre Kirche machen lassen wollen, scheinen allmählich meine Kunden zu werden, und jede solche Sache hat stets mehrere Briefe, Erkundigungen u. dgl. im Gefolge. Ich werde noch in alle Zeitungen einrücken müssen, daß ich ein abgesagter Feind der Gotik geworden sei.‘

Unterdessen circulirten über das Befinden des ‚armen Königs‘ beunruhigende Gerüchte, denen man jedoch nicht auf den Grund kommen konnte, da ‚überhaupt alles, was die höchsten Regionen betraf, sehr geheim gehalten wurde‘. Großartig gestalteten sich die Feierlichkeiten zu Ehren der Vermählung des Prinzen Friedrich. ‚Berlin hat sich sehr angestrengt,‘ schrieb Reichensperger nach Hause, ‚um den Einzug möglichst feierlich zu gestalten; es fehlt aber immer die traditionelle, gediegene Pracht: alles trägt den Charakter einer Theaterdecoration an sich. Wie ganz anders nimmt es sich aus, wenn die Kirche ihre Herrlichkeit entfaltet!‘

Die parlamentarische Thätigkeit wurde Reichensperger diesmal ‚sehr verbittert‘ durch die Erkrankung seines Sohnes, welche fast die ganze Session hindurch andauerte. Rührend ist es, aus den Briefen an seine Gemahlin zu sehen, wie nahe ihm das Schicksal seines Kindes ging [2] und wie er dennoch mit der größten Pflichttreue in Berlin ausharrte. Er war deshalb auch voll

[1] Hist.-polit. Bl. XLI, 990.

[2] ‚Könnte ich ihm doch essen und spazieren gehen helfen!‘ heißt es einmal.

berechtigt, darüber zu klagen, daß es ‚auf unsern linken Bänken grauenhaft leer aussehe‘. ‚Es ist eine Schmach,‘ sagte er, ‚daß die Leute, welche nicht unter der Botmäßigkeit des Ministeriums stehen, es so leicht mit ihrer Pflicht nehmen.‘

Die Reden, welche Reichensperger zunächst hielt, betrafen Punkte von untergeordneter Bedeutung: Eisenbahnwesen, Erleichterung des Postverkehrs, Immunitäten der Geistlichen, Gefängnißwesen, Polizeiaufwand. Beim Cultusetat brachte er dringende Bedürfnisse der Katholiken zur Sprache, namentlich berührte er den wunden Punkt der mangelnden Parität [1]. Nach Ostern betheiligte er sich wiederholt an den erregten Debatten über die erhöhte Besteuerung des Runkelrübenzuckers [2]; er trat auch energisch für eine Verbesserung der Beamtengehälter ein. ‚Es waren‘, berichtete er nach Hause, ‚förmliche Schlachttage für uns; Peter und ich standen fortwährend im Feuer — wir haben aber auch einen Sieg davontragen helfen, der uns für unsere Mühen lohnt. Die Angelegenheit war von größerer Bedeutung, als es vielleicht den Anschein hat, und ich glaube sagen zu können, daß der Ausschlag so ziemlich mit in unsern Händen lag. Das Ministerium ist sehr zufrieden mit unserer Taktik und gewiß auch die kleine Beamtenwelt, die es uns zum guten Theil zu verdanken hat, wenn endlich Ernst mit der Verbesserung ihrer Gehalte gemacht wird. Man gab sich von den verschiedensten Seiten alle Mühe, uns aus dem Sattel zu heben.‘

Vor Schluß der Session, welcher am 27. April 1858 erfolgte, kam noch ein Antrag Reichenspergers zur Verhandlung, welcher eine bessere und gerechtere Eintheilung der Wahlbezirke bezweckte. Trotz einer glänzenden Vertheidigung des für eine freiheitliche Entwicklung so wichtigen Antrages erhielt derselbe nicht die Mehrheit. Reichensperger tröstete sich damit, daß er wenigstens gewisse Wahrheiten von der Tribüne verkündet hatte, die nicht oft genug gesagt werden können.

‚In dem Wirbel des Berliner Treibens‘ hatte sich Reichensperger ‚nur in Gedanken‘ mit Montalembert unterhalten können; an seinen Herd zurückgekehrt, berichtete er am 5. Mai 1858 dem theuern Freunde. ‚Ich schreibe neben dem Krankenbette meines einzigen, fünfzehnjährigen Sohnes, dessen Zustand während des ganzen Winters meine arme Frau hier und mich in Berlin in steter Besorgniß gehalten hat. Der Arzt gibt jetzt Hoffnung auf Wiedergenesung. — Was unsere öffentlichen Verhältnisse anbelangt, so stecken wir noch

[1] In dieser Hinsicht hatte er einmal einen bedeutenden Erfolg zu verzeichnen: die Berufung des berühmten Mathematikers Karl Weierstraß nach Berlin erfolgte erst, nachdem Reichensperger in der Kammer auf die hervorragenden wissenschaftlichen Arbeiten dieses Gelehrten hingewiesen und den Minister ziemlich unverblümt gefragt hatte, ob sein Katholicismus vielleicht ein Hinderniß sei.

[2] Vgl. Pfülf, Mallinckrodt S. 187 f.

immer mitten im Provisorium, und ein Umschwung ist noch keineswegs mit Sicherheit indicirt, obgleich, allem Anscheine nach, der Druck der Situation von dem Träger der Regierungsgewalt tief empfunden wird. Der biedern, geraden Natur des Prinzen von Preußen und seiner Pietät für den kranken Bruder widerstrebt jedes Durchbrechen wie jedes Unterminiren dieser Situation. — Mit den Erfolgen unserer Partei können wir, denke ich, im ganzen zufrieden sein; jedenfalls haben wir kein Terrain verloren, vielmehr schwinden die Vorurtheile sichtlich, welche uns früher allerwärts entgegenstanden, — gewiß hauptsächlich dank dem Umstande, daß wir die von Ihnen, geehrtester Herr Graf, durch Wort und That vorgezeichnete Linie möglichst einzuhalten bemüht waren, daß wir, mit einem Worte, über den kirchlichen Interessen nicht die Sache der Freiheit aus dem Auge verloren haben.'

Unmittelbar nach der Rückkehr aus dem Seebade, in welchem Reichensperger seine Ferien zugebracht, gerieth er in den ,Wirbel' der katholischen Generalversammlung, welche vom 6.—9. September 1858 in Köln tagte. Zum Präsidenten der auch vom Ausland zahlreich besuchten Versammlung (es waren unter andern erschienen Msgr. Mislin, Mermillod, Boudou [1], Didron) ward Legationsrath Lieber gewählt. Dieser lehnte indessen ab und schlug Reichensperger vor, ,dessen Name durch ganz Deutschland und weit über die Grenzen Deutschlands hinaus getragen sei'. Trotz seines Protestes ward der Kölner Appellrath einstimmig gewählt. Er leitete die Verhandlungen zu allgemeiner Zufriedenheit. In seiner Schlußrede betonte er die symbolische Bedeutung der katholischen Generalversammlungen als ,Sinnbild der katholischen Einheit'. Als den Höhepunkt der diesmaligen Versammlung bezeichnete er die Einweihung der Mariensäule: ,Möge die gebenedeite Jungfrau immerdar fürbittend und verehrt über dieser Stadt schweben!'

,Die Generalversammlung', konnte Reichensperger an Montalembert berichten, ,hat wegen ihrer ebenso versöhnlichen als würdevollen Haltung die Anerkennung a l l e r Parteien gefunden; sie ist an keiner der vielen Klippen, welche sie umgaben, angestoßen.'

Auch nach diesen schönen, aber anstrengenden Tagen ward Reichensperger noch durch so viele Anforderungen in Athem gehalten, daß er ,kaum mehr etwas von den Wirkungen des Seebades verspürte'. Nicht ohne Besorgniß für seine Gesundheit sah er deshalb den Aufregungen entgegen, welche der Winter, insbesondere die neue politische Phase in Preußen, mit sich bringen mußte. Ueber letztere berichtete er am 6. October 1858 an Montalembert: ,Das Eintreten des Prinzen von Preußen in die Regentschaft scheint gewiß zu sein; es hat dasselbe wahrscheinlich eine Frontveränderung im Gefolge,

[1] Generalpräsident der St. Vincenzvereine.

welche die Stellung der Katholiken verändern und auf die bisher befolgte Taktik einen erheblichen Einfluß üben wird. Ich besorge nämlich, daß unser nationalistischer Liberalismus, sobald er wieder zu politischem Einfluß gelangt ist, den belgischen sich mehr oder weniger zum Muster nehmen und unser Bündniß aufs Spiel setzen könnte. Einige Anzeichen deuten bereits darauf hin, wie Sie schon aus dem von meinem Bruder und mir verfaßten Wahlprogramm ersehen haben werden, welches ich Ihnen unter dem 5. August zugehen ließ. Jedenfalls können Sie sich versichert halten, daß wir unsererseits alles sorgfältig vermeiden werden, was dieses Bündniß gefährden könnte.'

Das erwähnte Programm erschien ohne Nennung der Verfasser zu Paderborn unter dem Titel: ,Die Wahlen zum Hause der Abgeordneten in Preußen.' Man errieth indessen bald die Autoren; die ,Preußische Wochenschrift' schrieb es sofort dem ,geistreichen und redekundigen' Brüderpaare Reichensperger zu. ,Die frische, geist- und tactvolle Behandlung der Verhältnisse, der allgemeinen wie der speciellen parlamentarischen der katholischen Fraction,' urtheilt das genannte Organ der altpreußischen Fraction, ,die Wärme der loyalen, vaterländischen Gesinnung, welche aus der Schrift entgegentreten, sind für jene Annahme sprechende Kennzeichen.'

Das Programm bekennt sich vor allen Dingen zur geltenden Verfassungsurkunde, welche ihm ,auf der breitesten historischen Grundlage des uralten Rechtes aller deutschen Stämme' beruht, und zwar ,unmittelbar auf der ganzen Reformgesetzgebung dieses Jahrhunderts, deren Grundprincipien durch Friedrich Wilhelm III. und durch Seine Majestät den regierenden König allmählich, aber sicher ihrer allseitigen Verwirklichung zugeführt worden sind'. Es werden deshalb die Wähler aufgefordert, nur solchen unabhängigen Männern ihre Stimme zu geben, die willens sind, die Verfassungsurkunde und jene großen Grundprincipien, auf welchen dieselbe unmittelbar beruht, wie Freiheit des Gewissens, Freiheit des Grundeigenthums u. s. w., zu vertheidigen und zu entwickeln. Es wird erinnert an die vielen Kämpfe, welche die katholische Fraction im Vereine mit den beiden andern Fractionen der Linken zum Schutze dieser Principien gegen die unbedingt-ministeriellen Abgeordneten und gegen die Feudalisten — mit leider ungenügendem Erfolge — auf den letzten Landtagen zu führen hatten. Besonderes Gewicht legt die Fraction als solche auf die allmähliche vollständigere Durchführung der verfassungsmäßigen Religionsfreiheit und der entsprechenden Autonomie der Religionsgesellschaften, namentlich der katholischen. Sie hält dafür, Preußen sei ,die schwierige, aber hohe Aufgabe gestellt, den confessionellen Gegensatz zu versöhnen, der nach Gottes Zulassung unser Volk in zwei Hälften theilt'. Nur in dem Sinne der Versöhnung und Gleichberechtigung will die Fraction wirken; man möge

aus dem confessionellen Parteinamen, der nur ein Paroli auf gewisse ministerielle Erlasse habe sein sollen, nicht das Gegentheil folgern. Wenn der Name indes ‚immer und immer wieder störend nach anderer Seite wirken möchte, so wird dessen Beibehaltung oder Aufgebung sicherlich als eine offene Frage gelten; sie wird von der Frage abhängen, ob die Rückkehr der Fraction zu einer rein politischen Parteigliederung nur als ein Zeichen der Waffenruhe und nicht als die Desertion gedeutet werden kann'. In katholischen Wahlkreisen wünscht die Fraction im allgemeinen auch vorzugsweise auf katholische Männer den Blick der Wähler gerichtet zu sehen; indes will man ohne strenge Exclusivität mit den beiden andern, im oben angeführten Sinne treu zur Verfassung haltenden Fractionen zusammengehen und nur durch vorliegende Darlegung der Wahl von Anhängern der feudalistischen Partei und von ministeriell Abhängigen entgegentreten.

In einem Rückblick auf die bisherige Thätigkeit der Fraction konnten die beiden Reichensperger mit vollem Fug darauf hinweisen, daß dieselbe ‚ihr Denken und Handeln niemals auf ihre speciellen Interessen beschränkt, vielmehr Ohr und Auge offen gehalten hat für die Freiheitsrechte aller ohne Unterschied des Bekenntnisses, der Evangelischen, der Dissidenten und Juden. Das beweist mehr als ein beredtes Wort, mehr als ein Votum derselben, — das beweisen viele Petitionen, welche Dissidenten und Juden mit der Bitte um Vertretung ihres verletzten Rechtes gerade an die katholische Fraction gerichtet haben, ohne Fehlbitten zu thun. Dieselbe hat bei allen vorkommenden Gelegenheiten den Beweis geführt, daß sie sich wohl bewußt ist, nicht bloß die Rechte der Katholiken, sondern aller ihrer Mitunterthanen vertreten zu müssen, „Vertreter des ganzen Volkes zu sein" (Artikel 83 der Verfassungsurkunde). Sie hat gleichmäßig und für alle „die ganze und volle Realisirung der feierlich gewährleisteten Religionsfreiheit und der politischen und bürgerlichen Gleichheit der Confessionen in ihrem ganzen Umfange ohne Gefährde und Hinterhalt erstrebt". Es ist daher wahrlich nicht abzusehen, wie in dem Bestande dieser Fraction etwas Verletzendes und Trennendes für irgendwen gefunden werden kann, da gerade in ihr, ja in ihrem Streben allein, die Bedingungen und Wurzelkeime der innigsten und reellsten politischen Einigung des Landes liegen. Die Religion wird damit in keiner Weise als trennendes Element in die gesetzgebende Versammlung hineingetragen, da ja, wie bereits oben bemerkt, die sogen. katholischen Anträge nicht auf confessionellem, sondern auf staatsrechtlichem Boden stehen. Dabei handelt es sich nicht etwa um Geltendmachung einer sogen. katholischen Politik, wie sie von der Gegenseite supponirt wird, sondern lediglich der politischen Anschauung deutscher Katholiken, die so tief als irgend jemand von der Ueberzeugung durchdrungen sind, daß das religiöse Gebiet als solches keine Ver-

mischung mit dem staatlichen erheischt. Dieselben haben auch niemals vergessen, **daß sie** mit den andern Confessionen auf demselben christlichen Grunde stehen, **und daß** in allem äußern Kampf und Streite auf diesem gemeinsamen **Grunde** ein Gottesfrieden ruht und begründet ist, der von den streitenden **Theilen** geehrt, geachtet und geschützt werden muß'. Sie sind aber auch **ebenso** tief von der Ueberzeugung durchdrungen, daß, ,um für die Einheit **reif zu** werden, wir erst reif werden müssen für das Verständniß und die **Würdigung** unserer Besonderungen'.

2. Die Fraction des Centrums, die ,neue Aera', die deutsche und italienische Frage, der Verfassungsconflict. 1858—1863.

Der Ausfall der Neuwahlen im November 1858 verkündete deutlich den Anbruch einer ,neuen Aera'. Die bisher herrschenden Fractionen der ,Rechten' hatten eine vollständige Niederlage erlitten. Die Katholiken konnten dagegen mit dem Ergebniß zufrieden sein: in der Stärke von siebenundfünfzig Mann zogen sie in die neue Kammer ein. August Reichensperger war am 23. November zweimal gewählt worden, für Düsseldorf und Euskirchen; er nahm für den zuletzt genannten Wahlbezirk an [1].

Bei Beginn der neuen Session (12. Januar 1859) kamen von hoher Stelle Winke, ,man möge den herausfordernden Namen „katholische Fraction" ablegen: die neue politische Situation gebiete es, eine Firma, an der so viele Aergerniß genommen, aufzugeben und sich mit der Majorität des Abgeordnetenhauses zu vereinigen. Man verwies auf das Ausland und auf die Ereignisse, welche sich in Italien vorbereiteten. Diesen Verwicklungen und Zwisten müsse man eine unzweideutige deutsche Einigkeit, die allen Parteiungen fremd sei, gegenüberstellen. Die liberale Rechte, in den frühern Legislaturperioden bekanntlich die Linke und in den meisten Fällen mit der katholischen Fraction der Staatsregierung gegenüber in der Opposition, hatte ihre freundlichste Miene aufgesetzt und streckte, als verstände sich die Einigung von selbst, bereits die Rechte „brüderlich" dar, um den alten Bundesgenossen nun als Bruder zu empfangen. Die allseitige Bemühung zur Einigung klang sehr schön. Wer möchte, das wußte, das sagte sich ein jeder, einer Partei an-

[1] In Köln war Reichensperger unterlegen. Die Gegner hatten hier im Widerspruch mit der Wahrheit den altbewährten Vertreter verfassungsmäßiger Rechte als Feind derselben hingestellt! Zu gleicher Zeit gab es Katholiken, welche sich ängstlich darüber äußerten, daß Reichensperger und seine Freunde zu weit gingen, wenn sie auch für Sectirer gleiches Recht verlangten; vgl. die treffende Kritik dieser Dinge in Kolpings ,Rheinischen Volksblättern' 1858, Nr. 49.

gehören, sobald das Vaterland in Gefahr ist? Aber die Mitglieder der katholischen Fraction wußten, was in politischen Dingen das Fraternisiren bedeutet. Es ward daher gewissenhaft von ihnen debattirt, ob man das alte Banner beibehalten oder ein neues annehmen, oder drittens, ob man sich mit der Majorität vereinigen solle.'

Der letzte Vorschlag, der eine völlige Auflösung der katholischen Fraction bedeutete, war unannehmbar[1]. Für eine Vereinigung mit den sogen. Liberalen waren die Principien doch zu sehr verschieden, in religiöser wie politischer Hinsicht. Wie hätten die Reichensperger und Mallinckrodt derselben Fraction wie die Kleindeutschen Vincke und Genossen anzugehören vermocht? So konnte es sich nur darum handeln, ob das alte Banner beizubehalten oder durch ein neues zu ersetzen sei. Ungemein erregte Debatten fanden hierüber in der Presse und im Schoße der Fraction statt. Es waren harte Tage. ‚Zumuthungen und Aufträge, Berathungen und Debatten auf allen Ecken und Enden,' berichtete Reichensperger nach Hause, ‚dazu die Besuche ꝛc., kurz, ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht, zumal die Frage über den Namen der katholischen Fraction, die wir schon zweimal bis tief in die Nacht debattirten, auch unter den Freunden alles durcheinander treibt.'

Die von Reichensperger geführte Mehrheit war für Namensänderung, um der Regierung ja keinen Anlaß zum Mißtrauen zu bieten; die Westfalen waren zumeist hartnäckig dagegen. Auf den Vorschlag Mallinckrodts einigte man sich endlich in der Annahme des Namens ‚Fraction des Centrums (Katholische Fraction)'. Mit diesem Doppelnamen, der Vergangenheit und Gegenwart vereinigte, konnten alle einverstanden sein, und die Fraction stand jetzt ‚einiger da als je'[2]. Der officielle Name Centrum, zunächst gewählt, weil die Fraction seit ihrem Bestehen in der Mitte des Hauses ihren Platz genommen hatte, war vollständig neutral, während der andere ‚zum beliebigen Gebrauch in Gespräch und Presse das Festhalten an Sache und Geschichte ausdrückte'. Die neuen, am 17. Januar 1859 von siebenundfünfzig Mitgliedern unterschriebenen Statuten enthielten so wenig ‚Exclusives', daß nicht einmal darin zu finden war, daß nur Katholiken in die Fraction aufgenommen werden sollten, wie gewisse Gegner stets behauptet hatten; die Statuten waren überhaupt derart, daß man mit Fug behaupten konnte, keine andere Fraction habe so liberale Satzungen aufzuweisen[3].

---

[1] Dies betonte namentlich Prof. Clemens in einem Briefe an Reichensperger vom 13. December 1858.

[2] Steinle und Reichensperger S. 85.

[3] Vgl. für obige Darlegungen die wichtige Schrift: Die Fraction des Centrums (Katholische Fraction) in 12 Briefen (Mainz 1861) S. 16 f. und Pfülf, Mallinckrodt S. 200.

Wie richtig die katholischen Abgeordneten gehandelt hatten, als sie eine Vereinigung mit den Liberalen abwiesen, zeigte die Haltung eines Theiles der Presse. Hier vernahm man, wie Reichensperger in der französischen Zeitschrift ‚Correspondant' [1] ausführte, das Echo der Declamationen der belgischen und piemontesischen ‚Liberalen' gegen den ‚Clericalismus'. Ganz offen wurde es ausgesprochen, der früher gegen die ‚Reaction' mit den ‚Clericalen' eingegangene Bund sei als unnatürlich zu brechen, man habe die ‚Clericalen' nicht mehr nöthig. Die Thatsache, daß Reichensperger bei der vorläufigen Wahl zum ersten Vicepräsidenten 232 von 308 Stimmen erhielt, zeigte indessen, daß die Mehrheit der Kammer solch unloyalen Einflüsterungen noch nicht zugänglich war. Die antikatholische Presse ließ sich durch diesen Mißerfolg nicht einschüchtern; sie erreichte wenigstens so viel, daß bei der endgiltigen Wahl die Zahl der auf Reichensperger vereinigten Stimmen eine erheblich geringere war.

Bei den religiöse Fragen betreffenden Debatten des neuen Landtages zeigte sich von vornherein eine bemerkenswerthe Aenderung der Lage. Bisher hatten die katholischen Abgeordneten gegen den protestantischen Pietismus angekämpft, welcher an Stelle des paritätischen einen ausschließlich ‚evangelischen Staat' setzen wollte. Nun zeigte sich, daß der Kampf der Zukunft zwischen Glauben und Unglauben ausgefochten werden müsse. Ein Beispiel bot die Dissidentendebatte vom 28. Februar 1859. Das frühere Ministerium hatte die Dissidenten heftig bekämpft, zum Theil mit ungesetzlichen Maßregeln; trotzdem hatte damals die Mehrheit der Kammer alle Petitionen der Dissidenten abgewiesen, ohne auf die katholische Fraction zu hören, welche auch hier den Grundsatz des gleichen Rechts für alle vertrat. Als jetzt neue Petitionen der Dissidenten nach gesetzlicher Regelung der verfassungsgemäß gewährleisteten Rechte zur Verhandlung kamen, sprach sich Reichensperger natürlich für eine solche Regelung aus, jedoch nur soweit sich die Dissidentengemeinden als Religionsgesellschaften im Sinne der Artikel 12 und 16 der Verfassung auswiesen. Die Mehrheit und die Minister verwarfen indessen den Zusatz Reichenspergers, so klar und berechtigt derselbe auch war. ‚Die ganze Frage', so legte Reichensperger dar, ‚ist keine Frage der Sympathie oder Antipathie, sondern lediglich eine Rechtsfrage. Den Dissidenten soll ihr volles Recht werden.' Allein, so betonte Reichensperger weiter, die Regierung muß, bevor sie den Dissidenten als Religionsgesellschaften Rechte gewährt, vorher ernstlich prüfen, ob dieselben auch wirklich Religionsgesellschaften sind. Mit dem Brockhausschen Conversationslexikon, dem man gewiß nicht confessionelle, ultramontane Tendenzen nachsagen könne, definirte Reichensperger: zu dem Begriff

[1] XLVI (1858), 446.

der Religion gehöre als Minimum der Glaube an einen lebendigen, persönlichen Gott im Himmel, zu dem man beten kann. ‚Sollte sich ergeben, daß die Dissidentengemeinden den Charakter einer Religionsgesellschaft nicht in sich trügen, so bin ich darum doch noch weit davon entfernt, irgend welche Verfolgung ihrer Mitglieder befürworten zu wollen; damit wäre auch ganz gewiß nichts geholfen. Ich verkenne durchaus nicht die Bedeutung des großen Kampfes zwischen dem Offenbarungsglauben und dem Unglauben. Ich bin überzeugt, daß, wenn die Kreuze von den Kirchen herunterfallen, sie auf die umliegenden Gebäude, und zwar auf die höchsten zuerst, fallen werden. Ich bin überzeugt, daß das Heil der Zukunft und insbesondere auch die staatliche Freiheit davon abhängt, daß das Christenthum herrschend bleibt, aber wohlgemerkt, nicht durch mechanische Gewalt, sondern durch die ihm innewohnende Kraft und die sittliche Energie seiner Bekenner.‘ Sein Antrag bezwecke nur, zu verhüten, daß der Begriff Religion verfälscht werde durch eine Art von Pantheismus, wie man den zaghaften Atheismus zu nennen pflege[1].

Während die katholischen Abgeordneten anläßlich ihrer Haltung in der Dissidentenfrage von ministerieller Seite arge Vorwürfe erhielten, ernteten sie den Dank der gläubigen Protestanten. Zu noch größerem Dank verpflichtete sich das Centrum dieselben durch seine Stellungnahme gegen das neue Ehescheidungsgesetz. Reichensperger und seine Freunde mußten den von der Regierung vorgeschlagenen Entwurf verwerfen, weil sie auf Erhaltung einer christlichen Grundlage für die Staatsgesetzgebung bedacht waren[2]. In seiner Rede vom 7. April 1859 schied August Reichensperger scharf zwischen der obligatorischen und der beantragten facultativen Civilehe. ‚Die obligatorische Civilehe läuft mit der kirchlichen Ehe parallel, sie ignorirt dieselbe vollständig; die facultative Civilehe dahingegen ignorirt letztere nicht bloß, sondern sie ist gegen sie gerichtet; sie ist gerade zu dem Zwecke erfunden, um die kirchliche Trauung überflüssig zu machen oder doch zu ersetzen. Sie verdankt ihre Entstehung der französischen Revolution, welche die Kirche mit der Wurzel auszureißen suchte.‘ Es sei ein sehr bedenklicher Schritt, wenn man jetzt ‚gewissermaßen von Gesetzgebungs wegen die christlichen Principien beiseite schiebe und zu erkennen gebe, daß die nichtchristliche, die nichtkirchliche Ehe gleichberechtigt sei mit der kirchlichen, daß letztere ganz entbehrlich sei‘[3].

Dieses pflichtgemäße Eintreten für die beiden Confessionen gemeinsame christliche Grundlage gab denn bald zu der Beschuldigung Anlaß, das Centrum und die Katholiken ständen im Bunde mit der Reaction und den feudalen Kreuzzeitungsrittern. Daneben fehlte es nicht an der alten Lüge,

[1] Siehe Stenogr. Bericht 1859, I, 275 ff. und Hist.-polit. Bl. XLIV, 620 f.
[2] Vgl. Reichensperger im Correspondant XLVI, 747.
[3] Vgl. Stenogr. Berichte S. 696 f.

Reichensperger und seine Freunde seien nicht patriotisch, sondern österreichisch gesinnt. ‚Ich würde diesen Vorwurf‘, erwiderte er einmal gegenüber dem Abgeordneten v. Vincke, ‚als einen sehr schweren zurückweisen müssen, wenn ich nicht aus Erfahrung wüßte, wie uneinig man noch über den Begriff des echten, wahren Patriotismus ist, wenn ich nicht namentlich wüßte, daß beispielsweise die altpreußische der neupreußischen Partei und umgekehrt immerfort den Vorwurf macht, daß sie eine schlechte Sorte von preußischem Patriotismus zu Markt bringe.‘ [1]

So sehr abgehärtet Reichensperger auch gegen die Beschuldigung unstatthafter österreichischer Sympathien war, so hielt er es doch andererseits für seine Pflicht, alles zu vermeiden, was auch nur als Vorwand zur Verdächtigung des Patriotismus seiner Glaubensgenossen hätte dienen können. Aus diesem Bestreben entsprang denn auch großentheils die außerordentliche Zurückhaltung, welche er wie seine politischen Freunde sich anläßlich des Vorgehens Napoleons wider Oesterreich auferlegten. Von den verschiedensten Seiten, namentlich von München und Stuttgart, kamen Briefe, welche die Fraction aufforderten, die preußische Regierung zu einer energischen Haltung gegen Napoleon zu drängen? ‚Was können wir arme Katholiken aber thun‘, urtheilt Reichensperger, ‚ohne sofort mißdeutet zu werden und die Sache vielleicht noch gar zu verschlimmern. Wir wollen dafür aber um so mehr Gott um seine Hilfe anflehen.‘ Daß jedoch etwas geschehen müsse, war auch seine Meinung. ‚Wir von der katholischen Fraction‘, heißt es in einem Briefe vom 6. März, ‚drängen nun schon seit sechs Wochen an den andern Fractionen (v. Vincke, Mathis ꝛc.), eine Demonstration gegen Napoleon in der Kammer in Scene zu setzen, und haben den gedachten Herren auch bereits zu diesem Zwecke einen Antrag eingehändigt, in diesen Tagen aber wieder einen Korb erhalten. Wir dürfen nicht auf unsere Faust vorgehen, da wir bekanntlich für geheime Oesterreicher passiren, so daß eine Niederlage zu gewärtigen wäre. Im ganzen scheint aber die Regierung sowohl als die große Majorität der beiden Häuser doch der Meinung zu sein, daß man Oesterreich nicht im Stiche lassen dürfe. Ich fürchte noch immer, daß der Krieg von Napoleon unwiderruflich beschlossen ist, falls Oesterreich nicht zu Kreuz kriecht, was gewiß nicht geschehen wird.‘ Zuletzt sprach kein Geringerer als Montalembert seine Verwunderung über das Schweigen der Fraction aus. ‚Alle Blicke sind auf Preußen gerichtet‘, schrieb er am 12. April 1859. ‚Man wundert sich, daß das preußische Parlament schweigt.‘ Indem Montalembert seine Freude über das wachsende Ansehen Reichenspergers ausspricht, fügt er hinzu: ‚Es scheint mir unzweifelhaft, daß Sie jetzt zu den ersten Notabili-

[1] Stenogr. Berichte von 1860, II, 833.

täten Deutschlands gehören und den ersten Rang unter den deutschen Katholiken einnehmen. Ich danke Gott dafür zunächst im Interesse der guten Sache, dann auch in Ihrem Interesse, der Sie stets dieser Sache mit so viel Uneigennützigkeit und Großmuth gedient haben.'[1]

Ein solches Urtheil rechtfertigte es, daß sich auch Reichensperger zum Wort meldete, als endlich am 12. Mai 1859 anläßlich der von der Regierung für den Fall der Mobilisirung geforderten vierzig Millionen Thaler die Frage des Tages in der Kammer zur Sprache kam. Sechs Stunden währte die Debatte, bei welcher Peter Reichensperger und Mallinckrodt höchst bedeutende Reden hielten. August Reichensperger, der bereits an den Commissionsberathungen lebhaften Antheil genommen hatte, ward leider durch Schluß der Debatte das Wort abgeschnitten. Auch er beabsichtigte wie seine Freunde, das Recht und die Wahrheit zu vertheidigen, ohne ‚die vielen Wenn und Aber' der andern Parteimänner. ‚Der allgemeine Eindruck der Debatten in unserem Hause', berichtete er seiner Gemahlin, ‚war wegen des sich einmengenden Kleindeutschthums kein sonderlich erquicklicher; die des Herrenhauses dagegen verliefen ganz in unserem Sinne. Im übrigen ist die Zeit der Reden vorüber, die der Thaten hat begonnen. Möge der Gott der Schlachten alles zum Guten lenken!' Vor übertriebenen Besorgnissen warnend fügte er hinzu: ‚Im Jahre 1848 standen die Aspecten im Grunde trüber, und doch hat sich hernach alles sogar zum Bessern gestaltet.'[2]

Am 14. Mai war Schluß des Landtages. Reichensperger kehrte darauf über Frankfurt, wo er Steinle und Janssen besuchte, nach Köln zurück. Hier vernahm er die Kunde von der Niederlage Oesterreichs und dem Frieden von Villafranca. Tagebücher aus jener Zeit sind nicht erhalten; aber man kann leicht errathen, wie tief Reichensperger das Geschick des alten Kaiserstaates ins Herz schnitt. Uebrigens, schrieb er im Juli an Steinle, ‚ist durch den Tag von Villafranca auch bei mir wieder die Ruhe eingekehrt. Vorher mochte ich kaum noch eine Zeitung ansehen und war des Schlimmsten gewärtig. Zwar ist die Perspective in die Zukunft nichts weniger als heiter; aber der Revolutionsteufel ist doch wieder im Abzug nach seiner Hölle begriffen; und was mir die Hauptsache zu sein scheint, die Pläne der „Neutralen", namentlich in betreff des Heiligen Stuhles, sind jämmerlich gescheitert.

---

[1] Il me semble démontré que vous êtes aujourd'hui au rang des principales notabilités de l'Allemagne et la première de toutes parmi les catholiques allemands. J'en bénis Dieu pour la bonne cause d'abord, puis pour vous qui avez toujours servi cette cause avec tant de désinteressement et de générosité.

[2] Auch in einem Briefe an Montalembert vom 21. April 1859 heißt es zum Schlusse: ‚Der alte Gott lebt noch, und er wird die Zügel der Weltregierung in der Hand behalten.'

Es ist fast possirlich anzusehen, wie die No Popery-Engländer toben und geifern, da die Ahnung sie packt, daß die „Localisirungstheorie" über kurz oder lang an ihnen selber zur praktischen Anwendung gebracht werden wird. Wenn nur nicht wieder ein Congreß an dem Brei zu rühren beginnt!'[1]

Von Montalembert erhielt Reichensperger damals eine von ‚Evian, den 5. Juli' datirte Aufforderung, für den ‚Correspondant' einen Aufsatz über die deutschen Zustände zu verfassen. Döllinger wandte sich am 6. August ebenfalls an den Kölner Appellrath mit folgenden Zeilen: ‚Verehrtester Freund! Daß Ihr Urtheil über die jüngste Wendung der Dinge so ganz mit dem meinigen übereinstimmt, gereicht mir zur ganz besondern Freude. Wenn nur die Rheinprovinzen bei Deutschland bleiben, können wir Gott nicht genug danken für diesen Ausgang, aber freilich —. Ahnt man denn bei Ihnen die furchtbare Gefahr, in der die dortigen Lande schweben? — Wenn nicht die Türkei eine mächtige Diversion macht, kommt die Reihe zunächst an das westliche Deutschland. Eine Bitte im Interesse der gemeinsamen Sache: Theilen Sie mir doch mit, was Sie in den letzten Jahren über Pläne und Mittel der Gothaer, besonders in Süd- und Mitteldeutschland, wahrzunehmen Gelegenheit hatten. Seit 1847 herrscht diese Partei (erst durch Dönniges, jetzt durch Sybel) eigentlich bei uns. Sie würden uns einen nicht genug zu dankenden Dienst erweisen. Lassen Sie sich diese kleine Mühe nicht verdrießen. Seien Sie versichert, daß die Zeit, die Sie darauf verwenden, wohl angelegt sein wird. Es handelt sich dabei nicht etwa um einen Artikel für die gelben Blätter, sondern um etwas viel weiter und tiefer Greifendes. Vielleicht hätte auch Ihr Bruder — wollen Sie wohl, wenn auch mein Name ihm fremd ist, mich ihm bestens empfehlen — einiges Wissenswerthe über dieses für uns Süddeutsche und eventuell auch für euch höchst gewichtige Thema mitzutheilen. Discreteste Benutzung trauen Sie mir wohl zu.'[2]

In seiner Antwort an Montalembert (Köln, 11. Juli 1859) zeichnete Reichensperger die damalige Lage mit wenigen, treffenden Strichen: ‚Auch mir scheint die „Abdication" Englands das bedrohlichste Symptom für die Zukunft Europas und der freiheitlichen Institutionen zu sein. Der Haß Lord Palmerstons und seiner Freunde gegen Papst und Kirche wird am Ende — wie Sie solches schon im Jahre 1847 voraus verkündigt haben, für England nicht weniger schlimme Früchte bringen als für unsern Continent, zumal wenn es dort so fortgeht mit der Auflösung der alten parlamentarischen Parteien und der Herrschaft der Coalitionen.' Im folgenden spendet Reichensperger einem im ‚Correspondant'[3] veröffentlichten Artikel von Montalemberts

[1] Steinle und Reichensperger S. 85—86.

[2] Reichenspergers Antwort auf dieses Schreiben liegt mir leider nicht vor.

[3] 1859, Maiheft.

Schwiegersohn, dem Vicomte de Meaux, welcher die Lage des Heiligen Stuhles behandelt, verdientes Lob. Die Lesung desselben habe ihn ‚wahrhaft erhoben und zugleich beruhigt‘. ‚Wie vieles auch in dieser Zeit auf dem Spiele steht, die in diesem Artikel behandelte Frage überragt alles andere bei weitem: in meinen Augen ist der Heilige Stuhl der eigentliche Probirstein für die Zukunftspolitik Napoleons, wie denn auch in der Gruppirung der Parteien das religiöse Moment vorzugsweise maßgebend ist. Ich kann wohl sagen, daß in Deutschland alle entschiedenen Katholiken auf der Seite Oesterreichs stehen und verlangen, daß ihm um jeden Preis Hilfe geleistet wird. Die protestantischen Liberalen unterscheiden sich, je nachdem sie die preußische Hegemonie anstreben (sogen. Gothaer Partei) oder Deutschland auf der Basis der Bundesverfassung aufgebaut wissen wollen. Die erstgedachte Gattung, welche früher im ganzen nördlichen Deutschland prädominirte, hat zur Zeit nur noch in Preußen tiefere Wurzeln — sie wünscht nichts sehnlicher, als daß Oesterreich und Frankreich sich wechselseitig möglichst aufreiben, damit Preußen demnächst relativ um so stärker aus der Krisis hervorgehe. Süddeutschland, Hannover und Sachsen bekämpfen dieses Gelüste aufs entschiedenste, und man kann die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ als das Hauptorgan des Liberalismus der genannten Länder ansehen, während die preußischen Hegemonisten durch die Herren Simson, v. Vincke geführt werden, welchen die „Kölnische Zeitung“, die „Berliner Jahrbücher“ und andere Zeitungen untergeordneten Ranges zu Gebote stehen. Das Concordat bildet indes bei fast allen Protestanten einen Stein des Anstoßes; denn sie wollen nur die Freiheit ihrer Kirche und fürchten die in Deutschland stets wachsende moralische Macht des Katholicismus. So laufen die Wünsche und Tendenzen kunterbunt durcheinander. Die Demokratie sehnt sich nach allgemeiner Verwirrung und dem Sturze Oesterreichs; sie fürchtet aber nicht minder den Mann des 2. Decembers und treibt sich daher in steten Widersprüchen herum.‘

Für das Augustheft des ‚Correspondant‘ verfaßte Reichensperger einen Aufsatz über ‚Preußen vor und nach dem Frieden von Villafranca‘. ‚Meine Absicht ist,‘ erklärte er in demselben, ‚die Dinge vom deutschen Standpunkte aus zu betrachten; aber ich werde dabei der Wahrheit treu bleiben, selbst wenn mein patriotisches Gefühl darunter leiden sollte. Mit aufrichtigem Schmerz habe ich wahrgenommen, wie unsere politischen und religiösen Parteiungen mit mehr Kraft denn jemals zu Tage traten in einem Augenblick, wo Einheit das erste Bedürfniß für Deutschland war. Als die Entscheidung der italienischen Frage durch die Waffen feststand, schien es einen Moment, als ob sich alle Parteien Deutschlands unter dasselbe Banner vereinigen würden, um die Wiederkehr der Tage von Tilsit und Erfurt zu verhindern. Im Norden wie im Süden, in den katholischen wie protestantischen Staaten schien man einig

darin zu sein, daß die Verträge von 1815 der Schutz Deutschlands gegen die französische Suprematie seien, daß der Rhein am Po bedroht sei. In Berlin wie in den Kleinstaaten war die Ansicht vorherrschend, daß die Verbindung Frankreichs mit Sardinien diejenige Deutschlands mit Oesterreich nach sich ziehen müsse, daß das Erscheinen einer französischen Armee jenseits der Alpen und auf alle Fälle der Einmarsch derselben in die Lombardei nothwendig die Kriegserklärung des Deutschen Bundes nach sich ziehen werde. Welche Sympathien auch die Anstrengungen der Italiener zur Wiedererlangung ihrer Unabhängigkeit einflößen mochten, die Kammern und die große Mehrheit der Zeitungen waren der Ansicht, daß jene Einheit nicht durch die französischen Bajonette, noch durch revolutionäre Erhebungen hergestellt werden dürfe. Wenn der Prinz von Preußen sich an die Spitze dieser Bewegung gestellt und die Interessen Oesterreichs wie seine eigenen betrachtet hätte, so würde er alle Kräfte Deutschlands zur Verfügung gehabt haben. Allein die Aussicht auf einen Congreß war zu verführerisch für die Diplomaten, welche von einer Fülle von Lorbeeren und Orden träumten. Man rechnete darauf, dem isolirten Oesterreich das Gesetz vorschreiben, und durch Vernichtung der Metternichschen Ideen glaubte man sich der Dankbarkeit des Liberalismus versichern zu können. Der officielle Tadel des österreichischen Ultimatums an Sardinien war ein so entscheidender Schritt auf diesem Wege, daß die Partei der Gothaer die Verwirklichung des Planes zu hoffen begann, der in Olmütz gescheitert war. In den Kammerdebatten zeigten sich die Führer dieser Partei nicht minder feindlich gegen Oesterreich als gegen Frankreich: sie rechneten, daß beide sich durch einen langen Krieg gegenseitig schwächen würden, so daß endlich Preußen vermitteln und als Lohn die Suprematie in Deutschland erhalten würde. Man verfehlte nicht, bei dieser Gelegenheit aufs neue gegen das österreichische Concordat und den Heiligen Stuhl loszugehen, wobei man ganz vergaß, daß Preußen sieben Millionen Katholiken zählte! Nach Schluß der Session dauerte der Kampf in der Presse fort. An der Spitze der beiden feindlichen Parteien standen die „Augsburger Allgemeine“ und die „Kölnische Zeitung“.‘ Des weitern führt dann Reichensperger aus, daß man weder von dem preußischen Prinzregenten noch dem Prinzen von Hohenzollern annehmen dürfe, daß sie die ‚machiavellistische Politik‘ des ‚Kölner Weltblattes‘ verfolgt hätten. ‚Ihre passive Haltung entsprang nicht gothaischer Berechnung, sondern sie war die Folge der von Rußland und England ausgeübten Pression.‘ Ungemein scharf wird dann die revolutionäre, egoistische Politik Palmerstons gekennzeichnet. Diese Politik habe ihren Ursprung in dem Hasse gegen die katholische Kirche und den Heiligen Stuhl. ‚Hiervon kann man sich überzeugen, wenn man einen Blick auf die Artikel der vornehmsten englischen Blätter über den Frieden von Villafranca wirft.

Dieser religiöse Haß war auch in Deutschland von mächtigem Einfluß. Unsere demokratischen Journale bliesen zuerst die Kriegstrompete gegen Napoleon. Aber als ihre Helden, die Garibaldi, die Klapka, die Kossuth auf dem Plan erschienen, begannen sie zu hoffen, daß derjenige, der die Revolution besiegt hatte, zuletzt für sie arbeiten werde; sie träumten bereits von der Vernichtung des Papstthums.' Der Verfasser beleuchtet dann die folgenden Ereignisse: die preußische Mobilmachung, das Scheitern der Mission Windischgrätz, die Friedenspräliminarien von Villafranca, das Benehmen der Gothaer in dieser entscheidungsvollen Zeit. Mit scharfen Worten wird dann das Verhalten der ‚Kreuzzeitung' verurtheilt, welche nach dem Frieden von Villafranca es als ‚providentielle Mission Preußens' bezeichnete, ‚die evangelische Kirche zu schützen und die Gewissensfreiheit für alle, selbst für die katholische Kirche, zu garantiren'. ‚Heißt das nicht Oesterreich veranlassen, sich an die Spitze einer katholischen Liga zu stellen und seinerseits der evangelischen Kirche die Gewissensfreiheit zu garantiren?' ‚Ich habe mich bemüht,' schließt Reichensperger, ‚die Wahrheit zu sagen, obgleich es für mich schmerzlich ist, die Wunden meines Vaterlandes aufzudecken. Ich hätte dies nicht gethan, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß mein Vaterland mit gutem Willen diese Wunden heilen kann. Aber auch Oesterreich hat viele Fehler und Irrthümer gutzumachen, es muß vornehmlich alles vermeiden, was unnützerweise die gerechten Empfindlichkeiten Preußens verletzen könnte. Die schweren Prüfungen, welche dem jungen österreichischen Kaiser beschieden waren, würden eine Quelle des Segens für seine Staaten werden, wenn sie denselben veranlaßten, eine neue Aera politischer Freiheit zu eröffnen.'

‚Wir sind beide schon zu lebenserfahren,' schrieb Reichensperger am 21. December 1859 an Steinle, ‚um uns sonderliche Illusionen machen zu können oder auch machen zu wollen. Möge Gott nur absonderliche Heimsuchungen von uns und den Unsrigen fernhalten! Im übrigen wollen wir uns plagen, um das, was wir für recht, gut und schön halten, nach Kräften fördern zu helfen, über den Erfolg uns aber wenigstmöglich den Kopf zerbrechen oder das Herz uns schwer werden lassen. Kommen doch die Dinge immer anders, als wir uns einbilden. Selbst der fluchwürdige italienische Wirrwar mag am Ende noch Segen bringen; schon jetzt hat er bewirkt, daß die katholische Welt sich immer enger aneinander schließt und die Bedeutung des Schlußsteines im Gewölbe unserer heiligen Kirche immer mehr erkennt. Die Adresse an den Papst in unserer Diöcese trägt bereits 130000 bis 140000 Unterschriften und wird wohl noch auf 150000 steigen. Aehnliches begibt sich fast allerwärts. Einstweilen sind das allerdings nur Worte. Allein wer hätte solches vor zwanzig Jahren ahnen können! Die Revolutionen und die Krisen haben die Menschen nach und nach aufgerüttelt. In Italien

aber mag es ganz besonders noth thun, daß die Wohlmeinenden aus ihrem Schlendrianismus gerissen und zum Handeln getrieben werden. Sie haben nur allzulange dem Antichristenthum das Feld überlassen.'[1]

Sehr trüb war dagegen der Rückblick, welchen Montalembert in einem Briefe an Reichensperger auf das ereignißschwere Jahr 1859 warf. Nach einem Lob der ‚Zeitläufe' der ‚Historisch-politischen Blätter' heißt es in diesem ‚Paris, den 29. December' datirten Schreiben: ‚Wenn man bedenkt, daß Preußen dem „Constitutionnel“ und der „Patrie“ den freien Eintritt in sein Gebiet gestattet und zugleich jene Münchener Zeitschrift verbietet, so erinnert man sich des schrecklichen Bildes, welches unser großer Bossuet von einer von Gott verlassenen Nation entworfen hat. In dieser traurigen Lage haben Sie große Pflichten. Sie haben auf edle Weise ein Ansehen (notoriété) erlangt, welches eine mächtige Waffe im Dienste des Rechtes und der Wahrheit ist. Im Jahre 1848 sprach man in Deutschland von der rettenden That. Heute handelt es sich um eine rettende Stimme, und diese müssen Sie von der Tribüne des preußischen Parlaments ertönen lassen.' In seiner Antwort vom 10. Januar 1860 empfahl Reichensperger dem Freunde, der seinen Bruder verloren, ‚ruhige Ergebung in den Willen Gottes'. ‚Ueberhaupt weist uns die Zeit immer mehr auf solche Resignation hin und bleibt fast nur der Trost übrig, daß die Wege der Vorsehung nicht unsere Wege sind und daß Gott, wie das Sprichwort sagt, auf krummen Linien gerade zu schreiben weiß. An solchen krummen Linien fehlt es wahrlich nicht. Welche Sprünge, sozusagen, von einem Tage zum andern! Gestern noch England den Todesstreich von jenseits des Kanales her erwartend — heute reicht man sich über denselben hinüber die Hand zum Trutzbündniß gegen die einzige noch aufrecht stehende moralische Macht, den Repräsentanten des Princips der Autorität. Und was wird nun der nächste Tag wohl bringen? Das Horoskop, welches Sie ihm stellen, ist recht düster, und ich weiß leider keine hellern Lichter aufzusetzen. Namentlich bietet mein armes Vaterland keinen Ankergrund für eine bessere Zukunft dar. Die dreifache politische Spaltung (Oesterreich, Preußen, die Mittelstaaten) und der confessionelle Gegensatz lassen eine gemeinschaftliche Action kaum hoffen — man lebt vom Tag auf den Tag. Für Preußen tritt noch der unheilvolle Einfluß Englands hinzu, von welchem man in der Zeit der höchsten Noth Hilfe erwarten zu können glaubt. Oesterreich denkt nach den gemachten traurigen Erfahrungen nur an seine Selbsterhaltung, und man kann ihm dies kaum verdenken. Ueberhaupt kann ich auch jetzt noch nicht umhin, wenigstens auf „mildernde Umstände“ zu seinen Gunsten zu plädiren. Mit Kraft und Ernst sucht es der Finanznoth durch

[1] Steinle und Reichensperger S. 86—87.

Ersparnisse allmählich zu steuern; auf dem Gebiete der Industrie und der Gewerbe hat man soeben den Weg der Freiheit beschritten, und den Protestanten hat man mehr Rechte und eine größere kirchliche Selbständigkeit gewährt, als selbst wir Katholiken in Preußen haben, wo wir mehr als ein Drittel der Gesamtbevölkerung bilden und uns die volle Parität vertragsmäßig zugesichert ist. Die Art, wie die große Mehrzahl der Protestanten Ungarns die dargebotene Hand von sich stößt, zeigt klar, welche Gefahr Oesterreich laufen würde, falls es etwa durch ein Gesamtparlament den verschiedenen nichtgermanischen Nationalitäten die Gelegenheit zu einer Coalition gegen das deutsche Element darböte. Soweit mir bekannt, hatten alle unsere Organe des Protestantismus der in Rede stehenden kaiserlichen Verordnung ihren vollen Beifall zu theil werden lassen, bevor von Ungarn aus das Signal zur Bekämpfung derselben gegeben war. Den Rücktritt des Herrn v. Hübner bedaure auch ich lebhaft, kenne aber dessen eigentliche Veranlassung nicht; dem Vernehmen nach soll eine Finanzfrage den Stein des Anstoßes gebildet haben. Welche Mißgriffe aber auch dem österreichischen Kaiser zur Last fallen mögen, er hat wenigstens den Muth gehabt, das Schwert zu ziehen. Entschuldigen Sie, geehrter Herr Graf, meine Zähigkeit und meine Wiederholungen. Bei dem allgemeinen Schiffbruche hält man krampfhaft das Brett fest, welches man einmal gefaßt hat. Auf welche Regierung kann man überhaupt mit freudiger Zuversicht hinblicken und Hoffnungen bauen?‘ Im weitern Verlaufe seines Schreibens wiederholt Reichensperger dann einen öfters geäußerten Gedanken: ‚Bei allem Wirrwarr und allem Parteigeist steht es dermalen doch weit besser um die katholische Welt als jemals früher seit Jahrhunderten, und namentlich während des letzten.‘ Der Brief schließt also: ‚Ihrer Aufforderung, in Berlin öffentliches Zeugniß für die Wahrheit abzulegen, werde ich nach Kräften zu entsprechen suchen. Leider wird auch dort bei der großen Mehrzahl die Schadenfreude über den Schlag, welchen das Oberhaupt des mächtigsten katholischen Staates gegen das Oberhaupt der Kirche zu führen im Begriffe steht, jedes andere Gefühl niederhalten. Ich besorge lebhaft, daß man — wie in England — selbst die eigenen höchsten Interessen darüber vergißt, bis es endlich zu spät sein wird, dieselben zu wahren.‘

Ein bezeichnendes Symptom für die Gesinnung der Mehrheit des am 12. Januar 1860 eröffneten Landtages war es, daß man zufolge eines Beschlusses der großen liberalen Fraction Reichensperger nicht wieder zum Vicepräsidenten wählte. Obgleich ‚keineswegs unempfänglich für derartige Auszeichnungen‘, trauerte er der verlorenen Präsidentschaft durchaus nicht nach. ‚Meine Stellung‘, schrieb er nach Hause, ‚ist jetzt weit ungenirter, und meine Gesundheit läuft weniger Gefahr. Die Herren von der Majorität glauben

uns entbehren zu können. Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan — der Mohr kann gehen. Nichtsdestoweniger scheint es mir, als ob sie durch den unserer Fraction [1] zugesandten Absagebrief einen politischen Fehler gemacht hätten, da sie dadurch das Lager der „Kreuzzeitungs"-Partei wenigstens indirect verstärken. Natürlich werden wir uns hüten, mit dieser Partei ein Trutz- und Schutzbündniß einzugehen; allein es stärkt dieselbe jedenfalls der Umstand, daß wir ihren Gegnern keine Rücksicht mehr schulden.'

Bei Hofe war man mit der Zurücksetzung Reichenspergers durch die Gothaer nicht einverstanden. Die Prinzessin von Preußen ließ den Kölner Appellrath zur Audienz bescheiden und that ihm in ganz besonderer Weise ihre Huld dar; der Prinzregent verlieh ihm am 29. Januar 1860 den Rothen Adler-Orden vierter Klasse. ‚Obgleich zum Glück über Ordens- und Titelambitionen so ziemlich hinweg', freute Reichensperger die Auszeichnung doch. ‚Das Zeitungsgerede, daß mein Durchfall bei der Präsidentenwahl dadurch veranlaßt sei, daß ich bei der Abfassung der Bischofsadresse betheiligt gewesen, und man hier überhaupt zeigen müsse, daß man dem Ultramontanismus einen Riegel vorschieben müsse, erhält dadurch wenigstens ein gewisses Gegengewicht, und wird sich das Pläsir mancher Leute in Aerger verwandeln. — Herr Graf Boos theilte mir mit, daß die Frau Prinzessin ihre besondere Freude über die mir zu theil gewordene Ehre zu erkennen gegeben habe, wie sie sich denn überhaupt mehrfach sehr huldvoll über meine Wenigkeit geäußert haben soll. Das wäre alles gut und schön, wenn es nur auf dem Gebiete der Politik etwas beruhigender aussähe. Man scheint zu fühlen, daß der Karren gründlich verfahren ist — aber wie ihn wieder in das rechte Geleise bringen? Freilich müssen auch dem Blindesten jetzt die Augen darüber aufgehen, was von Paris aus nicht bloß für die Kirche, sondern auch für die Dynastien, überhaupt für allen Rechtsbestand zu erwarten ist. Obgleich man niemals den Muth verlieren soll, so hält es doch jedenfalls sehr schwer, zur Zeit einen Stützpunkt für denselben ausfindig zu machen. Indes hat Gott schon so oft aus der schlimmsten Noth geholfen; er wird uns auch wohl jetzt nicht im Stiche lassen.'

Aehnlich heißt es in einem andern Briefe aus dem Januar. ‚Das politische Barometer deutet immer mehr auf Sturm; das drückt mich, — ich will mich aber bemühen, in möglichster Ruhe auch in dieser Hinsicht Gott walten zu lassen, der am Ende doch wieder zeigen wird, daß er es ist, der die Zügel der Weltregierung in der Hand hält.'

[1] Das ‚Centrum' constituirte sich definitiv mit 54 Mitgliedern am 7. Februar 1860.

Gottvertrauen war allerdings angesichts des Sieges der Revolution in Italien und der Beraubung des Papstes[1] mehr denn je nothwendig. Dazu kamen in Deutschland die Bestrebungen, das von Piemont gegebene Beispiel nachzuahmen und eine Katholikenhetze in Scene zu setzen.

Am 1. März 1860 gelangte anläßlich einer Breslauer Petition die italienische Frage in der preußischen Kammer zur Sprache. Georg v. Vincke vertrat offen die revolutionären Ideen, Reichensperger und Mallinckrodt die Sache des Rechtes. Reichensperger erinnerte daran, daß der Abgeordnete Simson im vergangenen Jahre gesagt: ‚Die Sache, für die es nothwendig war, die Revolution aufzubieten, für die man die Fremden auf die welsche Ebene gerufen hat, ist dadurch in meinen Augen gerichtet.‘ ‚Seitdem‘, fügte Reichensperger hinzu, ‚ist das Bündniß der Revolution mit dem Absolutismus immer klarer an den Tag getreten. Ich gebe zu, daß vor dem Ausbruche der italienischen Bewegung oder Erhebung, wie man die dortige Revolution vielfach euphemistisch zu nennen beliebt, viele in dem festen Glauben an höhere Zwecke derselben sich täuschen konnten. Ich bin sogar überzeugt, daß wahrhaft edle und patriotische Aspirationen in Italien und anderwärts, wo man Sympathien für Italien hegt, mit in dem großen Gärungsprocesse wirkten; ich bin endlich weit davon entfernt, irgend einer Nationalität es zu verdenken, wenn sie mit allen erlaubten Mitteln nach einer selbständigen, freien, innern Entfaltung ringt. Seit jener Zeit aber hat manche Maske sich gelüftet. Was haben wir nicht schon alles gesehen? Die Suspension der sardinischen Verfassung, der persönlichen und der Preßfreiheit, die Unterdrückung der herrschenden Parteijournale, Spoliationen und Confiscationen. Wir haben im Verfolge der Militärinsurrectionen die scheußlichsten Greuelscenen gesehen, in welcher Hinsicht ich nur an den bis jetzt straflos gebliebenen Mord des Obersten Anviti erinnern will.‘ ‚Es handelt sich‘, betonte der Redner gegen Ende, ‚um Principien von unberechenbarer Tragweite. Die Principien, die wir in Italien durch die Bewegungspartei so ernstlich bedroht sehen, stehen mir höher als die Rechte irgend eines Fürsten; denn auf ihnen beruhen eben die Rechte der Fürsten, ja der Bestand der Staaten. Lassen wir sie erschüttern, untergraben, dann wird kein Fürst mehr auf seinem Throne sicher sein, dann ist er schon principiell entthront.‘[2]

---

[1] Reichensperger führte in der englischen Zeitschrift ‚Rambler‘ energisch Klage über die Haltung Palmerstons gegenüber der ‚kaiserlichen Zerstücklung des päpstlichen Staates‘. Sein Aufsatz ist hauptsächlich gegen die ‚Saturday Review‘ gerichtet. Die Antwort dieser Zeitschrift war kläglich, vgl. Mainzer Journal 1860, Nr. 27.

[2] Stenogr. Bericht I, 348 f. Auf diese Rede hin erhielt Reichensperger ein anerkennendes Schreiben des päpstlichen Nuntius de Luca.

An demselben Tage, an welchem der Kölner Appellrath diese Worte sprach, hatte Napoleon in Paris die Besitznahme von Nizza-Savoyen als Lohn seiner italienischen Dienste verkündet. ‚Durch die Verschacherung Savoyens‘, urtheilte Reichensperger, ‚hat das sardinische Königthum seinen Stamm an der Wurzel abgesägt, um ihn anderwärts hin zu transportiren, wo er eine Zeitlang eine künstliche Existenz und scheinbare Blüthe fristen mag. Raub, Mord, Verrath, Abfall von der Kirche können nichts Dauerndes gründen.‘

Das Interesse in der preußischen Kammer concentrirte sich unterdessen mehr und mehr auf den am 10. Februar 1860 eingebrachten Entwurf einer umfassenden Heeresorganisation [1]. ‚Die fatalen Armeevorlagen mit der Zugabe von $9^1/_2$ Millionen schweben uns wie ein Schwert über dem Kopfe‘, heißt es in einem Briefe an Frau Reichensperger vom 10. März. ‚Der Prinz und die Minister bieten alles auf, um durchzudringen. Ueber das Endergebniß läßt sich noch kaum eine Vermuthung wagen. Die Sache ist übrigens auch nicht so einfacher Natur, wie man auswärts wohl glaubt, und mit einem trockenen „Nein“ läßt sie sich nicht füglich abmachen, zumal da das Verhältniß zwischen Preußen und Oesterreich besser geworden ist und von der Seine her ein Gewitter rheinwärts zu ziehen droht.‘

Die Osterferien benutzte Reichensperger zur Abtragung seiner Briefschulden. Ausführlich berichtete er Montalembert über die damalige Situation. ‚Wenn die Feder stets dem Gedanken folgte,‘ heißt es in diesem ‚Köln, den 8. April‘ datirten Schreiben, ‚so erhielten Sie ein förmliches Tagebuch von mir, da gegenüber den sich drängenden Begebenheiten mein geistiges Auge stets auf Sie und Ihre Mitkämpfer gerichtet bleibt. Allein die Anforderungen des Tages wachsen, während meine physische Kraft abnimmt, so daß ich kaum noch meine dringendsten Correspondenzschulden abzutragen im stande bin. Ueberdies geht aber auch die Evolution so rasch von statten, die Hoffnungen wie die Befürchtungen verketten sich unausgesetzt in so complicirter Weise, daß kaum die Reflexion sie zu ordnen, geschweige denn zu bemeistern vermag. Dafür treten freilich die Gegensätze, um welche es sich im tiefsten Grunde handelt, immer klarer hervor, so daß es vielleicht bald nur noch zwei Fahnen geben wird, die des Kreuzes und die des Antichrists. Insofern ist unsere Zeit eine wahrhaft große; ich gestehe aber, daß ich nicht ohne Zagen daran denke, wie verhängnißvoll sie zugleich ist. — Wie es insbesondere bei uns zu Lande aussieht, brauche ich Ihnen kaum zu sagen. Ich fürchte, man ist bereits dem Trop tard verfallen, weil man das Principiis obsta außer acht gelassen hat. Zudem ist aber auch das Gros unserer „Liberalen“

[1] Vgl. Denkwürdigkeiten des Kriegsministers v. Roon II, 8 f.

unverbesserlich. Katholikenhaß und Hegemoniegelüste bilden nach wie **vor die** Angelpunkte ihres Sinnens und Trachtens. Darüber sind sie **für alles** andere blind, so daß man wohl mit Goethe sagen kann: „Das **Völkchen** merkt den Teufel nicht, und wenn er es beim Kragen hätte." — **Unsere** Kammern fungiren wie Wasserräder, die nur in der Luft arbeiten, **und** die Regierung ist, großentheils aus Mangel an festen Principien, **nicht** stark genug, um der wechselweise sich widerstrebenden Elemente **Herr zu** werden und ein bestimmtes Ziel verfolgen zu können. Insbesondere **ist Herr** v. Vincke, welcher eine Fraction von hundertundfünfzig Mitgliedern des**potisch** beherrscht, unberechenbar, weil er stets nach Temperament und Laune **und** nicht nach Grundsätzen vorzugehen pflegt; seine Reizbarkeit und seine **Herrsch**sucht kennen keine Rücksichten und keine Grenzen. — Die so dringend **noth**wendige neue Heeresorganisation wird voraussichtlich zum Theil **daran** scheitern, daß man, statt zunächst das Bedürfniß der Gegenwart ins Auge zu fassen, aus Soldatenliebhaberei die Monarchie für alle Zeiten zu einer Art von Sparta zu gestalten bemüht ist und darum unerschwingliche Lasten in Aussicht stellt, oder doch die übrigen Staatsbedürfnisse in ungebührlicher Weise ignorirt. Alles läßt sich überhaupt so an, als ob mein Vaterland abermals durch die Schule des schwersten Unglückes gehen müßte, um sich auf sich selbst und die Bedingungen seiner Kraft zu besinnen.'

Die Verhandlungen über die Militärvorlage zogen sich bis in den Mai hinein, ohne daß es der Regierung gelungen wäre, den Widerstand der Kammer zu überwinden. Endlich trat das Ministerium mit einem neuen Gesetzentwurfe hervor, welcher als Vertrauensvotum die Bewilligung von neun Millionen Thalern nur für die Zeit vom 1. Mai 1860 bis 30. Juni 1861 verlangte. ‚Die Vorlage', schrieb Reichensperger nach Hause, ‚hat wenigstens das Gute, daß sie unsere Heimkehr bedeutend beschleunigt, so daß wir keinesfalls über den Mai hinaus hier festgehalten bleiben. Im übrigen aber ist nichts Erquickliches darin zu finden, und wir sind im Gegentheil erst recht in der Klemme, da uns ein Vertrauensvotum zugemuthet wird, welches zu versagen überaus bedenklich erscheint. Während der letzten Zeit habe ich fast stets im Feuer gestanden; ich denke aber meiner Haut mich so ziemlich erwehrt und im großen und ganzen mehr Seide gesponnen zu haben als Herr v. Vincke. Namentlich aus dem übrigen Deutschland kommt uns viel Anerkennendes zu.' Ersteres war vor allem der Fall anläßlich des Auftretens Reichenspergers bei den Kammerdebatten über die kurhessische Frage[1]. Er erhielt am 21. April nach dem demokratischen Abgeordneten v. Berg das Wort, um seinen Antrag zu motiviren, welcher lautete: ‚In Anbetracht, daß gegenüber der politischen

[1] Vgl. über die Debatten Mainzer Journal 1860, Nr. 101.

Lage Europas die Sicherheit des gesamten Vaterlandes durch die Einigkeit unter den deutschen Staaten bedingt erscheint, spricht das Haus der Abgeordneten die Erwartung aus, daß die Königliche Staatsregierung darauf Bedacht nehmen werde, eine gütliche Ausgleichung der in betreff der kurhessischen Verfassungsfrage obwaltenden Differenzen herbeizuführen.' ‚Ich glaube,' erklärte der Redner, ‚die Regierung vergäbe ihrer Würde nichts, wenn sie ihre hohe Autorität zur Geltung brächte, um ein Compromiß herbeizuführen. Mit einer Verfassung, wie sie jetzt den Hessen proponirt wird, läßt sich schon leben, ja ein gedeihliches politisches Leben führen. Man sollte glauben, daß die Hessen keine Veranlassung haben, sich darauf zu piquiren, ob ihre Verfassung einen rothen, gelben oder blauen Umschlag hat. Wir Preußen haben uns eine Octroyirung gefallen lassen, und bei allem Respect vor den Hessen meine ich doch, daß sie keine Veranlassung haben, sich über das Preußenvolk zu erheben. Im Laufe der Debatte hat sich ergeben, daß es sich weniger um die hessische als um die deutsche Frage handle. Was ich geahnt, wurde mir jetzt zur Gewißheit; die kurhessische Frage sollte nur die Handhabe zur Behandlung und Förderung der deutschen Frage sein. Der Commissionsbericht spricht davon, daß Preußen mit den verhaßten Traditionen des Bundestages brechen müsse. Also Bürgerkrieg, Bruderkrieg! (Unterbrechung rechts, Rufe: Oh, oh!) Wenn Sie meinen, daß solche Combinationen auf dem Wege gütlichen Arrangements zu stande kommen können, dann ist Ihr „Oh!" motivirt; ich von meinem Standpunkte bezweifle es. Das Wort Trennung, Ausscheidung ist schnell gesprochen. Was sich alles daran knüpft, was alles vorübergehen muß, ehe die neue Gestaltung an die Stelle der alten treten kann, das sich auszumalen erheischt keine große Phantasie. Das germanische Wesen ist zur Bildung eines Einheitsstaates, auch unter den günstigsten Verhältnissen, wenig geeignet; von jeher hat es sich durch die Lust am Individuellen, Besondern charakterisirt. Die Freude am Mannigfaltigen ist der Typus, der noch jetzt in England mit größter Prägnanz hervortritt. Nicht der Parlamentarismus charakterisirt England, sondern die Autonomie, der Stolz auf die Selbstregierung. Ich schwärme nicht für die gegenwärtige Organisation des Bundes (der von mir und meinen Freunden gestellte Antrag auf ein Bundesgericht würde, wenn durchgeführt, einen tiefen Einschnitt in diese Organisation machen); einstweilen ist der Bundestag aber das einzige Organ der deutschen Collectivmacht. Deutschland bedarf, wie ja auch Herr v. Berg hervorhob, eines Organes, durch welches es nach außen hin repräsentirt wird. Jede Bresche in den Bau kann nur dazu dienen, um dem Feinde das Eindringen zu erleichtern. Es ist uns gestern eine französische Recommandation für die Führung Deutschlands unter Preußen vorgelesen worden: dagegen sage ich: Timeo Danaos et dona ferentes. Die Re-

organisation des Bundes ist eine deutsche Frage, und sie kann nur gelöst werden, wenn Deutschland die Hände frei hat; jetzt ist dies nicht der Fall. Dann muß damit begonnen werden, wo die Uebereinstimmung am leichtesten, nicht da, wo sie von vornherein unmöglich ist. Bei gutem Willen ist vieles zu erreichen, ist vieles schon erreicht worden durch die Einheit, welche der Bund freilich mangelhaft repräsentirte. Es ist gesagt worden, daß Preußen, um der Mißachtung zu entgehen und um seiner Ehre willen, sich von dem Bunde lossagen müsse; damit steht es aber anders. Es ist von mehreren Seiten hervorgehoben worden, daß es dem Einflusse Preußens zu verdanken sei, wenn den kurhessischen Ständen jetzt nicht unbedeutende Concessionen gemacht würden; Preußen scheint also doch nicht vom Bunde so ganz mund-todt gemacht worden zu sein. Wer die Reorganisation des Bundes und damit Deutschlands am thätigsten, schnellsten und uneigennützigsten befördert, der wird am Bunde den größten Sieg davontragen und in Deutschland wahrhaft moralische Eroberungen machen. Darum handelt es sich um Reorganisation, nicht Destruction. — Die Hessen würden ein schlechtes Geschäft machen, wenn sie auf den Rath eingingen, das Gebotene nicht anzunehmen. Was wir anstreben müssen, ist die Einigkeit Preußens und Deutschlands. Steuern wir nicht in unbekannte Meere, nicht jetzt, wo am Horizonte Stürme aufsteigen. Das Testament Friedrich Wilhelms III., der die schwerste Zeit durchgemacht und in den Abgrund des deutschen Zwiespaltes geschaut hat, sollte noch jetzt vor aller Augen sein. Rütteln wir nicht am Schlußstein des europäischen Staatensystems; das stürzende Gewölbe möchte mit seinem Schutt auch Preußen bedecken. Gott schütze Preußen, Gott schütze Deutschland!' (Bravo! aus der katholischen Fraction.)

Die Angriffe, welche diese Rede in der gothaisch-demokratischen Presse erfuhr, wurden weit aufgewogen durch die Anerkennung, welche derselben von den verschiedensten Seiten, namentlich in katholischen und süddeutschen Blättern, aber auch in der ‚Kreuzzeitung' zu theil wurde. Die ‚Augsburger Post-zeitung' (1860, Nr. 101) brachte dieselbe unter der Ueberschrift: ‚Die Stimme der Vernunft in der preußischen Abgeordnetenkammer', und stellte ihr die Rede v. Vinckes als ‚Stimme des politischen Unverstandes' gegenüber. Aus Paderborn lief eine Zustimmungsadresse ein, anläßlich welcher Reichensperger schrieb: ‚Es freut mich höchlich, daß wir den Muth gefunden haben, unsere Fahne aufzupflanzen und lustig wehen zu lassen.'

Zu einem neuen Rededuell mit Vincke kam es, als Reichensperger am 4. Mai bei der Discussion über die schleswig-holsteinsche Sache sich der unterdrückten Katholiken in Holstein annahm, welche trotz Artikel 16 der Bundesacte unter einem Staatskirchenthum schmachteten, das weit drückender war als das russische. Vincke erwiderte darauf, der Kölner Appellrath habe

den confessionellen Frieden der Debatte gestört[1]. Am 16. Mai gab das Ministerium gegenüber den Beschwerden der Katholiken eine sehr ungenügende Erklärung[2] — ein deutliches Zeichen, daß die an die ‚neue Aera geknüpften Hoffnungen' eitel gewesen waren. Am Tage vorher (15. Mai) hatte in Gegenwart des Prinzen Friedrich Wilhelm die Abstimmung über die Bewilligung der neun Millionen zur Durchführung der Armee-Reorganisation stattgefunden. ‚Vincke bemühte sich sichtlich, Gentleman zu spielen, trat aber doch dem Kriegsminister v. Roon durch den Vorwurf der Ungeschicklichkeit auf die Füße. Es kam zu einem Auftritt, der sehr störend war für das von Vincke und seiner Partei so sorgfältig in Scene gesetzte Stück. Es war, als ob plötzlich — wie letzthin leider wirklich geschehen — inmitten einer großen Oper eine Tänzerin ins Orchester gefallen wäre, meinte Freund Thimus. Der junge Prinz kam gleich nach dem Vorfall herunter ins Ministerzimmer, um mit Roon zu sprechen. Binckes Uebermuth ist nun an fast allen Ecksteinen angerannt. Die Partei Gotha hat bis jetzt Unglück mit ihren Effectstücken gehabt.'

Am 23. Mai erfolgte der Schluß der Session. ‚Eine angreifendere und widerwärtigere parlamentarische Campagne als die eben abgelaufene', meinte Reichensperger[3], ‚habe ich seit der Frankfurter Nationalversammlung nicht durchgemacht. Die Verblendung unserer Liberalen grenzt ans Unglaubliche — vor allem merken sie nicht, daß ihr va banque-Spiel nur zum Vortheil der Demagogie resp. des Despotismus ausschlagen kann. Der Haß gegen alles Autoritative, Traditionelle, also vor allem gegen die Kirche, welcher an die Stelle der frühern Verachtung getreten ist, scheint mir die Grundursache jener Verblendung zu sein.'

Ende Juni ward Reichensperger die große Freude zu theil, Montalembert in Köln zu begrüßen und endlich persönlich kennen zu lernen. Es waren unvergeßliche Stunden für Reichensperger, der bis Bonn dem theuern Freunde das Geleite gab. An diesen Besuch anknüpfend, schrieb er am 6. August von Ostende aus: ‚Obgleich das systematische far niente hier eine Art von Pflicht ist, so kann ich mir es doch nicht länger versagen, unsere in Bonn leider viel zu früh abgebrochene Unterhaltung wieder anzuknüpfen. Des Menschen Sinn und Herz sind niemals ganz zu befriedigen. Je mehr mich Ihr Kommen erfreut hatte, um so bitterer war es mir, daß demselben das Scheiden so nahe auf dem Fuße folgte. Nach dem Abschiede fiel mir erst so recht ein, was ich alles noch mit Ihnen zu besprechen gehabt

[1] Vgl. über die Debatte Mainzer Journal 1860, Nr. 110. 112. 113. und Hist.-polit. Bl. XLV, 1019.

[2] Siehe Mainzer Journal 1860, Nr. 120.

[3] Brief an Montalembert vom 1. Juni 1860.

hätte. Das nächste Mal — möge dasselbe doch ja nicht in allzu weiter Ferne liegen! — will ich es besser zu machen suchen. Unsere edle „Kölnische Zeitung“ hat von Ihrer Anwesenheit am Rheine in der Art Notiz genommen, daß sie auf ein Complottiren des französischen mit dem preußischen Ultramontanismus hindeutete, wie denn überhaupt von der verbündeten gothaisch-demokratischen Partei alle Vorbereitungen zu einer Katholikenhetze getroffen werden. In Anbetracht der Bedrängniß des Papstes und dessen bevorstehender Vertreibung aus Rom hält man den Moment für günstig, um das seit 1848 verlorene Terrain nicht bloß wieder zu gewinnen, sondern auch zugleich gründlich aufzuräumen. Die unter dem Patronate des Cultusministers v. Bethmann-Hollweg erscheinende „Protestantische Monatsschrift“ von Gelzer brachte zu diesem Zwecke in den Heften vom Jänner bis incl. April eine Reihe von Artikeln unter der Ueberschrift: „Briefe an einen Sorglosen“, worin unter Aufwärmung der abgedroschensten Verläumdungen überhaupt zu einer allgemeinen Schilderhebung gegen die Kirche und die preußische Regierung insbesondere aufgefordert wird, die katholischen Bestrebungen zu überwachen und möglichst zu durchkreuzen, namentlich aber die Jesuiten unverweilt zu vertreiben. Für den Fall, daß die Regierung den zu solchem Vorgehen erforderlichen Muth nicht haben sollte, wird Herr v. Vincke aufgefordert, mit seiner Cohorte die Initiative zu ergreifen. Die Zusammenkunft von Teplitz ist ein arger Querstrich durch die Pläne dieser Partei, welche die „Einigung“ Deutschlands durch einen Religionskrieg und die Vernichtung Oesterreichs ins Werk setzen möchte. Die „Kölnische Zeitung“ und ihre mehr oder weniger demokratischen Genossen verhehlen denn auch kaum ihre Mißstimmung und trösten sich mit der Hoffnung, daß die innere Auflösung des österreichischen Kaiserstaates, insbesondere die Gärung Ungarns, jede Action dieses Staates und auch sein Zusammengehen mit Preußen unmöglich machen werde. Die „Kreuzzeitung“ triumphirt über Teplitz in höchst unbesonnener Weise; sie schneidet dadurch dem „liberalen“ Theile des Ministeriums (Schwerin, Patow, Auerswald) den Rückzug ins conservativ-großdeutsche Lager ab und macht den Regenten, der von der alten pietistischen Wirtschaft und einem Reactionssystem à la Westphalen nichts wissen will, stutzig. — Ueberhaupt gebe ich mich keiner sonderlichen Hoffnung hin — das falsche Preußenthum ist allzutief, auch in den höhern Regionen, eingewurzelt — naturam expellas furca, tandem usque recurret. Und doch hängt dermalen das Heil der Welt vorzugsweise von der Einigung Oesterreichs mit Preußen ab. Möchten die conservativen Mächte von den Männern der Revolution lernen, sich wenigstens vorläufig und unbeschadet aller weitern Zielpunkte gegen die Gefahr des Augenblicks zu verbünden. Ich bin, wie schon angedeutet, durch die Begebnisse der letzten Jahre zu sehr Pessimist geworden, um auf

die zur Zeit vorliegenden Thatsachen eine solche Hoffnung bereits gründen zu können.'

Am Schlusse des Briefes kommt Reichensperger nochmals auf die politische Lage zurück. ‚Sollte die Einigung zwischen Preußen und Oesterreich wirklich eine tiefer gehende und ernstliche sein,' meinte er, ‚so wird Herr v. Vincke als eine Art rasender Roland gegen das Ministerium auftreten müssen, wenn er nicht lächerlich werden will, zumal auch die neue Organisation unserer Armee seinen Wünschen und Vorhersagungen schnurstracks entgegenläuft. Tritt ihm alsdann das Ministerium entschieden entgegen, so wird er alsbald nicht mehr über die Majorität zu verfügen haben.'

Reichensperger verbrachte seinen Urlaub in Ostende, wo er zusammen mit seinem Freunde Kolping wohnte; er verkehrte in jenen Tagen mit Kervyn de Lettenhove, Bischof Malou von Brügge, Bethune und Hauleville. Seinen Nerven that der Aufenthalt ungemein wohl, so daß er nach Hause berichten konnte, daß seine ‚Constitution wieder ziemlich bombenfest' sei.

Die Wirkung des Seebades hielt freilich angesichts der Aufregungen der folgenden Zeit nicht lange an. Wie sehr namentlich der Fortgang der Revolution in Italien, wo Lamoricière am 18. September bei Castelfidardo unterlag, Reichensperger angriff, zeigt sein Schreiben an Montalembert vom 15. October. Er gesteht hier, wie es ihm angesichts der ‚unheilvollen Gegenwart' ‚wirklich Mühe koste, das Deus patiens quia aeternus des hl. Augustinus sich gegenwärtig zu halten und nicht an der Vorsehung irre zu werden. Auf die noch christlich gesinnten, der Revolution nicht verfallenen Protestanten macht die Haltung des Papstes und der ihm Treugebliebenen einen tiefen Eindruck; überhaupt stand das Papstthum kaum jemals erhabener vor der akatholischen Welt da als jetzt in seiner äußersten Bedrängniß. Ist einmal die Katastrophe bestanden, so können daraus die heilsamsten Früchte erwachsen. Aber noch sieht man kein Ende; im Gegentheil steht das Schlimmste wohl erst zu erwarten, vielleicht in kürzester Frist, wenn es zugleich gegen die österreichische „Tyrannei" in Venetien losgeht und die Ungarischen sich durch Kossuth und dessen Helfershelfer „befreien" lassen. — Lamoricière und seine Schar haben sich durch ihre heldenmüthige Aufopferung ein unvergängliches Verdienst um unsere Kirche erworben, indem sie die brutale Gewaltthat des Sardenkönigs nothwendig machten. Ohne die katholische Opferwilligkeit von außen her hätten wir die weltliche Herrschaft des Papstes zu Ende gehen sehen wie ein allmählich erlöschendes Licht. Ein paar kleine von Turin aus arrangirte „Erhebungen" und Verräthereien hätten alsdann der Welt bewiesen, daß jene Herrschaft in dem Boden der Gegenwart keine Wurzel mehr hat. Im übrigen kann nur Gott helfen. Von Warschau z. B. erwarte ich nichts; es fehlt die Kraft zu großen, mannhaften Entschlüssen; wagt man ja doch

nicht einmal mehr zu protestiren, geschweige denn zu handeln. — Wie ich überhaupt Ihre Worte nicht vergesse, so bin ich auch des beim Abschiede in Bonn mir gegebenen Rathes eingedenk geblieben, durch eine umfassende Rede einmal in der Kammer die Situation vom Standpunkte des freisinnigen Katholiken aus zu zeichnen. Bei reiflicher Erwägung habe ich mich indes in der Ansicht nur bestärkt gefunden, daß die Kammer und unsere Stellung in derselben solches kaum gestatten würde. Vincke und seine Majorität geben und entziehen nach Belieben das Wort, und ersterer ist gamin genug, uns durch Unterbrechungen und pöbelhafte Witze jedes tiefere Eingehen in eine ihm unliebsame Materie geradezu unmöglich zu machen. Ich habe mich daher entschlossen, zugleich mit meinem Bruder eine Broschüre zu veröffentlichen, auf welche der Schluß unserer Ferien und alle meine bisherige freie Zeit verwendet worden ist. In etwa vier Wochen wird sie hoffentlich erscheinen können, und sollen Sie alsbald ein Exemplar unter Kreuzband nach Paris geschickt bekommen. Leider wird sie nur allzusehr den Stempel der Eilfertigkeit an sich tragen, und bitte ich im voraus um Ihre Nachsicht. Jetzt liegen mir wieder meine Amtsgeschäfte, zu welchen eine Anfang November in Koblenz beginnende Assise kommt, sehr schwer auf dem Nacken, so daß ich kaum eine freie Stunde habe und alle gute Wirkung des Seebades wieder vollständig dahin ist. Ich will mich indes trösten, wenn es nur mit Ihrer Gesundheit gut steht — meine Zeit ist ohnehin bald vorüber; Sie aber müssen noch recht lange auf der Bresche stehen. Glauben Sie mir, auch ohne schriftlichen Beweis, daß ich in Gedanken viel, viel bei Ihnen bin. Sie haben mir einmal die Aeußerung Napoleons III. mitgetheilt, daß man, um Frankreich zu regieren, nichts weiter bedürfe als alle drei Jahre einen Krieg. Ich hoffe, Ihre Campagnen folgen etwas rascher aufeinander, und stimme insbesondere der Ansicht Ihres so tapfern und liebenswürdigen Adjutanten bei, daß die nach dem deutschen Norden zuerst an die Reihe kommen muß. Da ich nun einmal unter Ihre Fahne geworben bin, so darf ich wohl mitmarschiren? Wohl möglich übrigens, daß ein solcher Feldzug unsern liberalen Zeitungen mehr Besorgniß einflößen würde, als wenn Ihr Kaiser sich mit seinen Legionen nordwärts in Bewegung setzt. Die Angst vor dem Ultramontanismus ist in der That trotz all der Schläge, welche unsern Heiligen Vater treffen, eher im Steigen als im Fallen, und es scheint fast, als ob in der nächsten Kammersitzung ein Sturm gegen uns losbrechen solle. Schon sind die beiden giftigsten Ultramontanenfresser, die Professoren Häusser in Heidelberg (der Hauptwühler gegen das badische Concordat) und Sybel in München, bekannt durch eine Spottschrift auf den Trierer heiligen Rock und Agent der preußisch-deutschen Hegemonie, von Berlin aus mit Orden bedacht worden, und allerwärts werden Stimmen laut, welche vorläufig mindestens

die Vertreibung der Jesuiten verlangen u. s. w. Als sicher verlautet, daß die Regierung einen Gesetzesvorschlag zum Zweck der Einführung der obligatorischen Civilehe in den alten Provinzen einbringen werde. Wie soll unsere katholische Fraction sich einer solchen Proposition gegenüber verhalten? — Freilich verschwinden alle solche Fragen neben der einen großen, welche gewissermaßen die Welt in der Schwebe hält. Wann und wo wird endlich wieder einmal ein Hoffnungsstern aufgehen? Der von Ihnen während Ihrer Reise wahrgenommene Collapsus der öffentlichen Meinung in den Rheinlanden ist nur zu erklärlich, wenn man die Passivität der Machthaber und die Connivenz der liberalen Presse gegenüber der revolutionären Schamlosigkeit ins Auge faßt. Ein kühner Entschluß in unsern höchsten Regionen würde aber gewiß bald die bessern Elemente in der deutschen Nation zum Selbstbewußtsein und zu energischer Reaction gegen die herrschende Fäulniß bringen. Das walte Gott!'

Die hier erwähnte Schrift, gleichsam das politische Glaubensbekenntniß der Gebrüder Reichensperger[1], erschien unter dem Titel: ‚Deutschlands nächste Aufgaben.' Die Verfasser waren sich sehr wohl bewußt, daß ihre Arbeit schon durch die sich überstürzenden Ereignisse überholt werden würde; sie wollten aber auch gar nicht Tagespolitik machen, sondern ‚an das Bleibende in den Thatsachen, an die in denselben sich kundgebenden Principien und Tendenzen den Maßstab des Rechtes und der Wahrheit legen' und ‚die für die Interessen des Vaterlandes sich daraus ergebenden Schlußfolgerungen ziehen'. Ihr Kampf ging ‚gegen die geistige Anarchie, gegen den principiellen Abfall von der Idee der Wahrheit und des Rechtes'; sie beabsichtigten, ‚die feile, heuchlerische Freiheit der Revolution zu bekämpfen durch die echte, männliche, im Christenthum wurzelnde Freiheit'.

Der erste Abschnitt[2], aus dem man sofort die gewandte Feder August Reichenspergers erkennt, behandelt zunächst die Bedeutung der Revolution in ihrem speciellen Auftreten in Italien, wo sie ihren Herd gefunden hat, nach ihrem principiellen Grundcharakter, kennzeichnet sodann das Verhalten

[1] Also bezeichnet sie August in einem Briefe an Maler Andreä vom 10. Januar 1861, bemerkend: ‚Treu dem Motto: Traget Holz und lasset Gott kochen! haben wir unserer Ueberzeugung Ausdruck geben zu müssen geglaubt, wie wahrscheinlich es auch war, daß unsere Stimmen und Warnungen unbeachtet bleiben würden.'

[2] Nachstehender Inhaltsangabe liegt die vortreffliche Recension der Schrift in Beil. 204 der ‚Köln. Blätter' vom 2. December 1860 zu Grunde. Von sonstigen Besprechungen vgl. auch Mainzer Journal 1860, Nr. 278 f.; Wiener Zeit 1860, Nr. 197; Rhein. Volksblätter vom 30. November 1860; Stuttg. Volksblatt 1860, Nr. 285 f.; Menzels Literaturblatt 1860, Nr. 13, und die geistvollen Bemerkungen von Professor Clemens im Westphäl. Merkur 1860, Nr. 384, I.

Englands zu dieser Bewegung in den treibenden Motiven und definirt und zergliedert endlich die Aufgabe des Napoleonismus in seiner Wurzel und Tragweite mit Rücksicht auf seine augenblickliche Stellung zu Italien und seine künftige Stellung zu Europa. Der zweite Abschnitt gilt der Beantwortung der Frage, welches Verhalten Deutschland gegenüber der italienischen Revolution, nachdem sie sich auf das Gebiet von Venedig hinüber gewälzt, einzuschlagen hat, kurz, ob die venetianische Frage nicht bloß eine österreichische, sondern gleichzeitig eine deutsche Frage ist. Dieser Gedanke führt hierauf von selbst auf den Hauptzweck, den sich die Verfasser durch die Schrift gestellt, nämlich zu zeigen, welche gegenüber der drohenden auswärtigen Kriegsgefahr für Deutschland die nächsten und wichtigsten Aufgaben sind; die Frage der Organisation des Bundes, Bundesreform, Nationalverein, Aufgabe Preußens und der kleinern deutschen Staaten finden hier eingehende Besprechung. Der dritte Abschnitt, eine Arbeit Peter Reichenspergers, behandelt die Neuorganisation des österreichischen Kaiserstaates. Es finden darin die drei Hauptbeschwerden Berücksichtigung, welche in den letzten Jahren in und gegen Oesterreich erhoben worden waren, nämlich in Beziehung auf die Centralisation, die Finanznoth und zuletzt hinsichtlich des Concordats.

Die Verfasser finden bei ihrer Untersuchung der Thatsachen, die sie streng nach dem Maßstabe des Rechtes und der Wahrheit zu prüfen sich vorgesetzt, den Grund der Uebel, mit welchen die gegenwärtige Generation heimgesucht ist, den Grund der gegenwärtigen Revolution nicht in dem Streite ,für und wider die Principien von 1789 oder um die Frage nach der besten Staatsform für das Bedürfniß der Gegenwart, auch nicht um Katholicismus oder Protestantismus, Staatskirchenthum oder Kirchenfreiheit', sondern in dem Streite ,um die unterste Basis von Staat und Religion überhaupt, um das allgemeinste Band, welches bisher die Nationen zu Gemeinwesen verknüpfte'. Was gegenwärtig die europäische Staatenordnung erschüttert, das ist ,der principielle Abfall von der Idee des Rechts und der Wahrheit, ja von der Idee überhaupt'. Es handelt sich um den Kampf zwischen Barbarei und Civilisation, oder wie Lamoricière die Situation bezeichnet hat, ,um den Kampf des Kreuzes gegen den modernen Islam'. Man will eine neue staatliche Ordnung gründen, die ganz unabhängig vom Christenthume ist. Die Umsturzmänner haben ihr Terrain ganz geschickt gewählt, sie haben sich als ihr Kampffeld Italien auserkoren, weil es dort ,fremde Dränger', die Oesterreicher, gibt, denen man, was man zum großen Theile selbst verschuldet, zur Last legen konnte. Und wenn das, um die Leidenschaften aufzuwühlen, noch nicht ausreichen sollte, welch ein herrliches Mittel zur Agitation fand sich dann nicht in dem ,Priesterregimente' in Rom? Die Revolution hat zwar von jeher den Grundsatz aufgestellt: l'Italia farà da se, allein fremde

Hilfe, namentlich die Englands, nie von sich zurückgewiesen, aus welchem Lande sie reichliche Unterstützung an Geld erhalten hat. Englands Indolenz auf der einen und Intoleranz auf der andern Seite trägt nach der Ansicht der Verfasser, denen es ‚eine peinliche Ueberwindung kostet, auf das Hauptbollwerk der echten, weil historisch gewachsenen, wahrhaft volksthümlichen Freiheit einen Stein zu werfen', die Hauptschuld an dem Verlaufe der revolutionären Bewegung und an den Uebeln, womit die europäische Gesellschaft bedroht ist. Die Verfasser leben mit Montalembert der Ueberzeugung, daß der Zeitpunkt kommen wird, wo die englische Nation, die Schamröthe auf der Stirne, den Stab über das treulose Verhalten ihrer Minister bricht, welches das Gewissen aller ehrlichen Leute empört. In den Augen der Verfasser entspringt der Krieg überhaupt, und insbesondere der italienische Krieg als Debüt, ‚mit innerer Nothwendigkeit aus dem System und Wesen des Imperialismus'. Dieses System hat im Grunde den Imperator ‚geschaffen und getrieben'; er hat sich im Laufe der Zeit selbst mit ihm identificirt. Faßt man in dieser Weise mit den Verfassern den italienischen Feldzug nicht als einen selbständigen, lediglich im Interesse der Unabhängigkeit der Halbinsel ausgeführten Act, sondern vielmehr als das Product des imperialistischen Planes auf, so wird man logisch zu der Annahme gezwungen, daß die Vereinigung Italiens unter einem Haupte nur unter dem Gesichtspunkte der napoleonischen Suprematie begriffen werden muß: das einige Italien hat sich des französischen Schutzes nur so lange zu erfreuen, als es dem Imperialismus dienstbar sein wird.

Die Verfasser gelangen zu dem Schlusse, daß Deutschland gegenüber der Neugestaltung Italiens ein actuelles Interesse habe, und daß der Bundestag, sobald Venetien angegriffen oder auch nur bedroht werde, auf Grund des Artikels 47 der Wiener Schlußacte in Berathung treten und die Verpflichtung zur Hilfeleistung aussprechen müsse. Sie verwerfen jedes Zögern und fordern, daß Deutschland die Initiative ergreife. Ihre Losung ist: Unterliegen wir, was wir nicht glauben, so wollen wir wenigstens mit Ehren unterliegen.

Die Gebrüder Reichensperger kommen nun auf alle die Fragen, welche damals die deutschen Gemüther bewegten. Der Bundestag hat nach ihrer Ansicht seit seiner Gründung gar vieles verabsäumt, gar vieles unausgeführt gelassen, was dem Volke in der Bundesacte garantirt war. Dahin gehört insbesondere die Errichtung eines Bundesgerichtes, welches über Streitigkeiten zwischen Regierungen und Ständen oder Privatpersonen entscheiden soll. Der Rechtsstaat wird vermißt. Der Bund hat mehr seine Aufgabe in polizeilicher Ueberwachung als in der Sicherung des Rechtes gefunden. Die Lösung der Frage bezüglich des deutschen Parlamentes erscheint den Verfassern zur Zeit

noch nicht möglich. Sie finden es räthlich, dieselbe in die Zukunft zu vertagen. Mißlingt, wie 1848, ein zweiter Versuch, so ist das nach ihrer gewiß richtigen Ansicht für die an sich berechtigte Sache von unberechenbarem Schaden; es würde dann im Volke die Lust zu jedem fernern Unternehmen der Art ersterben. Dagegen finden die Verfasser Reformen auf dem materiellen Gebiete durchaus nothwendig und zeitgemäß. Dahin gehören die beabsichtigten Reformen hinsichtlich eines einheitlichen Maßes, Gewichtes, Befreiung der Wasserwege ꝛc. Auf diese Verbesserungen legen sie mit Recht ein Hauptgewicht; denn nichts ist geeigneter, das Band zwischen den deutschen Stämmen enger anzuziehen, als die Anregung und Erleichterung des Verkehres, die Hebung der Industrie und des Handels. Die Frage, ob Schutzzoll, ob Handelsfreiheit, ist in Deutschland dem Gesichtspunkte der Zusammengehörigkeit untergeordnet; auch die Zollschranken zwischen Deutschland und Oesterreich müssen fallen. Auch die Oberhauptsfrage, ‚diesen stets hin- und herfliegenden Partei-Erisapfel‘, ziehen die Verfasser in das Feld ihrer Erörterungen. Von den realen Verhältnissen ausgehend, finden sie die Lösung dieser Frage in der von einer gewissen Seite her so verrufenen Trias, weil Deutschland nun einmal in drei Hauptgruppen zerfalle, die bei einer lebensfähigen Organisation durchaus nicht zu ignoriren seien. Was die Reform der Bundes-Militärverfassung betrifft, so verwerfen dieselben die Zweitheilung der Bundesarmee, sofern sie ein für allemal durch das Gesetz bestimmt werden soll, als gefährlich. Diese Frage läßt sich überhaupt nicht legistisch entscheiden. Verfassungsparagraphen helfen in dieser Beziehung um deswillen nichts, ‚weil im Falle des Widerstrebens, zumal gegenüber einem drohenden Kriege, an eine Execution mit Gewalt nicht gedacht werden kann‘. Die Gebrüder Reichensperger legen in dieser Frage, wie in allen, den Hauptaccent auf die Loyalität der deutschen Regierungen, auf die Verständigung zwischen Preußen und Oesterreich. Tritt eine auswärtige Gefahr an die Fürsten heran, so wird die Frage wegen des Oberbefehles zum Wohle Deutschlands entschieden werden. Hier thut allerdings eine gewisse Centralisation noth. Interessant sind endlich die Ansichten der Verfasser über den Nationalverein. Dieser Verein verdankt seine Entstehung einem wahren Zeitbedürfnisse. Seine Aufgabe ist die Größe Deutschlands, Sicherstellung desselben gegen das Ausland, und er ruht insofern auf einer richtigen Grundlage. Er hat bis jetzt kein Strafgesetz verletzt, und es ist unrecht, wenn man ihn, solange dies nicht der Fall, Verfolgungen aussetzt oder sogar unterdrücken will. Der Freund der freiheitlichen Entwicklung muß für ihn den Rechtsschutz fordern, auch wenn er noch so sehr von seiner Gefährlichkeit überzeugt ist. Was die Kleinstaaten anbelangt, so betrachten die Verfasser das Fortbestehen der fünfunddreißig Bundesstaaten für durchaus keine ‚europäische oder auch nur eine deutsche Nothwendigkeit‘. Sie geben selbst zu, daß gewisse Annexionen, falls sie mit

ehrlichen Mitteln zu stande gebracht werden könnten, sich ‚voraussichtlich recht heilsam‘ erweisen würden. Ihre Grundidee ist aber die, daß der Geist der Centralisation und der Uniformirung kein deutscher Geist, sondern welscher Erde entsprossen sei, daß das germanische Wesen im Individualismus wurzele, in der Freiheit der Person und des Hauswesens und in dem Recht und in der Lust der Besonderheit.

Für die deutsche wie die italienische Frage von der höchsten Bedeutung war der Thronwechsel in Preußen. Am 2. Januar 1861 erlöste der Tod den edeln Friedrich Wilhelm IV. von seinem Leiden. Ihm folgte der bisherige Prinzregent als König Wilhelm I. Sofort trat nun die Militärorganisation bedeutungsvoll in den Vordergrund. Die Thronrede bei Eröffnung des Landtages am 14. Januar 1861 ließ über den festen Willen, von welchem der neue Herrscher in dieser Beziehung beseelt war, keinen Zweifel. Während das Herrenhaus sich auf eine Ergebenheitsadresse beschränkte, glaubte die Mehrheit des Abgeordnetenhauses eine politische Adresse an den Landesherrn richten zu sollen. Die Feststellung des Wortlautes derselben in der Commission führte zu sehr lebhaften Verhandlungen, an welchen sich auch Reichensperger eifrigst betheiligte. Am 29. Januar war der Entwurf endlich fertig, nachdem die Commission von 10 Uhr morgens bis 5½ Uhr nachmittags getagt hatte. ‚Einigermaßen‘, schrieb Reichensperger nach Hause, ‚fuhr mir all der Unsinn, der dort debitirt ward, denn doch in den Magen, so sehr ich mich auch zusammennahm und meine äußere Ruhe behauptete. Am Montag beginnt die große Debatte, bei welcher ich nur im Hintertreffen zu fechten vorhabe.‘ Der Kampf drehte sich hauptsächlich um das Vincke'sche Amendement: ‚Der fortschreitenden Consolidirung Italiens entgegenzutreten, erachten wir weder im preußischen noch im deutschen Interesse.‘ In seiner Rede am 6. Februar konnte Reichensperger sagen, daß bereits der Minister der auswärtigen Angelegenheiten die Gründe dargelegt habe, die ihn bewogen, gegen dieses Amendement zu stimmen. Der Redner hob dann vor allem die Sicherheit Deutschlands hervor, dessen natürliches Bollwerk Venetien bilde, und sprach für ein Zusammengehen Preußens mit Oesterreich. Nach fünftägiger Debatte wurde indessen die Adresse mit dem Vincke'schen Amendement angenommen[1].

‚Im ganzen bin ich mit dem Verlauf zufrieden,‘ berichtete Reichensperger nach Hause, ‚und selbst die Phrase von der „Consolidirung“ Italiens wird schwerlich unserer Sache etwas schaden, da der König die Annahme des betreffenden Vincke'schen Amendements sehr ungnädig vermerkt haben soll. Ueberhaupt ist die Autorität des Herrn v. Vincke keineswegs im Steigen

[1] Näheres bei Fehr, Gesch. des 19. Jahrhunderts III, 1019 f.

begriffen, vielmehr hat sich seine Fraction in diesen Tagen definitiv gespalten. Das Ministerium hält sich im ganzen brav, und solange es das thut, gehören wir zu dessen treuesten Stützen.‘

Sehr scharf äußert sich Reichensperger in seinem Tagebuch über das damalige Verhalten der Liberalen. Anknüpfend an die Capitulation Gaetas schreibt er: ‚So fällt ein Bollwerk des Rechtes nach dem andern unter dem Hammer der Revolution. Dazu jubeln unsere Liberalen, die nur in der Auflösung, wie die Revolutionäre in der Zerstörung, eine Befriedigung finden, weil sie das Bewußtsein nicht los werden können, daß sie etwas in sich Beruhendes, Bleibendes zu schaffen außer stande sind. Daher auch der diabolische resp. blödsinnige Haß gegen die katholische Kirche, deren Organismus ihren Experimenten allein nachhaltigen Widerstand entgegensetzt. Die Adreßdebatten haben eine Einsichts- und Principienlosigkeit auf der liberalen Seite bloßgelegt, deren Höhe nur durch die Leidenschaftlichkeit erklärt wird, mit welcher sie alles, was mit der Kirche in Zusammenhang steht, ergo alles Geschichtliche, befehden. Es sind Kinder des Momentes, die nur auf momentane Erfolge ausgehen. Kennen sie doch auch keine Providenz, keinen alles überherrschenden Willen Gottes, sondern nur Naturprocesse.‘

‚Was mir am meisten zu Kopf steigt in der italienischen Frage,‘ heißt es in einem Briefe vom 3. März, ‚ist die widerliche Heuchelei der Feinde des Papstthums, wovon auch gestern Vincke ein Pröbchen gab. Ueberhaupt hatten wir eine große Beißerei in der Kammer, und ich war mit unter den Acteurs.‘

Veranlassung zur Debatte war eine Aeußerung Vinckes, daß die katholischen Abgeordneten sich in der Politik durch Rücksichten auf ihr geistliches Oberhaupt leiten ließen und daher keine preußische Politik trieben. Reichensperger wies auf die Antipathie Vinckes gegen das Papstthum hin und meinte, ein Beruf Preußens sei auch, das Recht zu schützen gegen das Unrecht, der Papst aber habe unzweifelhaft ein Recht auf seine weltliche Herrschaft. Solche Erwägungen lagen freilich einem Manne wie Vincke sehr fern, hatte derselbe sich doch in der vorhergegangenen Session Reichensperger gegenüber das Wort erlaubt: ‚Bleiben Sie mir mit Ihrer Legitimität vom Halse!‘ [1]

Auch dieses Mal betonte Vincke, daß die Erhaltung der weltlichen Herrschaft des Papstes nicht im geringsten in preußischem Interesse sei, übrigens liege ihm eine Feindschaft gegen die Katholiken durchaus fern. Wenn Vincke es mit dem Katholicismus so wohl meine, erwiderte Reichensperger, so müsse er auch in der Frage der weltlichen Herrschaft, d. h. der Unabhängigkeit des Papstes Gewicht auf das einstimmige Urtheil der katholischen Welt

[1] Vgl. Köln. Blätter vom 12. März 1861.

legen; am Schluß betonte Reichensperger sein Vertrauen auf den Sieg des Rechtes[1].

Ein ähnliches Wortgefecht hatte Reichensperger übrigens bereits am 6. Februar in betreff der italienischen Frage mit Vincke zu bestehen gehabt. Treffend bemerkte er damals, es sei nicht seine Ansicht, daß Preußen — wie man gesagt habe — gewissermaßen als der ‚fahrende Ritter‘ des Rechtes der Legitimität sich zu geriren habe, ‚allein noch weniger dürfe Preußen der fahrende Ritter des Unrechts oder gar der Revolution sein‘. Die Lage aber sei derart: Preußen ‚muß wählen zwischen dem Rechte und der Revolution‘. Auch eine ‚wahrhaft deutsche Politik‘ erfordere, daß man Napoleon, ‚dem Dictator Italiens‘, entgegenwirke[2]. Indem Reichensperger den stenographischen Bericht mit diesen Auseinandersetzungen seiner Gemahlin sandte, fügte er hinzu: ‚Unsere Ultramontanen werden daraus sehen, daß nicht Mangel an Muth der Grund unseres bisherigen Schweigens war. Die Leute draußen überlegen nicht, daß es sich weniger darum handelt zu sprechen, als zur rechten Zeit zu sprechen.‘

So wenig wie von den Cavourianern in Italien wollte Reichensperger etwas von ‚deutschen Cavourianern‘ wissen. ‚Keine von diesen beiden Parteien will wahre Freiheit. Die deutschen Cavourianer wollen den centralisirenden, alles Recht, die Religion und die deutsche Sitte nivellirenden Beamtenstaat, die französische Kopfzahlvertretung statt des englischen, germanischen Selfgovernments der Corporationen, Stände und Genossenschaften, den französischen Staatsabsolutismus, den „modernen“ Polizeistaat. Das deutsche Sardinien soll die Rolle des italienischen spielen, und ohne Rücksicht auf die germanische Selbständigkeit der deutschen Hauptstämme soll ganz Kleindeutschland von Berlin aus centralisirend, wie Frankreich von Paris, Jung-Italien von Rom aus, beherrscht werden. Diese Gothaer können nichts Neues schaffen; sie kehren immer wieder in den falschen Cirkel ihres Staatsabsolutismus zurück mit den aus ihnen bestehenden Kammermajoritäten, mit der sich unter ihren Händen vermehrenden Bureaukratie, mit der Monopolisirung des Rechtes und den bevormundenden, welschen Einheitsstaaten, mit der stetigen Vermehrung des Staatsbudgets, mit dem Staatskirchenthum.‘

Am 19. April sprach Reichensperger anläßlich einer Petition gegen Simultanschulen, worin den Schulkindern ein ‚über den Confessionen schwebendes Christenthum‘ beigebracht werde. Vincke warf ihm darauf vor, er wolle confessionelle Zwietracht nähren. Es folgte nun, wie Reichensperger nach Hause berichtete, ‚eine Katzbalgerei mit Vincke, die wieder dahin ausging, daß Recht und Billigkeit der brutalen Majorität erlagen. Doch fressen

[1] Stenogr. Berichte S. 313 f. [2] Ebd. S. 126 f.

solche Dinge gottlob nicht tief in mich hinein, zumal bei dem hiesigen Durcheinander.'

Am 14. Mai widerlegte Reichensperger den Vorwurf, das Centrum schließe Nichtkatholiken aus. ‚Die Fraction', sagte er, ‚hat sich unter dem Titel einer katholischen Fraction gebildet, als mit politischen Mitteln seitens der Staatsbehörde ein religiöser Druck auf unsere Confession geübt worden ist. Zur Zeit des Eintritts des gegenwärtigen Ministeriums hat diese Fraction indessen förmlich ihren Namen geändert, indem sie den Namen ‚Fraction des Centrums' annahm. Weder in unserer Absicht noch in unsern Statuten liegt es, Andersglaubende von der Theilnahme an dieser Fraction ausschließen zu wollen, wenn sie sich nur im allgemeinen mit denjenigen Principien einverstanden erklären, welche die Fraction bisher mit Consequenz festgehalten hat. Es wären uns Andersgläubige sogar recht willkommen.'[1]

Montalemberts ‚Zweiter Brief an Cavour', der in jenen Tagen erschien, ward von Reichensperger ‚geradezu verschlungen'. ‚Unendlich sind wir alle Ihnen für das zu Dank verpflichtet, was Sie für die Sache des Rechtes, der Wahrheit und insbesondere unserer Kirche thun', schrieb er am 14. Mai 1861 dem Verfasser der herrlichen Schrift. ‚Ihren Lohn für alle die Opfer, welche Sie unausgesetzt bringen, erhalten Sie erst im Jenseits, wie Sie ihn auch nur dort erwarten; denn hienieden wird die Anerkennung, welche Ihnen seitens derer, die es redlich meinen, zu theil wird, durch die Mißgunst und die Verfolgungen von der andern Seite mehr als aufgewogen, selbst ganz abgesehen von den körperlichen Folgen Ihrer Anstrengungen. Und doch habe ich kaum den Muth, mit Rücksicht auf letztere zu bitten, daß Sie sich mehr Ruhe gönnen möchten, da in dieser drangvollen Zeit, in welcher das Höchste auf dem Spiele zu stehen scheint, ein solcher Führer fortwährend an der Spitze kämpfen muß, um die Wankenden zu ermuthigen, die weithin Zerstreuten zu sammeln und alle nach dem rechten Ziele hinzuführen. Ihr zweites Sendschreiben an Cavour hat in unserem katholischen Deutschland wahrhaft gezündet. Soweit meine Kenntniß reicht, haben alle nicht kirchenfeindlichen Blätter dasselbe auf das freudigste mit ungetheiltem Beifall begrüßt, und noch immer hallt es davon in denselben wieder. Selbst das kleine Sonntagsblatt von Kolping hat allen andern Stoff beiseite geworfen, um seinen Lesern das wahrhaft in Flammenzügen geschriebene Verdict mittheilen zu können. Die im „Ami de la religion" erschienenen Bruchstücke wurden alsbald übersetzt, und ich kann wohl sagen, daß sie ein Gemeingut aller geworden sind, welche überhaupt für die Fragen der Gegenwart ein Interesse haben. Glauben Sie nicht, daß ich übertreibe, wenn ich sage, daß

[1] Stenogr. Berichte I, 1205.

meines Wissens noch keine derartige Schrift einen allgemeinern und freudigern Anklang gefunden hat, wie sorgsam auch die pseudo-liberalen Blätter im Vertuschen gewesen sind. Gleich nach Empfang Ihres Briefes schrieb ich an die Verleger Schöningh in Paderborn und Kirchheim in Mainz, um dieselben zur möglichst raschen Veranstaltung einer Uebersetzung in Broschürenform zu veranlassen. Bei letzterem ist eine solche denn auch bereits unter dem Titel: „Der Kampf der Kirche mit dem falschen Liberalismus" erschienen.'

Im folgenden lehnt Reichensperger eine Besprechung der ‚Mönche des Abendlandes' unter Hinweis auf Zeitmangel ab. ‚Leider komme ich überhaupt am wenigsten an dasjenige, was ich am liebsten thun möchte. Ich bin nun einmal kein im großen Stil angelegter Mensch, Schriftsteller und Redner. Die einzige Art, in welcher ich der guten Sache dienen kann und vielleicht auch einigermaßen diene, ist die, daß ich im Kleinen und Kleinsten unermüdlich thätig bin und keine sich darbietende Gelegenheit versäume, um einen Stein oder auch nur ein Sandkorn für den „Bau der Ewigkeit" hinzuzutragen. Demzufolge stecke ich nun aber in so vielen Obliegenheiten und werde von so vielen Rädern ergriffen, daß es mir nicht selten zu Muthe ist, als ob ich das ganze Netzwerk, mit welchem ich allmählich umsponnen worden bin, mit einem Rucke zerreißen müßte, um wieder einmal mein eigener Herr zu werden, bevor ich ganz und gar aufgerieben bin. So bin ich jetzt hier fast allein darauf angewiesen, die „katholische Fraction" im Abgeordnetenhause zu vertreten, und werde demzufolge überdies dermaßen von außen her mit Plackereien und Zumuthungen aller Art überhäuft, daß meine bloße Correspondenz schon regelmäßig einen ziemlichen Theil des Tages in Anspruch nimmt. Dazu kommen die Kunst- und sonstigen Vereine, in welchen ich stecke u. s. w., kurz, an eine Concentration meiner Kräfte ist nicht zu denken, ich zappele mich eben nur durch wie ein schlechter Schwimmer, der sich gegen das Ertrinken wehrt. Verzeihen Sie, daß ich solchergestalt Sie mit meinen Klagen und Seufzern behellige — „there are thoughts we cannot bannish, force their way without our will".

‚Obgleich das Thema auch nichts weniger als ein erquickliches ist', fährt Reichensperger fort, ‚glaube ich doch das Vorgehen Döllingers nicht unberührt lassen zu sollen, welcher plötzlich der Held und Liebling[1] aller Kirchenstürmer geworden ist.' Reichensperger verweist hierfür auf einen Artikel in der ‚giftgeschwollenen Saturday Review' (Nr. 288) und bemerkt dann: ‚Von heißblütigen Ultramontanen hört man dahingegen unsern Freund als den „deutschen Laguéronnière" bezeichnen. Ohne meinerseits auf solche Uebertreibungen ein

[1] Von Montalembert unterstrichen.

sonderliches Gewicht zu legen, glaube ich doch auch die fraglichen Vorträge [1] als ein untoward event [2] bezeichnen zu dürfen. Hoffentlich wird die von Döllinger in Aussicht gestellte, auffallend lange sich verzögernde Veröffentlichung des authentischen Textes das so vielen frommen Katholiken gegebene Aergerniß wenigstens theilweise wieder gutmachen. Wie sehr auch Döllinger von der Richtigkeit seiner Ansichten durchdrungen sein mag, gewiß war der Augenblick der bittersten Prüfung für den Heiligen Vater und die Kirche nicht der geeignete, denselben Ausdruck zu geben; auch in seiner Eigenschaft als Priester mußte er mehr Rücksicht auf die Stimme des Episkopates nehmen, dessen Feinden er nunmehr Waffen geschmiedet hat. Vor wenig Tagen noch rief mir bei einem Diner Vincke über die ganze Tafel hinweg zu: „Nun, jetzt werden Sie mich wohl absolviren, nachdem Ihr Döllinger sich im wesentlichen mit mir einverstanden erklärt hat." Im übrigen ist auch Herr v. Vincke mit seinen petits libéraux nichts weniger als sanft gebettet. Einerseits drohen ihnen die Demokraten über den Kopf zu wachsen, welche die größere Consequenz und Rücksichtslosigkeit voraus haben; andererseits lassen der Untergang Oesterreichs und die Vertreibung des Papstes zu lange auf sich warten, und man kann nicht Hand anlegen an den Aufbau des protestantischen Kleindeutschland mit preußischer oder schlimmsten Falls Coburger Spitze. Durch das fortwährende Laviren und Zaudern aber steigert sich die Verwirrung im liberalen Lager zusehends, und man weiß nicht mehr recht, nach welcher Seite hin man eigentlich Front machen soll. Heute hilft Vincke Italien „consolidiren", morgen frißt er die Polen und Lord Palmerston, obgleich doch deren Hilfe vor allem noth thut, um mit Oesterreich und dem Papste fertig zu werden u. s. w. Kurz, die zahme Revolution ist vollständig bügellos.

‚Nicht viel besser sieht es um unsere Regierung aus, welche weder den Muth hat, mit dem „Liberalismus" zu brechen oder sich auch nur offen auseinanderzusetzen, noch auch den Willen und die zureichende moralische Kraft, um irgendwelche feste Richtungslinie einzuhalten. Dazu die Polizeiskandale, welche die Bureaukratie discreditiren und von allen Feinden des Bestehenden aufs eifrigste ausgebeutet werden. Endlich fehlt es durchaus an hellsehenden, erprobten Staatsmännern, trotz der so viel gerühmten „preußischen Intelligenz" oder vielmehr zufolge derselben, da diese im Grunde weiter nichts ist als ein trübes Gemisch aller möglichen, sich wechselseitig neutralisirenden Ingredienzien. Irre ich nicht, so liegt noch eine tiefer gehende Speculation der Familie Coburg im Hinterhalt, welche allmählich die alten Dynastien supplementiren zu können hofft. Der Herzog von Coburg-Gotha hat sich

[1] Im Odeon zu München gehalten; sie behandelten die weltliche Herrschaft der Päpste.
[2] Von Montalembert unterstrichen.

offen an die Spitze des Nationalvereins, überhaupt der sogen. „modernen Bewegung" gestellt. . . .

‚Was unsern König anbelangt, so halte ich ihn für durchaus brav und wohlmeinend; allein er ist zu exclusiv militärisch gebildet, um die Situation durchschauen, geschweige denn beherrschen zu können. Summa summarum scheint es, daß wir einem immer ärgern Confusorium entgegengehen; ja im Grunde bietet dermalen nur das Herrenhaus noch einen Haltepunkt gegenüber der bewußten und der unbewußten Revolutionspartei dar, weshalb es denn auch fortwährend der Zielpunkt der heftigsten Angriffe ist. Hauptsächlich dadurch, daß es bezahlt wird und seine Mitglieder großentheils aus kleinen Beamten bestehen, entbehrt das Abgeordnetenhaus allzusehr des innern Haltes wie der äußern Autorität[1]. Doch genug von den hiesigen Dingen, die ohnehin nicht sonderlich schwer in die Wage des Weltschicksals fallen! Rom ist der Knotenpunkt, und ich fürchte, es wird bald ein Rom ohne Papst sein. Was dann?!'

Nicht geringere Sorge als die römische Frage bereiteten damals Reichensperger die innern Zustände seiner Fraction, die nichts weniger als einig war. Er mußte seinen ganzen Einfluß aufbieten, damit das Centrum, wie schon sein Name andeutete, zwischen dem ‚unbedingten Fortschritt' und dem ‚blinden Rückschritt' eine auf festen Principien beruhende, nach den beiden entgegengesetzten Richtungen hin mäßigende Haltung consequent bewahrte. Dazu kam, daß zahlreiche Fractionsmitglieder sehr wenig eifrig ihre Pflichten erfüllten.

Wie an der Berathung über den Erlaß eines Ministerverantwortlichkeits-Gesetzes, so betheiligte sich Reichensperger im Mai auch an der Militärdebatte[2]. Infolge derselben dauerte die Session bis in den Juni hinein. Man begreift den Ausruf in seinem letzten Berliner Brief an seine Gemahlin: ‚Gottlob, daß es aus ist!'

Während der Session hatten Reichensperger zwei Bücher ungemein interessirt: Döllingers ‚Kirche und Kirchen' und Janssens ‚Rheingelüste'. Ueber ersteres bemerkte er treffend in seinem Tagebuch: ‚Döllinger gegen das Papstthum — eine unbegreifliche Verirrung, wenn nicht zu dem Zwecke, um auch von den Protestanten endlich als ein Stern erster Größe anerkannt zu werden.' Zu Janssens ‚Rheingelüste' meinte er: ‚Nichts Neues in der Geschichte — aber die Völker lernen nichts aus der Geschichte, nicht einmal die Bedeutung und Tragweite des doch so einfachen Divide et impera.'

Die lange Session hatte Reichensperger sehr angestrengt. Er fühlte sich so angegriffen, daß er beschloß, nicht bloß mit Beginn der Ferien etwas

---

[1] Von Montalembert unterstrichen.

[2] Näheres darüber in der Schrift ‚Ein Rückblick', bes. S. 71 f.

Gründliches für seine Gesundheit zu thun, sondern bei den im Spätherbst bevorstehenden Neuwahlen überhaupt kein Mandat mehr anzunehmen. Offen spricht er sich in seinem Tagebuch über die Gründe dieses Entschlusses aus. ‚Ich bin‘, heißt es hier, ‚des Abgeordnetentreibens übersatt. Die Zumuthungen steigen von allen Seiten, und der Anerkennung ist so wenig, meine physischen und geistigen Kräfte werden überdies so sehr angespannt, daß ich nothwendig mich zurückziehen zu müssen glaube, um nicht vor der Zeit gänzlich aufgerieben zu werden. Die Regierung braucht uns nur als Unterfutter[1]. Kaum eine äußere Höflichkeit. So z. B. wurden, wahrscheinlich auf Auerswalds Veranlassung, v. Berg, André (ein Rother aus Roth) zur königlichen Tafel geladen und von uns nur seitens der Königin Notiz genommen, während der König selbst uns beide sichtlich ignorirte, desgleichen der Fürst von Hohenzollern. Als Ultramontane sind wir so halbwegs „unrein". — v. Patow hatte mir im vorigen Jahre, als er in mich drang, für das Provisorium in der Militärbudgetfrage zu stimmen, ausdrücklich versprochen, daß in diesem Jahre jedenfalls die 25% Zuschlag nicht mehr gefordert werden würden, was nun doch geschehen ist u. s. w. Kurz, man ist nur eben gut dafür, um gebraucht zu werden. Lästig sind wir aber immer. So hat Kühlwetter jüngst noch ex officio für die Wiederwahl Peusquens gewühlt gegen den von den Katholiken aufgestellten Haanen, und doch hatte Peusquen kurz zuvor für die vom König so ungnädig aufgenommene Consolidirungsadresse gestimmt. Bethmann arbeitet unausgesetzt, namentlich in Bonn, gegen die verfassungsmäßige Parität. (Beseler. Springer einstweilen mit tausend Thalern bedacht — v. Sybel. Schamloser Angriff des Prof. Dr. Schlottmann in Bonn auf den Katholicismus in seiner diesjährigen Einladungsschrift zur Stiftungsfeier.) Dazu kommt die Unterstützung der „Münchener Süddeutschen Zeitung" aus dem Berliner geheimen Fonds. Das zweideutige Verhalten der Regierung gegenüber Oesterreich, dem Nationalverein und der kleindeutschen Partei läßt einen überhaupt immer besorgen, daß man durch Unterstützung der Regierung am künftigen Ruin Deutschlands mitarbeite, und doch darf man ihr nicht füglich principiell opponiren, weil sie dann leicht vollends dem falschen Liberalismus zugetrieben werden könnte. Diese Situation macht das Manövriren in den Kammern überaus schwierig; haben sich die Pläne und Tendenzen wieder einmal demaskirt, weiß man, wo die gefährlichste Klippe liegt (der Pseudoliberalismus ist leicht gefährlicher als die franke Revolution), so wird man auch seinerseits wieder eine offene Fahne entfalten. Das nothwendige Laviren hat unsere Fraction auch im katholischen Volk in etwas discreditirt; das Volk verlangt Opposition und Spektakelstücke,

[1] Oder Kanonenfutter, wie es an einer andern Stelle des Tagebuches heißt.

traut der Regierung nicht und möchte vor allem weniger Steuern zahlen. — Im Innern der Fraction viel Lau- und Flauheit, Kokettiren mit dem Vinckeschen Liberalismus, vielleicht sogar Verdacht, daß ich von der Regierung gewonnen sei, etwas werden oder haben wolle. Alle Lasten soll ich tragen, überall die Fraction gegen Vincke u. Comp. vertreten, die Fractionssitzungen leiten in den Hauptcommissionen, dagegen reservirte man sich selbst die Freiheit des Nichtsthuns und des Abstimmens ad libitum. Einzelne stimmten sogar systematisch selbst in kleinsten Fragen gegen mich, um ja ihre Unabhängigkeit zu documentiren. Bei Beginn der Legislaturperiode wurde mein und meines Bruders Vorschlag, den Namen „Katholische Fraction" fallen zu lassen, zum zweitenmal verworfen, und ganz am Schlusse ließ man uns in der Militärfrage mit noch wenigen sitzen, um ja die Popularität nicht einzubüßen; hinter meinem Rücken ward noch über Willkür und Servilismus räsonnirt, obgleich niemand dem Führer folgte. In den letzten Wochen, wo die Sitzungen anhaltend und die Abstimmungen peinlich wurden, waren nicht weniger als sechzehn Fractionsmitglieder in die Heimat verschwunden. Mein Bruder ließ mich die ganze Last der Debatte allein tragen. Nur in Lieblingsmaterien trat er als Redner auf, um gleich darauf wieder zu verschwinden. Da er mit der Kammer und der Fraction nicht in fortwährendem Zusammenhang stand, verlor er Instinct für beide, namentlich ging er oft gerade gegen letztere an, was dann auch meiner Stellung schadete, da ich ihn nicht im Stiche lassen konnte. Als Mitglied der Finanzcommission zeichnete Peter sich aus wie überhaupt in allen Fragen, die er einmal in die Hand nahm; allein in der Hauptfrage, Vermehrung des Armeebudgets, ging er gegen unsere ganze Fraction an, indem er für das Ordinarium eine Rede hielt und stimmte, ohne vorher die Gemüther gehörig vorbereitet zu haben. Ich ließ mich mitfortziehen; obgleich sich sehr gute Gründe (insbesondere die Absicht, der Partei Vincke den „Drücker" auf die auswärtige Politik zu entziehen) dafür anführen lassen, war es doch unpolitisch, da auch im gesunden Volke mit Recht nichts mehr gescheut wird als die stets wachsende Ausdehnnng des Militärwesens. Es ist sehr angemessen, der im Winter bevorstehenden definitiven Lösung der Armeevermehrungsfrage aus dem Wege zu gehen, namentlich aber aller Welt zu zeigen, daß ich mich keineswegs zu der Ehre, an der Spitze der katholischen Fraction zu stehen, dränge. Jedenfalls ist es nicht rathsam, sich allmählich total abnutzen zu lassen als „Mädchen für alles". Es war mir kaum noch möglich, allen erforderlichen Convenienzrücksichten und den vielen Anmuthungen von außen zu entsprechen, zumal meine Nerven und Augen unter den anstrengenden Kammer- und Fractionssitzungen sehr litten. — Mein amtlicher und mein häuslicher Beruf treten allzusehr in den Hintergrund. Die arme Clementine vereinsamt im Winter. In zwei Jahren bezieht Karl die

Universität und hat bis jetzt doch nur eine mütterliche Erziehung gehabt. Freilich kann ich Gott nicht genug dafür danken, daß Clementine in jeder Hinsicht ein Muster ist; allein alles hat doch ein Ziel und Maß. — Ich muß auch einmal wieder etwas gründlicher studiren und arbeiten. Das Kammerleben demoralisirt und verflacht. Allerhand Aufgaben, z. B. über das hanseatische Haus in Brügge, eine Abhandlung über Görres für den „Correspondant" spuken mir im Kopf herum; es kann damit nur zur Geburt kommen, wenn ich einige ruhige Winter in Köln verleben kann. Ich fühle sehr wohl, daß ich möglicherweise der politischen Thätigkeit, die doch auch ihren Reiz hat, auf immer Valet sage. Aber sei es! Legt man nicht so viel Gewicht auf meine Anwesenheit in der Kammer, daß man mich wiederwählt, ohne vorher meine Zustimmung zu fordern, so zeigt dies, daß ich mehr oder weniger überflüssig bin. Ich will das also ruhig abwarten und vorderhand einmal von den Acteurs zu den Kritikern übergehen, deren Beruf jedenfalls unendlich leichter und bequemer ist.'

In ähnlicher Weise begründete er in einem Briefe an Karl v. Savigny seinen Entschluß. ‚Selbst wenn ich nach wie vor die Rücksicht auf meine Familie und so manche andere Lebensverhältnisse beiseite setzen wollte, so nöthigt mich doch der durch eine ziemlich angestrengte parlamentarische Thätigkeit von dreizehn Jahren herbeigeführte Zustand meiner Gesundheit, mindestens einmal eine längere Pause eintreten zu lassen. Der Entschluß, so mancherlei Fäden zu durchschneiden, ist mir in etwa durch die augenblickliche Situation und insbesondere durch das Verhalten des Ministeriums erleichtert worden. Nicht genug, daß wir Ultramontane den Regierungen durchweg nur als Kanonenfutter dienen sollen, sind uns überdies auch noch für die geleisteten Dienste Fußtritte zu theil geworden, wie dies u. a. der kleine hier beigeschlossene Beleg ergibt, wozu noch die Thatsache gefügt werden mag, daß der nur durch seine Ultramontanenhetzerei sich auszeichnende Regierungspräsident Kühlwetter in Aachen (1848er Andenkens) mit einem hohen Orden begnadigt worden ist, ferner die Berufungen Beseler-Sybel an unsere „paritätische" Universität. Andererseits war dem Ministerium nicht Opposition zu machen, ohne zugleich der revolutionären resp. quasirevolutionären Partei Vorschub zu leisten. Es ist vielleicht recht gut, daß die Liberalen sich einmal mit den Revolutionären ohne unser actives Dazwischentreten auseinandersetzen und die so lange schon im Nebel hin und her schwankende Situation sich etwas klarer gestaltet, einen etwas bestimmtern Charakter annimmt.'

‚Alea iacta est', heißt es zum 23. November im Tagebuch. ‚Durch die bereits am 3. Juni projectirte Erklärung[1] habe ich öffentlich am 21. d. M.

[1] Abgedruckt in den Köln. Blättern 1861, Nr. 270.

dem Kammerleben abgesagt, und zwar ohne allen innern Kampf, vielleicht weil ich mich schon seit so langer Zeit an den Gedanken gewöhnt hatte.'

Nicht wenig erregt hatte Reichensperger die Zumuthung, er möge auf einer Wählerversammlung in Euskirchen für seine eigene Wahl plädiren. Auch für den Fall, erklärt er am 23. November einem Freunde, daß ‚ich noch einmal die Rücksichten auf meine Familie und meine Gesundheit der politischen Pflicht unterordnen zu müssen geglaubt hätte, würde ich mich dort nicht präsentirt haben. Im Jahre 1849, als der Radicalismus noch etwas offener hervortrat, als er es dermalen angemessen findet, war ich vielleicht der einzige, der seinen Wählern, und zwar unaufgefordert, sich gegenüberstellte (in Bergheim und in Euskirchen), um Rechenschaft über meine von demokratischer und kleindeutscher Seite so heftig angefochtene Frankfurter Wirksamkeit abzulegen [1]. Jetzt aber, nach einer dreizehnjährigen parlamentarischen Thätigkeit und nachdem ich fast über jede wichtigere Frage vor aller Welt meine Ansicht kundgegeben und motivirt habe, wie ein Neuling mich ausnahmsweise katechisiren zu lassen, dazu bin ich, ehrlich gestanden, zu stolz. Ich sage: „ausnahmsweise", weil bei uns die englischen hustings noch nicht landesüblich geworden sind. — Ueberdies halte ich mich auch davon überzeugt, daß solche, welche mir nicht ohnehin ihr Vertrauen zuwenden, höchstens nur sehr ausnahmsweise andern Sinnes zu machen gewesen wären. Ein paar Phrasen der „Kölnischen Zeitung" über Ordinarium und Extraordinarium, über Kurhessen, über die unheilvollen Tendenzen der „Ultramontanen", welche ja sogar die officiöse „Sternzeitung" als ein „dem Kern und Wesen des preußischen Staatslebens schnurstracks entgegenlaufendes Element" bezeichnet, und was dergleichen mehr ist, würden bald den etwaigen Eindruck meiner Auseinandersetzungen wieder so ziemlich verwischt haben. — Ganz abgesehen von der so geschickt ausgebeuteten Ordinariumsfrage hätte ich aber auch noch in einer andern Beziehung der zur Zeit herrschenden „populären" Strömung mich nicht hingeben können. Bekanntlich ist diejenige Partei, welche am heftigsten gegen das Militärbudget losdonnert, so begeistert für die Creirung einer großartigen Flotte, daß sie sogar die betreffenden Gesetzesvorlagen und die daran sich knüpfenden Steuerzettel nicht abwarten kann, vielmehr bereits freiwillig ihre Opfergaben auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen begonnen hat. Mit pflichtmäßiger Offenheit hätte ich nun aber vor Ihrer Versammlung erklären müssen, daß ich meinestheils mich dieser liberalen sogen. „Flottenbewegung" nicht bloß nicht anschließen kann, sondern mich sogar vorkommenden Falles dagegen erklären würde, da dieselbe den Steuerzahlern eine ganz andere Millionen-Perspective in Aus-

[1] Vgl. oben S. 314 f.

sicht stellt als obbesagtes „Ordinarium“, welches man überdies von Jahr zu Jahr in der Kammer mit einer Majorität von nur einer Stimme reduciren kann und meines Erachtens unter gesichertern Zeitverhältnissen reduciren muß, wohingegen man eine einmal geschaffene und bezahlte große Flotte doch unmöglich verfaulen lassen darf. Doch — ich habe dem Politisiren ja abgesagt; man sieht, wie schwer es ist, von einer alten Gewohnheit loszukommen.‘

Reichenspergers Rücktritt vom parlamentarischen Leben erregte in weiten Kreisen schmerzliches Bedauern. ‚Zehn Jahre lang‘, schrieb Jörg[1], ‚hat die liberal-katholische Richtung, welche vom Rhein ihren Namen trägt, sich als „katholische Fraction“ in der preußischen Kammer glänzend ausgezeichnet. Mit ungebeugtem Muth hat sie ihre erhabenen Grundsätze: das Recht und die Freiheit der Kirche auf der Basis der allgemeinen politischen Freiheit aufzubauen, gegen den schweren Druck einer verfehlten Reaction vertreten. Wenn die Fraction in der neuen Kammer fast zu verschwinden scheint und ihr erprobter Führer, Appellrath August Reichensperger, von vornherein auf jede Wahl verzichtet hat, so ist dies ein schlimmes Symptom für die Volkszustände in Preußen, für die trefflichen Männer selbst aber eine Ehre. Der verkehrte Conservativismus hat sie einst als „revolutionär“ gehaßt und verworfen, jetzt werden sie nicht minder von der emporkommenden Demokratie verfolgt und verstoßen; ein „Ultramontanismus“ ist derselben wie der andere, sie macht nicht den mindesten Unterschied: der beste Beweis, daß diese katholischen Männer nur deshalb mit dem Cognomen „liberal“ bezeichnet werden, weil man leider noch immer nur diesen gemeinsamen Namen für alle hat, welche ein freies Verfassungsleben und zeitgemäße Rechtsordnungen anstreben, mögen sie übrigens aus himmelweit verschiedenem Geiste geboren sein.‘

Ebenso lebhaft wie Jörg bedauerte Montalembert den Entschluß seines Freundes. Letzterer entwickelte seine Gründe in einem längern Briefe vom 31. December 1861, in welchem die gesamte damalige Weltlage berührt wird. Anknüpfend an den Tod Lacordaires schrieb Reichensperger: ‚Ich kann nicht umhin, meinem schmerzlichen Mitgefühl über den Verlust Ausdruck zu geben, welchen die katholische Welt, ganz insbesondere aber Sie betroffen hat. Wie ich soeben lese, ist Lacordaire von Gott abberufen worden, gewiß um die himmlische Palme für sein heldenmüthiges Kämpfen und sein opferwilliges Streben zu empfangen. Ich weiß, wie innig Sie mit ihm verbunden waren, und kann mir denken, wie tief Sie die Trennung von dem Herzensfreunde empfinden. Vielleicht liegt nur in dem Gedanken eine Linde-

[1] Hist.-polit. Bl. XLVIII, 1027—1028.

rung für Ihre Trauer, daß der Verewigte das Ziel erreicht hat, nach welchem wir alle unausgesetzt streben sollen, und daß auf unsere schon so trübe Gegenwart eine noch dunklere Zukunft folgen zu sollen scheint, deren Leiden den Todten erspart sind. In der That, wohin der Blick sich auch immer wenden mag, allerwärts begegnet er unheilverkündenden Vorzeichen, nirgendwo wenigstens Symptomen eines entschiedenen Besserwerdens. Auch in unserem Preußen scheint eine Krisis heranzunahen. Die Wahlen haben ein für die Revolution relativ günstiges Resultat ergeben, d. h. in der bevorstehenden Session wird der Radicalismus so stark vertreten sein, daß er dem sich so nennenden Liberalismus mindestens die Wage halten kann. Ersterer hat sich selbst sein Grab gegraben, und die schwankende, nach links immer kokettirende Haltung des Ministeriums hat meines Erachtens den Rest dazugethan. Vielleicht wird die Krisis eine heilbringende sein, indem sie die Halbheiten verscheucht, möglicherweise aber kann sie auch der Anfang vom Ende sein; wahrscheinlich wird wohl erst noch eine Kammerauflösung statthaben, um es noch einmal mit der gegenwärtigen Verfassung zu versuchen.'

Dann geht Reichensperger auf die Gründe über, die ihn bestimmten, diesmal kein Mandat mehr anzunehmen. ‚Deuten Sie mir ja, ich bitte dringend darum, den reiflich erwogenen und von meinen zuverlässigsten Freunden gebilligten Schritt nicht übel. Ich habe zwanzig Gründe dafür, die jedenfalls zusammengesetzt jeder Gegenargumentation Widerstand leisten.' Er betont namentlich den ‚sehr prekären Zustand seiner Gesundheit'. ‚Der Sache, welche ich vertreten half, wird mein Austritt jedenfalls nur sehr geringen Nachtheil bringen, vielleicht sogar zum Vortheil gereichen. Meine Freunde hatten sich zu sehr daran gewöhnt, alles auf meine für die Last zu schwachen Schultern zu laden — durch das Zuvielerlei konnte ich nichts mehr ganz und recht machen. Das Aufreibendste für mich aber war die Leitung der Fractionsversammlungen nach den Anstrengungen des Tages, inmitten von dreißig bis vierzig dampfenden Tabakspfeifen oder Cigarren, wo jeder mitsprechen wollte, mochte er etwas von der Sache verstehen oder nicht. Meine Nerven, insbesondere aber meine Augen haben darunter sehr gelitten. Dies sowie überhaupt die Berliner Lebensweise sind Dinge, die ein Draußenstehender selten in Anschlag bringt, und die ich hier auch nur um deswillen erwähne, weil mir so viel daran liegt, von Ihnen nicht mißverstanden zu werden. — Ich mußte nothwendig die Hände einmal wieder ganz frei bekommen, auch der Regierung gegenüber und so manchen andern Verhältnissen. — Trotz alles Fortschritts-Treibens und des perfiden Gebarens nicht bloß der „liberalen", sondern auch der ministeriellen Tagespresse wird unsere katholische Partei sich wieder so ziemlich vollzählig in der Kammer einfinden, und hoffe ich, daß sie dort glücklich überwintert. Um die Frühjahrszeit — wenn nicht schon früher — dürfte sich wohl so manches

in den Angeln herumdrehen, daß wir dann vor einem ganz neuen Bilde stehen, dessen Zeichnung wir einstweilen noch dem Finger Gottes überlassen wollen. Komme es aber auch, wie es kommen möge — für italienische Zustände ist unser Deutschland doch noch nicht reif[1]. Wir haben den Rechts-Verfassungsstaat[2] trotz all unseres windigen Liberalismus und Radicalismus denn doch ein bißchen mehr in unser Fleisch und Blut verwandelt, insbesondere aber besitzen wir noch einen kräftigen Mittel- und Bauernstand, während in Italien der Städtepöbel, besitzlose Tagelöhner und Hirten die große Masse bilden; endlich scheint mir auch unsere sogen. gebildete Welt noch nicht ganz so[2] in Phrasenthum und in Nichtsthun verkommen zu sein wie die italienische, die fast nirgendwo der Revolution einen Widerstand entgegengesetzt hat. Ich glaube mit einem Worte, daß, falls die Flammen nicht von außen in unser Land hereinschlagen, dasselbe noch eine 1848er Katastrophe glücklich überstehen wird. Sie sehen, ich verzweifle wenigstens noch nicht.‘ Auf die Königsberger Krönung zurückblickend betont Reichensperger, ‚daß die ganze Haltung des Königs auf mich einen ebenso wohlthuenden Eindruck machte, wie sie unsere „Liberalen“ ärgert. Für ihn persönlich war es keine Komödie — der Mann glaubt noch an Gott und an seinen königlichen Beruf[2] — ob er letzterem aber gewachsen ist, das ist freilich eine andere Frage. Der so glänzenden Berliner und Königsberger Illumination ist in den Wahlen der Contrast alsbald auf dem Fuße gefolgt; es war, als wenn man dort geradezu darauf studirt hätte, dem König möglichst widerwärtige Persönlichkeiten zu Deputirten auszusuchen, die crême des Jahres 1848; — die Erniedrigung des Königthums und die Beleidigung des Königs scheint fast ein Hauptzweck der Partei zu sein, welche es letzterem nicht verzeihen kann, daß er Anstand nimmt, sich an die Spitze des Nationalvereins zum Zwecke der Revolution und Unificirung Deutschlands zu stellen. Aus letzterem Grunde sind in den katholischen Theilen der Monarchie die Wahlen durchweg verhältnißmäßig conservativ ausgefallen. In den alten Provinzen scheint mit der Autorität des Junker- und Soldatenthums auch die des Königthums gebrochen zu sein; eine andere aber gibt es dort schon seit Jahrhunderten nicht mehr. Machiavelli gibt irgendwo den Rath, daß man entweder ganz gut oder ganz böse sein müsse; ich bezweifle, daß unser König sich zu dem einen oder dem andern wird erschwingen können — die Halbheit wird wohl nach wie vor bei uns das Staatsruder führen. Ihr Kaiser scheint seinen Machiavelli besser studirt zu haben. Der gegen den Vincenzverein geführte

[1] Zu dieser Bemerkung hat Montalembert mit Rothstift zwei große Fragezeichen gemacht.

[2] Von Montalembert unterstrichen.

Schlag, und was alles seither sonst darauf gefolgt ist bis zur Absetzung Laprade's und der Verwarnung des „Correspondant“ herab, deutet darauf hin, daß man auch vor dem Aeußersten nicht zurückschreckt, falls die kleinern Mittel nicht ausreichen, um Frankreich zum blinden Werkzeug der imperialistischen Politik zu machen.‘

In einem Briefe vom 15. Januar 1862 kommt Reichensperger auf die Wahlen zurück, die ‚ein für den Nationalverein oder die Demokratie überraschend günstiges Resultat zuwege brachten‘; er betont hier nochmals: ‚Nicht wenig hat dazu die fast mehr als zweideutige Haltung des Ministeriums beigetragen, dessen Organe gegen die Conservativen, insbesondere gegen „die Feudalen und Ultramontanen“ förmlich hetzten, um sich eine Hinterthüre nach Kleindeutschland hin offen zu halten, welches denn nun auch wieder vom Grafen Bernsstorff förmlich inaugurirt worden ist. Ich erachte es indes für kein Unglück, daß der stete Maskenwechsel des Nationalvereins und die Tergiversationen des Ministeriums voraussichtlich nunmehr ein Ende nehmen müssen.‘ — Weiterhin betont Reichensperger, daß es ‚keineswegs seine Absicht sei, definitiv und auf Lebenszeit der parlamentarischen Thätigkeit abzusagen‘. Montalembert hatte ihm nämlich am 7. Januar geschrieben: ‚Ich begreife, daß Sie eine Erholung nöthig haben, aber ich hoffe, daß Ihr Rücktritt nicht lange andauern wird und Sie bald wieder Ihren Platz einnehmen an der Spitze der katholischen Partei im preußischen oder vielleicht im deutschen Parlament; denn Sie werden sehen, daß es zu letzterem bald kommen wird.‘

Auch in der katholischen Presse wurden gegenüber sehr bedauerlichen Angriffen, welche von einer ‚Desertion‘ Reichenspergers gesprochen hatten, Stimmen laut, die sich höchst ehrend über sein Wirken aussprachen und der Hoffnung seiner Rückkehr zur parlamentarischen Thätigkeit Ausdruck verliehen. So schrieb das Mainzer Journal (Nr. 276): ‚Dreizehn Jahre, in Frankfurt, Erfurt und Berlin, kurz, solange wir ein parlamentarisches Leben haben, ist Reichensperger stets Abgeordneter gewesen; er gehört zu den wenigen Auserwählten, die seit 1848 den Kampfplatz nicht verlassen haben; unter den Hervorragendsten ist er der einzige, der alle Sessionen mit durchgemacht hat. Eine Pause ist ihm daher wohl zu gönnen. Eine Pause, sage ich, denn weiter soll die Ablehnung des Mandates von seiten Reichenspergers nichts sein; daß er sich für immer vom Schauplatze der parlamentarischen Thätigkeit zurückgezogen habe, daran ist nicht zu denken.‘

Seine Muße benutzte Reichensperger zu Kunst- und Literaturstudien, aber auch ‚in politicis‘ war er während des Winters nicht unthätig. Dies beweist seine im Frühling 1862 erschienene Schrift: ‚Phrasen und Schlagwörter. Ein unentbehrliches Noth- und Hilfsbüchlein für Zeitungs-

leser.‘[1] Die Arbeit trägt als Motto die Worte Pius’ IX.: ‚Man muß den Wörtern ihre Bedeutung zurückgeben.‘ In dem geistreichen Vorwort bezeichnet der Verfasser es als seine Absicht, ‚die allmähliche Umbildung der alten Begriffe und Wörter durch den modernen Liberalismus zu ermitteln‘. Die Ausführung ist eine meisterhafte. Mit der Fackel der Wahrheit und dem Funken des Witzes werden in dem kleinen, aber inhaltsschweren Büchlein in alphabetischer Reihenfolge die Zauberwörter der falschen Liberalen und Fortschrittsleute beleuchtet, so namentlich die noch heute in gewissen Kreisen beliebten Phrasen von Aberglauben, Aufklärung, Bildung, Confessionalismus, Freiheit, Fortschritt, Freisinnig, Freie Forschung, Geistesthat, Gesinnungstüchtigkeit, Geistesknechtschaft, Humanität, Intelligenz, Nichtintervention, Freie Wissenschaft u. s. w.

Reichensperger hatte stets die Freiheit geliebt und sich selbst einst mit Recht ‚liberal‘ genannt; wenn irgend jemand, so war er berechtigt, den modernen falschen Liberalismus, wie er sich in den landläufigen Phrasen und Schlagwörtern ausprägte, auf seine wahre Bedeutung zu prüfen. Das Ergebniß faßte er also zusammen: ‚Liberal hat dermalen zumeist nichts mit der echten Freisinnigkeit gemein, ist vielmehr das gerade Gegentheil davon. Der Freisinnige will die Freiheit auch für andere, der Liberale nur für sich; der Freisinnige erachtet es für möglich, daß er in seinen politischen Ansichten sich täuscht, der Liberale hält sich stets für unfehlbar; der Freisinnige faßt stets zunächst die Rechtsfrage, der Liberale die Machtfrage ins Auge; der Freisinnige schont, ja schützt die Minorität, der Liberale tritt sie mit Füßen, sobald er nicht mehr selbst dazu gehört; der Freisinnige achtet religiöse Ueberzeugungen, selbst wenn er dieselben nicht theilt, der Liberale sieht auf jede positive Religion, ganz besonders aber auf den christlichen Offenbarungsglauben mit souveräner Verachtung herab — mit einem Worte: der Liberale sieht und sucht vor allem das eigene Ich; was seinem Vortheil und seiner Ansicht widerstreitet, muß mit allen Mitteln niedergehalten werden. Ein Hauptmerkmal der „Liberalen“ ist noch, daß sie sich für viel gescheiter halten als alle andern Leute und deshalb glauben, dieselben in aller Bequemlichkeit ausnutzen und, sobald es ihnen beliebt, beiseite werfen zu können. So meinen sie dann auch, kraft ihrer untrüglichen Recepte für alle Staatsabnormitäten, jeder von ihnen in Gang gebrachten „Bewegung“ nach Gutdünken Halt gebieten oder sie doch in ein beliebiges Geleise hineinschieben zu können. — Bekanntlich wird durch fremden Schaden fast niemand belehrt,

---

[1] Die Schrift entstand im Gespräch mit Kolping; einzelne Theile derselben wurden in den Volksblättern des Gesellenvaters zuerst veröffentlicht. Siehe Schäffer, Kolping (Münster 1880) S. 274.

die Liberalen aber selbst nicht durch eigenen; so oft sie auch schon Basiliskeneier ausgebrütet haben, immer lassen sie sich solche wieder von neuem unterschieben; berauscht von ihren eigenen Phrasen, gedenken sie des Wortes nicht, daß „wer Wind säet, Sturm erntet“. Der zahme Liberalismus frißt der wilden Demagogie so lange aus der Hand, bis letztere ihn plötzlich mit einem kühnen Griffe packt und zur Schlachtbank führt. Der Liberalismus kennt nur Ziele, keine Grundsätze und keine Principien, keine bleibende Unterscheidung zwischen Recht und Unrecht; er übersieht dabei, daß die Männer der That die Männer des Wortes stets überholen und daß die von ihm betriebene Auflösung nur dazu dient, um die Zerstörung zu erleichtern und zu beschleunigen, daß, mit einem Worte, die Waffen, die er schmiedet, am Ende meist gegen ihn selbst gekehrt werden. Der Liberalismus war ebenso wie seine Milchschwester, die Bureaukratie, dem Alterthum unbekannt; er ist ein Product der Trennung von Theorie und Praxis, der sogen. Wissenschaftlichkeit, sowie der modernen Aufklärungs-Industrie und Halbbildung. Insofern repräsentirt er in der That das „moderne Bewußtsein“, in dessen Verschwommenheit die Charaktere mehr und mehr untergehen, während der Mund von „Principien“ überfließt. Unter diesen Principien sind meist die Menschenrechte von 1789 gemeint, deren gesunder Theil bloß die uralten Lehren des Christenthums reproducirt, welche allerdings unter dem absoluten Königthum nur zu sehr in Vergessenheit gerathen waren. Auf diese „Erklärung der Menschenrechte“ pfropfte später die liberale Partei, ein Gemisch von Jakobinern, Imperialisten und Ideologen, jene Doctrin, welche dermalen noch in Deutschland als Gespenst umgeht, nachdem Frankreich sie im Jahre 1848 zur Erde bestattet hat. Der Liberale will nie so recht etwas Ganzes, er hat auch eine instinctive Abneigung gegen alles Extreme; allein da es ihm an Grundsätzen fehlt, welche seinen Gelüsten einigermaßen die Wage halten könnten, so tritt er dem Extreme auch niemals entschieden entgegen, oder doch höchstens erst, wenn es zu spät ist. Zu allem, was der Liberalismus seiner Aufmerksamkeit würdigt, macht er sich sofort ein Schema fertig, in welches die Dinge und Personen sich zu fügen haben, wonach er die Adern unterbindet und die Bäume beschneidet; nichts läßt er frei wachsen. Die Negation und der Formalismus constituiren sein innerstes Wesen; die Begriffe treten bei ihm an die Stelle der Realitäten, die Theorien an die Stelle der Praxis, die Bücher verdrängen die Thaten; Centralisiren, Nivelliren und Uniformiren, aber das alles nur unter seiner ausschließlichen Leitung, ist seine höchste Lust. Das bedenklichste aber ist, daß dem Liberalismus über all seinem Raffinement und seiner Klugheit der Sinn für Wahrheit immer mehr abhanden kommen muß. Daher seine Lust an der Phrase und sein unbedingtes Vertrauen auf deren Macht. Ihm ist nichts antipathischer als die Ur- und

Grundwahrheit und deren Hüterin, die Kirche. Während der Liberalismus andern das Stürmen überläßt und sich mit den Trophäen einer „Wahlschlacht“ begnügt, sucht er den Gottesbau allmählich zu unterminiren, und seine Gänge sind nicht selten kunstreich genug angelegt, um die Außenwerke ernstlich zu gefährden. Bei der Abneigung der Besitzenden gegen alles Aeußerste construirt sich der Liberalismus in der Regel zwei Extreme, zwischen welchen er dann in seiner hohen Mäßigung und Billigkeit die richtige Mitte einhält. Seinem Grundwesen nach ist der Liberalismus überall derselbe, wie sehr auch seine äußere Erscheinung, je nach der Verschiedenheit der Länder und Situationen, wechselt: es ist ein Schmarotzergewächs, welches fort und fort an dem Baue der Geschichte bohrt und nagt, während es denselben scheinbar mit blühendem Leben umkleidet. Er verschwindet übrigens in der Regel, sobald die von ihm vorbereiteten Katastrophen hereinbrechen.‘

In höchst drastischer Weise stellt Reichensperger in seiner Schrift die Wahrheit neben die Lüge, die Consequenzen neben die Theorien und ‚zieht dem modernen falschen Liberalismus unbarmherzig die Maske vom Gesicht und entfernt die Draperien, mit denen er sich umhüllt‘ [1]. Gleichsam als Schriftproben mögen die Definitionen einiger noch immer sehr beliebter Schlagwörter folgen:

‚Bildung besitzen alle diejenigen, welche von den „ererbten religiösen Vorurtheilen“ sich losgemacht haben, eine liberale Zeitung, und zwar nur eine solche zu lesen pflegen und bei einer Leihbibliothek abonnirt sind. Der Inbegriff dieser Leute heißt „die gebildete Welt“. Dieselbe hat natürlich vorzugsweise in den Hauptstädten ihren Sitz, wo sie dann namentlich abends die Theater füllt und beispielsweise die Zauberoper „Flick und Flock“ oder den noch sublimern Esprit des „Orpheus in der Unterwelt“ einige hundertmal unter stürmischem Applaus an sich vorüberziehen läßt.‘

‚Parität, confessionelle, bedeutet im Munde nicht weniger, dem zeitgemäßen Fortschritt huldigender Liberalen soviel wie Freigebung und rechtliche Gleichstellung aller religiösen Bekenntnisse, mit alleiniger Ausnahme des römisch-katholischen. Von dieser Grundanschauung aus hat überhaupt die Regelung des Verhältnisses der Kirche zum Staate stattzufinden, wenn man den Anforderungen des „Zeitgeistes“ gerecht werden und sich nicht für immer mit dem Fortschritte überwerfen will. Alles muß gleich sein vor dem Gesetze — nur nicht die katholische Kirche; alles muß in möglichster Unabhängigkeit auf die eigenen Füße sich stellen dürfen — nur nicht die katholische Kirche; in allen Beziehungen muß dem Polizeistaate ein Ende gemacht werden — nur

[1] Janssen in der ‚Katholischen Bewegung‘ V (Würzburg 1872), 444—445.

gegenüber der katholischen Kirche ist die polizeiliche Bevormundung ein unveräußerliches, heiliges Majestätsrecht; nirgendwo dürfen Ausnahmsgesetze weiter geduldet werden — nur die katholische Kirche und deren Diener müssen ohne Murren sich solche gefallen lassen; die Testirfreiheit ist unantastbar, insofern keine Notherben vorhanden sind — nur für kirchliche Zwecke darf dieselbe nicht in Ausübung gebracht werden; die Freizügigkeit ist wie das freie Vereinsrecht ein unveräußerliches Menschenrecht — nur die Ordenspriester der katholischen Kirche oder doch jedenfalls die Jesuiten „und was nur immer mit denselben zusammenhängt“, dürfen ohne specielle Regierungserlaubniß keine Landesgrenze überschreiten, nirgendwo sich eine feste Stätte gründen. Keinem darf das freie Wort zur Geltendmachung und Propagirung seiner Ueberzeugung im mindesten verkümmert werden — nur mit den Verkündern der katholischen Religionslehre ist ohne Knebel und Sordinen nicht auszukommen. So verlangen es gebieterisch jene Apostel der „modernen“ Freiheit, von welchen der Dichter singt:

Plume themselves in freedom's pride,
Tyrants stern to all beside [1].‘

‚Philister (der Ausdruck gehört zwar nicht zu den Schlagwörtern, ist aber unzertrennlich von denselben, da der Philister deren Hauptobject bildet) sind diejenigen, welche, obgleich hundertmal durch die vorgedachten oder ähnliche Redensarten getäuscht, sich doch nach wie vor an der Nase herumführen lassen. Die liberale Presse nennt diese Menschengattung mit dem allerdings auch recht bezeichnenden Namen „Männer der Aufklärung und des besonnenen Fortschrittes“. Eine besonders curiose Species ist der liberale Zeitungsphilister. Bevor derselbe morgens seine Zeitung gelesen hat, ist er nur ein halber Mensch; über dem Lesen aber geht ihm ein Licht nach dem andern auf, so daß er abends beim Schoppen über alle Tagesfragen sprechen kann wie ein Buch und nicht begreift, wie es möglich ist, anderer Meinung zu sein. Eine Art von Hochschulen für das Zeitungsphilisterium sind die Casinolesezimmer. In feierlicher Stille, die Denkerstirne bald auf den einen bald auf den andern Ellenbogen gestützt, sitzen sie hier und machen den Eindruck, als ob auf ihnen zunächst der schwere Beruf laste, die Welt in den Fugen zu halten. Hier entspringt eine Hauptquelle der „öffentlichen Meinung“; damit dieselbe nicht durch unreine Elemente getrübt werde, halten die betreffenden Directionen alles Gedruckte, was nicht „liberal“ ist, auf das sorgsamste aus den heiligen Hallen der Aufklärung fern. Ein als Menschenkenner berühmter Franzose hat den Ausspruch gethan, daß niemand

[1] ‚In gewöhnliche Prosa übersetzt: Im Freiheitsdünkel einherstolzirend, treten sie alles, was nicht denkt und will wie sie, tyrannisch mit Füßen.‘

das Böse lediglich um des Bösen willen thue oder wolle. Ganz sicher findet dieser Trostspruch auf unsern Philister Anwendung. Er meint es vielmehr im Grunde ehrlich; nur ist er gar zu sehr geneigt, sich in betreff der Natur des Bösen täuschen zu lassen und nach allem, was glänzt, hastig zuzulangen. Als das wirksamste Täuschungsmittel erweist sich aber bei ihm, neben dem Eigennutze, die Eitelkeit. Die Fabel von dem Fuchse, der dem Raben durch die Belobung seiner schönen Singstimme den Käse aus dem Schnabel herauslockt, wiederholt sich bei ihm alle Tage, allerorten. Die liberalen Zeitungsschreiber sind die schlauen Füchse, ihre Abonnenten die vertrauensseligen Raben. Sagten erstere gerade heraus, was sie meinen und vorhaben, so würden gar viele, einer nach dem andern, auf und davon fliegen. Der liberale Journalismus weiß das auch ganz wohl und geht darum seinem Philisterium gegenüber noch einen Schritt weiter, als selbst Talleyrand gegangen ist. Er bedient sich der Sprache nicht bloß, um seine Gedanken zu verbergen, sondern, wie schon eingangs bemerkt, um die Sprache gegen sich selbst zu kehren, um Recht zu Unrecht, Lüge zu Wahrheit umzustempeln. Und er kann ganz ruhig sein: der Philister wird durchweg alles, was aus dieser Werkstätte kommt, treuherzig als echte, bare Münze hinnehmen und weiter in Umlauf zu bringen suchen. Dafür titulirt ihn denn die Zeitungspresse als den „wahrhaft intelligenten Theil der Nation“. Zur Charakteristik des liberalen Philisters gehört endlich noch, daß er „grundsätzlich“ nichts für das Allgemeine thut und opfert, dafür aber diejenigen, welche solchem Grundsatze nicht beipflichten, immer auf das schärfste kritisirt, indem er alles besser machen könnte, wenn er nur — wollte. Er ist überhaupt ein Freund des behaglichen Lebensgenusses und wird stets einem Truthahn vor einem Adler den Vorzug geben. Trotzdem sind seit 1789 fast alle Revolutionen hauptsächlich durch die flottante Masse der Bevölkerungen zu stande gekommen, deren Kern unser Philister bildet, weshalb denn auch, wie gesagt, auf ihn vorzugsweise alle die hochtönenden Schlag- und Stichwörter berechnet sind.‘

Die Schrift, in welcher Reichensperger ‚kurz, körnig, aber auch kaustisch und pikant‘ den falschen Liberalismus und seinen Gegensatz zur echten Freisinnigkeit charakterisirte[1], eröffnet zugleich tiefe Blicke in das moderne Parteitreiben und die Geschichte der letzten Jahre — sie ist gewissermaßen ein Miniaturbild der Zeit. ‚Die Art der Behandlung,, meinte der Verfasser

[1] Vgl. die treffliche Recension, welche die Hist.-polit. Bl. LII, 654 f. unter dem Titel: ‚Dr. Reichensperger: Freigesinnt, aber nicht liberal‘ brachten. Vgl. auch Ungewitters Briefe S. 214 und Steinle und Reichensperger S. 88—89. Siehe ferner den ausgezeichneten Artikel ‚Zur Geschichte einiger Schlagworte‘ im Westfäl. Volksblatt 1863, Nr. 14. 15. 16.

bei Zusendung seiner Arbeit an Montalembert, ‚wird Ihnen schwerlich zusagen. Wenn man aber so Tag für Tag die Atmosphäre der „Kölnischen Zeitung“, dieser Erzlügnerin, athmet, welche 18 000 Abonnenten systematisch mit homöopathischen Dosen vergiftet, so kann man sich endlich eines kräftigen Räusperns kaum erwehren. Jedenfalls habe ich wissentlich nicht übertrieben oder carikirt; es ist eben nur eine allmählich aus besagtem Blatte veranstaltete Blüthenlese. Ich bildete mir ein, daß in solcher Art dem blöden Sinne des Zeitungspublikums noch am ersten beizukommen sein möchte; mit ernsten, feierlich ausgesponnenen Deductionen ist da wenigstens kaum etwas auszurichten, und zwar schon aus dem einen Grunde, weil sie ungelesen bleiben. Freilich kann es auch diesem Versuch leicht nicht besser ergehen.‘

Diese Befürchtung traf nicht ein. Innerhalb eines Jahres erschien eine holländische Uebersetzung[1] sowie eine neue, ‚bedeutend vermehrte‘ zweite Auflage[2]. Mit köstlichem Humor dankte der Verfasser in der Vorrede zu derselben ‚den verehrlichen Redactionen derjenigen Zeitungen, welchen die Phrasen und Schlagwörter entnommen sind. Es lag die Besorgniß ziemlich nahe, daß dieselben wegen Verletzung ihres literarischen oder, richtiger ausgedrückt, künstlerischen Eigenthums Klage führen und den Verfasser in unerquickliche Händel verwickeln könnten. Allein statt dessen haben dieselben mit wirklich seltener Selbstverläugnung auch nicht die mindeste Notiz von dem Plagiate genommen, eine Großmuth, die immer anerkennenswerth bleibt, auch wenn derselben etwa theilweise das Bewußtsein der Unerschöpflichkeit ihrer Productionskraft zum Grunde gelegen haben sollte. Sothane Nachsicht hat mich denn auch ermuntert, für die gegenwärtige Ausgabe die Blüthenlese zu vervollständigen und häufiger, als in der frühern geschehen ist, den Fundort zu bezeichnen, womit Liebhabern das weitere Nachsuchen wesentlich erleichtert wird.‘

Reichenspergers ‚Phrasen‘ erschienen wie gerufen zu den Wahlen, welche nach der Auflösung des Landtages (11. März 1862) ausgeschrieben worden waren. Die wichtigen Ereignisse, welche hierzu wie zu einem Ministerwechsel geführt hatten, erzählt Reichensperger also: ‚Der Hagensche Antrag auf sofortige weitere Specialisirung des Staatshaushaltsetats war am 6. März mit 171 gegen 143 Stimmen zum Beschluß erhoben worden, obgleich der Finanzminister Herr v. Patow dringend um ein freundliches Entgegenkommen gebeten, die spätere Verwirklichung des Antrages in bestimmte Aussicht gestellt

---

[1] Vgl. über dieselbe Mainzer Journal 1863, Nr. 212.

[2] Bis zum Jahre 1873 erlebten die ‚Phrasen‘ fünf Auflagen; in dem genannten Jahre erschien auch eine freie, von Dr. A. de Noue besorgte französische Uebersetzung unter dem Titel: Les Rengaines ou Piperies du Langage. Liége 1873.

und sehr deutlich die Frage für eine sogen. Cabinetsfrage erklärt hatte. Die Mitglieder des Centrums (katholische Fraction) stimmten sämtlich gegen den Antrag, weil sie den Fortbestand des Ministeriums oder der Kammer nicht auf diese Karte setzen zu dürfen glaubten — die fortschrittliche Majorität aber war unerbittlich; sie hält bekanntlich viel auf Popularität, und nichts konnte populärer sein, als die Staatsausgaben möglichst zu controlliren und einzuschränken. Demgemäß wurde denn auch bei den Neuwahlen der Hagensche Antrag für den Prüfstein der Brauchbarkeit aller Candidaten erklärt: nur wer dafür gestimmt hatte, sollte Anspruch auf den Ehrentitel eines Volksmannes und auf einen Sitz in der Kammer machen können.'

In der vorhergegangenen Session hatte Reichensperger anläßlich des Ministerverantwortlichkeits-Gesetzes treffend bemerkt, ‚derjenige werde stets die Massen vorzugsweise hinter sich haben, welcher die wohlfeilste Regierung verspreche, und die Partei könne immer am leichtesten solche Wohlfeilheit in Aussicht stellen, welche am weitesten von den Regierungsleuten entfernt stehe'. Wie richtig er vorausgesehen, zeigte die Agitation anläßlich der Neuwahlen, bei welchen die Wirksamkeit der Parole ‚Für oder gegen den Hagenschen Antrag' sich nur zu sehr erprobte. ‚Allerwärts tauchten neue Volksmänner auf, welche zugleich mit den alten eine wohlfeile Regierung, insbesondere eine Herabsetzung des Militärbudgets versprachen, und das Volk ließ seinerseits gänzlich außer acht, daß es dieselben Leute seien, deren Führer und Organe Millionen über Millionen zugesagt hatten, wenn nur die Regierung eine „energische" deutsche Politik machen wollte, ja die eine „deutsche Flotte unter preußischer Führung" stürmisch verlangten, möge sie kosten, was sie immer wolle.'

‚Daß die Kammerauflösung aus Veranlassung einer Budgetfrage erfolgte,' heißt es in einem Briefe an Montalembert vom 15. April 1862, ‚war ein Mißgriff, welcher sich bei den Neuwahlen sehr gegen die Regierung wenden wird. Allein die Minister hatten kein gutes Gewissen in Bezug auf die deutsche und die italienische Frage und wollten daher die Debatten in betreff derselben nicht erst abwarten. — Die Gegensätze zwischen parlamentarischem und monarchischem Regiment, mit welchen die officielle und die officiöse Presse sich jetzt abmüht, sind für die Masse des Volkes zu subtil und abstract, so daß ich an das Zustandekommen einer gouvernementalen Kammer nicht glaube, zumal da der principlose Pseudo-Liberalismus auch immer mehr Terrain verliert. Aber was dann? Um der Revolution, mit der man viel zu lang kokettirt hat, zu entgehen, wird man vielleicht von oben herab eine Revolution versuchen. — Was mich namentlich noch bekümmert, ist der Umstand, daß ein Theil meiner Parteigenossen par dépit gegen die Regierung (welche freilich uns „Ultramontane" stets nur als Unterfutter vernutzen möchte und demnächst unsere Dienste mit Fußtritten honorirt) sich bei den

Wahlen passiv verhalten will. Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß es keine bedenklichere Politik gibt, als die des Nichtsthuns, arbeite ich derselben nach Kräften entgegen und habe ich die freisinnigen Katholiken um das Ihnen zugesandte Wahlprogramm zu sammeln mich bemüht. Bei der Beurtheilung dieses Programms bitte ich nicht zu vergessen, wie mancherlei Rücksichten ich nehmen mußte. — Wie schwer es mir auch ankommt und wie sehr meine Gesundheit auch noch der Kräftigung bedarf, so habe ich mich doch entschlossen, in Anbetracht der Zeitverhältnisse, wieder ein Mandat anzunehmen, ohne jedoch mich irgendwie als Wahlcandidat zu präsentiren.'

Diesen Worten entsprechend hat Reichensperger gehandelt. In dem von ihm verfaßten, ‚Köln den 7. April 1862' datirten Wahlprogramm seiner Partei heißt es: ‚Unser Wahlspruch sei: Jedem das Seine, Recht für alle! im Gegensatze zu dem sogen. Rechte der vollendeten Thatsachen und der Politik des Erfolges, wie sie anderwärts geübt wird. Wir wollen nur die Freiheit, welche im Christenthum, der Lebensquelle aller gesunden Civilisation, wurzelt, und ist unser Zielpunkt auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens die freie Kirche im freien Staate. Wir wünschen die staatliche Freiheit durch möglichste Verwirklichung des Princips der Selbstregierung, die kirchliche durch die thatsächliche Herstellung der grundgesetzlich verbürgten Parität der großen christlichen Confessionen gefördert zu sehen. Wir wollen einstehen für das verfassungsmäßige Recht des Volkes und dessen Fortbildung; aber wir halten zugleich fest an der Ueberzeugung, daß die monarchische Ordnung mit einem starken Königthum an der Spitze der beste Schirm jenes Rechtes sei. Weiter ist unser Streben auf eine immer festere Einigung des großen deutschen Vaterlandes gerichtet; wir verwerfen aber eine Consolidirung desselben im Sinne und mit den Mitteln des sardinischen „Fortschrittes". Damit nicht im Frieden die Kraft verzehrt wird, deren der Krieg bedarf, und zugleich das verfassungsmäßige Recht des Volkes immer mehr eine Wahrheit werde, wollen wir eine gerechte Vertheilung der Staatslasten, sowie Regelmäßigkeit und möglichste Controllirung in allem, was den Staatshaushalt betrifft, insbesondere aber eine Einschränkung der Ausgaben für militärische Zwecke in solchem Maße, wie es nur immer die Sicherheit des Staates gestattet. Wir sind der Ansicht, daß eine Erhöhung der Steuern für jene Zwecke unter den obwaltenden Verhältnissen nicht thunlich sei; überhaupt erachten wir es für geboten, ernstlich auf Ersparungen Bedacht zu nehmen, und zwar hauptsächlich dadurch, daß auf ein immer einträchtigeres Zusammenwirken der nationalen Kraft von ganz Deutschland hingearbeitet wird. — Wenn irgendwo, so gilt hier das Wort: Einigkeit macht stark!'

‚Meine Nerven', gesteht Reichensperger in einem Briefe an einen Freund, ‚gestatten sozusagen ein dolce far niente nicht mehr. Die Dinge regen mich

zu sehr an, mein Interesse wird wach, und fast unwillkürlich setzen sich die Hände in Bewegung.' So betheiligte er sich denn auch durch Artikel in den ‚Kölnischen Blättern' an der Bewegung für die Neuwahlen; für seine eigene Candidatur that er jedoch nichts. Trotzdem wurde er an mehreren Orten (Landkreis Köln, Neuß, Düren, Aachen, Lüdinghausen) als Candidat aufgestellt.

‚Ich betrachte', schrieb er am Wahltage, ‚den Ausfall als eine höhere Fügung und will mich in jeden Ausfall ruhig fügen. Wer kann auch nur die nächste Zukunft berechnen? Wäre ich Herr meiner Nerven, so würde ich mich gern noch einmal in die Action begeben, da ein neues Stück zu spielen beginnt; die schwächlichen, verlogenen Liberalen, die mit der Revolution nur kokettiren wollen, sind mit der neuen Aera vom Schauplatz abgetreten. Die „Kölnische Zeitung" lebt nur noch von ihrem Gift gegen die Ultramontanen.'

Am Abend des 6. Mai lief aus Ahlen in Westfalen von dem Wahlcommissar, dem Landrath Grafen Schmising-Kerssenbrock, folgende Depesche ein: ‚Sie sind hier zum Abgeordneten gewählt. Majorität gering. Annahme der Wahl dringend wünschenswerth. Bitte um telegraphische Antwort nach Beckum.' Bald darauf kam ein Brief des Landraths mit der erneuten Bitte um Annahme des Mandats, ‚da bei einer Nachwahl ganz zweifelsohne ein Rother gewählt werden würde'.

‚Die Nachricht von der Wahl', gesteht Reichensperger in seinem Tagebuch, ‚fuhr mir doch etwas in die Seele. Die Situation ist höchst unerquicklich [1]. Meine gute Frau ergibt sich wie immer. Gott möge helfen! — Wenn ich nur meine Ruhe behaupten kann! Sonderbar, daß derselbe westfälische Wahlkreis [2], welcher mich im Jahre 1851 in die Kammer schickte, als ich im Rheinlande in politische Ungnade gefallen, jetzt wieder mich dem parlamentarischen Leben zuführt.'

Am 12. Mai 1862 ward der Landtag im Weißen Saale des königlichen Schlosses eröffnet. ‚Es fiel auf, daß ein zur Fortschrittspartei zählender Beamter sich dort im Negligé-Anzuge, mit schwarzer Halsbinde und heller Hose, einstellte, und man erzählte sich, daß derselbe Abgeordnete seinen politischen Freunden proponirt gehabt habe, allgemein die übliche Etikette beiseite zu setzen, weil man ja kraft eigenen Rechtes und als Vertreter der Majestät des Volkes im Weißen Saale erscheine. Der Vorschlag fand indes, wie demnächst die That zeigte, zur Zeit keinen Anklang; wohl aber sollen viele Mitglieder der Majorität sich über die bis dahin allgemein beobachtete Etikette in der Art hinweggesetzt haben, daß sie auf dem Hofmarschallamte keine Karten abgaben.'

---

[1] Vgl. Reichenspergers Aeußerung gegenüber Steinle in Steinles Leben I, 498.

[2] Lüdinghausen—Warendorf—Beckum.

In der neuen Kammer hatte die sogen. Fortschrittspartei die unbedingte Mehrheit. Unter diesen Umständen war die Stellung des kleinen Restes der altliberalen Partei wie der bei der Neuwahl gleichfalls ziemlich zusammengeschmolzenen Centrumspartei ‚eine ebenso schwierige als unerquickliche‘. Vor ‚allem stand bei uns fest‘, sagt Reichensperger, ‚wie es immer kommen möge, unsere Ueberzeugung niemals der sogen. Popularität zum Opfer zu bringen, im übrigen sodann, wie bis dahin, nach Kräften für die Aufrechthaltung der Verfassung mitzuwirken, sowie zum Zwecke ihrer Fortbildung im Sinne der echten, allseitigen Freiheit und im Einklange mit der monarchischen Ordnung, das Princip der Selbstverwaltung überall nach Möglichkeit dem der centralisirenden Beamtenherrschaft zu substituiren, nach wie vor auf die thatsächliche Verwirklichung der verfassungsmäßigen Parität unter den christlichen Confessionen hinzuwirken, überhaupt dem Suum cuique nach allen Richtungen hin die Ehre zu geben. Auf dem ökonomischen Gebiete wollten auch wir Ersparungen und namentlich auf Reductionen des Armeebudgets dringen (die „Ultramontanen“ zahlen ebenso ungern Steuern, wie ihre fortschrittlichen Gegner); allein nicht auf Kosten der äußern oder innern Sicherheit des Staates, am wenigsten durch Substituirung der Bürger- oder Turnerwehr an Stelle eines disciplinirten Heeres, wie solches auch die Nachbarstaaten besitzen; ganz insbesondere aber ging unsere Ueberzeugung dahin, daß Ersparungen im großen nur zufolge einer gesunden, auf immer größere Einigung Deutschlands abzielenden Politik, im Gegensatz zum kleindeutschen System sowie zu den turbulenten Demonstrationen des Nationalvereins, eintreten könnten und daß nichts eine wohlfeile Regierung in eine größere Ferne schieben werde als eine auf unser Vaterland übertragene Cavoursche Consolidirungspolitik. Ebensowenig schien es uns rathsam, die Verfassung gegen einige Millionen einzusetzen oder durch zu schroffes Vorgehen die Herbeiführung eines Compromisses allzusehr zu erschweren, da unserer Ueberzeugung nach die Verfassung, wie die Dinge einmal in Preußen liegen, nur dadurch Bestand haben kann, daß kein Theil sein Recht, auch selbst das unbezweifelbarste nicht ausgenommen, auf die Spitze treibt.‘

Auf welch feindseligen Fuß sich die ‚große liberale Partei‘ zu den Vertretern dieser Grundsätze zu stellen gedachte, mußte Reichensperger auch bald persönlich in empfindlicher Weise erfahren. Kein Wunder, daß er die ersten Tage seines Berliner Aufenthaltes ‚in sehr gedrückter Stimmung verbrachte‘. ‚Alles‘, schrieb er, ‚widert mich an oder ist mir doch höchst gleichgiltig mit Ausnahme einer Anzahl von Personen, wie Aulike ꝛc. In der Kammer eine neue, wenig anziehende Generation. Anklänge an 1848; überall vor dem Schloß und vor der Kammer brachten Volkshaufen Hochs auf Waldeck, Twesten ꝛc. aus. Alles will Fortschritt sein, so daß die Partei sich in einem

embarras de richesse befindet, übermüthig ist und darum wohl bald von der Nemesis eingeholt sein wird, wie die Feudalen, Mathisianer und Vinckeianer, die dem Erdboden gleichgemacht sind, nachdem sie uns abwechselnd überritten. Vincke zur Zeit als Wilder; vorgestern Bruch zwischen ihm und Grabow, der dem Fortschritt die Hand bieten, wenigstens mit ihm möglichst in Frieden leben wollte, während Vincke von den 1848ern nichts Gutes erwartet und ihnen alsbald zu Leibe zu gehen beabsichtigt. Vincke hat noch höchstens zehn Anhänger. Unser Häuflein hält sich eben noch aufrecht. Die confessionelle Klammer (katholische Fraction) soll durch ein kurzes Programm ersetzt werden. Hätte man doch schon vor sieben Jahren unserem darauf gerichteten Antrag nachgegeben!'

An der endgiltigen Redaction dieses von Mallinckrodt entworfenen Programms betheiligte sich Reichensperger in hervorragender Weise. Der Entwurf hatte folgenden Wortlaut:

‚Fraction des Centrums. Programm.

Die Unterzeichneten begegnen sich in folgenden Anschauungen:

1. Die wesentliche Unterlage eines gerechten, freien Staatslebens besteht in den Lehren und Grundsätzen des Christenthums. Deshalb gegen alle Bestrebungen, welche diese Grundlage des Staatswohles zu untergraben drohen, Widerstand; dahingegen volle, thatsächliche Entwicklung des in Geschichte und Verfassung beruhenden paritätischen Charakters des preußischen Staates und zu dem Zwecke Forderung gleichen Wohlwollens und gleicher Gerechtigkeit für die gleichberechtigten Bekenntnisse und deren Angehörige.

2. Je höher Beruf und Recht der obrigkeitlichen Gewalt zu achten, um so weniger darf verkannt werden, daß deren Rechtssphäre in dem Recht der Individuen, Familien und Corporationen ihre Beschränkung findet; demgemäß starkes, im eigenen Recht wurzelndes Königthum und freie, selbstbewußte Landesvertretung, beide fest und treu auf dem Boden der Verfassung stehend — besonnene, den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechende Fortbildung des Verfassungslebens — Entwicklung corporativer Selbständigkeit in den Gemeinden, Kreisen und Provinzen.

3. Die Grundsätze der Moral und des Rechtes müssen auch in der Politik Leitsterne sein. Unwürdig eigenen Rechtes, wer fremdes Recht mißachtet. Deshalb Bekämpfung aller revolutionären Tendenzen, sei es in den äußern Beziehungen, sei es auf dem innern Gebiete des Staates. Eine deutsche Politik, welche dem Machtverhältniß wie den Interessen unseres preußischen Staates volle Würdigung zu theil werden und die letztern keinem fremden Sonderinteresse nachsetzen läßt, aber auch ebensowenig in engherzigem Pflegen eigenen Sonderinteresses den Maßstab sucht für die Bedürfnisse und

die nationale Aufgabe des deutschen Volkes. Diese Aufgabe erfordert Eintracht und festere Einigung aller Glieder Deutschlands, sie erheischt Bundesreform und Gründung einer Centralgewalt, aber sie gestattet nicht behufs engerer Verbindung einzelner Glieder die Sprengung des Bundes und Zertheilung der Nation. Eben in dem festern Zusammenschluß Gesamtdeutschlands liegen die Bedingungen zum Wiedergewinn nationaler Macht und Größe, zum Wachsthum der materiellen Wohlfahrt auf allen Gebieten productiver Thätigkeit, zur Festigung des Friedens und zu dauernder Verbindung des eigenen Staatsaufwandes.'

Bei der Debatte über diesen Entwurf erhoben sich wieder die größten Schwierigkeiten, da Rohden, Osterrath und Ziegler darauf bestanden, daß in dem Programm wenigstens das Wort ‚katholisch' so angebracht werde, daß damit die principielle Exclusivität der Fraction Andersgläubigen gegenüber zum Ausdruck komme. Alles drohte zu scheitern. Da machte Reichensperger, ‚der bewährte Führer während so vieler Jahre, gemäß vorausgegangener Verabredung mit Mallinckrodt den Vorschlag, die Frage über Programm und Statuten einstweilen auf sich beruhen zu lassen und sich als parlamentarische Gesellschaft ohne Statut und ohne Programm zu constituiren durch Wahl eines Vorstandes und Rendanten'[1].

Wie richtig das Verhalten Reichenspergers in der erwähnten Frage war, sollte sich bald zeigen. ‚Eines der hervorragendsten Mitglieder der dominirenden Partei machte Reichensperger die Eröffnung, es sei von dem leitenden Comité beschlossen, weder Mallinckrodt noch einen der Reichensperger in irgend eine Commission zuzulassen, solange sie zur „katholischen Fraction" gehörten.' Reichensperger erwiderte, daß ihm ein solcher Ostracismus trotz seiner vieljährigen Kammerpraxis neu sei, daß er und seine Freunde sich aber in die Situation zu finden suchen würden.

Die Mehrheit hielt in der Folgezeit streng an dem System des Ostracismus fest; nur durch Zufall kam Reichensperger einmal mit einer Stimme Majorität in eine Commission. Im Plenum ging die Majoritätstyrannei der Fortschrittler so weit wie nur möglich, um durch eine neue, von Reichensperger vergeblich bekämpfte Geschäftsordnung der Minorität den Mund zu verschließen.

Inmitten solch bitterer Erfahrungen ward Reichensperger durch die Verleihung des Komturkreuzes des Gregorius-Ordens von seiten Pius' IX. überrascht[2]. ‚Der Orden macht mir um so mehr Freude,' schrieb er an seine

[1] Pfülf, Mallinckrodt S. 241—242.

[2] Diese Ordensverleihung war durch Cardinal v. Geissel angeregt worden. In seiner Eingabe vom 26. März 1859 war A. Reichenspergers literarischem wie politischem Wirken (‚die Katholiken Preußens sehen in ihm den besten und standhaftesten Vertheidiger der Kirche') und seinem ‚wahrhaft katholischen Leben' hohes Lob ertheilt worden, s. Pfülf, Cardinal Geissel II, 103.

Gemahlin, ‚als er von der Hand des glorreichen Schicksalspapstes kommt, dessen Regierung einen Abschnitt in der Weltgeschichte bildet. Solche Ehren bedingen freilich das menschliche Glück in keiner Weise; allein es ist doch immer eine Art Gegengewicht gegen so manches Bittere, was das öffentliche Leben mit sich bringt, zumal wenn man in dessen Kämpfe sich verwickelt findet, wie ich es nun einmal durch eine Art Fügung bin.‘

‚Ich brauche dir nicht zu sagen,‘ schrieb v. Thimus am 31. Mai, ‚wie sehr mich von ganzem und vollstem Herzen das Eintreffen dessen gefreut hat, was alle eure Freunde schon längst erwarteten, was aber der Heilige Vater gewiß aus guten Gründen bis zu demjenigen Zeitpunkte verschob, wo im Verhältnisse zur Regierung, auch in den Augen des befangensten und voreingenommensten Gegners, der allerleiseste Schein wegfällt, als werde von Rom aus eine unserer Staatsgewalt feindliche Einmischung in parlamentarische Kämpfe und innere politische Angelegenheiten Preußens beabsichtigt.‘

Im Landtage entwickelten sich die Dinge bei der Adreßdebatte zunächst nicht günstig für die Fortschrittspartei. ‚Mit Ausnahme etwa von Waldeck und Kirchmann‘, urtheilte Reichensperger über diese erste Action, ‚hat der Fortschritt Verstecken gespielt und im ganzen schlechte Geschäfte gemacht. Vincke schlug sich mit seiner gewohnten Bravour durch; meine Rede über den Gegensatz zwischen königlicher und parlamentarischer Regierung kam steif heraus, weil ich mich zu sehr an meine schriftlichen Notizen hielt. Um zu wirken, muß man wenigstens scheinbar improvisiren. Das that ich denn auch in der zweiten Rede über das Herrenhaus.‘ Bei beiden Reden konnte Reichensperger nicht umhin, ‚ein Stück Popularität einzusetzen‘. In der ersten vertheidigte er folgenden, in Verbindung mit seinen Freunden vorgeschlagenen Zusatz: ‚Das preußische Volk will ein starkes, auf eigenem Rechte, über den Parteien stehendes Königthum.‘ In der zweiten nahm er gleich unbekümmert um die sogen. öffentliche Meinung sich des hart angefochtenen Herrenhauses in der Art an, daß er es ‚als gefährlich für die verfassungsmäßige Freiheit darstellte, wenn die beiden großen Staatskörper sich wechselseitig befehdeten, wenn das eine Haus das einmal in Verfassung und Gesetz begründete Recht des andern mißachte oder gar dasselbe herabzuwürdigen suche‘ (man hatte unter anderem von der Tribüne herab das Herrenhaus einen ‚politischen Zehrstand‘ genannt).

Wenn auch der Adreßentwurf im Sinne des Fortschritts votirt wurde, so trug doch die Debatte dieser Partei keine guten Früchte. ‚Die brüske Erwiderung des Königs und sein geringschätziges Verhalten gegenüber der Deputation, die er sich nicht einmal vorstellen ließ,‘ urtheilt Reichensperger, ‚stärken den Fortschritt unter den obwaltenden Verhältnissen gewiß nicht. Es ist keine Disciplin in seinem Lager, zu viele wollen prädominiren.‘

In der Folgezeit traten dann die deutsche und die italienische Frage in den Vordergrund. Ueberaus schmerzlich war es für Reichensperger, über diese Dinge in hochstehenden und hochgebildeten Kreisen sehr eigenthümliche Anschauungen zu finden. Als er seinen alten Freund, den Präsidenten Jähningen, besuchte, fand er denselben von festem Vertrauen auf die Fortschrittspartei erfüllt. ‚Jähningen', berichtet das Tagebuch, ‚bestreitet, daß die Pulverfäden der europäischen Revolution auch unter deutscher Erde fortlaufen; er spricht über Italien und Neapel wie die „Kölnische Zeitung".' ‚Darauf besuchte ich Frau v. Radowitz; sie und ihr ältester Sohn setzen ihre Hoffnung auf — Krieg! Wir stritten lange und eingehend. Ich erinnerte an den Spruch des alten Radowitz: „Traget Holz und lasset Gott kochen!" Beide waren sehr freundlich und nahmen alles gut auf.'

‚Das von der Revolution so hart bedrohte, überall unterwühlte Rußland', fährt das Tagebuch fort, ‚soll das revolutionäre Königreich Italien anerkennen wollen. Fata trahunt!'

Am 20. Juni 1862 kam in der Kammer eine Angelegenheit zur Beschlußnahme, welche mit der deutschen Frage in Beziehung stand. Es handelte sich um die Genehmigung der mit Sachsen-Coburg, Waldeck-Pyrmont und Sachsen-Altenburg abgeschlossenen Militärconventionen. In der Centrumsfraction, die durchweg auf dem großdeutschen Standpunkte stand, traten Meinungsverschiedenheiten darüber hervor, ob diesen Verträgen zugestimmt werden könne. Wenn Reichensperger nicht umhin konnte, in der Kammer auch manche Bedenken gegen die Conventionen anzubringen, so erklärte er doch, für dieselben stimmen zu wollen; jene Verträge seien ja bereits in Wirksamkeit getreten, ein Ablehnen würde die Staatsregierung sehr compromittiren. Auch habe er stets die Ueberzeugung vertreten, daß Deutschland auf dem Gebiete des Heerwesens concentrirter werden müsse. In gleichem Sinne sprach Mallinckrodt; beide waren darauf gefaßt, daß sie in der von der Journalistenloge aus bedienten Presse mit gewohnter Ungunst behandelt werden würden. Worauf sie nicht gefaßt waren, das war ein Angriff seitens der damals bedeutendsten katholischen Zeitung, der „Kölnischen Blätter" (1862, Nr. 176). Hier wurde behauptet, Reichensperger und Mallinckrodt seien ‚ins kleindeutsche Lager übergegangen', Reichensperger sogar noch eines Schlimmern beschuldigt [1]. Letzterer hatte keine Neigung, sich in eine Fehde einzulassen; in sein Tagebuch

[1] Kurz vor dem Erscheinen des Artikels hatte Reichensperger dem Redacteur geschrieben, eine Kritik seiner Rede sei ihm stets willkommen, ‚nur nicht der nörgelnde, schulmeisterliche, souveräne Ton ohne factische Grundlage'. Die Antwort war der ‚insolente' Angriff in Nr. 176. Eine Vertheidigung des Verhaltens von Reichensperger und Mallinckrodt aus der Feder eines Centrumsabgeordneten brachte das Arnsberger Centralvolksblatt' 1862, Nr. 53.

schrieb er über den von dem Gymnasiallehrer Stumpf herrührenden, ‚anmaßend-absprechenden‘ Artikel: ‚Die Esel merken nicht, daß, wenn man auf Militärconventionen unter den Mittelstaaten hindrängt; man sich nothwendig auch solche Duodezgeschäfte muß gefallen lassen — aber die Preußenfeindlichkeit sitzt zu tief in den Knochen. Ich lasse die Sache laufen, ein Grund oder doch ein Anlaß mehr, das widerwärtige Kammertreiben dranzugeben, wofür meine Nerven nicht mehr stark genug sind.‘

Inzwischen war aus Turin die Nachricht eingelaufen, der sardinische Minister der auswärtigen Angelegenheiten habe der dortigen Kammer die Mittheilung gemacht, daß die Anerkennung des ‚Königreichs Italien‘ durch die preußische Regierung erfolgt sei.

Dies veranlaßte das Centrum, eine von Reichensperger entworfene und von seinem Bruder eingebrachte Interpellation an die Regierung zu richten. Mit der Majorität der Fraction war August noch kurz vorher gegen einen solchen Schritt gewesen; er ward aber andern Sinnes, um nicht ‚später die Verantwortlichkeit für das Nichtsthun zu tragen‘; auch hielt er es für zweckmäßig, ‚der Regierung anzudeuten, daß er und seine Freunde mit dem Zusammenmachen Preußens mit Rußland und Frankreich nichts weniger als einverstanden seien. Die Gothaer und kleindeutschen Fortschrittler‘, fahren seine Aufzeichnungen fort, ‚hoffen auf ein Ministerium Bismarck-Vincke, welches mit Hilfe Napoleons Oesterreich den Garaus machen soll!!‘

Die Antwort des Ministers v. Bernstorff erfolgte erst am 22. Juli, nachdem Peter Reichensperger in ausführlicher Rede die Bedeutung des Schrittes, namentlich für die Katholiken Preußens, dargelegt und auf den innern Widerspruch hingewiesen hatte, welcher zwischen den von der preußischen Regierung verkündeten Principien und der Anerkennung des ‚auf Revolution und Usurpation gegründeten Königreichs Italien‘ bestehe. Es folgte die Besprechung der Interpellation. Twesten sprach entschieden für die Anerkennung; dann kam Reichensperger zu Wort. Er stellte zunächst einige Behauptungen des Vorredners richtig, dann charakterisirte er scharf und treffend den Mann, welcher das Königreich Italien geschaffen, den Grafen Cavour. Noch im Jahre 1858 habe derselbe den Revolutionären zugerufen: ‚Wahnsinnige, die ihr glaubt, daß auf eine Revolution, welche die sociale Ordnung in Frage stellt, die Freiheit folgen wird!‘ Wo sei jetzt die Freiheit in Italien, wo der Schutz namentlich der Minorität? Diese werde aufs rücksichtsloseste unterdrückt, namentlich auch ihre Presse, welche durch Geldstrafen und Pöbelemeuten täglich bedroht werde. Auch der Richterstand in Neapel werde verfolgt, Hunderte von Richtern abgesetzt. Die liberalen Zeitungen gingen darüber allerdings sehr schonend hinweg, ebenso über die Verfolgung der Priester, die Einziehung

der Klostergüter, des Vermögens der Armen und Waisen. Den Bischöfen habe man verboten, sich nach Rom zu begeben, und die aus Rom heimkehrenden Bischöfe habe der Pöbel in Genua verhöhnt. Der spätere Cavour habe dem Machiavell eine Statue errichtet. Habe Machiavell die Sympathien der deutschen Liberalen? Friedrich II. habe keine für ihn gehabt, aber die italienischen Liberalen haben ihm eine Statue in Turin gesetzt. Er habe Italien gesehen und sich dort genau umgesehen; er habe nicht bloß mit Clericalen, sondern auch mit Liberalen Verkehr gehabt. Die englische Presse hauptsächlich habe die päpstliche und neapolitanische Regierung in Europa in Mißcredit gebracht, aber die Macdonald-Affaire zeige, was man auf die englische Presse zu geben habe. Um den Rè bomba der Grausamkeit zu überführen, habe man Poërio vier bis fünf Monate in England umhergeführt; aber in kurzer Zeit habe die piemontesische Regierung mehr Blut vergossen als jener König während seines ganzen Lebens. Früher sei ein englischer Tourist froh gewesen, während einiger Monate einmal einem Banditen zu begegnen (Heiterkeit), jetzt sei ganz Neapel voller Banditen. In Ansehung des Papstes, so möge dort die Regierung gewesen sein wie immer, er habe dort gelebt, wo noch keine rothen Hosen gewesen, und er habe nie eine friedlichere Stadt als Rom gefunden. Ein liberales Regiment habe dort nicht geherrscht; aber Odilon Barrot habe schon erklärt, daß der Papst in Rom herrschen müsse, wenn die Katholiken in der ganzen Welt frei sein sollen. Und in Frankfurt sagte Zimmermann aus Stuttgart: Pius glänze im heiligen Scheine der Freiheit. Pius IX. sei der erste italienische Fürst gewesen, welcher es mit der Freiheit versucht habe; aber er habe die Erfahrung machen müssen, daß es auf dem Gebiet der Freiheit noch mehr Scheinheilige gebe als auf dem Gebiete der Religion. — Was die Sicherstellung des Papstes betreffe, so sei es wohl die Sache der katholischen Welt, die Garantien seiner Unabhängigkeit zu erwägen; eine solche Garantie erblicke sie nicht in dem Bestreben, den Papst gewaltsam aus Rom hinauszudrängen. Alle Worte seien eitel, aber auf solche Thaten, solches Unrecht könne keine Zukunft begründet werden. Möglich, daß erst nach einer Generation die Sühne eintreten werde; das Unrecht werde gewiß bestraft werden. Ludwig XVI. mußte für die Sünden seiner Vorfahren den Kopf auf den Block legen. Jede Sünde bestraft sich. Deus patiens, quia aeternus!

Durch die Reden der Gegner der Interpellation[1], welchen Mallinckrodt und Rohden antworteten, zog sich der Gedanke des ‚deutschen Einheitsstaates'; alle stellten nun endlich einmal ihre Opposition gegen die Regierung ein und hielten

[1] Eine Würdigung derselben gibt Reichensperger in seiner Schrift ‚Ein Rückblick' S. 33 f.

den preußischen Ministern den Grafen Cavour als Ideal vor. Reichensperger erschien es ,in hohem Maße verwunderlich, wenn nicht geradezu unbegreiflich, daß die nämlichen Männer, deren Opposition der Regierung gegenüber auf die Achtung vor Gesetz und Recht gebaut wird, die zur Zeit sozusagen nur von sittlicher Entrüstung über deren Mißachtung leben, die mit der Regierung gar nicht verhandeln zu wollen erklären, bevor dieselbe nicht durch ein Ministerium repräsentirt sei, welches die „beschworene Verfassung" auf das scrupulöseste heilig halte — daß diese nämlichen Männer so unklug sind, gewissermaßen in einem Athem ihr Hosianna einem Manne zuzurufen, der sich über alle sittlichen Bedenken durch sein bekanntes „Lasciamo la morale!" hinweggesetzt, der gestern geschlossene feierliche Verträge heute zerrissen, in geheimen Abkommen zum voraus einen Theil seines Vaterlandes verschachert, der seine Erfolge größtentheils bestochenen Verräthern und angezettelten Emeuten zu danken hat'.

Der Punkt der Legitimität machte keinem der ,liberalen' Einheitsschwärmer auch nur das mindeste Bedenken. Preußen selbst könne ja keine eigentliche Legitimität für sich beanspruchen, meinte Waldeck, während Dr. Becker kurzweg die Legitimitätsbedenken in das ,Gebiet des Hofceremoniells' verwies.

Sehr scharfe Kritik an der preußischen Kammermehrheit übte Montalembert, welcher der Debatte mit dem größten Interesse gefolgt war. ,Mehr als jemals,' schrieb der edle Graf an Reichensperger, ,habe ich den Muth, Geist und die hohe Klugheit bewundert, welche Sie in diesem so ungleichen Kampfe gegen eine in jeder Beziehung wahrhaft elende Mehrheit entfaltet haben.' [1]

Reichensperger sprach sich gegenüber Montalembert am 12. Juli 1862 über die Lage also aus: ,Ich ziehe die gegenwärtige parlamentarische Situation derjenigen vor, welche von Vincke und seiner claque während der frühern Sessionen beherrscht wurde. Die sogen. Fortschrittspartei, welche dermalen die Majorität bildet, ist theils aus Absicht theils unabsichtlich unklar, überdies in sich uneinig über Mittel und Ziel, ohne eminente parlamentarische Begabung, gedrängt von den Extremen, welche ihr Feigheit vorwerfen und stets zum Sturm blasen, kurz es fehlt ihr die Einheitlichkeit und Energie der Action, sie kann nicht herrschen und will nicht dienen; sie spricht zu viel und heftet sich an Nebendinge, um den geeigneten Moment für einen Hauptschlag abzuwarten. Das Ministerium verharrt seinerseits in möglichster Passivität,

---

[1] J'ai admiré plus que jamais le courage, l'esprit, la haute raison que vous avez déployée dans cette lutte si inégale contre une majorité misérable sous tous les rapports.

offenbar in der Hoffnung, daß die saure Gärung allmählich in eine faule übergehen werde, aber auch ihm fehlt es an staatsmännischem Tact und Talent; es weiß nach keiner Seite hin zu imponiren und schleppt sich nur so eben von einem Tage zum andern durch. Die kleindeutschen Altliberalen bauen auf diese Stagnation wieder neue Hoffnungen für die endliche Begründung der preußischen Hegemonie. Täuscht mich mein Instinct nicht, so hofft diese Partei, daß der nahe bevorstehende Conflict der Kammer mit der Regierung über die Höhe des Militärbudgets zu einer Krisis führen werde, zufolge deren der König entweder abdanken oder zu einer Victor Emanuels-Rolle sich verstehen werde. Für beide Fälle hat man bereits ein Ministerium in Bereitschaft, für welches durch eine soeben hier bei Springer erschienene anonyme Broschüre: „Die bevorstehende Krisis der preußischen Verfassung", sogen. öffentliche Meinung gemacht werden soll, und dessen Spitze die Herren v. Bismarck-Schönhausen (Gesandter in Paris) und v. Vincke bilden sollen, unter etwaiger Beimischung einiger Fortschrittselemente. Dem Vernehmen nach favorisirt die Königin diesen Plan[1]. Das Programm würde dann einfach lauten: Theilung Deutschlands mit Hilfe von Frankreich[1]. v. Bismarck und v. Vincke sind erbitterte Gegner Oesterreichs[1] und waghalsige Naturen, wohl dazu geeignet, va banque zu spielen, ohne die weitern Folgen zu bedenken. Die freudige Hast, mit welcher diese Partei den Handelsvertrag mit Frankreich begrüßte, ohne dessen Inhalt auch nur im mindesten zu kennen, das Drängen auf die Anerkennung des Königreichs Italien à la suite von Rußland und dergleichen Symptome mehr bestärken mich in obiger Vermuthung. Das Haupthemmniß bildet wohl der Charakter des Königs, dem solches furchtbare Würfelspiel nicht zusagt[1] und dessen gerade Ehrlichkeit ja gottlob auch schlecht zu der ihm zugedachten Rolle paßt. Der revolutionären Partei ist natürlich alles recht, was zum Durcheinander, zu großen Conflicten führt, da sie hofft, die noch aufrecht stehenden conservativen Kräfte würden sich in denselben wechselseitig aufreiben und schließlich das Christenthum, dem es vor allem gilt, mit in die große Grube fallen, um nie wieder zum Leben aufzuerstehen. Ja es begründet sich immer mehr in mir die Ueberzeugung, daß der Atheismus zu einer großen Entscheidungsschlacht gegen den Katholicismus (den einzigen noch wahrhaft lebendigen[1] Repräsentanten des Christenthums) sich rüstet, und daß alles andere im Grunde nur Scharmützel und Plänkeleien sind!'

Die nächsten Sitzungen vom 23. bis 25. Juli füllten die Debatten über den Handelsvertrag mit Frankreich. Die Mehrzahl von Reichenspergers Fractionsgenossen, auch sein Bruder Peter und Mallinckrodt, glaubte dem-

[1] Von Montalembert roth unterstrichen.

selben auf Grund der Erklärungen der Regierung zustimmen zu können; nur zehn lehnten ihn ab, darunter August Reichensperger. ‚Minister v. d. Heydt‘, erzählt er in seinen Aufzeichnungen, ‚hatte mich dreimal auf das dringendste persönlich ersucht, dafür zu stimmen. Allein der politische Kern liegt zu offen am Tage und wurde dazu noch auf das gehässigste von Vincke, Reichenheim, Michaelis, Schulze-Delitzsch herausgeschält. Es handelt sich einfach um die Isolirung und Aushungerung Oesterreichs und demnächstige Theilung Deutschlands. Meine Stellung war eine peinliche, hart angefochtene — ich aber recht froh, durch mein Nein jeder Verantwortlichkeit für die Zukunft mich entschlagen zu haben. Vielleicht hat eine zufällige Aeußerung des Abgeordneten Froning aus Münster, eines ganz schlichten Mannes, mich abgehalten, am Ende doch noch dem Strome mich hinzugeben und für den französisch-preußischen Vertrag zu stimmen. Froning sagte nämlich zufällig bei Tisch, als wir uns darüber unterhielten: „Jedenfalls stimme ich gegen den Vertrag, auch wenn ich es allein thun sollte; es ist eine französische Spitzbüberei.“ Die Worte machten einen um so tiefern Eindruck auf mich, als ich es gewesen war, der in der Fraction manchen für das Nein bestimmt hatte. Ueberhaupt fühle ich immer mehr, von wie kleinen, scheinbaren Zufälligkeiten im Leben alles abhängt.‘

Mit jener Offenheit, die ihn stets auszeichnete, markirte Reichensperger in der Debatte seinen Standpunkt ‚ohne Rückhalt und Hintergedanken‘. ‚Ich bedarf keines Rückhaltes,‘ sagte er, ‚weil ich ein gutes Gewissen habe, weil ich das Bewußtsein in mir trage, ein loyaler Unterthan Sr. Majestät des Königs von Preußen zu sein. Ich bin bemüht, meine Schuldigkeit bei jeder Gelegenheit nach Pflicht und Gewissen zu thun, und so werde ich es auch bei dieser Gelegenheit halten. Also, meine Herren, ich bin ein Großdeutscher und kein Kleindeutscher; ich bin ein Föderalist und kein Centralist; ich bin der Ansicht, daß Preußen und Oesterreich sich wechselseitig nöthig haben und daß Deutschland sie beide nicht entbehren kann. Das sind die Fundamentsätze meiner Politik in der deutschen Frage, meine Herren. Ecrasiren Sie mich deshalb, ich bin auf alles gefaßt; ich versichere Ihnen aber, daß ich mir gar nichts daraus mache; denn dazu bin ich ein viel zu alter Abgeordneter, als daß ich mich durch terroristische Declamationen irgendwie einschüchtern oder in meinen Entschließungen sollte irre machen lassen.‘ Er könne nicht für den Handelsvertrag stimmen, weil es sich bei demselben darum handle, ‚einen Keil zwischen die beiden deutschen Großmächte zu treiben‘; ‚eingedenk des Divide et impera suche man mittelst desselben Preußen auf eine schiefe Ebene zu bringen.‘

Herr v. Vincke konnte sich auch jetzt nicht enthalten, seinen Sarkasmus gegen Reichensperger spielen zu lassen und dessen Patriotismus zu verdäch-

tigen. Reichensperger erwiderte, daß er Generalpächter des preußischen oder des deutschen Patriotismus nicht anerkenne [1].

‚Was mich anbelangt,' schrieb Reichensperger seiner Gemahlin, ‚so bin ich vollkommen resignirt — ich stecke nun einmal in dem Rade, mag es sich nun so lange drehen, als Gott will. Auch über die Popularität bin ich so ziemlich erhaben; meine Politik nimmt nicht bloß auf die Gegenwart, sondern auch auf die Zukunft Rücksicht. Vor allem strebe ich dahin, nur das, was recht und billig ist, zu verlangen und keinerlei Art von Gewalt Vorschub zu leisten, möge sie von oben oder von unten her intendirt werden. Daß mich dabei eine selbstsüchtige Absicht nicht leitet, werden hoffentlich selbst meine Gegner in ihrem Innersten nicht bestreiten. Irren freilich kann jeder — ich wahrlich auch; allein ich will doch im Zweifel lieber in der Mäßigung zu weit gehen als nach der entgegengesetzten Richtung hin, und von der sogen. Fortschrittspartei erwarte ich nun einmal nicht viel Gutes, wie sehr auch die Volksgunst augenblicklich ihre Segel bläht. Mache dir also keinerlei Unruhe und sage den Leuten, die über meine Loyalität Glossen machen oder sich moquiren, daß ich stets als Abgeordneter von der

[1] Vgl. Ein Rückblick I, S. 51 f. Hier auch das Nähere über die heute nur noch geringes Interesse bietende Betheiligung Reichenspergers an den Berathungen der nächsten Zeit. Ueber seine damaligen Reden über Kunst s. unten Kapitel 8. Die Lächerlichkeit des Vorwurfes, das Centrum sei österreichisch gesinnt gewesen, weil es dem Ausschluß des Kaiserstaates aus Deutschland und damit dem Bürger- und Bruderkrieg widerstrebte, ist gut dargelegt in der Schrift ‚Die Fraction des Centrums' S. 30 f. Ueber solche und ähnliche Vorwürfe sprach sich Reichensperger 1863 in seiner Schrift ‚Eine kurze Vorrede' S. 37 f. also aus: ‚Zugleich mit meinen Gesinnungsgenossen bin ich längst daran gewöhnt, als „Clericaler, Ultramontaner, schwarz-gelber Römling, dem nichts am Herzen liegt als die specifisch kirchlichen Interessen, der es auf die Schwächung, wenn nicht gar Mediatisirung Preußens zu Gunsten des Hauses Habsburg fort und fort abgesehen hat", mitunter auch wohl als „Reactionär oder Feudaler" dem liberalen aufgeklärten Publikum denuncirt zu werden. Vergebens legten wir unser politisches und kirchliches Glaubensbekenntniß in Reden und Druckschriften vor aller Welt offen dar; dieselben wurden entweder todtgeschwiegen oder mit der Loyalität und im Tone der obigen drei Zeitungsexcerpte mitgetheilt und besprochen; immer aber hob dieselbe Drehorgelmelodie wieder aufs neue zu spielen an. Im Beginne meiner Kammerpraxis war ich einigemal naiv genug, zu glauben, daß durch Einsendung von Berichtigungen wenigstens den gröbsten Entstellungen die Spitze abgebrochen werden könnte; allein bald schon wurde es mir klar, wie das auf eine um so fruchtlosere Danaidenarbeit hinauslaufen würde, als die Berichtigungen eine wortgetreue Aufnahme nicht fanden oder gar mittelst eines höhnischen Epithetons, wie „Selbstüberschätzung, Wichtigthuerei" u. dgl., ins Lächerliche gezogen wurden. Und wer kann endlich einer Lüge einer Verdächtigung oder Insinuation durch alle die „Organe" nachlaufen, durch welche sie alsbald die Runde macht, wenn es gilt, einem „Ultramontanen" eins zu versetzen!'

Ansicht ausgegangen sei, man müsse nach eigener, nicht nach fremder Ueberzeugung stimmen. Es braucht mich ja niemand mehr zu wählen.‘

‚Hier in Berlin ist alles im Schwimmen,‘ meinte Reichensperger im August, ‚aber wohin? Der französische Handelsvertrag, gegen den ich gottlob gesprochen und gestimmt habe, ist von Bayern und Württemberg zurückgewiesen. Wird nun die Entente mit Frankreich noch intimer werden? Welche Schmach! In der Militärfrage wird die Regierung jedenfalls eine schwere Niederlage erleiden — wird man zu einem coup d'état übergehen unter Leitung Bismarcks? Diese Hegemoniegelüste der Impotenz führen allem Anschein nach zu einem schlimmen Ende. Die Anerkennung Italiens hat die Katholiken allerwärts wild gemacht. Für eine solche Politik will keiner einen Groschen bewilligt sehen.‘

Zum 28. August berichtet das Tagebuch über eine Unterhaltung mit Twesten und Sybel. Twesten ‚erklärte offen: so könne Preußen nicht leben und nicht sterben, es müsse sich zu einer wirklichen Großmacht arrondiren und in betreff der Mittel durchaus nicht wählerisch sein‘. ‚Sybel gestand zu, daß er in München den König nach Preußen hinüberzuziehen gesucht habe; derselbe ziehe aber vor, zwischen Oesterreich und Preußen zu stehen. Er (Sybel) habe wie Liebig nur für das Feuilleton der „Süddeutschen Zeitung" gearbeitet und sich davon losgesagt[1], als Brater die Nationalvereins-Fahne offen aussteckte; im übrigen habe er (Sybel) nur auf literarischem Wege kleindeutsche Politik gemacht. Ich hielt ihm seine im Winter 1859/60 im „Rheinischen Hof" an mich gerichtete Aeußerung vor, daß Preußen den größten politischen Fehler dadurch gemacht habe, daß es nicht gleich mit den Franzosen auf die Oesterreicher losgeschlagen habe; einmal müsse doch mit ihnen aufgeräumt werden! Er stutzte und meinte: „Allerdings, wenn Oesterreich damals nicht gewisse, von Preußen ihm zu stellende Bedingungen acceptirt hätte!"‘

Nicht minder interessant war eine Unterredung, welche Reichensperger am 19. September mit Wagener, dem Führer der conservativen Partei, hatte. ‚Wagener tadelte das Verhalten der Regierung in betreff Italiens, Kurhessens und des Handelsvertrages bitter; er scheint zu glauben, daß der König festhalten werde und Bismarck, der eben hier eingetroffen, die Reaction besorgen könne. „Man müsse dem Hund nur den Schwanz nicht stückweise abschneiden, sondern mit einem Schnitte sofort ganz ihn austrennen und dann den Hund tüchtig füttern!" In die Composition der Zweiten Kammer sei am füglichsten einzuschneiden, die Diäten zu streichen, die nicht einmal auf einem Gesetze beruhten u. s. w. Die Freimaurerei sei hier einflußreich, besonders

[1] Hierzu machte Reichensperger ein Fragezeichen.

in den hohen Beamtenschichten, wo sogar noch ein Rest von Illuminatismus sitze; es sei eine Avancements-Assecuranz damit verbunden. Die Schrift von Vollmann über den Coburger Herzog sei im wesentlichen wahr. — Er empfiehlt eine Broschüre des Radicalen Mill Stuart über die Einrichtung der Urwahlen, um auch die Minoritäten zur Geltung zu bringen, Wahlen auf breitester Basis, keine Diäten. — Die Schrift „Die bevorstehende Verfassungskrisis in Preußen" habe Wehrenpfennig (früher beim literarischen Generalstab Auerswalds) mit Bardeleben geschrieben. Gödsche von der Kreuzzeitungsredaction sei der Verfasser des Romanes „Sebastopol"; er habe seine Quellen in der russischen Gesandtschaft und Demagogen-Memoiren gehabt. Der Herzog von Coburg sei hier in hohen Kreisen als Werkzeug für Kaiserpläne benutzt worden; er selbst aber ambitionire den Kaiser, und „dumm genug sei er dazu".'

Unterdessen hatten im Abgeordnetenhause die Verhandlungen über den Etat der Militärverwaltung bereits begonnen (11. September). Von Anfang an war es klar, daß die große ‚liberale Partei' entschlossen war, durch Budgetverweigerung die Rückgängigmachung der bereits seit drei Jahren in Angriff genommenen, nothwendigen und vom Könige Wilhelm I. als sein eigenstes Werk betrachteten Armeereorganisation zu erzwingen. In letzter Linie war es indessen der Mehrheit keineswegs um Erleichterung der Militärlast zu thun: die Armeereform sollte vielmehr als ‚Drücker' benutzt werden, um einen Minister- und Systemwechsel zu Gunsten der Partei zu erpressen.

‚Es ist gewiß,' berichtete Reichensperger an seine Gemahlin, ‚daß unser „Haus" der Regierung oder vielmehr dem König durch sein Votum ins Gesicht schlagen wird, was ich natürlich nicht mitmache, weil ich, trotz der Anerkennung Italiens, die da dem „Fortschritt" zu Gefallen geschehen ist, ihm aber noch lange nicht genügt, mich nicht dazu hergeben mag, die Geschäfte der Demokraten und damit die der Revolution zu machen. Ob ich dazu komme, meine Meinung durch eine Rede zu begründen, ist zweifelhaft.' Er kam nicht dazu; denn der Mehrheit beliebte Schluß der Debatte.

Reichensperger hatte mit wahrhaft bewunderungswürdiger Unbefangenheit und Mäßigung von Anfang an den Verlauf des Streithandels beurtheilt. Seine Ueberzeugung ging dahin, daß von beiden Seiten, von der Staatsregierung wie der Volksvertretung, große Fehler begangen worden waren. ‚Erstere hat mit Unrecht bloß „einstweilen" zum Zwecke einer der Natur der Sache nach nur vorübergehenden „Kriegsbereitschaft" erhaltene provisorische Bewilligungen dazu benutzt, um ihrer Natur und ihrer Erscheinung nach bleibende, definitive Einrichtungen zu treffen; die Volksvertretung dahingegen hatte ihrerseits, wie man wohl zu sagen pflegt, ein Auge zugedrückt und Vorkommnisse ignorirt, die in ihrem weitern Verlaufe nothwendig zu „voll-

endeten Thatsachen" erwachsen mußten. Die Majorität des Abgeordnetenhauses hatte eben gemeint, in diesem schwebenden prekären Zustande einen „Drücker" — es sei gestattet, den v. Vinckeschen Kunstausdruck wiederholt zu gebrauchen — gegen das Ministerium zu ihren Zwecken in der Hand zu haben, während das Ministerium seinerseits immer weiter reorganisirte in der Hoffnung, daß demnächst ein definitives „Nein" eine praktische Unmöglichkeit sein würde, mochte nun seine Politik dem Abgeordnetenhause gefallen oder nicht gefallen. Beide Theile hatten sich verrechnet, und so galt es denn vor allem, wieder in ein regelmäßiges Fahrwasser zu kommen.'

Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, stellten die beiden Reichensperger nebst zwölf Fractionsgenossen den Antrag, die Regierung möge für die ohne vorherige Zustimmung der Landesvertretung gemachten Ausgaben eine Indemnitätserklärung nachsuchen oder doch ihre desfallsige Verpflichtung anerkennen. ‚Damit hätte die Rechtsfrage ihre Erledigung gefunden und wäre die Bahn zur weitern Verständigung über das Maß der für die Zukunft zu machenden Bewilligung geebnet gewesen.' Allein die Fortschrittspartei erachtete nicht einmal eine eingehendere Erörterung dieses Antrages für angemessen.

Am 16. September ward mit 273 gegen 68 Stimmen beschlossen, die zu Zwecken der Armeereorganisation verausgabten Beträge nicht zu bewilligen, sondern zu streichen. Abgelehnt war mithin der Stavenhagensche Antrag, das für die Reorganisation bereits Verausgabte, vorbehaltlich der nähern Prüfung im einzelnen, als Extraordinarium zu bewilligen, hingegen für die Zukunft unter Zugrundelegung der zweijährigen Dienstzeit als Norm die möglichsten Einschränkungen des Militäretats eintreten zu lassen. Zur Minorität, welche für diesen Antrag stimmte, gehörte Reichensperger. ‚Wie sehr ich es auch bedauerte,' sagt er in seinen Erinnerungen, ‚die etwa noch übrig gebliebene Volksthümlichkeit vielleicht für immer einzubüßen, es war mir nun einmal nicht möglich, mich davon zu überzeugen, daß der Beschluß, rücksichtslos zu streichen, ohne daß man wußte oder auch nur daran dachte, wie denn das verausgabte Geld wieder in die Börsen der Steuerpflichtigen zurückgeleitet werden könne, zu einem ersprießlichen Endresultate führen könne.'

In der folgenden Sitzung erklärte der Kriegsminister v. Roon, daß eine Einigung auf Grund des Stavenhagenschen Antrages noch immer möglich sei [1]. Reichensperger empfahl deshalb die Rückkehr zu diesem Antrage und warnte die Majorität vor einer Abstimmung ab irato. Vergebens! Die Minorität, zu welcher nach wie vor Reichensperger gehörte, konnte sich gar kein Gehör mehr verschaffen; die Majoritätsomnipotenz, ‚diese modernste Form des Absolutismus', duldete auch nicht mehr das Aussprechen einer abweichenden

---

[1] Vgl. v. Roon, Denkwürdigkeiten II, 108.

Ansicht. Die Fraction des Centrums, vor allem die Reichensperger, konnten sich sagen, daß sie treulich gewarnt hatten, das Kind nicht mit dem Bade auszuschütten, die juristische Verfassungstheorie nicht auf die Spitze zu treiben. Die Kammermajorität arbeitete in blinder Wuth auf einen Conflict hin. Auf das Gerücht vom Rücktritte des Finanzministers v. d. Heydt schrieb Reichensperger: ‚Also pleine crise. Ich bin froh, daß ich trotz aller „Unpopularität" nicht mit dem „Fortschritt" fürs Streichen gestimmt habe. Das revolutionäre Pulver ist allerwärts naß geworden, besonders in Italien durch den Fall Garibaldis.'

Der Höhepunkt der Krisis trat am 23. September 1862 ein. An diesem Tage wurde die von der Regierung für 1862 als Ordinarium verlangte Leistung von 37779000 Thalern mit 308 gegen 11 Stimmen abgelehnt, nur 31932940 Thaler bewilligt und zugleich das Extraordinarium für die Kriegsbereitschaft völlig gestrichen, mithin die Reorganisation für ungesetzlich erklärt [1]. Die Antwort der Krone war die Ernennung Bismarcks zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Ministerpräsidenten. ‚Sie bezeichnet einen Wendepunkt', meinte Reichensperger. ‚Ich heiße ihn eher willkommen, als ich ihn bedauere, obgleich Bismarck und seine Politik mir durchaus antipathisch ist. Rebus sic stantibus kann er keine gefährlichen Schachzüge machen, außer höchstens dem heuchlerischen Radicalismus gegenüber, dessen Triumph das allerschlimmste gewesen sein würde bei der herrschenden Verwirrung der Geister. Bismarck wird sich abnützen, ob aber der König festhält? Es handelt sich in der That um den Fridericianischen Militärstaat und um den Rest der königlichen Allgewalt.'

Die kurze Vertagung des Landtages benutzte Reichensperger, um mit Mallinckrodt einen kleinen Ausflug nach den Rüdersdorfer Kalkbrüchen zu machen. Beim Wiederbeginn der Verhandlungen zeigte sich, daß der Kammermehrheit auch durch die Berufung Bismarcks die Augen nicht aufgegangen waren. Vergebens bemühte sich Reichensperger, ‚den Gegnern klar zu machen, wie sie zu sehr außer acht ließen, auf welcher Seite die Macht liege und von welchem Gewichte es sei, den Inhabern derselben keinen Vorwand, geschweige denn einen Grund zu geben, nach ihrem Ermessen davon Gebrauch zu machen.' ‚Der Fortschritt', urtheilte er, ‚geht trotz Bismarck rücksichtslos auf sein Ziel, die parlamentarische Herrschaft, los. Bismarck tritt unsicher auf, sprach in der Commission zu viel, im Hause zu wenig; er wird nicht standhalten, falls er bis zum Januar sich nicht sammelt und befestigt — dann débordement! Weder der Fortschritt noch das Ministerium darf siegen; beides wäre eine Calamität.'

---

[1] Siehe Pfülf, Mallinckrodt S. 253, und v. Roon, Denkwürdigkeiten II, 111.

Bei Schluß des Landtages am 13. October 1862 gab Bismarck die Erklärung ab, die Staatsregierung finde sich in der Nothwendigkeit, den Staatshaushalt ohne die in der Verfassung vorausgesetzte Grundlage führen zu müssen; sie hege indessen die Zuversicht, dafür später die nachträgliche Genehmigung zu erhalten.

Im Bewußtsein, ‚nach bestem Wissen seine Schuldigkeit gethan zu haben', kehrte Reichensperger in die Heimat zurück. Zur neuen Session, welche am 14. Januar 1863 ihren Anfang genommen hatte, traf er infolge einer Reise ausnahmsweise einmal später, am 27. Januar, ein. Er fand die Situation unverändert, eher verschlimmert als verbessert. Der ‚Fortschrittsring' legte gegenüber der Minorität dieselbe Unduldsamkeit und Ausschließlichkeit, der Regierung gegenüber dieselbe schroffe Opposition an den Tag wie vorher. Auch jetzt wieder that das Centrum unter Führung der Reichensperger alles, was in seinen Kräften stand, um zu vermitteln und die Herstellung eines Einvernehmens mit der Krone anzubahnen. Gegenüber dem Parteigeist der radicalen Mehrheit ein vergebliches Bemühen! Kaum daß man die Reden der Reichensperger auch nur anhörte [1].

Vollständig scheiterte zunächst August Reichensperger mit seinem versöhnlichern Adreßentwurf, einer ‚wahrhaft staatsmännischen Leistung, welche die Loyalität mit der nöthigen Schärfe vereinigte' [2]. Die Majorität manövrirte mit ihrem Entwurf, der ein Anklageact gegen das bestehende Ministerium war, ‚in einer Art, daß sie nunmehr dem Könige persönlich gegenüber zu stehen kam'.

Die versöhnliche und vermittelnde Stellung, welche die Centrumsabgeordneten zur Regierung einnahmen, veranlaßte die Minister zu directen Verhandlungen mit den Männern, welche inmitten der allgemeinen Aufregung fast allein noch die Ruhe, Mäßigung und Besonnenheit bewahrt hatten und unentwegt eine mittlere Linie einhielten. Zum 11. Februar 1863 verzeichnet Reichenspergers Tagebuch folgende Unterredung mit dem neuen Minister des Innern, dem Grafen Fritz Eulenburg, über die Situation. ‚Er sprach', berichtet Reichensperger, ‚wie ein alter Freund und ersuchte uns aufs dringendste um unsere Unterstützung der Regierung in der Kammer. Er meinte, später fiele doch auch uns jedenfalls ein Theil der Macht und Autorität zu, die wir in jeder Beziehung alle Veranlassung hätten, gegen die Demokratie sicherzustellen. Ich erwiderte, daß von jeher alle Ambition uns fern gelegen habe und wir nicht daran dächten, jemals zu staatlicher Macht zu gelangen, daß wir es aber allerdings empfunden, wie stets unsere loyale Unterstützung der Regierung nur Undank geerntet habe, daß wir unsere rechtlichen Ueberzeugungen und die Rücksichten auf die katholische Bevölkerung selbst im Interesse der

[1] Siehe Ein Rückblick II, 5. [2] Pfülf, Mallinckrodt S. 264.

Sache nicht aus den Augen verlieren dürften, im übrigen aber im Zweifel stets auf seiten der Autorität, der monarchischen Ordnung stehen würden. Ich wies auf die Anerkennung Italiens hin, die Eulenburg als den „dümmsten Streich" bezeichnete, sowie auf die fortwährenden Quälereien der Katholiken durch die Regierungspräsidenten zu Köln und Aachen. Er schloß damit, daß wir einmal bei ihm eine ganz vertrauliche Unterredung haben müßten und werde er uns zu diesem Zwecke einladen. Sein Humor scheint doch im allgemeinen sehr gelitten und tiefem Ernst Platz gemacht zu haben.'

Am 1. März besuchte Reichensperger den Grafen Eulenburg, um auf den Wunsch seines Freundes J. Lingens die Lotterie für die Aachener Votivkirche zu befürworten. Bei dieser Gelegenheit entspann sich ein politisches Gespräch, über welches das Tagebuch folgendes berichtet. ‚Eulenburg frug, ob eine Vertagung der Kammer räthlich sei? Ich contra. Er sagt, die Invectiven im Abgeordnetenhaus gegen die Minister seien nahezu unerträglich; er wundert sich insbesondere über die Ausfälle von Simson. Ich erwiderte, daß Simson mir beim Grafen zur Lippe gesagt habe, wenn Monarchie und Parlamentarismus mit ihren äußersten Spitzen sich einander gegenüberständen und eines brechen müsse, er nicht auf seiten der Monarchie stehe. Ich sprach mich für das Gegentheil aus. So sind diese „Philosophen": der Begriff der Autorität kommt ihnen abhanden. Weiter bemerkte ich dem Grafen Eulenburg, wie die preußische Regierung sich Herrn v. Sybel mit schwerem Gelde erkauft und dabei zugleich den Katholiken ins Gesicht geschlagen habe. Dasselbe habe jetzt v. Bismarck mit seiner Circulardepesche über die deutsche Frage gethan, die übrigens nur ausplaudere, was die Gothaer stets in Herz und Sinn getragen; letztere verziehen ihm nicht, daß er zur Unzeit mit dieser Politik hervorgetreten sei. Bismarck wäre für Deutschland höchst gefährlich gewesen, wenn er die gothaische Majorität commandirt hätte mit einem Patowschen Budget; offenbar war der frühere Plan, ihn an die Stelle des Herrn v. Schleinitz zu bringen, den Grafen Schwerin (der von der Professorenpolitik nichts wissen wollte) durch einen Gothaer de pur sang (etwa v. Vincke) zu ersetzen und dann loszugehen. Durch den nunmehrigen Gegensatz zum Liberalismus aller Nüancen ist der Plan unausführbar geworden, vielleicht[1] auch für die Zukunft, weil er nun den Stempel des Herrn v. Bismarck an der Stirne trägt. — Ich rieth dem Grafen Eulenburg, noch eine geraume Zeit das Abgeordnetenhaus sich austoben zu lassen, dann möge der König mit einer Proclamation hervortreten, welche den Zweck habe, die honetten, gemäßigten Leute von den Exaltados und Demagogen zu trennen; zu diesem Ende aber müsse die factische,

---

[1] Hier macht Reichensperger ein Fragezeichen.

versuchsweise Einführung der zweijährigen Dienstzeit als Concession gegeben werden. Graf Eulenburg erwiderte, das werde sehr schwer halten; der König habe sich nun einmal in die militärische Frage fest verschanzt, das verstehe er — so sage der König — so gut wie nur irgend jemand, er wolle sich nicht auch noch aus der letzten Position verdrängen lassen, das allmähliche Vorwärtsdrängen des Ministeriums Auerswald habe ihn scheu gemacht u. s. w. In allem, was Civilgesetzgebung betreffe, sei er sehr nachgiebig. Er selbst (Eulenburg) habe schon einmal eine Scene mit dem König gehabt, der bemerkte, „man wolle ihm mitspielen wie unter dem liberalen Ministerium". In betreff der Convention mit Rußland betreffend Polen habe der König die Initiative ergriffen. Man habe so viel Eclat nicht erwartet. Bismarck sei aber zufrieden, daß jetzt die Stellung der Großmächte sich so klar gezeichnet habe.'

Bei den Verhandlungen über den Cultus- und Unterrichtsetat am 3. und 4. März stand die Centrumsfraction ‚in einem ungewöhnlich starken Feuer'. Es handelte sich um einen Antrag des Herrn v. Sybel, alle höhern Unterrichtsanstalten als confessionslose zu behandeln, deren confessioneller Charakter nicht durch specielle Stiftungsurkunden dargethan werden könne, während Artikel 15 der Verfassung ausdrücklich den Besitz und Genuß der Stiftungen für maßgebend erklärte. Dieser ‚Confiscation im großen Stile' glaubte die Centrumsfraction den äußersten Widerstand entgegensetzen zu müssen. Fünf Redner, darunter August Reichensperger, vertheidigten das Recht auf die katholischen Lehranstalten und das Recht aller Confessionen auf ihre Lehranstalten gegen die Tendenz der völligen Entchristlichung. Die Reden waren so eindrucksvoll, daß der Antrag durchging, die fragliche Resolution in die Unterrichtscommission zu verweisen. Das Centrum konnte sich mit diesem Vorschlag, der die Aussicht auf Begrabung der Angelegenheit eröffnete, einverstanden erklären [1]. ‚Wir gingen als Sieger aus der Schlacht', berichtete Reichensperger nach Hause. Auch die Paritätsfrage war in diesen Verhandlungen berührt worden; Reichensperger brachte sie später noch einmal zur Sprache, indem er auf die gravirenden Enthüllungen hinwies, welche die ‚Denkschrift über die Parität an der Universität Bonn' gebracht hatte. Man fand es aber bequem, diese Schrift todtzuschweigen [2].

In der zweiten Hälfte des März kam es zu Debatten über die dänische Frage und den belgischen Handelsvertrag. Reichensperger hielt bei dieser Gelegenheit großdeutsche Reden, diesmal nicht gegen Vincke, welcher schwieg, sondern gegen Twesten und Schulze-Delitzsch. ‚Ich kann alles Ernstes ver-

[1] Näheres über die Debatten in den Köln. Blätt. 1863, Nr. 68. 72. 73. Beil.; vgl. auch Pfülf, Mallinckrodt S. 260 f.

[2] Der Verfasser der noch heute sehr lesenswerthen Schrift war mein unvergeßlicher Lehrer, der Bonner Professor Dr. Floß.

sichern,' berichtet Reichensperger seiner Gemahlin, ,daß die Carambolage mit Herrn Schulze mir auch nicht eine Viertelstunde lang den Humor verdorben hat; Schulze allein hat dabei ein schlechtes Geschäft gemacht, so daß selbst sein politischer Freund, der sogen. rothe Becker, mir sagte, Schulze habe sich „schlecht herausgepaukt". Aber ganz abgesehen davon gehen solche Katzbalgereien mir überhaupt nicht ins Blut; eher ärgere ich mich ein bißchen über die Dummheiten in unsern katholischen Blättern. Also vertraut alle künftig etwas mehr auf die Dicke meiner Kammerhaut!'

Charakteristisch für die Stimmung der Fortschrittspartei war der Umstand, daß die große Mehrzahl ihrer Mitglieder ,gegen den Gebrauch auf dem Schloß keine Karten abgegeben hatte'. Es machte dies jedoch beim Hofe keinen Eindruck. ,Der König denkt nicht an Nachgeben,' schrieb Reichensperger, ,worin ich ihm dieser Majorität gegenüber nicht unrecht geben kann.'[1]

Noch weniger dachte Bismarck an ein Zurückweichen. Reichensperger überzeugte sich davon, als er am 28. April einem Diner bei dem Ministerpräsidenten beiwohnte. Sein Tagebuch berichtete über dasselbe also: ,Die parlamentarische Situation charakterisirte sich: niemand war von der liberalen Fraction anwesend. v. Bismarck war recht guter Dinge und witzelte über die Lage. Aus Veranlassung der Geistesstörung des Gesandten im Haag, Grafen Briolla, meinte er, das wäre schon der dritte preußische Diplomat, dem das passire, und die Reihe sei noch nicht geschlossen. Die Diplomaten, insbesondere die preußischen, befänden sich in einer zu exceptionellen Lage, hätten nicht die gehörigen Mittel, würden zu lange bloß mechanisch beschäftigt, wären entsetzlich reizbar gegen Verweise von hier aus u. s. w.'

Nicht bloß die liberalen Zeitungen, auch die katholischen ,Kölner Blätter' nahmen von der Einladung der beiden Reichensperger zu Bismarck ,zum Zwecke der Verdächtigung' Notiz. Reichensperger war davon nicht überrascht: hatte man ja ihn und seinen Bruder schon längst als zu sehr ministeriell verschrieen, obgleich beide mit maßvoller Entschiedenheit stets für das verfassungsmäßige Recht eingetreten waren. ,Abgesehen davon,' schrieb er mit Bezug auf solche Vorwürfe an seine Gemahlin, ,daß wir principiell im Zweifel die Autorität stets unterstützen zu müssen glauben, ist das gegenwärtige Ministerium unsern Interessen viel mehr zugethan als vielleicht irgend ein früheres, wie denn eben wieder Kolping einen eclatanten Beweis erhalten wird, da der Ankauf des neben ihm liegenden Conventshauses gegen den Protest der Kölner Regierung genehmigt worden ist u. s. w.' ,Glaube ja

[1] In einem nicht datirten, derselben Zeit angehörigen Briefe heißt es über die feste Haltung des Königs: ,Der „Fortschritt" dürfte wohl mürbe werden müssen. Es fängt jetzt schon an, sich zu zeigen, wie recht ich und ein Theil unserer Fraction gethan haben, uns von dem Schwindel nicht fortreißen zu lassen.'

nicht,' heißt es in einem andern Briefe, der von einer Einladung zur Familientafel des Ministers v. Roon berichtet, ‚daß ich durch die besondere Gunst des hochmögenden Herrn auch nur ein Quentchen von meiner Ueberzeugung opfere. Es freut mich aber sehr, daß sie mir Gelegenheit geben, offen meine Meinung zu sagen. Vorgestern war Diner beim Justizminister, wo ich auch nicht hinter dem Berge gehalten habe.' Als die Verdächtigungen anläßlich des Vertrauens, welches die Minister den beiden Reichensperger bezeigten, nicht aufhörten, wiederholte Reichensperger noch einmal: ‚Sei überzeugt, daß wir nur nach redlicher Ueberzeugung handeln und rathen. Wir wollen ja nichts für uns, sondern lediglich den Sieg des Rechtes und der Wahrheit, wobei man sich freilich in den Mitteln leicht irren kann, besonders bei einer so verwickelten Situation.'

‚Der parlamentarische Karren', urtheilte Reichensperger Ende April, ‚steckt noch immer bis über die Achse im Dreck. Nach dem Erscheinen des Forckenbeckschen Amendements bezüglich der Militärfrage gab die officiöse „Nordd. Allgem. Zeitung" die Möglichkeit einer Annäherung zu erkennen. Darauf Spectakel im äußersten Fortschritt: Waldeck, Kirchmann und der „Kladderadatsch" gegen Forckenbeck. Um die Einigkeit im Fortschritt herzustellen, nahm derselbe darauf in der Commission Resolutionen an, welche der Regierung wieder das Messer auf die Brust setzten, so daß alles wieder beim alten ist.'

Am 9. Mai nahm die Debatte über das Militärgesetz im Plenum des Abgeordnetenhauses ihren Anfang. Das Centrum hatte sich geeinigt, einfach für den Commissionsantrag zu stimmen, dessen Kern die Forckenbeckschen Amendements bildeten, weil auf diese Weise allein eine Vereinbarung mit der Regierung möglich war[1]. Schon am zweiten Tage der Militärgesetzdebatte trat ein ‚bedeutsamer Wendepunkt' ein. Es kam zu dem berühmten ‚Disciplinarstreit' zwischen dem Kriegsminister v. Roon und dem ersten Vicepräsidenten v. Bockum-Dolffs. Professor v. Sybel hatte den Kriegsminister v. Roon als ‚einen unheilvollen Mann in unheilvoller Stellung' bezeichnet und demselben jeden Patriotismus abgesprochen. Als v. Roon diese Aeußerungen als ‚unberechtigte Anmaßung' zurückwies, ward er von dem Vicepräsidenten unterbrochen. Der darauffolgende Wortwechsel endete unter stürmischem Tumulte damit, daß der Vicepräsident die Sitzung ‚vertagte', indem er sich bedeckte[2]. Die Minister machten ihr Wiedererscheinen davon ab-

---

[1] Vgl. Pfülf, Mallinckrodt S. 270.

[2] Als man nach längerem Suchen dem Vicepräsidenten seinen Hut brachte, zeigte sich, daß man einen falschen ergriffen hatte, der dem Herrn bis über die Ohren hinabfiel. ‚So entbehrte diese stürmische und recht peinliche Scene nicht eines hochkomischen Schlußeffects', sagt v. Roon, Denkwürdigkeiten II, 120. Siehe auch Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier II, 39 f.

hängig, daß von seiten des Hauses anerkannt werde, daß die Minister nicht unter der Disciplin des Präsidenten stehen.

Wie Mallinckrodt[1], so nahm auch Reichensperger in diesen neu entstandenen Fragen eine vermittelnde Stellung ein; sein Antrag wurde abgelehnt[2]. Bei dieser Gelegenheit hatte die Fortschrittspartei ‚more solito den Versuch gemacht‘, ihm das Wort abzuschneiden. ‚Ich scheine ihnen sehr unbequem zu sein, sowie unsere Fraction überhaupt. Wir erinnern den „Fortschritt“ immer daran, daß sie Menschen sind, und gewähren dem Ministerium einen moralischen Halt, da doch wohl niemand ernstlich glaubt, daß wir egoistische Zwecke verfolgen. Die zehn sogen. Feudalen sind zu matt und principlos, obgleich Graf Bethusy-Huc und Gottberg in anerkennenswerther Weise ihre Schuldigkeit thun Die Minister geben uns privatim viel Vertrauen zu erkennen[3]. Bei einem gelegentlichen Zusammentreffen sprach z. B. v. Bismarck ganz offen und eingehend mit meinem Bruder über die Situation. Mein Bruder rieth vor allem ein Einvernehmen mit Oesterreich und dem übrigen Deutschland. Bismarck schien dies einzusehen und meinte, Oesterreich fordere einen zu hohen Preis: 1. Aufgeben der Grundidee des Handelsvertrages; 2. Zusammenwirken zur Fortbildung des Bundes, der doch unentwickelbar sei. Mein Bruder replicirte, das Fortgehen auf der Bahn der kleindeutschen Politik involvire noch weit größere Gefahren, ein Durcheinander in ganz Deutschland zum Vortheil der Revolution. Bismarck schien nicht niedergebeugt zu sein; er deutete noch darauf hin, daß auch mit dem König schwer fortzukommen sei, daß er z. B. die Kölner Domherrnfrage[4] platt liegen lasse, daß die Beamten ihren Strang nicht zögen u. s. w.‘

Am 17. Mai begab sich Reichensperger auf eine besondere Einladung hin zum Kriegsminister v. Roon. Ueber diesen $1^1/_2$stündigen Besuch verzeichnet das Tagebuch folgendes: ‚In allem Wesentlichen (deutsche Frage, Handelsvertrag, Verhältniß zu Oesterreich, Unverträglichkeit der selbständigen

---

[1] Vgl. Pfülf, Mallinckrodt S. 271.

[2] Vgl. Ein Rückblick S. 89 f. und Pfülf, Mallinckrodt S. 271 f.

[3] So erfuhr damals Peter Reichensperger durch Eulenburg folgendes über die Besprechung Bismarcks mit Lassalle: ‚Lassalle sei zu Bismarck gegangen, habe sich als Republikaner vorgestellt, der aber das Princip der Monarchie als ein sehr beachtenswerthes ansehe, wenn es entschieden geltend gemacht werde; den Fortschritt verachte er, die Regierung müsse denselben bekämpfen, wenn sie nicht die Republik wolle; lasse sich der König durch Schulze-Delitzsch u. Comp. bewegen, nur eine Stufe des Thrones herabzusteigen, so werde man ihn die übrigen hinabstoßen. Das könnte‘, fügt August Reichenspergers Tagebuch hinzu, ‚aber doch nur der Lassalleschen Republik zu gute kommen! Also nur persönlicher Haß gegen Schulze oder Perfidie gegen Bismarck, um ihn zu extremen Schritten zu reizen.‘

[4] Vgl. Pfülf, Cardinal Geissel II, 551 ff. 558 ff.

Bureaukratie mit dem Constitutionalismus u. s. w.) mit ihm einverstanden. Ich sagte ihm unumwunden, daß die Bevorzugung des Militärs in Bezug auf Geld und Ehren in allen Schichten, auch den conservativsten, sehr unangenehm empfunden werde; vor allem aber handle es sich um die Solidarität der deutschen Staaten. Er verurtheilte die neue Aera nebst Nationalverein und Zubehör aufs unerbittlichste, meinte aber, zur Zeit seien alle Concessionen ins Wasser geworfen. Er selbst habe Concessionen auf dem militärischen Gebiete vorgeschlagen; allein die Präsidialrede Grabows und die diesjährige Adresse des Abgeordnetenhauses hätten die Regierung davon überzeugt, daß der „Fortschritt" nur seine Geschäfte auf Kosten der Regierung machen wolle. Zu einem Bruch müsse es am Ende doch kommen. Er sprach von Ausnutzung des § 63 der Verfassung und meinte, auf dem Gebiete der Presse sei eine Octroyirung nöthig. Ich warnte vor jeder nicht absolut nöthigen Illegalität, die Presse insbesondere sei ein Fluidum, das durch Paragraphen nicht zu fassen sei; vor allem sei die Allmacht der Bureaukratie zu brechen; was nützen alle Gesetze ohne zuverlässige Organe zum Zweck der Ausführung? Beim Abschied sprach Herr v. Roon den Wunsch aus, mich wiederzusehen; unter anderem sagte er: „Sie sind wohl ganz zufrieden mit der Wendung der Dinge?" Ich bejahte die Frage mit der Bemerkung, daß die Krankheit des Staates nothwendig durch eine Krisis habe gehen müssen; die kleindeutsche Großmachtspolitik, welche Pourtalis, Bismarck, Usedom, Vincke, Simson ꝛc. im Schilde geführt, habe viel größeres Unglück über uns bringen können. v. Roon schien damit einverstanden zu sein; desgleichen war er ganz einverstanden mit dem System der Stellvertretung im Heere.' Auch Minister v. Bodelschwingh, den Reichensperger einige Tage später sprach, meinte, ‚Concessionen seien jetzt nicht an der Zeit; die neue Aera, insbesondere Patow, der dem König ohne weiteres dreizehn Millionen zugesagt habe, hätte alles verschuldet'.

Die Mehrheit des Abgeordnetenhauses blieb dabei, daß dem Präsidenten Disciplinarbefugnisse gegenüber den Ministern zuständen, und beschloß, eine Adresse an die Krone zu richten, um seine allgemeinen Beschwerden über das Ministerium vorzubringen und dasselbe zur Entlassung zu zwingen. Am 21. Mai mußte die Adreßdebatte wieder ausgesetzt werden, weil eine königliche Botschaft das Haus aufforderte, jenen Anspruch fallen zu lassen. ‚Aus der „Doctorfrage" (Simson) ist also eine Staatsfrage geworden,' schrieb Reichensperger, ‚und ich kann mir fast etwas darauf einbilden, sie in meinem Amendement vorweg beantwortet zu haben[1], während das „Haus" daran vorbeihuschen zu können glaubte. Simson schien besonders stupéfait, daß

[1] Vgl. oben S. 461.

in seinem „königlichen Lande" Preußen (Adresse von 1860!) so wenig Notiz von seiner Ansicht genommen werde.'

‚Peter und ich', erzählt das Tagebuch zum 23. Mai, ‚haben jede der beiden Adressen bekämpft und mit Mühe die große Majorität der Fraction dazu vermocht, sowohl gegen die von Schwerin als gegen den Commissionsentwurf zu stimmen. Wir sind sozusagen die einzigen Stützen der Regierung in der Kammer. Zweifelsohne wird der katholischen Sache abermals schlecht dafür gelohnt werden. Allein die andern Parteien (Gothaer und Demokraten) sind noch unzuverlässiger und überdies gefährlicher für Recht und Freiheit.'

Reichensperger hatte in jenen erregten Tagen eine Zusammenkunft mit Karl v. Savigny, die sich bis 4 Uhr morgens ausdehnte. ‚Wir sprachen aufs eingehendste über die Lage. Nur in betreff des französisch-preußischen Handelsvertrages, den er für politisch harmlos planirt erachtet, waren wir verschiedener Ansicht. Ich meinte, Oesterreich habe ganz recht, wenn es auf diesem und dem Bundesgebiete eine Concession von realem, bleibendem Werthe verlange, um später nicht wieder düpirt zu werden. Die Situation der Katholiken, die Situation in Preußen u. s. w. beurtheilt Savigny wie ich. Man hatte ihm Andeutungen betreffs einer eventuellen Ministerstelle gemacht; er hatte erwidert, er würde, falls er sich überhaupt den Umständen gewachsen fühle, einen solchen Posten nur annehmen, wenn man denselben ihm parce que, nicht quoique catholique geben wolle und ihm gestatte, offen sich als Katholik thatsächlich zu geriren, auch anderwärts die Parität factisch anerkenne. Als Diplomat hat er erfahren, wie es um die Parität steht. Die holländische Regierung erbat sich ihn — allein hier meinte man, in ein protestantisches Land könne man nicht füglich einen Katholiken schicken; bezüglich der katholischen Höfe und selbst der Türkei aber besorgte die Regierung, daß dann die protestantischen Interessen in den betreffenden Ländern nicht gehörig gefördert würden!!'

‚v. Savigny erzählte mir unter anderem, Napoleon habe im Beisein der Kaiserin, die zuvor mit Metternich kokettirt (sie wollte ihm mit eigener Hand ein Hemdenknöpfchen festnähen) die Proposition gemacht: Oesterreich könne Schlesien nebst Zubehör an sich nehmen, wenn es ihm freie Action am Rhein und über den Rhein lasse. Darauf die Reise Metternichs nach Wien, wo indessen der Handel zurückgewiesen ward. England bekam Kunde von dem Plan und will daher von einer gemeinsamen Action gegen Rußland nichts mehr wissen. König Leopold von Belgien', erzählte Savigny weiter, ‚arbeite an der Versöhnung zwischen Oesterreich und Preußen, und zwar schon im Interesse seiner Dynastie. Stockmar bilde den Mittelpunkt der gothaischen Partei; der Herzog von Coburg soll zu merken anfangen, daß er nur als

Puppe dient.' ,Gruner', fährt das Tagebuch fort, ,versicherte mir, der König sei das Gegentheil von einem Gothaer. Usedom habe ihn ärgerlich den ersten der Würzburger genannt; es fehle nicht viel, daß er einem österreichischen Erzherzog die Hand küssen würde; Annexionspläne liegen ihm so fern als möglich.'

,26. Mai. Gestern Abend in der Fraction. Wir beriethen ruhig unser heutiges Pensum. Wohl vergeblich? Wahrscheinlich werden wir heimgeschickt. Das Geschickteste auf seiten des Ministeriums wäre meines Erachtens eine sehr herbe königliche Antwort auf die Adresse und schließlich die Aufforderung, das Budget schleunigst durchzuberathen. Der Fortschritt würde sich zweifelsohne weigern, wodurch die Regierung sehr in den Vortheil käme und mit allem Fug schließen könnte, statt aufzulösen. Aber das Ministerium hat keine glückliche Hand; seine letzten drei Schreiben an das Haus waren bureaukratische Schulpensa und trafen die Pointe nicht. Man vergißt namentlich das imperatoria est brevitas. Preußen wirft sich auf dem Krankenlager hin und her — wie lange noch?! — Wir haben uns gottlob durchlavirt. Keinesfalls hätte ich mich dazu hergeben mögen, den Schweif der Schulze und Dolffs zu vergrößern. Die Staatsmänner und Gelehrten der „Kölnischen Zeitung" ꝛc. erachten uns für servil — vielleicht innerlich für machiavellistisch operirend. Thut alles nichts. Preußen kann nur gesunden, wenn alle Richtungen, die bis jetzt herrschten, sich die Hörner ablaufen. Es muß „Buße thun", um mit Herrn v. Gerlach zu reden, aber nicht auf pietistisch.'

,27. Mai. Schließung der Kammer. Erst herbe Strafpredigt des Königs. Nach deren Verlesung sprach ich mit Bunsen. Simson sagte zu ihm im Vorbeigehen: das war ein halbes finis Poloniae. Simson und die beaux restes der Gothaer haben sich schließlich noch gänzlich durch ihre Halbheit blamirt und hoffentlich ruinirt. Simson und Vincke bissen sich auch in der vorletzten Sitzung gewaltig über die von Simson gefertigte, unter dem Namen Schwerins edirte Adresse. — Der König hat heute alle Brücken zum „Fortschritt" abgebrochen.'

,Heute Abend drei Stunden mit dem Kriegsminister zusammen. Eingehende und offene Unterhaltung über die Situation. Die Gothaer und die Treubündler sind nicht seine Leute. Der König fühle sich seit der Verabschiedung der neuen Aera frei, er wisse, daß das jetzige Ministerium sein Programm von 1848 in seinem Geiste auffasse. Ueber Twesten und Sybel, welche die Mittel selbst zu einem gerechten Kriege verweigern zu wollen erklärten, sei er sehr ungehalten, desgleichen über die Passus der beiden Adressen, welche ihm die Kammerdrucksachen in Aussicht stellten. „Halten die Leute mich denn für einen unmündigen Prinzen von irgend einer Südseeinsel?" Er sei ent=

schlossen, das Recht seiner Krone und deren Würde bis zum Aeußersten zu wahren. Des Königs Constitution, insbesondere sein Magen, seien vortrefflich.'

Viel sprach Roon über die Presse. ,Er meinte, „ob man nicht die ,Kölnischen Blätter' subventioniren solle". Ich rieth entschieden ab. Die Bureaukratie möge sie nur auf gleichem Fuße mit der „Kölnischen Zeitung" bezüglich der Inserate behandeln. Ich sprach viel über Kolping. v. Roon kennt ihn durch Perthes, der einer seiner (Roons) besten Freunde sei. Ich erzählte den Widerspruch des Perthes gegen die Creirung des Cardinals v. Geissel zum Ehrendoctor, was v. Roon nicht begreifen konnte. Der Kriegsminister bewies mir die vertrauensvollste Offenheit und äußerte sich sehr anerkennend. Ich meinte, die deutsche Frage sei der großen Majorität des Hauses theils Motiv theils Vehikel; er stimmte bei. In allem Wesentlichen waren wir überhaupt einverstanden. v. Roon ließ die Octroyirung bezüglich des Vereinswesens durchblicken, wenn die Wühlerei des Nationalvereins sich entwickeln sollte. Die Minister wollten nichts vom Absolutismus wissen, den auch ich natürlich nicht befürwortete. Puncto des Unwesens der Bureaukratie waren wir durchaus einig.'

,Es war doch sehr gut, daß dem Kammerschwindel so brusquement ein Ende gemacht wurde', urtheilte Reichensperger nach der Rückkehr in die rheinische Heimat. ,Der „Fortschritt" scheint wenig darauf zu reagiren. Man muß nur fest in das Wespennest hineinpacken. Viel Geschrei und wenig Wolle!

Die Regierung ließ es an rücksichtsloser Entschlossenheit nicht fehlen. Zunächst verhängte sie sozusagen den Belagerungszustand über die Presse vermittelst der Preßordnung vom 1. Juni 1863[1]. ,Das ist wohl', urtheilte Reichensperger, ,der Anfang der entschiedenen Reaction. Ich zweifle, daß das Ministerium die geistigen und technischen Kräfte besitzt, um auf diesem Wege zum guten Ende zu kommen. Au fond hat es recht, allein es betreibt Imperialismus ohne Imperialisten, und Bismarck ist ein aventurier. Die Bureaukratie wird alles thun, um der Staatsregierung Steine in den Weg zu wälzen. Eine Revolution ist nicht zu fürchten — aber die nächste Kammer? Ich wüßte kaum ein Wahlgesetz zu imaginiren, welches eine reactionäre Kammer auf die Beine zu bringen vermöchte. Demnach könnte wohl leicht, dank dem „Nichts oder alles" des „Fortschritts", die ganze Verfassung zu Grabe gehen.'

Bald schon zeigte es sich, daß die Preßordnung ,kein Gewitter aufziehen mache'. ,Kaum quiekſen einige Zeitungen,' schrieb Reichensperger

[1] Vgl. Fehr a. a. O. III, 1102 f.

am 11. Juni; ‚man sieht, welches Strohfeuer in den Journalen **gebrannt** hat. Das Ministerium könnte alles wagen ohne eine augenblick**liche Ge**fahr — aber freilich: womit enden? — Solange die dermalige **Volks**vertretung dauert, kann der Wirrwar nicht enden.‘ ‚Die anschein**end so** confuse Situation in Preußen hat einen sehr einfachen Knotenpunkt. **Das** *πρῶτον ψεῦδος* liegt in der deutschen Frage. Mit welch verliebtem **Bocks**gesicht sprach Simson von der Dynastie der Hohenzollern, solange er **hoffte**, dieselbe mache das antikatholische Kleindeutschland fertig; nunmehr **sprach** er nach der königlichen Antwort an die Kammer vom finis Poloniae.‘

3. Abschied vom parlamentarischen Leben. Politisches Testament. 1863—1864.

Politische Thätigkeit wird nur zu oft mit Undank belohnt. Auch Reichensperger, welcher der Sache der wahren Freiheit des Volkes so hervorragende Dienste geleistet, so große Opfer gebracht, blieb diese Erfahrung nicht erspart. Für die maßvolle Entschiedenheit, mit welcher er während des Conflictes, fest für das verfassungsmäßige Recht eintretend, einen Ausgleich auf mittlerer Linie gesucht, fand er nirgends Verständniß. ‚Was man auch thun möge,‘ schrieb er im Juli 1863, ‚man hat wenig Dank und Anerkennung zu gewärtigen, wenn man nicht hinter den Götzen des Tages herläuft.‘ ‚Es ließe sich ein hübsches Büchlein schreiben: Die Kunst, in vierundzwanzig Stunden ein Volksmann zu werden, obgleich ich das Gegentheil dieser Kunst practicire. Im hiesigen katholischen Bürgerverein hat mir und meinen Freunden der Orgelbauer Sonreck in einer Präsidialrede, auf welche niemand antworten durfte, ein Mißtrauensvotum ausgestellt. Wir hätten uns bemüht, der Regierung Gefälligkeiten zu erweisen, und würden wohl denselben Dank dafür ernten wie von der „neuen Aera“; und doch wollen diese „Liberalen“ wieder eine „neue Aera“ zuwege bringen, oder welche Sorte von Ministerium? Auf politische Dankbarkeit soll man freilich nie zählen, wenn man nicht ein Volksschranze werden will; allein mit positivem krassem Undank für fünfzehnjähriges Abmühen sollte man wenigstens verschont bleiben, dächte ich.‘ ‚Unsere Gegner haben zum Zwecke der Verdächtigung das Gerede in Umlauf gebracht, mein Bruder und ich trachteten nach hohen Stellen, zumal ersterer ambitionire einen Ministerposten. Gegen den Willen dieser Klatscher hat die „Times“ die Sache au sérieux genommen [1]. Das ging aber den Afterliberalen über den Spaß, und sie schwiegen ihr eigenes Kind wieder todt. Ueberhaupt ist es schwer, solche Verdächtigungen in den

[1] Die Notiz steht in der Nr. vom 27. Juli 1863.

Grenzen zu halten, innerhalb welcher sie dem Verdächtigten nur schaden, besonders wenn Ehrgeiz den Vorwurf bildet.'

Der oft projectirte Abschied vom politischen Leben ward jetzt zur That. Am 23. September 1863 erklärte Reichensperger auf eine Anfrage des Beckumer Landraths Grafen Schmising-Kerssenbrock, daß er ‚definitiv die Annahme eines Mandates ablehnen müsse. In Berlin würde ich zwischen mehr als zwei Stühlen sitzen und an mehr als zwei Feuern die Finger verbrennen, ohne viel zu nützen, da nach Lage der Verhältnisse die Ereignisse doch ihren Gang gehen werden, mag geredet werden, was da will. Auch die allgemeine Piepmeyerei der Katholiken während der letzten Jahre, die nicht den nöthigen Muth oder nicht die nöthige Einsicht hatten, um uns zu unterstützen, geschweige denn neben den Fortschrittsleuten auf den Schild zu heben, degoutirt mich gründlich[1]. Und doch wird es mir schwer, den Faden wieder zu zerreißen und die Freunde (freilich nur wenige: v. Mallinckrodt, Plaßmann ꝛc.) im Stich zu lassen. In der That bin ich aber auch meiner Familie die Pause schuldig.'

Gegenüber Montalembert betonte es Reichensperger[2], daß sein Rücktritt von der parlamentarischen Thätigkeit „zugleich im Interesse der Sache geschehe, welcher er bisher gedient habe und auch fernerhin zu dienen vorhabe'. ‚Einestheils muß ich mich körperlich erholen, und anderntheils ist unsere gegenwärtige politische Constellation derart, daß, was in der Mitte zwischen den Extremen steht, bei dem Aufeinanderplatzen derselben nur zu Schaden kommen und nichts nützen kann. Darum habe ich aber keineswegs vor, zu schweigen oder gar meine Fahne in die Tasche zu stecken; nur ist die Kammer augenblicklich nicht der geeignete Ort, um letztere zu entfalten. Am wenigsten kann ich mich mit unserer sogen. Fortschrittspartei identificiren, welcher zwar in einem Hauptpunkte das formale Recht zur Seite steht, die aber meiner vollen Ueberzeugung nach nicht um des Rechtes und der Wahrheit willen gegen die Regierung anrennt, vielmehr ihrem innersten Wesen nach weit absolutistischer und gewaltsamer ist als selbst das Ministerium Bismarck, so antipathisch dessen Chef mir auch immer sein mag. In Köln werde ich die zweite Auflage meiner „Phrasen und Schlagwörter" für Sie zur Post geben, in welcher ich die frühere Blumenlese zu vervollständigen bemüht war, und mögen Sie daraus ersehen, in welcher Art und mit welchen Waffen unser Liberalismus wenigstens, was ihm entgegensteht, zu beseitigen sucht. Mir ist kaum etwas anderes mehr zuwider, als das Sophisten- und Sykophantenthum, welches die höchsten Begriffe und die schönsten Worte verfälscht, um seine egoistischen

[1] ‚Die Begeisterung der Katholiken', sagte mir Reichensperger später wiederholt, ‚erlahmte, als der „Fortschritt" uns während der Conflictsperiode die Popularität abjagte.'

[2] In einem Schreiben datirt ‚Elberfeld, den 15. October 1863'.

Zwecke zu erreichen; insbesondere glaube ich, daß nichts für die echte Freiheit gefährlicher ist als dieses heuchlerische Spiel mit derselben, wie es die fortschrittlichen Tonangeber, wenigstens der Mehrzahl nach, treiben[1]. Es ist positiv, daß Herr v. Bismarck von diesen Leuten in Aussicht genommen war, um die „deutsche Frage“ à la Cavour zu lösen, und sie feinden ihn jetzt nur um deswillen an, weil er, durch die Macht der Verhältnisse getrieben, in der innern statt in der auswärtigen Politik sein va banque aufführt. Im Grunde dreht sich überhaupt unser ganzer Wirrwarr nicht um die Rechts-, sondern um die Machtfrage, und wehe uns freisinnigen Katholiken insbesondere, wenn die Macht in die Hände dieser Freiheitsapostel übergehen sollte!‘[1]

‚Ich glaube redlich das Meinige gethan zu haben‘, heißt es in einem andern Briefe Reichenspergers. ‚Ich muß aber auch auf meine Gesundheit Rücksicht nehmen; die ewige Aufregung kann nur schlimm enden.‘ ‚Meine politische Rolle ist ausgespielt, es müßten denn ganz ungewöhnliche, außer alle Berechnung fallende Ereignisse eintreten.‘[2]

Für die katholische Fraction bedeutete Reichenspergers Ausscheiden einen geradezu unersetzlichen Verlust. War er doch mit seinem Bruder der Gründer, Exercirmeister, Taktiker, mit einem Worte die Seele derselben gewesen. Schon damals schwankte das Urtheil, wer von beiden der Einflußreichere, Geschicktere, Begabtere sei. Peter hatte in der letzten Zeit sich unstreitig rühriger gezeigt und auch als Redner sich glänzender als sein Bruder erwiesen. ‚Aber‘, betonte ganz richtig eine gegnerische Stimme, ‚August Reichensperger hat ein

[1] Von Montalembert unterstrichen.

[2] Auf eine nochmalige Bitte Schmisings erwiderte Reichensperger am 26. October wiederum ablehnend hauptsächlich im Hinblick auf seine Gesundheit. ‚Im übrigen‘, meinte er, ‚kann es auch sogar für die Sache, der ich dienen wollte, nützlich sein, wenn einmal neue Leute in den Vordergrund treten. Durch ein so lang dauerndes parlamentarisches Wirken wird man nämlich abgenutzt, wie dies aus der Thatsache hervorzugehen scheint, daß, während die aura popularis alle Fortschrittssegel unausgesetzt schwellte, die sonst Gleichstrebenden uns, die wir dem Götzen des Tages nicht huldigen wollten, nicht bloß keine moralische Unterstützung, sondern im Gegentheil sogar manche Mißdeutung und Verdächtigung zu theil werden ließen. Wie wenig ermuthigend diese Erfahrung aber auch ist, so würde sie mich, das kann ich mit gutem Gewissen sagen, dennoch nicht vermocht haben, vom Kampfplatze zurückzutreten, wenn meine Gesundheit nur einigermaßen Stich gehalten hätte. Allein ich fühle, daß das Opfer, welches ich in dieser Beziehung bringen würde, in keinem Verhältniß zu demjenigen steht, was ich unter den obwaltenden Verhältnissen für die gute Sache leisten kann. Es scheint, daß auch unser Volk die Segnungen des sogen. Fortschritts erst praktisch kosten muß, bevor es inne wird, welchen Kern dessen Verheißungen und Phrasen in sich beschließen, und wie wohlfeil namentlich sein Regiment ist.‘

Anciennitätsrecht, und seine Eigenschaften als Redner wie als Staatsmann sind namentlich bei der ersten Bildung der Fraction die maßgebenden gewesen.'[1]

,Als ein Glück für Ihre Person wenigstens sehe ich es an,' schrieb Ungewitter an Reichensperger, ,daß Sie zu dem Entschluß gekommen sind, an gegenwärtiger Kammersession nicht mehr theilzunehmen, hoffentlich um sich für bessere Zeiten aufzusparen. Wie unerquicklich und steril ist da alles, — obgleich ich nicht läugnen will, daß mir die Abfertigungen, mit denen Herr v. Bismarck die nur ihre Zwecke rücksichtslos verfolgenden Fortschrittler ab und zu regalirt, mitunter einiges Vergnügen machen.'

Auch Montalembert sah ein, daß Reichensperger froh war, für einige Zeit mandatslos zu sein. In Bezug auf die Angriffe, welche beide Freunde in den ,Kölnischen Blättern' erfahren hatten, schrieb Montalembert: ,Welch schmerzliches Geheimniß ist doch diese Verbreitung des fanatischen Veuillot-Giftes, das von Paris aus so leicht und so schnell alle Organe der katholischen Presse in Italien, England und, wie es scheint, nun auch in Deutschland ergriffen hat!'

Gerade mit seinem Freunde Montalembert war übrigens Reichensperger in der letzten Zeit nicht mehr so ganz einverstanden gewesen wie früher. Die Differenzen bezogen sich namentlich auf die Beurtheilung des Polenthums. Aehnlich wie sein Freund Aulike hielt Reichensperger das Polenthum zu sehr ,in die Paris-Turiner Revolutionspläne verflochten', als daß er demselben solche Sympathien hätte entgegenbringen können, wie dies der enthusiastische französische Freund that. Der Kölner Appellrath meinte, daß Montalembert zu sehr nur die Polenfreunde höre und daß er in seiner sonst so herrlichen ,Ansprache an Cavour' für die Polen sich etwas weniger tendre hätte zeigen können. Er begriff gar nicht, wie Montalembert die Polensache ,in Napoleons Hand legen wollte, von dem er doch unter anderem selbst gesagt habe: il parle et ment tout seul, und dessen Perfidie so oft von ihm gebrandmarkt worden sei'. Wiederholt sprach sich Reichensperger über diese Meinungsverschiedenheit offen gegen Montalembert aus. ,Ich habe immer die Ueberzeugung gehegt,' heißt es in einem Briefe vom 15. Januar 1862, ,daß unter allen mir bekannten hervorragenden Franzosen Sie am wenigsten in nationalen Vorurtheilen befangen seien; weiß ich doch sehr wohl, daß Ihnen vielfach von Ihren Landsleuten nachgesagt wurde, Sie seien zu wenig Franzose, gerade weil Ihr Herz und Ihr Verstand, unbeirrt durch jene Vorurtheile, dem suum cuique allerwärts die Ehre geben. Meines Erachtens beruht unsere Differenz auch hinsichtlich der Polen, ihrer Demonstrationen in den Kirchen u. s. w. großentheils darin, daß ich die Dinge prosaischer, gestatten Sie mir den Ausdruck: instructionsrichtermäßiger, ansehe und mehr zum Distinguiren hinneige.'

---

[1] Die illustrirte Zeit 1862, S. 68.

Bereits ein Jahr früher (31. Mai 1861) hatte Reichensperger seinen Besorgnissen über die Haltung der Polen gegenüber Montalembert energisch Ausdruck verliehen. ‚Ein Ablenken der heißblütigen Polen von der Bahn der Revolution', betonte er, ‚thut sehr noth. Haben doch bereits unsere polnischen Deputirten, der Fahne des Herrn v. Vincke folgend, für dessen „Consolidirung Italiens" gestimmt, deren Hauptzielpunkt der Sturz des Papstes ist, und gestern las ich, daß in einer Warschauer Kirche Exequien für den Selbstmörder Teleki gehalten worden seien.'

Die Polenfrage war in der abgelaufenen Session auch in der preußischen Kammer zur Sprache gekommen; allein die Tyrannei der Majorität hatte Reichensperger zweimal das Wort abgeschnitten. Um seinen Standpunkt in dieser wie in den sonstigen politischen Fragen darzulegen, entschloß sich der Kölner Appellrath zur Abfassung eines ‚Rückblickes auf die letzten Sessionen des preußischen Abgeordnetenhauses'. Es lagen sehr zwingende Gründe vor, mit einer solchen Schrift hervorzutreten. Man hatte Reichensperger von den verschiedensten Seiten angegriffen, seine Absichten, seine Reden arg mißdeutet. Auch war die ‚große liberale Partei' ungemein eifrig gewesen, um in Zeitungen und Broschüren ihr Thun und Lassen in ein möglichst günstiges Licht zu stellen. ‚Da solche Parteidarstellungen immer nur einen Theil, und zwar mitunter sogar nur einen sehr kleinen Theil der ganzen Wahrheit in sich beschließen, und da andererseits jede Partei ein Interesse dabei hat, nicht ungebührlich hintangesetzt oder gar geradezu falsch charakterisirt zu werden, so erachte ich es für angemessen, einige ergänzende Andeutungen über die in Rede stehenden Vorkommnisse zu publiciren. Ich sehe mich um so mehr dazu veranlaßt, als der Zustand meiner Gesundheit mich genöthigt hat, auf einen Wiedereintritt in das Abgeordnetenhaus im voraus Verzicht zu leisten (die „liberalen" Journale haben sich das Vergnügen gemacht, mich unter den Durchgefallenen figuriren zu lassen), so daß mir in demselben keine Gelegenheit mehr zu theil wird, öffentliche Mißdeutungen öffentlich zu berichtigen. — Ueberdies ist es aber auch gewiß gut, daß eine Situation, wie die gegenwärtige, von den verschiedensten Gesichtspunkten aus betrachtet und dargestellt wird, und endlich befinden sich fast alle nachfolgend besprochenen Fragen noch immer in der Schwebe, weshalb denn deren nähere Beleuchtung nicht bloß ein historisches, sondern zugleich auch ein eminent praktisches Interesse darbietet. Ich rede nur in eigenem Namen und unter meiner Verantwortlichkeit, da mir von meinen Parteigenossen keinerlei Auftrag geworden ist, wie denn überhaupt nie eine solidarische Haftbarkeit unter uns bestanden hat. Insbesondere waren auch sogen. Parteibeschlüsse der Fraction, zu welcher ich gehört habe, durchaus fremd; vielmehr galt in derselben stets als oberster Grundsatz, daß jedes Mitglied nur nach eigenster, freiester Ueberzeugung zu

stimmen habe und die Fractionsberathungen bloß zu wechselseitiger Belehrung und Aufklärung dienen sollten. Auf die Stärkung, welche aus dem Gebundensein durch irgendwelche Majoritätsbeschlüsse sich für andere Fractionen ergab, glaubten wir verzichten zu müssen; unsere so oft hervortretende Einigkeit war stets lediglich das Resultat gemeinsamer Ueberzeugung oder Grundanschauung, und so wird denn auch hoffentlich das meiste von demjenigen, was ich hier zu sagen gedenke, der nachträglichen Gutheißung meiner politischen Freunde sich zu erfreuen haben.‘

Letzteres war in hohem Grade der Fall, soweit die eigentlichen Koryphäen in Betracht kommen. Namentlich Jörg widmete dem ‚politischen Testament‘ Reichenspergers, wie man seinen Rückblick auf die preußische und deutsche Parteipolitik wohl nennen darf, eine ungemein anerkennende Besprechung in den ‚Historisch-politischen Blättern‘. ‚Der berühmte Appellrath von Köln‘, heißt es hier, ‚will nicht mehr der preußischen Fraction des Centrums oder, wie sie noch immer genannt wird, der „katholischen Fraction“ voranleuchten zur Freude und Ermuthigung seiner zahlreichen Verehrer in ganz Deutschland. Nachdem die Stürme der neuen Aera und des nachfolgenden Fortschritts-Gewitters das Häuflein jener braven Vertreter decimirt haben, welche sich ebensowenig zu schönredenden Volksschmeichlern hergeben wollten, als sie in der harten Zeit der Reaction zu geschmeidigen Hofwerkzeugen sich hergegeben hatten, soll nun an ihrer Spitze der Aeltere des Dioskurenpaares verschwinden, ohne das man sich bisher die katholische Fraction nicht zu denken vermochte. Es wäre ein schwerer Verlust nicht nur für uns und die Glaubensgenossen in Preußen, sondern insbesondere auch für die großdeutsche Sache im ganzen Vaterlande. Herr August Reichensperger legt nicht als Sieger sich und seine Waffen zur Ruhe, sondern umgekehrt. Ein Ton tiefer Verstimmung geht durch sein parlamentarisches Abschiedswort; traurig und hoffnungsarm lesen sich die Ergebnisse seines Rückblickes, soweit derselbe über die irdischen Mächte und Möglichkeiten hinschweift und nicht zum erbarmenden Lenker der Völkergeschichte sich aufhebt. Auch die Funken der feinen Ironie, die den geistreichen Mann nicht selten überkommt, vermögen die Lage als solche nicht zu erheitern. Namentlich ist es ein Punkt, an dem der wehmüthige Eindruck keine Milderung mehr findet. Denn — wir sagen es nicht, ohne daß uns die Schamröthe ins Gesicht steigt — nicht so fast die Zahl und Macht der Feinde rechts und links scheint Herrn A. Reichensperger entmuthigt und ihm die Fortsetzung seiner Mühen entleidet zu haben, sondern die Thatsache, daß die Chargen des eigenen Lagers theilweise zu den Reihen der Fortschrittspartei hinübergelaufen sind, um hier Schleppträgerdienste zu thun, und folgerichtig einem Manne wie Reichensperger eine Behandlung angedeihen ließen, die nur noch durch einen Rest von Scham den nobeln Beispielen eines Schulze

und Binde abseits lag. Es war wohl die Folge wissenschaftlicher Erwägungen, daß man so thun müsse, um nicht der Incorrectheit im „Liberalismus" und der Auflehnung gegen die „öffentliche Meinung" verdächtig zu werden. Denn ein solches Unglück zu verhüten, ist keine — wie sagen wir doch? — keine Selbstverläugnung zu theuer. Tout comme chez nous! Herr A. Reichensperger war „liberal" und sehr liberal (die sogen. Feudalen können es ihm heute noch nicht verzeihen), solange das Wort einen guten und edeln Sinn hatte oder haben konnte. Aber als ein reicher und durchaus unabhängiger Mann hat er nie bei einer Partei sein Fortkommen gesucht und daher auch nie Parteidienst genommen. Bei den liberalen Ideen des Vormärz war es ihm um die Mittel und Wege zur mannhaften Selbstregierung der deutschen Völker, um den autonomen Rechtsstaat zu thun und nicht um eine Parteiherrschaft, die sich von dem bureaukratisch-absolutistischen Polizeistaat der Aufklärungszeit nur durch die Vielköpfigkeit des Regiments unterscheidet. Darum ist Herr Reichensperger mit dem neuen Liberalismus so gründlich zerfallen; nicht er ist ein anderer geworden, sondern unsere Liberalen sind andere geworden. Seinem christlich gestimmten und in germanischer Rechtsanschauung großgewachsenen Geiste mußte namentlich ein Zug am modernen Liberalismus, den man in der Regel viel zu wenig kennt und würdigt, principiell widerstreben; es ist die Doctrin des ökonomischen Liberalismus, den die französische Revolution begründet, und der englische Mercantilismus in ein vollendetes System gebracht hat. Seit sechzehn Jahren ist diese Doctrin auch in Deutschland den politisch-liberalen Ideen der vorigen Generation fast unmerklich als neue Basis unterschoben worden; es ist mit einem Worte die Standesherrschaft der Bourgeoisie, der sogen. moderne Staat. Mit Reichenspergers Idee des autonomen Rechtsstaates konnte sich der strengste confessionelle und sociale Conservativismus vertragen; eben deshalb mußte er aber der entschiedenste Gegner des „modernen Staates" sein, der die souveräne Revolution auf allen Gebieten des Lebens im Interesse einer Partei oder eines einzelnen Standes unter dem erlogenen Titel der „öffentlichen Meinung" darstellt. Diesen wesentlichen Unterschied zwischen Freisinnigkeit und Liberalismus hat Herr A. Reichensperger in seinem goldenen Büchlein „Phrasen und Schlagwörter" zuerst anonym festgesetzt; in seinem „Rückblick" macht er jetzt mit offenem Visir sozusagen die Probe darüber, und wenn ein Mann wie August Reichensperger redet, so ziemt es sich, daß Deutschland, vorab das katholische Deutschland, höre.'[1]

[1] Hist.-polit. Bl. LIV, 137—140. Auch auf gegnerischer Seite ward gerade der Rücktritt Reichenspergers und dessen Bedeutung mehr und mehr anerkannt. So brachte zu Anfang 1864 die ‚Weser-Zeitung' eine Charakteristik preußischer Landtagsredner, in

Das politische Testament Reichenspergers zerfällt in zwei Abtheilungen, deren erste die Krisis der neuen Aera in Preußen, deren zweite die deutsche Frage behandelt. Die im Juni 1864 erschienene Schrift war großentheils entstanden in der trüben Zeit, da er seine Tochter Johanna verlor[1]; das Ganze ist entsprechend dem Motto ‚Eines Mann's Red' ist halbe Red'; Man verhör' sie alle beed'!' wesentlich eine Rechtfertigungsschrift, die indessen einen durchaus objectiven Charakter trägt. Kaum irgendwo dürfte der große Streit zwischen der preußischen Kammer und der preußischen Krone so ruhig und leidenschaftslos beurtheilt sein wie hier. Eine eigentliche systematische Geschichtsdarstellung ist die Schrift nicht; sie bringt vielmehr in einzelnen, charakteristischen Zügen die Thatsachen vor: es sind gewissermaßen parlamentarische Erinnerungen, stets interessant und höchst schätzbar für den Historiker wie für den Politiker.

Das Unglück und Elend der damaligen constitutionellen Zustände, das Treiben der fortschrittlichen Majorität sind meisterhaft geschildert. Hie und da erzählt der Verfasser allerdings seine bittern Erfahrungen nicht ohne beißenden Humor. Man muß sich dabei erinnern, daß ‚in der schweren Zeit der Reaction,

---

welcher es heißt: ‚Ohne ungerecht zu werden, kann ich die Erwähnung zweier Männer nicht länger hinausschieben, die sich allerdings weniger Sympathien erfreuen, deren hervorragende Begabung indes allerseits anerkannt wird. Es sind die Führer der katholischen Partei, Brüder Reichensperger. Zwar ist August in der laufenden Session nicht Mitglied des Hauses; man kann indessen das Dioskurenpaar in der Betrachtung nicht füglich voneinander trennen. Beide sind Männer von vielem Geist und umfassendem Wissen, in der Geschichte, der Kunstgeschichte, der Volkswirtschaft erfahren, wenngleich in allen Fächern von grillenhaften (!) Ansichten nicht frei. Beide sind ferner Männer von großer Elocution, stets bereit, ore rotundo zu sprechen.... Von beiden Rednern ist August der rührigere, unermüdlichere; an Schlagfertigkeit und nie versagendem Witze kam ihm selbst Georg Vincke nicht gleich. Während letzterer, den Junker nicht einen Augenblick verläugnend, eine große Selbstgefälligkeit zur Schau trägt, und durch Ton und Haltung die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, Bewunderung zu erzwingen sucht, ist Reichensperger das Muster eines bescheidenen, höflichen Gentleman. Nie wird er, wie Vincke häufig, aggressiv.... Auf keinen der beiden Brüder ist je ein Schatten gefallen, als verletzten sie die parlamentarischen Formen. Peter spricht seltener wie sein Bruder, dann aber stets länger, ernster, eifriger, sachlicher. Er besteigt fast regelmäßig die Tribüne, während August es liebt, vom Platze zu sprechen. Er ist mehr geistreich, wo jener mehr witzig.... Zur Vollendung der Skizze gehört es, daß beiden eine stark rheinisch gefärbte Mundart und eine seltsame Lebhaftigkeit der Gesticulation eigen ist.' Vgl. Kölnische Blätter 1864, Nr. 33. Die Zeitung ‚L'Étoile Belge' schrieb am 19. August 1863 (Nr. 231): ‚Auguste Reichensperger et Pierre Reichensperger sont à la fois les fondateurs, les chefs et l'âme du catholicisme politique de Prusse. Auguste fut la pensée inspiratrice, Pierre fut la parole et l'action.'

[1] Vgl. unten Kap. 8.

wo die Partei der „Kreuzzeitung" acht Jahre lang in der Kammer herrschte, die Mitglieder der katholischen Fraction mit einer Anzahl Altliberaler es ganz allein waren, welche die vielgerühmten Verfassungsrechte gegen eine weitgehende Aenderungslust vertheidigten; daß damals, wo es zum Treffen kam, nicht eines von den Häuptern der eigentlich Liberalen in der Kammer sich blicken ließ, ja die letztern nicht einmal den Versuch machten, den Landräthen bei den Wahlen oder in den Kammerdebatten die Spitze zu bieten'.

Der liberale Dank bestand in der bereits geschilderten Behandlung der Minorität.

Noch bitterer freilich empfand Reichensperger das Benehmen des politisch-liberalen Hauptorgans der Katholiken am Rhein, der ‚Kölnischen Blätter'. Mit Bezug hierauf äußert er das treffende Wort: ‚Nichts ist bequemer, als von Tag zu Tag sich auf dem breiten Strome der sogen. öffentlichen Meinung forttreiben zu lassen und sich um die Folgezeit nicht weiter zu kümmern.' Reichensperger war der Meinung, daß die Bequemlichkeit eines solchen mechanischen Gehenlassens einem ehrlichen Manne von der Presse oder einem Volksvertreter nicht erlaubt sei. ‚Ueberhaupt scheint uns die Berufung auf die „öffentliche Meinung"', urtheilten die „Hist.-polit. Blätter", ‚nur im Munde derjenigen einen Sinn zu haben, welche sich diese öffentliche Meinung selber zuvor machen und zubereiten. Im Munde aller andern und namentlich der Katholiken, weil die öffentliche Meinung nie durch sie, sondern regelmäßig gegen sie gemacht und zubereitet wird, ist jene Berufung nichts anderes als eine maskirte Entschuldigung für den Mangel an Muth und Charakter. Denn allerdings ist es, wie Herr Reichensperger sagt, „nichts weniger als wohlthuend, durchweg gegen den Strom schwimmen zu müssen und zudem noch das Bewußtsein mit nach Hause zu nehmen, daß man draußen im Publikum als Reactionär oder Gott weiß was sonst in den Bann gethan wird".'[1]

Von bleibendem Interesse sind Reichenspergers Ausführungen über die polnische und die deutsche Frage. In ersterer Hinsicht bemerkt er: ‚Seit dem Beginne meiner parlamentarischen Thätigkeit nahm stets alles, was sich auf Polen bezog, mein besonderes Interesse in Anspruch, und mache ich nicht das mindeste Hehl daraus, daß auch confessionelle Sympathien sich einmischten. Die offene, ja wahrhaft grausame Verfolgung der polnischen Katholiken in Rußland war nur geeignet, diese Sympathien zu steigern. Aber auch im Großherzogthum Posen ging das Denationalisiren mit dem Dekatholisiren vielfach Hand in Hand. Allerdings ward beides nicht in russischer Weise betrieben; die Tendenz indes war aus gar vielen Thatsachen, die im Ab-

[1] Siehe Jörg i. d. Hist.-polit. Blättern LIV, 144—145.

geordnetenhause und sonst aus glaubhafter Quelle zu meiner Kenntniß kamen, unschwer zu entnehmen. Allen solchen Thatsachen gegenüber hielten wir — meine Freunde und ich — stets zur polnischen Fraction, die ihrerseits unter den ungünstigsten Verhältnissen eine Energie, eine ausdauernde Opferwilligkeit und zugleich ein Geschick in der Benutzung ihrer Hilfsmittel bekundete, wie solches wohl niemals eine andere Partei in einer parlamentarischen Versammlung gethan. Es hatte etwas Ergreifendes für mich, diese kleine Schar nur von einem Gedanken erfüllt und getrieben zu sehen; fast alle waren begabte, nicht wenige tiefreligiöse Naturen — auch ihr principieller Feind konnte, wenn er anders ein loyaler Feind war, ihnen seine Hochachtung nicht versagen. Ich weiß sehr wohl — und wie oft habe ich es gehört! — daß man mit den Polen als solchen nicht fertig werden zu können glaubte; allein mir will scheinen, es verhielt sich nur so, weil man das Heil des Staates allzusehr in seiner Uniformirung und Centralisirung erblickte, weil man den Besonderheiten möglichst wenig Spielraum lassen zu müssen glaubte, um die Einheitlichkeit der Staatsmaschine nicht zu gefährden; wenigstens hat man meines Wissens niemals einen gründlichen Versuch gemacht, auf einem andern Wege mit den Polen fertig zu werden, obgleich doch gewiß der Staat Preußen stark genug war, um einen solchen Versuch ohne alle Gefahr wagen zu können.

‚Solange die Polen auf legalem Wege ihre Besonderheit zu wahren suchten, glaubten wir, wie gesagt, mit unsern geringen Mitteln sie unterstützen zu sollen, wie sehr es uns auch von anderer Seite her verdacht werden möchte; eine ganz neue Frage aber trat uns entgegen, als in Russisch-Polen die Flammen der Revolution aufloderten, und es keinem Zweifel unterliegen konnte, daß der Brand weiter um sich greifen werde.

‚Jedes Volk ist gewissermaßen ein Individuum, jedenfalls ein organisches Glied der Menschheit; es hat ein ursprüngliches Recht, sich geltend zu machen und zu erhalten, seine eigenthümlichen Anlagen zu entfalten. Jede egoistische, absichtliche Unterdrückung einer Nationalität ist ein Frevel, der früher oder später sich rächt.‘

Nach einer scharfen Verurtheilung der Theilung Polens fährt Reichensperger fort: ‚Aber darf der Einzelne sich zum Richter und Rächer aufwerfen? Nein. Vom christlichen Standpunkte aus kann man ein Recht der Revolutionen nicht statuiren. Auch im Interesse der unterdrückten Volksstämme selbst liegt es, daß dies im Princip anerkannt bleibt; widrigenfalls wäre ein steter Kriegs- oder Belagerungszustand, eine Ausrottung oder Vertreibung ganzer Stämme, wie solches alles in den vorchristlichen Zeiten üblich war, die fast unausbleibliche Folge. Allerdings gibt es auf dem Gebiete des öffentlichen Rechtes wie auf dem des Privatrechtes gegen ungesetzliche, tyrannische Gewalt

eine erlaubte Nothwehr, und sie mag der russischen Rekrutirungsmaßregel gegenüber am Orte gewesen sein; allein von solcher Nothwehr bis zur Revolution ist noch ein großer Schritt, der freilich mitunter gethan werden mag, ohne daß derjenige, welcher ihn thut, sich genaue Rechenschaft darüber ablegt. So viel indes darf wohl jedenfalls gesagt werden, daß, wenn je einer Revolution mildernde Umstände zur Seite standen, es im Königreich Polen der Fall war, wo man eine lange Reihe von Jahren hindurch neben der Nationalität auch noch das Heiligste, was der Mensch hat, seinen letzten Trost im Unglück, die Religion, mit allen Mitteln auszurotten getrachtet hatte. Um so bedauerlicher aber war es wieder von der andern Seite, daß es gar sehr den Anschein gewann, als ob weder die Religion noch auch die Nationalität in erster Linie ständen, als ob vielmehr die kosmopolitische Revolutionspartei beides nur als Hebel für ihre Zwecke gebrauchen wollte. Die vielfach angewendeten Mazzinistischen Mittel so wenig wie die Männer, welche unter der Fahne eines Garibaldi den keltischen Polen feindlich gegenüber gestanden hatten, die, den Hort ihres Glaubens zu vertheidigen, von ihrer grünen Insel herübergekommen waren, konnten irgendwelche Gewähr in dieser Beziehung verleihen. Und dazu endlich noch welches furchtbare Würfelspiel! Auf wen und auf was konnte mit Sicherheit gebaut werden? Wie oft hat es nicht von Frankreich herübergetönt: La nationalité polonaise ne périra pas, und was ist von dort aus dafür geschehen? Unsägliches Elend war ebenso gewiß als der endliche Erfolg zweifelhaft.'

Von diesem Gesichtspunkte ausgehend wollte Reichensperger, als man ihn nicht zu Wort kommen ließ, ‚soweit es sich um Preußen handelte, die allseitige Achtung des Gesetzes und auf Grund desselben die Wahrung der öffentlichen Sicherheit als eine Pflicht der einen und beziehungsweise der andern Seite als das durch die Situation Gebotene hinstellen. Ein Weiteres aber schien mir das bei der fraglichen Debatte so vielfach und stark, wenn auch in verschiedenem Sinne betonte Interesse Preußens nicht zu fordern, namentlich keine Parteinahme für Rußland. Es kann unmöglich im Interesse Preußens liegen, daß die Wunde, wenn sie auch äußerlich gewaltsam geschlossen werden mag, innerlich forteitert; die einzig wahre Interessenpolitik ist die Politik der Gerechtigkeit. Discite iustitiam moniti!

‚Im übrigen scheint es mir aber auch auf der Hand zu liegen, daß, abgesehen von allen Moralprincipien, es nicht im Interesse der preußischen Politik liegen kann, Polen schlechthin zu einer russischen Provinz werden zu lassen. Das Einspringen eines selbständigen Polen in Preußen wie in Oesterreich kann, abgesehen von zufälligen und darum stets vorübergehenden politischen Conjuncturen, diesen Ländern unmöglich so gefahrdrohend sein, als wenn der russische Koloß unmittelbar an den beiderseitigen Grenzen eine

halbe Million Soldaten zu concentriren in der Lage ist. Wie schon der kriegskundige General v. d. Knesebeck in einem Berichte an den Freiherrn v. Stein gesagt hat, „bedroht Rußland durch eine solche Stellung die Sicherheit und Unabhängigkeit beider Staaten und bringt sich in dieselbe Lage gegen sie und Deutschland, in welche Napoleon Frankreich gegen obige Länder versetzte, als er mit dessen Uebergewicht ihnen auf den Hals rückte, d. h. Rußland bringt sie und sich in einen permanenten Kriegszustand gegeneinander".

‚Mag man die augenblicklich von seiten der kosmopolitischen Demagogie her drohenden Gefahren auch noch so hoch anschlagen, so sollte man doch keinesfalls darüber vergessen, daß mit Rußland vielleicht am wenigsten ein ewiger Bund zu flechten ist, und daß der Druck, den es auf seine westlichen Nachbarn übt, der Natur der Sache nach ein stetig wachsender sein wird. Endlich hat aber auch Rußland im Jahre 1859 noch uns gezeigt, wie wenig es Anstand nimmt, auch die Geschäfte der europäischen Revolution machen zu helfen, wenn es dadurch den eigenen irgendwie aufhelfen zu können vermeint, wie denn überhaupt zwischen allem Absolutismus allerwärts eine gewisse innere Verwandtschaft besteht.'

Reichenspergers Ausführungen über die deutsche Frage sind im wesentlichen eine Ergänzung zu seiner frühern Schrift ‚Deutschlands nächste Aufgaben'. Mehr noch als in den übrigen Theilen zeigt sich hier des Verfassers feiner Geist, sprudelnder Witz, echter Sarkasmus, große Belesenheit. Man wird über manche der hier ausgesprochenen Ansichten rechten können[1]; allein was Reichensperger sagt, bleibt doch unter allen Umständen bemerkenswerth. Die Hauptgedanken sind: nur Föderation, nicht ‚Hinausschmeißen' von Oesterreich à la Vincke, nicht Uniformirung und Centralisation werden Deutschland einigen; die Reform der Bundesverfassung ist keine eigentliche Lebensfrage für Deutschlands politische Existenz; vor allem soll das deutsche Wesen auf sämtlichen Gebieten cultivirt und falsche Nachäfferei des Romanismus abgelegt werden. Nachdrücklich warnt Reichensperger davor, Deutschland einigen zu wollen ‚auf den Wegen, die Jungitalien' eingeschlagen; er will keinen unehrlichen, nicht einmal einen zweideutigen Weg zur Einigung und keinen ‚Kaiser von Halbdeutschland'[2].

---

[1] Vgl. z. B. die Einwendungen von Jörg in Hist.polit. Bl. LIV, 149 f. gegen das Festhalten an der Triasidee.

[2] ‚Ein Kaiser von Halbdeutschland', betonte er, ‚ist kein deutscher Kaiser.' Trotz seiner Anhänglichkeit an die großdeutsche Sache beobachtete Reichensperger wiederholt, so anläßlich der großdeutschen Versammlung im Herbst 1862, eine gewisse Zurückhaltung. ‚Daß ich mein großdeutsches Fähnlein nicht in die Tasche stecke',

Nach der Absendung des letzten Correcturbogens schrieb der Verfasser in sein Tagebuch: ‚Gottlob, daß das Pensum fertig ist. Wohl ein Schlag ins Wasser. Indessen habe ich doch die Beruhigung des Dixi und für mich eine Art Manövrirbuch gemacht, zugleich einen Abschluß meiner politischen Carriere. Die Kunst wird wohl noch einige Zeit meinen Schreibfinger in Bewegung setzen. Beides ist ein persönlich sehr unprofitables Geschäft, in der Sache aber glaube ich einigermaßen nützlich gewesen zu sein.‘

---

bemerkte er in einem Briefe vom 30. October 1862 an Max v. Gagern, ‚wissen Sie; allein ich kann und darf dabei nicht außer acht lassen, daß ich preußischer Beamter bin.‘

VIII.

Die beiden Jahrzehnte der reichsten Thätigkeit für die christliche Kunst. Die ‚Fingerzeige‘, die ‚Vermischten Schriften‘ und der Briefwechsel des Architekten Ungewitter. Reisen durch Frankreich, England, Belgien, Holland, die Schweiz und Deutschland. 1849—1870.

1.

Selbst in der Sturmperiode von 1848/49 hatte Reichensperger seine ‚liebe Kunst‘, die — wie Jean Paul schön und treffend sagt — wenn auch nicht das Brod, so doch der Wein des Lebens ist, stets im Auge behalten. ‚An der Kunst‘, schrieb er von Frankfurt aus 12. April 1849 an Radnitzky, ‚hängt noch immer mein Herz, trotz der Verwüstungen, welche die leidige Politik angerichtet hat.‘ Wie mündlich mit Steinle, Böhmer, Detmold, Radowitz, Blömer, Scott und Rio, so behandelte er mitten während der aufregenden Berathungen im März 1849 schriftlich mit seinen Freunden Aulike, Waagen [1] und Didron künstlerische Fragen. Im Verein mit einigen Parlamentscollegen versuchte er — freilich vergebens — den Plan einer Beleuchtung des Kölner Domes durch Gas zu vereiteln; es erschien ihm unpassend, daß ‚die Atmosphäre des himmlischen Jerusalem sich in nichts mehr von derjenigen einer Fabrik oder eines Tanzsaales unterscheide‘. War dies vielleicht zu weit gegangen, so wird man Reichensperger sicher darin beistimmen, daß er statt der gußeisernen Armleuchter kunstvolle von Messing forderte [2].

Nach Köln zurückgekehrt, ging er sofort wieder an seine kunsthistorischen und kunstkritischen Arbeiten; daneben widmete er sich eifrigst der Correspondenz mit den gleichgesinnten Freunden. ‚Wahren Trost gewährt mir‘, schrieb er im November 1849 an Didron in Paris, ‚das Durchlesen Ihrer „Annalen“ und die daraus zu schöpfende Ueberzeugung, daß Ihr Muth bei so viel Erschütterungen und Umstürzen noch gerade und aufrecht steht. Kühn verfolgen Sie das selbstgesteckte Ziel und das Wiederaufleben der christlichen Kunst. Mit dem größten Interesse spähe und lausche ich nach allen Pulsschlägen des öffentlichen Lebens in Frankreich; denn diese unsere Existenz ist uns in mancher Hinsicht gemeinschaftlich. Im allgemeinen ist vielleicht das bezeichnendste Merkmal unserer Zeit, daß die Beziehungen der Völker miteinander sich immer mehr durchkreuzen und vervielfachen. Für die christliche Kunst glaube ich aus vielen Zeichen schließen zu dürfen, daß sie bei Ihnen auf dem Wege des Fortschrittes

---

[1] Waagen spendete am 20. April 1849 den Arbeiten Reichenspergers großes Lob. ‚Ich möchte‘, heißt es hier, ‚es beinahe beklagen, daß es Ihnen nicht vergönnt war, in dem Studium der Kunstgeschichte ihren ungetheilten Lebensberuf zu finden.‘

[2] Zur Gesch. des Dombaues S. 30. Vgl. Pfülf, Cardinal Geissel II, 141 f.

ist. Der sicherste Beweis für mich liegt in dem Umstand, daß die Akademie und die Bureaukratie zurückweichen. — Ich hoffe, daß Herr de Falloux und seine Waffengefährten, besonders Herr de Montalembert, der unermüdliche Kämpe für alles Große, Schöne und Gerechte, dem Comité historique des arts et monuments einen Hauch Ihrer Seele mittheilen konnten. Von allen in unserer Zeit gegründeten Comités ist es meiner Ansicht nach das am besten überdachte und eingerichtete und zugleich an Resultaten fruchtbarste. Auch beneidet man Sie überall, leider ohne Sie nachzuahmen. Bei uns schleppt man sich in den Regionen der obern Verwaltung den gewohnten Weg fort; die Reise, welche Herr Kugler auf Befehl der preußischen Regierung vor einigen Jahren nach Paris machte, hatte bis jetzt nur eine Kritik all der schönen Dinge, die bei Ihnen zu finden und uns fehlen, zur Folge. Außer der Ernennung des Herrn v. Quast zum Conservator der historischen Monumente hat unsere Regierung nichts gethan, um die Thätigkeit der Freunde der christlichen Kunst und der überall zerstreuten Archäologen zu organisiren und zu concentriren. Herr v. Quast, dessen Eifer man anerkennen muß, kann, von materiellen Hilfsmitteln entblößt, die Handlungen des Vandalismus und der Fahrlässigkeit nur anzeigen und beglaubigen. Troß der in den erwähnten Regionen herrschenden Gleichgiltigkeit für unsere Sache gewinnt dieselbe doch immer mehr Boden.' In dieser Hinsicht wies Reichensperger in einem für Didrons ‚Annalen' bestimmten Aufsatze hin auf die meist aus Architekten bestehende Gesellschaft zum Studium und Erhaltung mittelalterlicher Denkmale im Großherzogthum Hessen. Mit Befriedigung konnte er ferner feststellen, daß auch der Bonner Verein von Alterthumsfreunden sich nicht mehr ausschließlich mit heidnischen Alterthümern befaßte, sondern auch die christliche Kunst in den Bereich seiner Thätigkeit zog. ‚Die übrigen artistischen Gesellschaften,' urtheilte Reichensperger, ‚welche man Kunstvereine nennt, und deren es in Deutschland eine große Zahl gibt, scheinen keine Kunst außer der Materie zu kennen. Jedes Jahr wird eine Ausstellung von Gemälden angeordnet, wo alle Mittelmäßigkeiten sich einstellen, um die nicht der Kunst, sondern den Künstlern zugeworfenen Almosen einander streitig zu machen.' Als erfreuliche Anzeichen auf künstlerischem Gebiet wird in dem genannten Aufsatze vor allem die Ausmalung des großen, majestätischen Domes von Speier durch Schraudolph namhaft gemacht. Mit wohl zu großer Anerkennung bezeichnete Reichensperger damals dieses Werk als ‚würdig des Domes, der Grabstätte von acht unserer größten Kaiser'. Sehr günstig werden auch die Fresken der Apollinariskirche beurtheilt[1]. ‚Hier hat der christliche Zweig

---

[1] Selbstverständlich aber nicht die Architektur der Apollinariskirche, deren Baumeister Reichensperger nur das negative Verdienst zuspricht, ‚durch die Inconsequenz

der Düsseldorfer Schule, würdig vorgestellt durch Deger, Gebrüder Müller und Ittenbach, den Beweis geliefert, daß das heilige Feuer der Perugino und Fiesole noch nicht erloschen ist, und daß die Rückkehr zu den Ideen dieser mächtigen Meister durchaus nicht im Widerspruch steht mit den Forderungen der Gegenwart. Fast in jedem Pinselstrich, besonders in den Bildern von Deger und Karl Müller, bemerkt man den Einfluß der auf dem klassischen Boden der christlichen Malerei gemachten Studien, ohne daß dieser Einfluß sich auf Kosten der künstlerischen Individualität geltend machte. Die aufrichtige Ueberzeugung und der tiefe Glaube der Maler vom Apollinarisberg entfernen jeden Gedanken an eine Nachäfferei, die in der christlichen Kunst weit verletzender wirkt als auf dem Felde des Heidenthums. Die Malereien, welche Deger im Chor ausgeführt hat, scheinen mir von besonderem Interesse zu sein. Sollte ich die Malereien von Speier mit denen vom Apollinarisberg vergleichen, so würde ich vielleicht einigen der letztern den Vorzug geben, wenn ich sie nur als Bilder betrachte, während mir die von Speier sich besser der Architektur anzuschließen scheinen.' Sodann bespricht Reichensperger noch einige Leistungen monumentaler Malereien von Steinle und Settegast. Auf die Baukunst übergehend, stellt er mit Befriedigung den Fortgang der Arbeiten am Kölner Dom fest. ‚Das erlangte Resultat ist schon ungeheuer. Die Seitenschiffe sind gewölbt und das Hauptschiff ist vollständig mit einem Nothdach bedeckt. Die beiden Fassaden des Kreuzes, ganz neu erbaut, sind schon zu beträchtlicher Höhe gediehen. So zeichnet sich das Gebäude, dessen Totalansicht sonst gar nicht erkennbar war, scharf nach allen Seiten ab.'

Als eine der ‚erfreulichsten Folgen des Dombauunternehmens' erschien Reichensperger das mehr und mehr erwachende Interesse des rheinischen Volkes für die stummen Zeugen der Vergangenheit. ‚Von Xanten an,' schrieb er im Herbst 1850, ‚wo man in diesen Tagen noch sich zur Wiederherstellung der herrlichen, ja in manchen Beziehungen unvergleichlichen St. Victorskirche verbunden hat, bis herab nach Straßburg, in welcher Stadt man daran ist, den Zopfplunder und das Leichentuch von Tünche und Oelfarbe zu beseitigen, womit ein bethörtes Geschlecht das Münster Erwins zu verschönern geglaubt hat — überall, wo noch ein Monument des Mittelalters sich erhebt, gibt sich das Bestreben kund, dafür einzutreten mit Rath und That.' Um so schmerzlicher war ihm aber die Wahrnehmung, daß die Beiträge für den Dombau infolge der Zeitverhältnisse von außen her immer spärlicher flossen, ‚während der Bau sich in herrlichster Blüthe entfaltete und jeder Zweifel über die Möglichkeit des Gelingens geschwunden war.' Zeitweise trat recht drückende Geldnoth ein.

---

seines Baues möglichst deutlich gezeigt zu haben, wie nöthig es ist, die gotische Grammatik zu lernen, ehe man die Sprache spricht'.

Reichensperger theilte seit seiner Rückkehr nach Köln als actives Mitglied des Vereinsvorstandes dessen Sorgen; persönlich sammelte er mit Pfarrer Thissen Gaben von Haus zu Haus [1]. Unermüdlich war er thätig, um neue Hilfsquellen zu eröffnen; besondere Theilnahme schenkte er dem neugegründeten akademischen Dombauvereine; in der ersten Generalversammlung des Bonner Vereins vom 27. November 1849 ergriff er das Wort. Er sei kein Techniker, so leitete er seine Rede ein, er betrachte das Unternehmen des Dombaues von einem allgemeinern Gesichtspunkte; ihm sei dasselbe ein Moment in der großen, vielleicht entscheidenden Geisterschlacht, welche zur Zeit auf allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst geschlagen werde. Um diesen seinen Standpunkt näher zu bezeichnen, gab Reichensperger zunächst eine gedrängte Uebersicht über die Kunstgeschichte seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts. Er deutete darauf hin, welchergestalt in Italien, wo die Kunstschöpfungen des germanischen Geistes bereits tiefe Wurzeln geschlagen hatten, wie dies die Kathedralen von Mailand und Siena, die Kirche von Assisi und so viele andere Denkmäler bekunden, durch das Hereindringen des antik-heidnischen Elementes, namentlich von Konstantinopel aus [2], der Umschlag zunächst erfolgt sei. Weiter zeigte er dann, wie dieser Rückschlag zuerst in Florenz am entschiedensten hervorgetreten, dann durch die Medici die neue Richtung nach Frankreich übertragen und dort in der sogen. Renaissance herrschend geworden sei, die bald in die krampfhaften Zuckungen des Zopfstils und endlich in den Nihilismus, die platte Leere hinüberführte; wie die Nachahmungs- und Neuerungssucht dieser französischen Errungenschaft fast der ganzen civilisirten Welt aufgepfropft, und nur in England, wo der historische Geist am mächtigsten gewaltet, der Kampf zwischen der christlichen und pseudo-heidnischen Kunstweise noch bis in die letzten Zeiten des vorigen Jahrhunderts fortgedauert habe. Auf solchem Wege sei der lebendige Kunsttrieb immer mehr in Erstarrung gerathen, es hätten allmählich die Akademien die glorreichen Bauhütten verdrängt; die Kunst, welche im Mittelalter aus dem Marke des Volkes hervorgewachsen und genährt worden, sei in das Eigenthum der gelehrten, der vornehmen Welt übergegangen, habe den Charakter eines Luxusartikels angenommen und sei dadurch mit Unfruchtbarkeit geschlagen worden. Es gelte jetzt, die echte Renaissance wieder an die Stelle der falschen, mit dem Geiste des Heidenthums durchtränkten treten zu lassen; es gelte, die Wiedergeburt der Kunst, namentlich der Baukunst, durch die

[1] Zur neuern Gesch. des Dombaues S. 31 f. Vgl. Pfülf, Cardinal Geissel II, 135 f., und Ennen, Der Dom zu Köln (1871) S. 90.

[2] Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß diese wie manche der folgenden Ansichten nicht haltbar sind. Näheres über Reichenspergers Beurtheilung der Renaissance unten in Kapitel 10.

christliche Idee, durch die Wiederaufnahme der alten Kunsttraditionen, es gelte, die Kunst dem Volke wiederzugeben, sie populär zu machen im edelsten Sinne des Wortes.

Nachdem der Redner diese seine Grundgedanken weiter ausgeführt und erläutert hatte, kam er auf die Dombausache zu sprechen. Wenn man, sagte er, gegenüber den großen Ausgaben, welche der Dombau erfordere, auf die Noth der Zeiten, insbesondere der arbeitenden Klassen hinweise, so könne darauf gewiß mit allem Fug erwidert werden, daß jener Aufwand für den Dombau gerade den ärmern Klassen am meisten zu gute komme. Einerseits flössen die Beiträge in die Hände der zahlreichen Arbeiter, welche in der Bauhütte mit so großer Kunstfertigkeit den Meißel handhabten und eine treffliche Pflanzschule bildeten, andererseits aber werde im Dome dem Volke ein Prachtbau errichtet, welcher dem einfältigsten Gemüthe und dem raffinirtesten Kunstkenner einen gleich großen Genuß gewähre; er sei ein steter Fingerzeig nach oben, eine unversiegbare Quelle des Trostes, der Erhebung, der geistigen Läuterung, die gerade den Aermsten am meisten noth thäten; jedes Almosen, das man dem Dome gebe, sei mit einem Worte eine Liebesgabe für jene Klasse des Volkes, welche in seinen Hallen gerade für ihr tiefstes Bedürfniß Befriedigung finde. Zum Schlusse machte Reichensperger noch darauf aufmerksam, daß die Förderung des Dombaues keineswegs ein isolirtes Unternehmen sei: wie in England und Frankreich der geistige Strom, der die herrlichen Bildungen unseres Domes befruchtet habe, sich stets mehr und mehr Bahn breche; wie an der Themse der Ständepalast des mächtigsten Volkes der Erde im Stile des Domes aufsteige und der Wald von Kathedralen und sonstigen Monumenten, welchen die Vorfahren uns übermacht, wieder ergrüne und neue Schößlinge treibe, wie es daher eine Ehrenpflicht für Deutschland sei, auf dieser Bahn nicht zurückzubleiben, welche der deutsche Geist zuerst vorgezeichnet habe, eine Ehrenpflicht, die hier um so schwerer wiege, als der Kölner Dom gerade die höchste Blüthe, das großartigste und harmonischste Erzeugniß dieser Kunstweise bilde, um welche sich die civilisirten Nationen in stets steigender Bewunderung schaaren. Eine edlere Aufgabe aber, so schloß der Redner, könne wohl die akademische Jugend sich nicht leicht stellen, als die Förderung des großen Werkes, worin die vaterländische Geschichte und Kunst ihren schönsten Triumph feierten; an ihr sei es zunächst, diesem Werke die Zukunft zu sichern und auf dem Kunstgebiete dem Vaterlande jenen Rang wiederzugeben, den es Jahrhunderte hindurch behauptet habe, es in allem Hohen und Schönen wieder zu dem zu machen, was es vor Zeiten gewesen sei[1].

[1] Domblatt 1849, Nr. 57. Auch später hielt Reichensperger im Bonner akademischen Dombauverein Reden, so z. B. 1853 und 1857, s. Domblatt Nr. 102 und 153.

Wenige Wochen später sprach Reichensperger bei dem Winkelsmanns-Feste zu Bonn über das Bildungsgesetz der gotischen Baukunst. Er veröffentlichte außerdem im Jahre 1849 in den ‚Jahrbüchern des Vereins für rheinische Alterthumskunde‘ eine Abhandlung über die Doppelkapelle auf Schloß Vianden, sowie mehrere Aufsätze in dem ‚Domblatte‘. Von den letztern verdient besondere Aufmerksamkeit die Abhandlung ‚Ein Mittel gegen die Oelfarbe‘. Reichensperger spricht sich hier mit berechtigtem Zorn gegen die damals noch in sehr weiten Kreisen übliche ‚Verschönerung‘ der alten Baudenkmale vermittelst der Tüncherquaste aus. ‚Da unsere Baumeister‘, sagt er, ‚bekanntlich alles weit besser verstehen als die Baukunst des Mittelalters, so besteht der Regel nach ihre Aufgabe bei einer Restauration hauptsächlich darin, den alten Bau so unkenntlich wie möglich, ihn ganz und gar als ein Kind unserer glorreichen Gegenwart erscheinen zu machen. In diesem Bestreben steht ihnen vorzugsweise hilfreich der Tüncher mit seiner unerbittlichen Quaste zur Seite, wie denn überhaupt die Tünche und die Oelfarbe zu den besondern „Errungenschaften“ der Neuzeit auf dem Kunstgebiete gehören. Es bedarf nur weniger Tage und weniger Thaler, um den düstern Ernst der Geschichte, den Rost der Jahrhunderte aufs gründlichste aus dem Baue zu verscheuchen und seine Gliedmaßen von blühendem Fette erglänzen zu machen. Alles Ornament-, Glieder- und Möbelwerk lacht uns entgegen, als ob es aus frischer Butter geknetet sei, und in behaglicher Sättigung ruht das Auge auf den sanft gerundeten Formen, welche an die Stelle der scharfen Kanten, der starken und tiefen Schatten, der charakteristischen Zeichnung getreten sind.‘

‚Großthaten‘ dieser Art im Fache der ‚Restauration‘ waren damals an der Tagesordnung. Wo derartige Vorkommnisse zu Ohren Reichenspergers kamen, säumte derselbe nicht, sie zur öffentlichen Kenntniß zu bringen; namentlich in Köln selbst war er wachsam und ertheilte die werthvollsten Anregungen, um den alten Bauwerken ihren ursprünglichen Charakter zurückzugeben oder sie vor Zerstörung zu bewahren. Nicht immer waren seine Bemühungen mit Erfolg gekrönt. So erhob er Ende 1849 vergeblich seine Stimme für die Erhaltung des prächtigen Kreuzganges von St. Severin zu Köln. ‚Der Kirchenrath‘, schrieb er mit berechtigtem Unmuth, ‚hat die Erhaltung dieses Denkmals nicht für zweckmäßig erachtet, wohl aus denselben Gründen, aus welchen die Kreuzgänge des ehemaligen Karmeliterklosters, von St. Andreas, St. Gereon und so viele andere Kunstwerke niedergerissen worden sind. Man findet eben die freien Plätze oder die Ziegelbauten, womit das letzte Jahrzehnt unsere Stadt in so reicher Fülle bedacht hat, schöner und zweckmäßiger; die Kunstfreunde mögen dazu sagen, was sie wollen. Mit unerschütterlicher Consequenz die einmal betretene Bahn verfolgend, hat man in neuester Zeit wieder das alte Lyskirchener Pfarrhaus, ein höchst würdiges Exemplar

des zwölften Jahrhunderts, einem Hause in allerneuestem Geschmack Platz machen lassen.‘

Im März des folgenden Jahres (1850) lenkte Reichensperger die Aufmerksamkeit seiner Mitbürger auf ‚ein wahres Meisterstück des Restaurationsvandalismus‘, auf die ehrwürdige St. Ursula-Kirche. Dieselbe hatte mehrere ‚Säuberungsoperationen‘ zu bestehen gehabt, die durchgreifendste im Laufe des vorigen Jahrhunderts, als ‚man die gemalten Fenster, die sich natürlich mit der steigenden Aufklärung draußen nicht mehr vertrugen, wegschaffte und das Chor à la Louis XV. ausstaffirte‘. In seinem Aufruf, hier das Alte wieder zu Ehren zu bringen, sagt Reichensperger treffend: ‚Die Verheerungen, welche der Perückenstil und demnächst die Puristerei des Afterclassicismus in unsern mittelalterlichen Monumenten angerichtet haben, wie diejenigen, welche noch täglich die akademischen Baumeister mit Hilfe ihrer Schminktöpfe und Schönpflästerchen darin anrichten, legen nur allzu unverwerfliches Zeugniß dafür ab, daß der irregeleitete Verschönerungstrieb auf dem Kunstgebiete nicht minder unheilvoll wirken kann als der Geist der Zerstörung. Man konnte es fast ein Unglück nennen, wenn eine Kirche vorzugsweise mit Glücksgütern versehen war oder in besonders hohem Ansehen stand, indem sie dadurch ein Zielpunkt der „Verschönerer“ ward, die keine Ruhe und Rast hatten, bevor nicht alles Echte, Ursprüngliche beiseite geschafft, verstümmelt oder doch bis zur Unkenntlichkeit mittels Kleister und Tünche umgewandelt worden war.‘

Jedoch nicht allein die kirchlichen Monumente der Vorzeit lagen Reichensperger am Herzen, sondern auch die profanen. Bereits im März 1850 machte er auf die Bedeutung der mittelalterlichen Thore und Thürme Kölns aufmerksam und mahnte zu deren Erhaltung. ‚Dieselben‘, schrieb er, ‚gehören trotz aller Verunstaltungen der neuern und neuesten Zeit zu den ausgezeichnetsten Mustern des Festungsbaues des Mittelalters, das nicht bloß in seiner kirchlichen Monumenten so groß dasteht. Insbesondere werden der stattliche Baienthurm und in seiner freilich untergeordneten Art das sogen. Thürmchen, die beiden Schlußpunkte des Stadtbildes, von allen Sachkennern bewundert. Soll nun einmal, zum größten Nachtheile des Prospectes unserer Stadt, der Schwung dieses Halbmondes gebrochen werden, so möchte doch wenigstens der Wunsch noch auf Erhörung Anspruch machen dürfen, daß die neu aufzurichtenden Bauten in Stil und Ausführung sich den mittelalterlichen und nicht den plumpen Anlagen der Neuzeit anschlössen, damit das Auge nicht doppelt beleidigt würde. An trefflichen Musterbildern ist nicht allein Köln, sondern das ganze Rheingestade überreich, und heben wir insbesondere Eltville, Oberwesel, Andernach und Zons hervor, in welchen Orten ein Ueberfluß der schönsten Motive zu Zinnen, Kragsteinen, Erkern, Thoren u. s. w. mit

leichter Mühe zu sammeln ist. Vor allem aber wären die Verhältnisse der alten Monumente zu berücksichtigen, da in denselben gerade ihr Hauptreiz beruht. — Wende man nur den Kostenpunkt nicht ein: die mittelalterliche Schönheit, wenigstens dieser Gattung, ist nicht theurer als die moderne Häßlichkeit; es handelt sich nur um das Verstehen und Wollen!'

Seinen Aufenthalt als Abgeordneter in Erfurt benutzte Reichensperger, um die Kunstdenkmäler von Sachsen und Thüringen zu studiren[1]. ‚Trotz aller Verwüstung und Vernachlässigung in den letzten Jahrhunderten', berichtete er seinem Freunde Didron, ‚sind diese Länder noch reich an Werken der Architektur und andern kostbaren Kunstsachen. Aber fast alles ist in einem Zustande der vollständigsten Verwilderung. So hat z. B. der Naumburger Dom, ein wahres Muster des romanischen und gotischen Stiles zugleich, weit eher das Ansehen einer Rumpelkammer als einer christlichen Kirche, dergestalt ist er vernachlässigt, verdorben und mit Abgeschmacktheiten jeder Art angefüllt. Ebenso verhält es sich mit der Mehrzahl der andern Monumente, wenn sie nicht ganz leer, öde und weiß sind, d. h. nach dem neuesten Geschmack restaurirt. Das herrliche Meißener Schloß, das deutsche Windsorcastle, ist auseinandergerissen, verstümmelt, zerstört in jedem Sinne, um einer königlichen Porzellanmanufactur Platz zu machen. Der große durchbrochene Treppenthurm, welcher dem wundervollen Dom, der zum Schloß gehört, gegenübersteht, ist ein Meisterstück erster Größe, ein Zeuge des Ruhmes der deutschen Bauweise und einzig in seiner Art.'

Anfang September betheiligte sich Reichensperger an dem in Nancy stattfindenden archäologischen Congresse der Gesellschaft zur Erhaltung der Denkmäler. Die genannte Vereinigung, eine Schöpfung des Herrn de Caumont, war damals bereits über ganz Frankreich verbreitet und infolgedessen der Besuch des Congresses ein zahlreicher, um so mehr, als auch ein allgemein wissenschaftlicher mit dem archäologischen Congreß verbunden war. Reichensperger wurde zum Vicepräsidenten der letztern Abtheilung gewählt. ‚Nancy', schrieb er, ‚ist, wenn man von der unbedeutenden Altstadt absieht, durch den Polenkönig Stanislaus, Herzog von Lothringen, wie aus einem Gusse im Stil Ludwigs XV. erbaut. Die langen, geraden, breiten Straßen laufen stets auf ein Prachtthor, einen Palast, eine Statue, eine Promenade aus; alles zeigt den frostig-schwülstigen, dabei aber doch stattlichen Charakter der Architektur des vorigen Jahrhunderts. Unsere modernen Städte wenigstens haben keinerlei Veranlassung, auf die Schöpfungen des Perückenstils stolz herabzusehen. Insbesondere sind die Gebäude Nancys (das Stadthaus, die Präfectur, der Appellhof u. s. w.) mit einem wahrhaft großartigen Luxus

[1] Vgl. oben S. 329.

ausgestattet. — Zwischen vier- und fünfhundert Theilnehmer am Congresse fanden sich nach und nach ein. Obgleich die Statuten ausdrücklich jede Discussion über Religion und Politik untersagen, konnte man doch bald wahrnehmen, daß die legitimistische Farbe überwiegend vertreten war. Als man am ersten Tage den Congreßvorstand wählte, wurden die Republikaner vollständig aus dem Felde geschlagen. Ihr Candidat zur Präsidentschaft war Carl Bonaparte (Prinz von Canino), der Volkstribun der römischen Republik schmählichen Angedenkens. Seine Anhänger konnten nur 17 Stimmen auf ihn vereinigen, während der gewählte Graf Cussy, ein Legitimist, deren 135 erhielt.'

Von den zahlreichen Abhandlungen, welche Reichensperger im Jahre 1850 publicirte, erscheinen besonders beachtenswerth die im ‚Domblatt' veröffentlichten Aufsätze über die künstlerischen Bestrebungen in Oesterreich, eine Anzahl von Artikeln für Aschbachs Kirchenlexikon, die Abhandlungen über die Bauhütten des Mittelalters, über die Nikolaikirche zu Hamburg, den St. Victorsdom zu Xanten, sowie eine Reihe von höchst interessanten Aufsätzen über den Bau unserer heutigen Wohnungen. Die zuletzt genannten Arbeiten erschienen in der literarischen Zugabe zur ‚Deutschen Volkshalle', neben dem ‚Domblatt' dem einzigen deutschen Organe, welches die Sache der christlichen Kunst vertrat. Seit dem Beginn des Jahres 1850 erschien zwar in Leipzig unter der Redaction von Eggers das ‚Deutsche Kunstblatt'; dasselbe vertrat indessen nichts weniger als die Interessen der christlichen Kunst. ‚Es verlautet da', klagte Reichensperger in einem in Didrons ‚Annalen' veröffentlichten Aufsatze, ‚kein Wort über unsere christlichen Monumente, über den Vandalismus oder die Gleichgiltigkeit, denen sie immer mehr verfallen; kein Wort des Tadels über die nüchternen, abgeschmackten Bildungen unserer akademischen Architekten, kein Wort selbst über das glorreiche Unternehmen unseres Dombaues; kein Laut des Schmerzes oder des Bedauerns über die tiefe Erniedrigung unserer Kunst im allgemeinen, jener Kunst, die Jahrhunderte hindurch der Ruhm der Welt war; keine Anstrengung, kein Rath tritt hier hervor, der darauf abzielte, sie wiederzuerwecken, um uns aus dem zerfahrenen Geleise des Pseudogräcismus, des Neuheidenthums, des Hauptgrundes der Unmacht unserer Künstler, zu bringen. Statt dessen werden mit der peinlichsten Genauigkeit die Kunstausstellungen besprochen, welche durch eine damit verbundene Lotterie die kleinen Oelmaler, die sonst keine Käufer fänden, am Leben erhalten sollen. Da werden diese Bilder mit einem fast possirlichen Ernst aufgezählt und beurtheilt, als handelte es sich mindestens um ein neu entdecktes Werk des Aristoteles. Unter anderem gibt man in ihrer ganzen Länge und Breite die Liste derer, welche auf der letzten Ausstellung zu Hannover große oder kleine Bilder gekauft haben und außerdem die Namen der glücklichen Sterblichen, auf welche ein Treffer gefallen ist. Ueber die einzige Berliner

Ausstellung macht das „Kunstblatt“ mehr Worte als über alle Regungen der Archäologie in unserer Zeit und über die Früchte derselben. Es verschweigt das Dasein der Hunderte, seit zehn Jahren in England erbauten gotischen Kirchen, sowie die bedeutenden, auf dem Gebiete der mittelalterlichen Kunst in Frankreich gewonnenen Resultate. Statt dessen werden alle Stiche und Lithographien gemustert, vorausgesetzt, daß nichts daran an den „neugotischen Fanatismus“ erinnert.‘

Die scharfe Kritik über das ‚Deutsche Kunstblatt‘ veranlaßte den Redacteur Eggers zu einer sehr wenig höflichen Entgegnung, auf welche Reichensperger in würdiger Form antwortete, ohne jedoch seinen auf einem völlig unchristlichen Standpunkte stehenden Gegner zu überzeugen [1]. Einen bessern Erfolg erzielte er mit seinem 1846 zuerst erschienenen Aufsatze ‚über den Bau unserer heutigen Wohnungen‘, der 1850 und 1851 nicht nur von der ‚Volkshalle‘, sondern auch von protestantischen Zeitungen Norddeutschlands vollständig wiedergegeben wurde [2]. In dem genannten Aufsatze wird ein lichtvoller Vergleich gezogen zwischen den bürgerlichen Wohnhäusern der Gegenwart und der Vorzeit.

Einst gaben die Wohnhäuser ‚durch ihre äußere Erscheinung zu erkennen, daß ihre Erbauer und Bewohner dadurch an den Tag legen wollten, was sie glaubten, was sie seien und was sie vermöchten, und daß ihre Häuser ihnen etwas mehr waren als ein bloßer Schutz gegen Wind und Wetter. Vor allem gab sich jedes Christenhaus als solches dadurch kund, daß irgend ein frommer Spruch oder ein Heiligenbild, oder endlich ein religiöses Symbol an der Vorderseite angebracht war; in der Regel war es der Schutzpatron des Erbauers oder die Himmelskönigin Maria. Die sogen. Aufklärung hat das alles nach und nach verdrängt, und nicht einmal mehr an den Wohnungen der geistlichen Herren ist noch so etwas von außen wahrzunehmen. Heutzutage glaubt man wunders, wieviel weiter man wäre als die guten, schlichten Voreltern, wenn man Herkulesse, Neptune, Widderköpfe, Meerweibchen und dergleichen heidnische Götzenbilder mehr an die Stellen setzt, welche vor Zeiten die Heiligen und Martyrer eingenommen, und man bedenkt nicht, daß man sich dadurch vor wirklichen Heiden wie vor wirklichen Christen nur lächerlich macht. Was würde in der That wohl so ein alter Heide in Griechenland oder Rom dazu gesagt haben, wenn man ihm den Moses oder den Confucius oder einen indischen Bonzen auf seine Brunnen und Stadtthore gestellt hätte, wie wir Christen es jetzt mit den heidnischen Neptunen, Herkulessen, Dianen und Minerven machen?! Er würde, glaub' ich, kurzweg den Baumeister ins Narrenhaus geschickt haben.‘

---

[1] Vgl. Deutsches Kunstblatt 1851, Nr. 1 und 7.

[2] Vgl. den Anhang zum Jahre 1846.

‚Außer dem erwähnten christlichen Schmuck trugen vor Zeiten die Wohnhäuser aber auch noch mannigfachen rein künstlerischen Schmuck an sich. Man ging nämlich von der Ansicht aus, die Würde des Menschen erfordere es, daß er nicht bloß wie die Bienen und die Schwalben für das nackte Bedürfniß Sorge trage, sondern daß er zeige, wie er außer dem Instinct auch noch den höhern Verstand besitze; daß er endlich den Adel seiner von Gott ihm eingehauchten Seele durch das Gepräge bekunde, welches er den ihn umgebenden und seinen Zwecken dienenden Gegenständen aufdrücke.

‚Von dem Hausschlüssel an bis hinauf zu der Wetterfahne zeigte alles, daß jene alten Meister es als eine Ehrensache betrachteten, nicht bloß fertig zu werden und ihr Geld in die Hand zu bekommen, sondern etwas Schönes zu liefern, was vor dem geübtesten Auge bestehen und worauf die Zunftgenossenschaft stolz sein könnte. Da durfte keine Thür- oder Fenstergewandung vorkommen, die nicht in zugleich zweckmäßiger und kunstgerechter Weise gegliedert gewesen wäre; alle vortretenden Theile, insbesondere die Kamine, Erker und Verdachungen ruhten auf zierlich durchbrochenem Steinwerke, jede Vertäfelung, jede Vergitterung zeigte das Bestreben, das Schöne überall mit dem Zweckmäßigen zu verbinden. Alles verlieh den Straßen und Städten eine malerische Abwechselung und einen Formenreichthum, daß es eine Lust und eine Freude war, darin umherzugehen, und man bei jedem Schritte fast etwas Neues und Eigenthümliches zu Gesicht bekam. Statt jener reichen Mannigfaltigkeit zeigen in der That unsere heutigen Straßen immer und ewig dasselbe Einerlei: glatte, nackte, stets geradlinige, mit einem nichtssagenden Gesimse abgeschlossene Wände, mit viereckigen Fensteröffnungen darin, an welchen auch nicht die Spur eines kunstgeübten Meißels zu entdecken ist. Diese Fenster müssen zudem stets gleich groß und in gleich weiter Entfernung voneinander sein, es mag dies nun zu der innern Einrichtung passen oder nicht passen. Vor alters mußten sich umgekehrt die Thüren und Fenster in Zahl, Größe, Gestalt und Anordnung nach dem Innern, nach dem Bedürfniß des Bewohners, nach der Form und dem Zweck der Zimmer und sonstigen Räumlichkeiten richten. Heute darf kein Schornstein, kein Treppenthurm, kein Dachfenster die Parallellinien durchbrechen, kein Zirkelschlag, kein Maßwerk, keine Bogenstellungen die nackten Wände beleben — mit einem Worte: so ein modernes Haus darf weiter nichts sein als ein viereckiger Kasten mit so und so viel gleich großen viereckigen Löchern darin.

‚Wie überhaupt die Tünche das große Wort unserer Zeit ist, so spielt sie auch die Hauptrolle in der sogen. schönen Architektur. In der alten, guten Zeit wurden die Häuser zwar auch nicht selten von außen bemalt; aber dann war es immer etwas Kunstmäßiges. Das zuvor gedachte Versteckensspielen und Verkleisterungssystem gilt aber nicht bloß für das Ganze,

sondern es erstreckt sich bis zu jeder auch noch so untergeordneten Einzelheit, beispielsweise bis zur Hausthüre. Den Vorzug muß man der heutigen Baumethode allerdings vor der frühern zugestehen, daß sie viel leichter zu erlernen ist als die erstere, und daß auch nicht im mindesten Kunstsinn oder Kunstkenntniß dazu gehört, um ein ganz vorzüglicher Architekt im modernen Geschmacke zu sein; daß es vielmehr, aus dem Gesichtspunkte der Kunst betrachtet, unendlich viel leichter ist, eine ganze sogen. Prachtstraße in Köln oder Hamburg hinzustellen, als das gewöhnlichste Bauernholzhaus im Stile des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Damit aber ist auch zugleich aller Pfuscherei Thüre und Thor geöffnet, und aller höhere Sinn muß sich allmählich ganz und gar aus dem Handwerke zurückziehen. Und nicht bloß im Aeußern, sondern auch im Innern unserer Häuser, bis zu den gewöhnlichsten Mobilien herab, erscheint alles mehr auf den augenblicklichen Schein als auf Solidität, Zweckmäßigkeit und wahre Schönheit berechnet. Die zweck- und bedeutungslosen Balkone, eine Erfindung der Kunstperiode der Zöpfe und der Tröpfe, sind an die Stelle der Erker getreten, welche fast gänzlich von ihnen verdrängt wurden, obgleich diese Erker gerade so zweckmäßig und schön, wie die Balkone bedeutungslos, unbrauchbar, ja in den meisten Fällen lächerlich sind. Man brauchte nur das Alte nachzubilden, um wenigstens etwas weit Schöneres zu bekommen als das Schönste, was unsere Architekten auf ihren Akademien machen lernen.'

Die vandalische ,Verschönerungssucht' bereitete auch weiterhin Reichensperger manche traurige Stunden. Besonders schmerzte ihn, daß man in Trier im Jahre 1851 ,fleißig die alten Mauern, Thürme und Thore niederriß, um den neugebackenen Häusern eine bessere Aussicht, dem Ganzen aber eine zeitgemäßere Physiognomie zu verschaffen. Möglich, daß einmal die Zeit kommt, welche die Anlagen des neunzehnten Jahrhunderts besser zu würdigen versteht; dermalen wollen die Kunstkenner wenigstens immer noch nicht glauben, daß die Stadt Trier dadurch an Interesse gewinnt, daß man ihre Geschichte soviel als thunlich verwischt'. Da trotz seiner Proteste ,die Flach- und Gleichmacherei immer mehr überhand nahm und so vieles, was noch irgend historische, künstlerische oder malerische Bedeutung hatte, dem geistlosen Einerlei des akademischen Classicismus Platz machen mußte', erschien es ihm doppelt dankenswerth, wenn Künstler wie Wegelin und Geiwitz wenigstens das Andenken des Dagewesenen oder Bedrohten zu retten suchten. Besonders beklagte Reichensperger das Verschwinden so vieler alter Holzbauten, deren Vorzüge er in ungemein treffender Weise hervorhob. ,Die Holzbauten geben vorzugsweise von der Kunstfertigkeit und dem Schönheitssinn Zeugniß, welche vordem in dem Handwerkerstande bis herab zu dessen unterster Schichte gelebt haben. Ueberdies ist kein anderes Material besser geeignet, der Individualität des

Bauherrn wie des Meisters sich anzupassen, indem man mit verhältnißmäßig geringem Kostenaufwande eine große Abwechslung in den Formen und Motiven erzielen, sozusagen jeder Laune sich anschmiegen kann. Kein anderes Material gestattet in solchem Maße das Zusammenwirken von Architektur, Sculptur, Malerei und endlich das Anbringen von Inschriften, durch welches alles denn die schärfste Charakteristik ermöglicht ist. Im Holzbaue fand daher von jeher die Baukunst ihren volksthümlichsten Ausdruck, wie im Liede die Poesie. So hat sich denn auch die fragliche Architektur in ihrer ganzen Frische noch in jenen Gegenden erhalten, wo das Volksleben von seiner traditionellen Grundlage noch nicht fortgeschoben worden ist, z. B. in Tirol, dem Schwarzwalde und in allen großen Gebirgszügen, die freilich überdies den Vortheil darbieten, daß das Material gleich zur Hand ist. Unsere Akademien und Gewerbeschulen thäten gewiß gut, bei jenen Bauern einen Cursus durchzumachen, um ihren Sinn für das Natürliche, Wahre und Zweckmäßige in etwas auszubilden. Ein talentvoller badischer Architekt, Herr Eisenlohr, ist wirklich diesen Weg gegangen und hat darum auch in seinen Bahnhofgebäuden wahrhaft Ausgezeichnetes in Holzconstruction geliefert, während fast alle andern öffentlichen Bauten durch das Gepräge des akademischen Schlendrians, welches sie an sich tragen, von der Kunstbildung der Gegenwart eine nichts weniger als vortheilhafte Vorstellung zu erregen geeignet sind.'

Große Sorge machte Reichensperger die ‚Restauration' altehrwürdiger Denkmäler, wie sie damals mancherorts betrieben wurde. ‚Den Vorzug hatte doch die Praxis der Perückenzeit vor der unsrigen,' schrieb er im Frühling 1851, ‚daß sie wenigstens die große Kunst des Mittelalters nicht verfälschte, sie gab, was sie machte, als etwas durchaus Eigenes, dem Mittelalter geradezu Entgegengesetztes; sie machte kein Hehl aus ihrem alles überragenden Selbstbewußtsein, es war Offenheit und Methode in ihrem Verfahren. Heutzutage aber gibt man häufig vor, zu restauriren, dem Alten die verdiente Ehre angedeihen zu lassen, die Unbilden der Zopfzeit wieder gutmachen zu wollen, und bemüht sich doch nicht einmal, auch nur zu fragen, wie denn das Alte eigentlich war, oder modelt es gar ohne weiteres aufs Ungefähr hin, nach Laune und augenblicklicher Convenienz.' Unermüdlich in Rede und Schrift war Reichensperger deshalb thätig, die zu jener Zeit in Angriff genommene Restauration rheinischer Kirchen in die richtigen Bahnen zu lenken. Neben dem ‚Domblatt' und der ‚Volkshalle' konnte er sich seit 1851 des von dem Maler Friedrich Baudri neu gegründeten ‚Organs für christliche Kunst' bedienen, welches in jener Zeit zahllose werthvolle Beiträge aus seiner nie rastenden Feder brachte. Um den Sinn für die Kunst unter den in erster Linie berufenen Hütern der großen Monumente zu wecken und zu pflegen, übernahm es Reichensperger, sich an den von

Cardinal v. Geissel angeordneten kunstgeschichtlichen Vorträgen im Kölner Priesterseminar zu betheiligen. Bei der Eröffnung derselben am 14. Juli 1851 hob Weihbischof Baudri die ‚ausgezeichneten Verdienste‘ Reichenspergers um die christliche Kunst mit warmen Worten hervor. In diesen Vorträgen, welche auch im folgenden Jahre fortgesetzt, später leider aufgegeben wurden, behandelte Reichensperger die Entwicklungsgeschichte der christlichen Baukunst und gab praktische Anleitungen über die Ausführung von Neubauten, Restaurationen und kirchlichen Einrichtungen [1].

Im Frühling 1851 hatte Reichensperger, einer Einladung seines Freundes Detmold folgend, Hannover und Braunschweig besucht; der Herbst führte ihn nach England. Er wollte sich dort ‚erfrischen am Anblick eines tüchtigen Gemeinwesens, das mit dem Mittelalter niemals definitiv gebrochen hat‘. Am 3. September traf er mit Freund Thimus in Ostende zusammen, von wo sich beide nach London einschifften. In der englischen Hauptstadt, wo Scott in freundlichster Weise den Führer machte, lenkten die beiden Reisenden ‚pflichtmäßig ihren ersten Gang‘ nach dem Gebäude der großen Weltausstellung, dem Glaspalast; sie konnten aber nicht der Versuchung widerstehen, ‚im Vorbeigehen wenigstens einen Blick auf die Westminsterabtei und das neue Parlamentshaus zu werfen. ‚Seitdem ich letzteres vor etwa vier Jahren gesehen,‘ schrieb Reichensperger, ‚hat es Riesenfortschritte gemacht, so daß, abgesehen von noch projectirten Anbauten, bloß die obern Theile der Thürme noch zurück sind, deren Vollendung auf die Totalwirkung einen sehr günstigen Einfluß üben wird. Der Bau ist vielfach angefeindet worden und, wie ich höre, nicht sonderlich populär in England. Es mag solches hauptsächlich in den ungeheuern Summen seinen Grund haben, die er verschlingt, dann aber auch in der Abneigung John Bulls gegen alles Neue, zumal wenn es etwas phantastisch auftritt. Die Anwendung des mittelalterlich-nationalen Stiles auf Civilbauten ist nun aber für den englischen Philister fast ebenso neu wie für den Deutschen die Gotik überhaupt. Der Vorwurf, den ich meinerseits dem Parlamentshause machen möchte, geht dahin, daß es zu wenig in einzelne Partien aufgelöst und gruppirt, daß namentlich die Themse-Fassade zu lang gestreckt und einförmig ist, sodann, daß der Architekt zu verschwenderisch mit Detailverzierungen war. Im übrigen und ganzen aber ist es ein Monument von hoher Bedeutung, und es erscheint fast unbegreiflich, wie es möglich war, in unserer Zeit gleichsam mit einem Schlage die untergegangene Kunstherrlichkeit früherer Jahrhunderte in solcher Weise wieder ins Leben zu rufen. Alles ist technisch vollendet, charaktervoll, wie aus einem Gusse; selbst

[1] Vgl. Organ f. christl. Kunst I, 7; II, 8. 148, und Pfülf, Cardinal Geissel II, 72.

[2] Vermischte Schriften S. 432.

die zahllosen Standbilder scheinen aus dem Ganzen herauszuwachsen. Obgleich alte Motive vielfach benutzt sind, fehlt es doch auch nicht an wahrhaft originalen Theilen; nirgendwo aber artet die Nachahmung in steife Manirirtheit aus. Es kann nicht fehlen, daß auf die Dauer wenigstens dieser Bau einen bedeutenden Einfluß auf die Entwicklung der Civilarchitektur üben wird, und zwar nicht bloß wegen der vielen kunstfertigen Hände, welche daran gebildet worden sind, sondern weit mehr noch, weil hier der augenfällige Beweis geliefert ist, daß der gotische Baustil allen, auch den aufs höchste gesteigerten Anforderungen der Gegenwart vollkommen zu entsprechen im stande ist.

‚Wenige Schritte vom Parlamentshaus entfernt liegt Westminster, jetzt das Pantheon britischen Ruhmes. Aeußerlich erregt der Bau keine übergroßen Erwartungen. Er ist so vielfach und so schlecht „restaurirt" worden, daß kaum noch ein Stück der alten Kirche ans Licht tritt. Bei uns in Deutschland hätte man französischen Zopf an die Stelle des Alten gesetzt; in England, wo die gotische Baukunst nie ganz ausgestorben ist, stellte man das Alte en bloc her, freilich so roh und abgewaschen wie möglich, aber immer doch noch den ursprünglichen Hauptformen zur Noth entsprechend. Alles Durchbrochene, Zierliche, namentlich alles Statuarische wurde natürlich ohne Gnade und Barmherzigkeit geopfert; die weltberühmte Abtei steht nun, wenn der etwas triviale, aber hier durchaus bezeichnende Vergleich gestattet ist, wie ein gerupfter Hahn da. Seit kurzem ist der Erbauer der Hamburger Nicolaikirche, Herr G. G. Scott, als Architekt des Westminster-Kapitels angestellt worden, wodurch sich dem Bauwerke eine bessere Zukunft eröffnet. Schon zeigen sich vielfache Spuren seiner lobenswerthen Thätigkeit.

‚Das Innere von Westminster macht einen wahrhaft erschütternden Eindruck; es ist ein Gemisch alter Herrlichkeit und traurigen Verfalles; die gottbegeisterte Idee und der von Gott abgefallene revolutionäre Fanatismus haben ihr Siegel hier aufgedrückt. Zum Glücke ist wenigstens das allerherabwürdigendste Werkzeug des Vandalismus, die Tüncherquaste, noch fern geblieben; die historische Farbe der Mauern ist nicht weiß oder gelblich überpinselt, wie es in unserem lieben Deutschland der Schönheitssinn der Architekten und der Kirchenvorstände allemal gebieterisch erfordert. Das Widerwärtigste sind die im pseudo-antiken und im Perückenstil ausgeführten Monumente berühmter Engländer, die sich in ihren theatralischen Stellungen und Costümen an den Wänden herum spreizen. In der frostigen Paulskirche mag die klassische Unnatur mit ihrem mythologischen Apparate noch hingehen; in Westminster sind es die schreiendsten Mißtöne. Als ich in das Innere trat, fand gerade Gottesdienst statt, und ich war nicht wenig verwundert, altkatholischen gregorianischen Chorgesang zu vernehmen, und zwar in einer Art ausgeführt, wie sie manchen römisch-katholischen Kathedralen als

Muster dienen könnte. Mehrere Partien des Choralgesanges, wie z. B. Responsorien und Litaneien, wurden vierstimmig in jener Weise vorgetragen.

„Von dem altersgrauen Baue begab ich mich durch das frische, lachende Grün dreier Parke zu der bewimpelten Arche des neuesten Bundes der Nationen hin. Die äußere Erscheinung des Ausstellungsgebäudes konnte, wenn auch ein gewisses Erstaunen, so doch nicht meine Bewunderung erregen. Ein Treibhaus führte bekanntlich dem Erbauer die erste Idee zu, und so hat er denn auch eben nur ein Treibhaus von kolossalen Dimensionen hier aufgeführt. Da ist nichts Geniales oder auch nur Originelles, keinerlei malerische Wirkung, nicht eine Form, die der Ausdruck irgend einer künstlerischen Anschauung wäre; lediglich von Zweckmäßigkeitsgründen geleitet, hat man über ein terrassenförmig aufsteigendes, gußeisernes Gerippe ein Glaszelt gespannt, das so und so viel tausend Quadratfuß Land vor Wind und Nässe schützt. Nur das Querschiff bringt eine Art von Bewegung in die Anlage; allein das hier so nahe liegende Motiv der Ueberkuppelung des Durchschnittsfeldes, wodurch diese Bewegung einen Culminationspunkt gefunden haben würde, hat man wieder verschmäht. — Es verdient übrigens das alles keinen Tadel, wenn der Satz wahr ist, daß die äußere Erscheinung eines Bauwerkes seinem Inhalte und seiner Bestimmung möglichst zu entsprechen hat. Unsere Industrie, deren Schätze unter diesem Zelte geborgen werden sollen, ist eben eine Treibhauspflanze, und von eigentlicher Kunst, im ganzen betrachtet, ist ebensowenig in ihr zu verspüren wie in der Architektur des „Krystallpalastes“. — Das Maschinenwesen und das Nützlichkeitsgewerbe im engsten Sinne, das und nur das ist es, was dem civilisirten Europa in diesem Palaste zum Ruhme gereicht; in allem, was die Industrie dagegen Künstlerisches in sich beschließt, steht es weit hinter den Barbaren zurück. Aber auch dort, wo die Kunst selbständig auftritt, ist es nicht besser um sie bestellt. Den untersten Rang nehmen die Sculpturen ein, welche Englands Künstler geliefert haben. Der vorzüglichste Reiz, den sie besitzen, liegt zumeist in der stark zur Schau getragenen Nudität oder in irgend einer die Lüsternheit weckenden Attitüde; im übrigen sind fast alle diese „Kunstwerke“ ein unvergorenes Gemenge von Modell und Antike, von platter Nachahmung und geschraubter Reflexion, von Mattherzigkeit und Aufgeblasenheit. Die durch Lord Elgin in Athen zusammengeplünderten, im Britischen Museum aufgeschichteten Marmorbilder vom Parthenon haben wahrlich keine Wunder gewirkt. Die blauäugige Pallas-Athene scheint sich vielmehr die britischen Künstler als Werkzeuge ihrer Rache für den geübten frechen Tempelraub ausersehen zu haben. Die christlichen, die nationalen Traditionen hat man übermüthig von sich gestoßen, damit aber noch lange kein Hellenenthum sich zu eigen gemacht, die eigenen Hirngespinste sind an die Stelle des festen Wurzelbodens getreten. Dieses

in-der-Luft-hängen charakterisirt in der That die heutige Kunstproduction, selbst ihre ausgezeichnetern Schöpfungen. Wo ist z. B. eine Faser zu finden, welche den Löwenkampf der Amazone von Kiß (ein Hauptschmuck der Ausstellung) mit Berlin und den Berlinern oder auch mit Deutschland und seinem nationalen Leben irgend in Zusammenhang bringt? Es ist eben nur ein mit enormem Aufwande von geistiger und materieller Kraft zu stande gebrachtes Schaustück, an dem kein höherer Sinn gebildet werden kann als der Formensinn. Ganz so verhält es sich im besten Falle mit all den nackten Göttern, Halbgöttern, Heroen, Musen und Grazien aus Gips und Marmor, die da zwischen den Calicots, den Messern und Scheren aus Sheffield, den Knöpfen aus Birmingham, westindischen Teppichen, Pflügen und Säemaschinen Platz genommen haben. Alle jene Statuen und Gruppen, welche das griechische Alterthum uns hinterlassen hat, und die wir mit vollem Recht bewundern, sie haben Theile eines großen, nicht bloß architektonischen, sondern lebendigen Ganzen, eines Organismus gebildet, dessen Blut gleichsam in ihnen pulsirt; sie redeten nicht bloß zu den Sinnen der Beschauer, sie verkörperten vielmehr alles, was dem Volke von seinem Ideenschatze das Höchste und Theuerste war. Unsere heutige Kunst wird daher auch nicht eher gesunden, sie wird nicht eher aufhören, eine todte Sprache unarticulirt zu stammeln, als bis sie sich wieder von demjenigen Geiste inspiriren läßt, welcher, aus der Quelle der göttlichen Offenbarung strömend, nimmer versiegt und allein die Völker vor Fäulniß bewahren kann. Auch hierfür liefert uns die Ausstellung Belege.

‚Ein besonderes Local, über dessen Eingang die Aufschrift Mediaeval Court schon seine Bestimmung bezeichnet, ist von Pugin, dem berühmten Verfechter der christlichen Kunstrichtung, ausschließlich mit Werken mittelalterlichen Stiles ausgestattet worden. Hier sieht man einen vollständigen Altar nebst allem Zubehör, Bildwerke, Leuchter, Teppiche, Betstühle, Kronleuchter, Stickereien aller Art, gemusterte Fußböden, sodann aber auch Hausmobilien, z. B. einen wahrhaft großartigen Credenztisch (Büffet), einen Porzellanofen, mit Gitterwerk umgeben, Becken aus Marmor, alles auf die gediegenste Weise gearbeitet und ein festes, scharfes Gepräge an sich tragend. Kein Stück zeigt ein bloß mechanisches Copiren alter Meister; es ist vielmehr eine geistige Geburt offenbar dem Wirken der Hand vorhergegangen, eine Durchdringung mit jenen Principien, in welchen die Größe und Herrlichkeit der mittelalterlichen Kunst und selbst ihrer Technik wurzelt. Alles gehorcht einem festen Bildungsgesetze mathematischer Natur, welches in unendlichem Formenwechsel zur Erscheinung kommt, während in der Behandlung des Stoffes stets das Streben nach Echtheit und Wahrheit durchwaltet. Die meisten der hier ausgestellten Gegenstände gingen aus der früher von mir

eingesehenen großen Werkstätte des Herrn Hardman zu Birmingham hervor, welche mehrere hundert Arbeiter beschäftigt und unter anderem vieles für die innere Einrichtung des neuen Parlamentshauses, namentlich die kunstreichern Metallarbeiten, geliefert hat. Mitten unter dem Maschinengepolter Birminghams, diesem Wettrennen nach möglichst wohlfeiler und folgeweise auch möglichst unsolider Fabrikation hat in solcher Art die höhere Kunst eine Stätte gefunden, von welcher bereits eine förmliche Restauration, insbesondere auf dem kirchlichen Kunstgebiete, ausgegangen ist. Unter den ausgezeichneten Werken der christlichen Kunstrichtung sind noch die Holzsculpturen von Geerts in Lüttich rühmlich zu erwähnen. Merkwürdigerweise hat dasselbe Belgien, welches durch Geerts so glänzend vertreten ist, im übrigen nicht sonderlich viele Proben eines guten Geschmackes, wenigstens vom christlichen Stile, zur Ausstellung geschickt; selbst Muster von Geschmacklosigkeit, um nicht zu sagen Abgeschmacktheit, sind nicht eben selten.

‚Die Läden und Schaufenster einer einzigen großen Stadt des Mittelalters haben während deren Blüthezeit ganz gewiß mehr Kunstreichthum aufzuweisen gehabt, als unter diesem Glasdache die civilisirten Nationen allesamt auszustellen vermochten. Wie übertrieben dies auch klingen mag, so ist es doch nur allzuwahr, was ein jeder leicht finden wird, der die alten Sachen in den Kunstcabinetten mit den Erzeugnissen der heutigen Werkstätten oder gar Fabriken zu vergleichen sich die Mühe nimmt. Der heutige Luxus verlangt eben nur momentanen Reiz, keine dauernde Befriedigung. Wie wird dieses Rendezvous der Nationen wirken? In rein industrieller Beziehung zweifelsohne förderlich; viele wichtige Erfindungen und Erfahrungen sind hier ausgetauscht, viele Beziehungen angeknüpft worden; die Stacheln des Wetteifers haben es bedeutend geschärft; die höhere Kunst aber wird eher Einbuße als Vortheil davon haben, eine immer größere Verallgemeinerung und Verflachung wird die Folge sein, das ohnehin schon ungebührliche Uebergewicht der Maschine eine neue, mächtige Verstärkung erhalten.‘

Vom 11. September an wurden Cambridge, Ely, Peterborough, Boston, Lincoln, York und Windsor besucht und überall die Denkmäler der Vorzeit studirt. Auch den religiösen Zuständen ward eingehende Aufmerksamkeit geschenkt. ‚Was hat die anglikanische Kirche geschaffen?‘ schrieb Reichensperger in sein Tagebuch. ‚Sie hat höchstens die Trümmer, welche sie geschaffen, erhalten und mit Epheu bekleidet, d. h. anständig verhüllt. Der Anglikanismus ist eine Larve. Der Wurzelstock kann wieder ausschlagen. — Obgleich den anglikanischen Kirchen die Hauptsache fehlt, das Mysterium, ohne welches man auch zu Hause Gott dienen kann, sind sie doch recht besucht.‘ Von neuen Bekanntschaften, die Reichensperger machte, war die wichtigste die

des Kunstschriftstellers Rooch-Smith. Auf der Heimreise wurden noch Amiens, Lille und Brüssel besucht. Zu Ende des Jahres, bei der Rückkehr von Berlin, machte Reichensperger einen Abstecher nach Hamburg und Lübeck.

Nicht minder reich an Reisen war das folgende Jahr (1852). Zu Anfang desselben verweilte er auf der Fahrt nach Berlin in Marburg, dessen Elisabethenkirche er ‚doppelt genoß, da Professor Lange auf das allerfreundlichste den Führer machte'. Im Mai besuchte Reichensperger Halberstadt, Quedlinburg, Wernigerode, Gernrode, Braunschweig und Hildesheim; an letzterem Orte schloß er Freundschaft mit dem verdienten Kunstforscher Dr. Kratz. Im August ward die Pfalz bereist; in Worms notirte er in sein Tagebuch: ‚Seit der Revolution sind dreizehn Kirchen abgebrochen worden. Hier trauert alles.' In Oppenheim rief die ‚herrliche' Katharinenkirche sein höchstes Entzücken hervor. In Limburg fand er im Dom ‚eine Fortentwicklung des Wormsers', ‚alles mit Oelfarbe angeschmiert, alle schwarzen und rothen Säulen apfelgrün gestrichen. Renovirt anno 1840. Auch die Franziskaner-(Seminar-)Kirche in Tünche erstickt'. Seine Führer waren hier Domvicar Ibach und Pfarrer Diel. Im September wurde noch eine Moselreise unternommen, hauptsächlich wegen kunsthistorischer Studien. Hier wie überall auf seinen Reisen pflegte Reichensperger zu forschen ‚nach den Dingen, die waren' und den ‚Verschönern und aufklärenden Zerstörern' auf die Finger zu sehen.

Wie Reichensperger seine Reisen ausnutzte, darüber belehren seine mit Skizzen und Notizen aller Art angefüllten Tagebücher sowie eine Anzahl von Aufsätzen, unter welchen namentlich die von der ‚Hannoverschen Zeitung' veröffentlichten Reiseberichte zu erwähnen sind. Bescheiden nannte er dieselben ‚flüchtige Bemerkungen'. Sie sind aber noch heute lesenswerth. Besonders eingehend wird Osnabrück behandelt, das einen ungemein ‚wohlthuenden Eindruck' auf Reichensperger machte.

Wie in den Reiseskizzen dieser Art, so trat Reichensperger auch bei seinen Recensionen kunstgeschichtlicher Werke, welche er 1852 wie in den folgenden Jahren im ‚Domblatt', im ‚Organ für christliche Kunst' und in der ‚Deutschen Volkshalle' veröffentlichte, für die Sache der gotischen Kunst auf das nachdrücklichste ein; stets weiß er dem Besondern einen allgemeinen Gesichtspunkt abzugewinnen und praktische Anregungen zu ertheilen. Stilgerechte Restauration und möglichste Erhaltung des gefährdeten Alten lagen ihm vor allem am Herzen. ‚Die Zeit drängt,' schrieb er im October 1852, ‚denn Tag für Tag sozusagen sieht man die schätzbarsten Ueberreste der Vorzeit dem Vandalismus oder der Verwahrlosung erliegen.' In welchem Grade letzteres der Fall war, zeigte der baufällige Zustand der St. Victorkirche zu Xanten und der Michaelskirche zu Hildesheim. Letztere, ‚ein wahres Unicum', klagt

Reichensperger, ‚steht bereits als Ruine da; ihr prachtvolles Bildwerk ist in neuester Zeit noch durch Wegbrechen der Fenster dem Wind und Wetter preisgegeben worden; um die Kirche besser für ein Irrenhaus (das ehemalige Klostergebäude spielt jetzt diese Rolle) benutzen zu können, hat man ein Seitenschiff eingerissen‘. Um solchen Vorkommnissen ein Ende zu machen, brachte Reichensperger am 26. Februar 1852 in dem Berliner Abgeordnetenhause den Antrag ein, ‚die Kammer wolle beschließen, die Erwartung auszusprechen, daß das Ministerium bei Aufstellung des nächsten Etats auf die planmäßige Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler des Landes speciell Rücksicht nehmen werde‘. Bei Begründung dieses gewiß nicht zu weit gehenden Antrages wies Reichensperger auf das glänzende Beispiel hin, welches Frankreich in der gedachten Hinsicht gebe, wo der Minister achtzig Millionen Franken für die Wiederherstellung und Unterhaltung der kirchlichen Monumente des Landes beantragt habe. Weit entfernt, eine so kolossale Summe von der preußischen Regierung zu verlangen, wollte Reichensperger zunächst nur erreichen, daß die Kammer ‚durch eine formelle Aeußerung auch ihrerseits zu erkennen gebe, welches Gewicht sie auf die Materie lege, und daß sie gesonnen sei, dem Volke einen Impuls zu geben, damit jeder nach seiner Stellung, nach seinen geistigen und finanziellen Kräften dem Staate zu Hilfe kommen, ihn in dieser schweren, weit aussehenden Aufgabe unterstützen möge‘. Sein Antrag ward denn auch angenommen[1].

In einer frühern Sitzung der Kammer, am 20. Februar, hatte Reichensperger Gelegenheit genommen, sich in scharfer Weise gegen den herrschenden und von oben privilegirten Pseudoclassicismus auszusprechen. Es war wohl das erste Mal, daß an diesem Orte für das christliche Princip auf dem Kunstgebiete gebührende Anerkennung gefordert wurde. Der Redner griff insbesondere den heidnischen Charakter der Bauakademie in ihrer äußern Erscheinung, in ihren Modellen und in der Organisation der Unterrichtsgegenstände an. Er machte ihr den Vorwurf, mehr athenienfisch als berlinisch zu sein. Alle Wissenschaften würden gelehrt: über Baukunst, und zwar nur über vorchristliche, würden nur zwei Vorlesungen gehalten. In den Prüfungsaufgaben werde sogar die Vermeidung des christlichen Baustiles geboten. Reichensperger kritisirte von seinem Standpunkte aus die Berliner Bauwerke vom Brandenburger Thore bis zum Museum, wo überall nur

---

[1] In seiner Rede hatte Reichensperger auch betont, daß vor allen Dingen erforderlich sei, daß statistisch genaue Aufnahmen über den Zustand der Monumente in allen Provinzen gemacht würden. Diese Anregung zeitigte später die schönsten Früchte. Mit welchem Eifer und welcher Consequenz Reichensperger den Entwurf von Bestimmungen zur Erhaltung der Kunstdenkmäler im Auge behielt, darüber vgl. unten Kapitel 10; s. auch Lit. Handweiser 1884, S. 707.

antike Formen und Ornamente zu finden seien, von unserer einheimischen, christlich-germanischen Baukunst keine Spur. Er erklärt sich gegen allen akademischen Apparat und Ungeschmack, er will Rückkehr zu den alten einfachen Baugesellschaften des Mittelalters, vor allen Dingen baldige Weglassung der Bauakademie aus dem Staatsbudget. England baue nach langer Verirrung wieder im Stile seiner Vorfahren, selbst die Eisenbahnen; die englischen Baumeister belächelten den Apparat, der in Berlin zur Bildung der Baumeister diene. Auch in Frankreich habe sich eine vernünftige Praxis bereits Bahn gebrochen. Unsere Zeit habe den Beruf zu restauriren. Ganz wie es vor einem Jahrhundert mit der Reinigung und Restaurirung der Sprache gewesen, sei es jetzt mit der Kunst; eine Aenderung müsse sobald als möglich angebahnt werden.[1]

‚Ich las dieser Tage Ihren Angriff auf den Gott Akademos in der Kammer und dessen Vertheidigung durch seine Verehrer,‘ schrieb der geniale Baumeister Ungewitter am 2. März 1852 an Reichensperger, ‚worin mich besonders die Selbstgenügsamkeit erheiterte, mit welcher behauptet ward, im Auslande genieße die Berliner Akademie denn doch ein sehr vortheilhaftes Renommé. Längst schon im Abnehmen begriffen, hat es sich in der letzten Zeit nur auf den Satz gründen können: Unter den Blinden ist der Einäugige König.‘[2]

Auch Graf Montalembert gratulirte am 8. Mai 1852 dem muthigen Redner zu seinem Auftreten in der preußischen Kammer. ‚Sie haben mich an die Zeit erinnert, als auch ich in der Pariser Kammer den officiellen Vandalismus wie das Universitätsmonopol bekämpfte.‘[3]

In den Münchener ‚Historisch-politischen Blättern‘ fand Reichenspergers Warnung, ein Neuathen oder Neurom im deutschen Norden aufzubauen, besonders warme Anerkennung. ‚Deutschland‘, schrieb die genannte Zeitschrift, ‚hat die kostbaren Experimente seiner klassischen Architekten seit drei Jahrhunderten mit dem Verluste seiner mittelalterlichen Städtekronen gebüßt; es hat seine Städte mit ihren Thoren und Thürmen zerbrochen, seine Burgen

---

[1] Vgl. Organ für christl. Kunst II, 40 und Vermischte Schriften S. 481—496.

[2] Vgl. G. G. Ungewitter S. 81.

[3] Später hat Reichensperger noch wiederholt, so namentlich im Jahre 1857, die Frage angeregt, wie die Baukunst von der Bauakademie zu emancipiren sei. Die Redaction des ‚Organs für christl. Kunst‘ 1857, S. 58 bemerkte damals: ‚Wir können unsererseits nur der Ansicht beipflichten, daß im großen und ganzen der Aufschwung der Architektur wesentlich davon abhängt, daß man sie von den akademischen Fesseln befreit. Obgleich die Examina und die Patente nicht von den Akademien ausgehen, so bedingen sie sich doch wechselseitig. Die Lehrmethode in den Akademien ist, der Natur der Sache nach, der Reflex des bureaukratischen Organismus.‘

mit hohen Mauern und Zinnen niedergerissen. Belgien kann uns zum Muster dienen, was Deutschlands Städte einst gewesen; jetzt sehen sie mehr oder weniger alle schmucklosen offenen Dörfern gleich. Ja, all unser nationaler Stolz, die kunstvoll gebauten Tempel und Hallen, Rath- und Stadthäuser sind darangegeben, und die Neubauten alle sind in französische oder italienische Uniform gesteckt, höchstens sehen wir noch den Römer Vitruvius copirt.' [1]

Selbstverständlich fehlte es auch nicht an Angriffen gegen den kühnen Mahner, dessen Reden ,wie ein Blitz mitten in die Kammer einschlugen und von da in die Bauakademie hinüberzuckten'. Das Witzblatt ,Kladderadatsch' verkündete die Neuigkeit, daß anstatt der griechischen Götter, Halbgötter und Genien, die für die Berliner Schloßbrücke bestimmt wären, man den hl. Nepomuk und andere Heilige darauf setzen würde, um den christlich-germanischen Empfindungen nicht wehe zu thun. ,Es war dies', schrieb Reichensperger im October 1853 an Didron, ,meiner Ansicht nach ein Wort voller Gerechtigkeit und Klugheit, welches der Hanswurst gesprochen hatte, wie denn nach unserem Sprichworte Kinder und Narren die Wahrheit reden. Ja, es wird der Tag kommen, an welchem die griechischen Gottheiten, diese wahrhaft anstößigen Nuditäten, durch den hl. Nepomuk und andere ersetzt werden; ja die Heiligen werden noch einmal die falschen Götter verjagen, oder wir werden verjagt werden von weniger verfeinerter Civilisation. Man bemerkt nicht, daß man mit dem Feuer spielt und daß außer dem todten Gräcismus ein anderer lebend dasteht, der uns wohl einmal in unsern gelehrten Belustigungen stören könnte. Man hat den von der Höhe des Stuhles des hl. Petrus herabsehenden Priester zurückgestoßen, um den Weg für den Repräsentanten der Cäsaropapie zu bahnen, welcher auf seinem Schlachtrosse neben dem Säbel noch ein anderes Instrument schwingt. Katholicismus oder Slavismus: das ist die Frage der Zukunft. Es handelt sich darum, ob der Halbmond auf der Sophienkirche durch das griechische oder das lateinische Kreuz ersetzt werden wird; wie auch die Diplomatie temporisiren mag, diese Frage kann nicht immer schwebend bleiben. — Neben diesem Dilemma gibt es noch ein anderes, nicht minder schreckliches und verhängnißvolles, dasjenige nämlich, welches sich zwischen den Katholicismus und den Atheismus stellt. Unser protestantischer Norden scheint die Ahnung einer Krise zu haben; er tastet nach einem Ausgange, wo nicht nach einem Rückwege. Jedes Zeichen des Lebens oder der Wiedererstehung, welches der Katholicismus gibt, zieht unmittelbar einen ähnlichen Versuch von protestantischer Seite nach sich. Unsere Frauenklöster, unsere katholischen Zusammenkünfte, unsere Missionäre, die

[1] Hist.-polit. Bl. XXXI, 41.

Wiederherstellung der Corporation auf christlicher Grundlage, die so erfolgreich durch den Vicar Kolping bewirkt worden ist: alles dieses hat die Reiseprediger, die Diakonissinnen, die protestantischen Congresse, evangelische Handwerkervereine u. s. w. ins Leben gerufen. So hat man dem durch die Congresse von Linz und Mainz hervorgerufenen katholischen Kunstverein gegenüber nicht verfehlt, einen evangelischen Verein für kirchliche Kunst zu gründen. Diese Anstrengungen, löblich an und für sich, haben doch bis jetzt noch keine großen Resultate hervorgebracht. Dem Protestantismus, nachdem er die Leiter der Tradition fallen gelassen, fällt es schwer, irgendwo Fuß zu fassen. Dergleichen Dinge lassen sich nicht willkürlich improvisiren, obgleich weder die Mittel noch die Begünstigung von seiten der Regierung fehlen. Man hatte hohe Preise für Kirchenbilder ausgesetzt, aber der erste Versuch schon scheiterte nach dem Geständnisse der Förderer des Unternehmens; dazu wurden diese Förderer selbst durch ihre rationalistischen Glaubensgenossen als Pietisten und Kryptokatholiken angegriffen. Kurz, es scheint nicht, daß die religiöse Kunst hier etwas zu hoffen hat. Aber auch von den katholischen Kunstvereinen läßt sich noch nicht viel sagen; ich glaube, sie sind auf zu breiter Grundlage construirt und von einem zu modernen Geiste belebt.‘

Die von Scott für Hamburg entworfene Kirche erschien Reichensperger als ein wichtiges Zeichen, daß die gotische Kunst auch in dem deutschen Norden wieder Wurzel fasse. Nicht minder erfreulich war ihm, daß auch in Oesterreich ‚der Traum der mittelalterlich-Gesinnten anfing, sich zu verwirklichen. Obgleich der Dom zu Prag, dieser stolze Torso, noch kein Zeichen gibt, daß sein Winter vorüber und sein Todesschlaf weichen würde, so haben doch in Prag die Grundsätze der gotischen Kunst einen glänzenden Sieg erfochten‘. Gemeint ist hier das von Kranner ausgeführte Monument Kaiser Franz' I. Ungemein bedeutungsvoll erschien Reichensperger ferner, daß für die Wiener Votivkirche von vornherein der gotische Stil gewählt wurde: ‚Alle andern Stile‘, rief er triumphirend, ‚alle schon gemachten oder noch zu machenden Erfindungen der Akademiker sind ausgeschlossen.‘

‚Eine Menge von Thatsachen‘, schrieb Reichensperger an Didron, ‚beweisen, daß die Sache der christlichen Kunst überall fortschreitet. Die wichtigste davon will ich Ihnen bezeichnen. Vor allem ist der Dom zu Speier dem Cultus zurückgegeben; die Wandmalereien, von denen ich Ihnen schon berichtete, sind vollendet, und Deutschland sieht sich um ein unvergleichliches Werk reicher. — Der König Ludwig hat beschlossen, dem Dom auch in architektonischer Hinsicht seine alte Gestaltung wiederzugeben. Der König gibt soeben der Rheinpfalz einen andern Beweis seiner Gunst sowie seiner Liebe zur christlichen Kunst. Da nämlich die katholische Gemeinde in Neustadt einer Kirche bedurfte, so

hat der König die Bausumme durch ein ansehnliches Geschenk vergrößert, um der Kirche einen monumentalen Charakter im besten Stil des Mittelalters geben zu können. So wird ein neuer Sprößling unseres Domes erwachsen; denn der Riß zur neuen Kirche ist von einem jungen, aus unserer Domwerkstatt hervorgegangenen Architekten. Es ist dies Herr Statz, ein Gehilfe des Herrn Zwirner. Anfangs Tischler, dann Zimmerlehrling, von Herrn Zwirner, der die Zeichnungen von seiner Hand gesehen hatte, aufgemuntert, vertauschte er Säge und Hobel mit Feder und Zirkel, ohne je die Schwelle einer Akademie oder Architekturschule betreten zu haben. Durch die bloße Anschauung und die emsigsten Studien an den mittelalterlichen Werken in jeder Richtung hat Herr Statz eine hohe Stufe in seiner Kunst erstiegen. Nicht weniger als fünfunddreißig Pläne zu theils fertigen, theils im Bau begriffenen Kirchen rühren von ihm her. Außerdem hat er viele wichtige Restaurationen geleitet und zu allen diesen Bauten zugleich das Mobiliar bis ins kleinste Detail gezeichnet. Es versteht sich von selbst, daß alles dem gotischen Stil entspricht, den Herr Statz an der reinsten Quelle schöpft. In demselben Stil sind seine weltlichen Bauten gehalten, von denen der wichtigste das im Bau begriffene Hospital für die Schwestern des hl. Karl in Berlin ist. Dieser kolossale Bau, den ich aber nicht in jeder Hinsicht loben möchte, ist mit einer Kapelle verbunden und im Ziegelbau gehalten, der in unsern nordischen Städten, besonders Lübeck und Danzig, sich dem gotischen Stil gemäß gebildet hat. Noch muß ich anführen, daß mehrere große Grundbesitzer in unsern westlichen Provinzen mächtig beitragen zur Wiedergeburt der christlichen Kunst, indem sie ihren Schlössern die Gestaltung, die sie vor der Invasion des Heidenthums und des Rococo hatten, geben oder zurückgeben. Das ist die beste Sühne für die ästhetischen Sünden ihrer Ahnen; die Verderbniß in jedem Sinne ist von oben gekommen, ein beherzigenswerther Satz, solange sich den letzten Consequenzen noch vorbeugen läßt.‘

Noch im Jahre 1852 konnte Reichensperger eine zweite, bedeutend vermehrte Auflage seiner Schrift über die christlich-germanische Baukunst und ihr Verhältniß zur Gegenwart veröffentlichen. In der Vorrede betont der Verfasser die ethische und sociale Bedeutung der Kunst, die nicht hoch genug angeschlagen werden könne. ‚Die großen Fragen, welche die Zukunft Europas bedingen, ob nämlich der Materialismus der alten Welt über den christlichen Spiritualismus den Sieg davontragen wird, ob die Räthsel des Daseins vom Katheder der „Philosophen“ oder von der geweihten Kanzel herab ihre Lösung zu erwarten haben, ob nur ein Glaube die dem baren Atheismus nicht verfallenden Geister regeln wird, oder ob tausend und abertausend Systeme sich in die Herrschaft theilen sollen — alle diese und noch viele andere ver-

wandte Fragen werden auf dem Gebiet der Kunst nicht weniger ausgestritten als auf dem der Wissenschaft.'

Zu Ende des Jahres wollte Cardinal Geissel Reichensperger die Präsidentschaft des christlichen Kunstvereins übertragen — dieser jedoch ‚lehnte peremtorisch ab'. Damals wie später hielt er von den Kunstvereinen nicht allzuviel[1]. ‚Jeder Einzelne', schrieb er an Steinle, ‚muß in seinem kleinen Kreise nach Möglichkeit dahin zu wirken suchen, daß das Alte erhalten, und daß Neues im Geiste des gediegenen Alten geschaffen wird; letzteres namentlich durch persönliche Einwirkung auf die Handwerker. Dem modernen Fabrikplunder muß Zoll für Zoll der Krieg auf Leben und Tod gemacht werden. Vor allem aber muß die Architektur wieder den ihr gebührenden Vorrang einnehmen.'[2]

Für seine Person ließ es Reichensperger an solchem Wirken nicht fehlen. Im Jahre 1853 brachte er in der Zweiten Kammer die nothwendige Rücksicht auf die Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler aufs neue energisch zur Sprache. Zunächst stattete er dem Minister v. Raumer seinen Dank dafür ab, daß Einleitungen in der gedachten Hinsicht getroffen worden seien, und erkannte an, daß ‚es nicht wohl möglich gewesen sei, in kurzer Zeit eine förmliche Organisation ins Leben treten zu lassen'. Er habe ums Wort gebeten, hauptsächlich um darauf aufmerksam zu machen, ‚daß es einige Monumente gebe, bei welchen große Gefahr im Verzuge sei'. In dieser Hinsicht machte er aufmerksam auf den drohenden Ruin der herrlichen St. Victorskirche zu Xanten. Der Minister erwiderte, es werde, ‚soweit es möglich sei, für dieselbe gesorgt werden', übrigens solle man in dem vorliegenden Falle den Weg der Kirchencollecten beschreiten; denn man dürfe bei den alten Bauwerken nicht den abstracten Begriff des Denkmals voranstellen, sondern müsse festhalten, daß die Kirchen, die in Xanten wie die übrigen, vor allem eben Kirchen sind. Reichensperger entgegnete darauf, daß ihm eine solche Ansicht durchaus fernliege. ‚Ich respectire auch den häßlichsten Bau als Kirche; allein ich glaube, daß auch, und zwar namentlich von Staats wegen, der monumentale Gesichtspunkt entschieden ins Auge gefaßt werden muß, und bemerke nur noch, wie es doch klar zu sein scheint, daß, wenn ein derartiges Kunstwerk einstürzt, die Kirche miteinstürzt.'

Schon viel entgegenkommender zeigte sich der Minister, als Reichensperger am 21. April 1854 in der Kammer in seiner kräftigen Weise darauf auf-

---

[1] Trotzdem hatte er dem Andringen seiner Freunde nachgebend im Juni 1851 die Statuten zu einem solchen Verein entworfen, abgedruckt in der Schrift: Erste Generalversammlung des christl. Kunstvereins für Deutschland (Köln 1857) IV f. Vgl. Scheichl, Bischof Rudigier II, 739.

[2] Reichensperger und Steinle S. 74.

merksam machte, daß trotz des frühern Beschlusses bezüglich der Erhaltung der Denkmäler alles „beim alten geblieben sei", ja daß die Zerstörungen unaufhaltsam fortschritten. Namentlich seien, seiner Erfahrung nach, ‚vorzugsweise die Behörden thätig, alles dasjenige zu beseitigen und zu Grunde gehen zu lassen, was ihnen unbequem ist oder was irgendwie nicht so regelrecht ist, wie es das Ideal der Polizei erheischt'. Diese Anklagen belegte der Redner durch Erfahrungen, die er ‚noch in den letzten Tagen im Norden des Vaterlandes gemacht habe'. Er wies hin auf Danzig, ‚eine der schönsten Städte, die er kenne', wo ‚in neuester Zeit fast systematisch dahin operirt werde, um derselben ihre Schönheit und Würde zu rauben, sowohl dadurch, daß man die alten Bauwerke verkümmern lasse, als daß man, namentlich auch seitens der Behörden, neue anlege, die aber so unschön seien, wie die alten schön erschienen'[1]. Nach Anführung einiger schlagender Beispiele bemerkte Reichensperger: ‚Ich kann versichern, daß unter der polnischen Wirtschaft Danzig keines seiner Kunstdenkmäler verloren hat, während es nunmehr unter der mächtigen preußischen Herrschaft seinem Kunstruine entgegengehen zu sollen scheint. Meine Herren! Wir errichten mit enormen Summen Museen für von allerwärts her zusammengebrachte Kunstfragmente aus vergangenen Zeiten, theilweise errichten wir sogar Prachtpaläste, um Gipsfiguren darin aufzustellen; ich sollte glauben, daß es angemessen wäre, wenn die Staatsregierung für die lebendigen Museen sorgte, welche die Geschichte vor unsern Augen aufgestellt hat.' Es sei Pflicht eines Staates, der vorzugsweise Anspruch darauf mache, ein „intelligenter" Staat zu sein, für die alten Denkmäler Sorge zu tragen; es fehle hierzu weder an Mitteln noch an geistigen Fähigkeiten.

In seiner Antwort erkannte der Cultusminister die Klagen Reichenspergers als berechtigt an und hob nur hervor, daß die nöthigen Geldmittel augenblicklich fehlten, daß ein gesetzgeberisches oder polizeiliches Einschreiten sehr schwierig sein werde und daß der Staat ‚durch die verkehrte Kunstbildung der neuern Zeit' vielfach nicht die Organe besitze, deren er zur Verwirklichung der ausgesprochenen Wünsche bedürfe. Der Entschluß der Regierung, in der Sache etwas zu thun, stehe jedoch fest. Der Abgeordnete v. Gerlach

[1] Reichensperger hatte Danzig zuerst in den Osterferien 1854 kennen gelernt. Er besuchte damals auch die Marienburg (‚Ich habe niemals etwas Imposanteres gesehen'), Braunsberg, Frauenburg und Pelplin. ‚Ueberall fand ich, namentlich bei den geistlichen Herren, die herzlichste Aufnahme und das bereitwilligste Entgegenkommen, so daß ich alles, was mich interessirte, sofort mit der größten Leichtigkeit zu sehen bekam. Unsere Bemühungen für die katholische Sache werden weit über Gebühr angeschlagen. Die Bischöfe in Frauenburg und Pelplin empfingen mich wahrhaft väterlich, umarmten mich wiederholt, kurz, ich war von all der Liebe wahrhaft beschämt.'

erklärte sich ebenfalls mit der Ansicht Reichenspergers einverstanden, nannte es jedoch eine unlösbare Aufgabe, ‚wenn Reichensperger einerseits in den Himmel ragende mittelalterliche Bauwerke verlange und andererseits liberale und nivellirende Gesetze‘. Darauf erwiderte Reichensperger, daß, sowie der Verkehr der Neuzeit sich am Fuße jener erhabenen Monumente mit der Verehrung und Liebe zu denselben vereinigen könne, ebenso lasse sich auch die neue Gesetzgebung, wenn sie von den richtigen Principien ausgehe, sehr gut mit der Hinterlassenschaft der Vorzeit in Einklang bringen. Der Cultusminister bemerkte noch zum Schluß, daß die Regierung durch baupolizeiliche Reglements den Verunstaltungen der herrlichen Häuserfassaden Danzigs entgegenzutreten beabsichtige[1].

Der Anregung Reichenspergers war es zu danken, daß später eine besondere Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunstdenkmäler Preußens eingesetzt wurde, welche durch Correspondenten[2] mit allen Theilen der Monarchie in Verbindung trat. Wie vieles jedoch auch jetzt noch zu thun blieb, verhehlte der Kölner Appellrath sich nicht. ‚Auch die bestorganisirte Erhaltungs-Commission‘, meinte er sehr richtig, ‚werde nur dann ihren Beruf vollauf erfüllen können, wenn der Geist der historischen Pietät allmählich erst wieder tiefer in die Massen des Volkes eingedrungen sein wird.‘ Das Zeugniß konnten auch die erbittertsten Gegner seiner Kunstbestrebungen ihm nicht versagen, daß er alles gethan hat, was in seinen Kräften stand, um einer weitern Schädigung an Deutschlands Denkmälerschatz vorzubeugen[3].

Wie weit die Franzosen hinsichtlich der Erhaltung der Kunstdenkmäler ihren Nachbarn vorausgeeilt waren, davon überzeugte sich Reichensperger auf einer Erholungs- und Studienreise, welche er im Spätsommer des Jahres 1853 ausführte. Heimgekehrt, schrieb er an Didron: ‚Das Gefühl der Dankbarkeit ist der erste meiner Reiseeindrücke, über die ich Ihnen berichten sollte; hinsichtlich der übrigen kann ich mich nur auf einige allgemeine Bemerkungen beschränken, weil diese Eindrücke der Kürze der Zeit halber nur sehr flüchtig sein konnten. Seit einem Jahrzehnt hatte ich Ihre Hauptstadt nicht gesehen. Selbst in Paris, der Stadt, welche vor allen andern im Geruch des Vandalismus und der Verwüstungssucht steht, treten die Anzeichen einer Wiedergeburt in die Augen. Von der Madeleine und Notre Dame de Lorette über St-Vincent de Paul und Ste-Clotilde zur Sacristei von Notre Dame und der restaurirten Ste-Chapelle, welcher Abstand! Während in der Madeleine alles falsch, voller Widersprüche und eisig kalt ist, trägt die Sacristei der Herren Lassus und Viollet-le-Duc

[1] Vermischte Schriften S. 497—506.

[2] Unter denselben war auch Reichensperger.

[3] Wiederholt hat Reichensperger den Unterrichtsminister auf bedrohte Baudenkmäler aufmerksam gemacht, so namentlich durch ein Schreiben vom 10. Januar 1858.

an der Notre Dame das Siegel der Wahrheit und Gesundheit; da ist alles frisch, voll Kraft und der Bestimmung angemessen; zwischen dem weltlichen und kirchlichen Stil die Mitte haltend, ist sie originell und doch streng im Stil. Man erkennt daran den Stempel der Steinmetzen des Mittelalters. Ein großes Kloster mit verschiedenen sich gruppirenden Einzelbauten zum Dienste des Domes wäre besser gewesen; aber ich zweifle sehr, ob irgend jemand aus den gegebenen Bedingungen etwas Besseres hätte machen können. Es ist ein wahrhafter Trost zu wissen, daß fünf der kostbarsten Monumente Frankreichs, die Dome von Paris, Chartres und Amiens, die Abteikirche von St.-Denis und die Ste.-Chapelle diesen Architekten anvertraut sind. Die letztere, eine Perle in ihrer Art, hat mich von allem Neuen in Paris am meisten überrascht.' [1]

‚Soll ich noch sprechen von dem erhabenen Dom von Chartres, den ich noch nicht kannte, und von dem von Amiens, den ich zum zweitenmal gesehen habe? Es hieße Wasser in das Meer gießen, so sehr sind diese Monumente von aller Welt geschätzt. Der Dom von Chartres ist als Ganzes das prächtigste Werk, welches ich je bewundert habe, und ich glaube in dieser Art alles gesehen zu haben, was man am meisten rühmt. Dieses Volk von Statuen, dieser riesige Bau würden niederdrücken, wenn nicht alles eine Atmosphäre von Heiligkeit und sphärischer Harmonie ausstrahlte. Vor diesen Portalbauten fielen mir die Katakomben von Rom ein; es kam mir vor, als ruhten die sie bewachenden Heiligen in den Gräbern der ersten Martyrer. Leider hat sich selbst hier der Modernismus eingeschlichen und versucht, sich einzunisten. Ist es z. B. möglich, Geld auszugeben für gipsene Akademiereliefs in hölzernen Leisten, die an die Chorschäfte angeklebt sind, während alte Meisterwerke noch verstümmelt sind oder dem Einsturz drohen? Zu Amiens habe ich mich mehr und mehr überzeugt, daß der Dom unserem Kölner Dom als Vorbild diente mit Ausnahme der spätern Theile des letztern wie des ganzen Westbaues. Darum ist unser Dom auch feiner und durchbildeter.' [2]

Am Schlusse seines Briefes erwähnt Reichensperger ein Beispiel, daß auch im katholischen Deutschland ein Wiedererwachen des Eifers für die christliche Kunst unverkennbar sei. Mit dem herrlichen Aufblühen des kirchlichen Lebens war in der That auch der Sinn für die Schönheit des Hauses des Herrn wiederum lebendig geworden [3].

---

[1] Ueber die Thätigkeit Viollet-le-Ducs vgl. P. Clemen, Die Denkmalspflege in Frankreich. Berlin 1898. Daß sich der genannte Architekt zuweilen und gerade bei der Ste.-Chapelle zu weitgehende Eingriffe erlaubt, betont mit Recht ein Recensent Clemen's in der ‚Allg. Zeitung' 1899, Beil. Nr. 136.

[2] Vgl. oben S. 185. [3] Vgl. Pfülf, Cardinal Geissel II, 71.

2.

Das Wiedererwachen der christlichen Kunst zeigte sich am deutlichsten im **Rheinlande**, wo man sich eifrig bemühte, alte Kirchen wiederherzustellen oder neue zu **erbauen**. Nur zu oft standen indessen die Leistungen auf diesem Gebiete **nicht** im Gleichgewichte mit dem guten Willen und den Anstrengungen, die **gemacht** wurden. Reichensperger hatte bisher schonungslos alle Gebrechen dieser **Art**, welche zu seiner Kenntniß kamen, an den Pranger gestellt und principiell die überwiegenden Vorzüge der mittelalterlichen, besonders der gotischen Baukunst vor der Bauweise der Gegenwart hervorgehoben. Im einzelnen hatte er auch wohl die Mittel bezeichnet, durch welche Fehler vermieden und eine entschiedene Rückkehr zur Kunst der Vorzeit herbeigeführt werden könne; speciell hatte er bereits im Jahre 1845 sehr beherzigenswerthe Rathschläge in Bezug auf die Restauration von Kirchen ertheilt[1]. Es fehlte aber eine kurze, systematische Zusammenstellung seiner praktischen Rathschläge hinsichtlich der Uebung der christlichen Kunst. Diese gab er aus dem reichen Schatze seiner Studien und Erfahrungen im Jahre 1854 in den ‚Fingerzeigen auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst‘. Er hatte diese Arbeit schon Ende 1850 begonnen, nachdem die Linzer Katholikenversammlung ihm die Abfassung einer solchen praktischen Anleitung für die Pflege der Kunst aufgetragen hatte. Im Herbst 1852 erkundigte sich der Kasseler Baumeister Ungewitter, in welchem Stadium sich denn die ‚Fingerzeige‘ befänden. ‚Etwas recht Praktisches der Art‘, fügte er hinzu, ‚thut uns so noth wie das liebe Brod, gewiß auch Ihren geistlichen Herren.‘ Anderweitige Arbeiten verzögerten die Fertigstellung noch weitere zwei Jahre. Erst im März 1854 konnte Reichensperger seinem Freunde Ungewitter das nahe Erscheinen verkünden. ‚Ich zweifle nicht,‘ antwortete dieser, ‚daß Sie hauptsächlich darauf ausgegangen sind, sie fruchtbringend zu gestalten, praktische Resultate für das Leben zu erzielen. Das gerade entbehren so viele andere, aus den besten Absichten und mit Gelehrsamkeit ausgestattete Schriften.‘[2]

Der praktische Gesichtspunkt wiegt denn auch in der That in den ‚Fingerzeigen‘ völlig vor. Die Schrift unterscheidet sich, wie der Verfasser in der Vorrede hervorhob, dadurch ‚wesentlich von fast allen andern Schriften über christliche Kunst, daß sie allerwärts den Schwerpunkt in das Können und nicht in das Wissen legt, daß sie überall darauf hinweist, was man

[1] Vgl. oben S. 201.

[2] G. G. Ungewitter S. 95. 109.

zu thun und was man zu lassen hat‘. ‚Es ist einmal an der Zeit,‘ schrieb Kreuser, ‚daß der akademische Augiasstall gefegt wird. Dazu wird, wenn auch kein Herkules, doch ein Mann voll Muth, Kraft, Wissen und Willen erfordert.‘ Reichensperger war der rechte Mann dazu. ‚Kein Schönredner, Träumer, Phrasen- und Projectemacher, besieht er sich die Wirklichkeit etwas scharf und faßt sie kühn und derb an, nennt die Dinge bei ihrem rechten Namen, besonders wenn es den Kampf gilt gegen das Schlechte und die geistlose Mode in Leben und Kunst.‘ So wurden die ‚Fingerzeige‘ zu einem geharnischten Mahnruf, wobei der modernen Kunst die bittersten Wahrheiten gesagt wurden [1].

In einer geistvollen Einleitung gibt Reichensperger in kräftigen Umrissen zunächst eine Uebersicht über den Verfall der christlichen Kunst, in welcher nicht ohne Einseitigkeit von der Renaissance nur die Schattenseiten hervorgehoben werden [2]. Zu seinem eigentlichen Gegenstande übergehend bespricht der Verfasser zunächst die Neubauten. Er gibt hier den auf den ersten Anschein hin überraschenden, aber mit Rücksicht auf die damaligen Verhältnisse, wo noch alles im Gären begriffen war, sehr verständigen Rath, Neubauten ‚solange als nur immer möglich zu verschieben‘. Stellt sich aber bei reiflicher Ueberlegung ein Neubau als unbedingt nothwendig heraus, so soll der goldene Spruch gelten: ‚Recht oder gar nicht.‘ Die übliche Entschuldigung wegen beschränkter Mittel läßt Reichensperger nicht gelten. ‚Die Schönheit an sich‘, bemerkt er sehr treffend, ‚macht nicht theuer; ein schlichtes Bauernhaus von Holz kann schöner sein als ein Palast, der Millionen verschlungen hat. Abgesehen davon ist aber auch selbst eine kostspielige Schönheit da, wo es sich um höhere, namentlich um religiöse Zwecke handelt, mit der weisesten Oekonomie sehr wohl vereinbar. Das Schöne öffnet nicht bloß die Herzen, sondern auch die Börsen, und das Geheimniß der unerschöpflichen Hilfsquellen des Mittelalters zu seinen zahllosen Bauten beruht vorzugsweise in ihrer Schönheit.‘

Die Antwort des Verfassers auf die Frage, in welchem Stile die Kirche erbaut werden solle, kann für denjenigen, welcher seine Richtung kennt, nicht zweifelhaft sein. Reichensperger verwirft sowohl die Nachahmung der altchristlichen Basiliken wie der romanischen Kirchen, weil jene nur als erste Versuche einer kunstbildenden Kraft des Christenthums zu betrachten seien, und auch diese nur auf ein Entwicklungsstadium, keineswegs aber auf eine volle Reife hindeuten. Mit Eifer verficht er die These, daß der Spitzbogenstil auch den Vortheil ‚relativ größerer Wohlfeilheit‘

---

[1] Wiener Lit.-Zeitung I, 107—108.

[2] Näheres über Reichenspergers Ansichten betreffend die Renaissance s. unten Kapitel 10.

darbiete[1]. Nur beistimmen kann man dem begeisterten Gotiker, wenn er schreibt: ‚Die kirchliche Kunst hat in dem Spitzbogenstil dem Principe nach ihr letztes Wort gesprochen, was indes eine Fortbildung ins Unendliche nicht ausschließt. — Das dreizehnte Jahrhundert konnte in Bezug auf die Architektur das εὕρηκα in die Welt hineinrufen und hat dies wirklich gethan. Die in früherer Zeit hier- und dorthin gebrochenen Strahlen sammeln sich in einem Brennpunkte; ein ebenso festes als entwicklungsfähiges Bildungsgesetz ist gefunden; jeder Einzelheit ist Ort und Maß gewiesen, und alles fügt sich harmonisch zu einem schönen Ganzen.‘ Von den verschiedenen Spielarten der Gotik wird der Vorzug gegeben ‚dem edeln, ernsten, kerngesunden Stil des dreizehnten Jahrhunderts‘. Der Verfasser will damit jedoch nicht ‚den Hervorbringungen der nächstfolgenden Jahrhunderte die Mustergiltigkeit absprechen; in mancher, z. B. in decorativer Beziehung gebührt letztern nicht selten sogar entschieden der Vorrang. Ich lege Gewicht auf die Einfachheit und Klarheit der Frühgotik. Ihr Hauptreiz liegt in den Grundformen und der Harmonie der Verhältnisse‘[2].

Wie bei den Neubauten vor zu großer Eile, so warnt Reichensperger unablässig bei den Restaurationen vor übertriebenem Eifer. Sein Grundsatz: so wenig wie möglich und so unwahrnehmbar und conservativ wie möglich zu restauriren, ist nach langen Verirrungen endlich doch mehr und mehr zur Geltung gekommen. Nicht das Gleiche läßt sich sagen von allen seinen

[1] Hefele in seiner Recension der ‚Fingerzeige‘ in der Tübinger theologischen Quartalschrift XXXVII, 145 gibt Reichensperger hinsichtlich der Wohlfeilheit unbedingt recht.

[2] Ueber die Spätgotik hatte Reichensperger früher ziemlich scharf geurtheilt; dann aber ward er in Bezug auf die spätere Gotik, die allerspäteste nicht ausgenommen, viel duldsamer. Im Jahre 1866 sprach er dies in seinem ‚Leben Ungewitters‘ S. 37 offen aus, hinzufügend: ‚Ich hege dermalen die Ansicht, daß nur die Wahrung der constructiven Grundprincipien noth thut, im übrigen aber volle Freiheit der Entwicklung gestattet ist, damit jede Individualität sich Geltung verschaffen kann. Wo, wann und wie die freiere, phantastischere Formgebung Anwendung zu finden hat, ist Sache des Geschmackes und des Tactes; bei gewissen Aufgaben muß sogar das decorative Element entschieden vorwalten und das constructive gewissermaßen nur wie ein fernes Echo durchklingen‘. In seinen letzten Lebensjahren ging Reichensperger sogar so weit — meines Erachtens zu weit — zu behaupten, die deutsche Kunst sei am Schlusse des fünfzehnten Jahrhunderts ‚nahe daran gewesen, die höchste Stufe der Vollkommenheit zu erreichen‘. Der scharfe Gegensatz zur ‚Renaissance‘, zur ‚antikisch-welschen Manier‘, wie Reichensperger zu sagen liebte, war wohl bei Aufstellung dieser Ansicht maßgebend. Mit Recht betonte Reichensperger dagegen die unübertroffenen Leistungen der Spätgotik auf dem Gebiete der figuralen Plastik und des Kunstgewerbes, vor allem des Mobiliars.

Rathschlägen bezüglich der innern Ausstattung und Ausschmückung der Kirchen. Sein Widerspruch gegen die künstliche, bei den Protestanten längst übliche Erwärmung der Kirchen ist in neuerer Zeit nicht mit Unrecht immer mehr auch auf katholischer Seite nicht weiter beachtet worden. Hinsichtlich der Wandmalereien gipfelten Reichenspergers Grundsätze in folgenden Aussprüchen. ‚Es muß alles aufgeboten werden, um die monumentale Malerei wieder in Aufschwung zu bringen. Diejenigen, welche aus der Kostspieligkeit der Bemalung von Kirchen in mittelalterlicher Art einen Einwurf herzuholen geneigt sein sollten, sind im Irrthum. Nur die moderne Behandlungsart, welche die Staffeleimalerei auf die Wände überträgt und dieselben durch dramatische Darstellung zu beleben versucht, hat es zu verantworten, wenn in der fraglichen Beziehung allerdings niederschlagende Erfahrungen gemacht worden sind. — Die Alten behandelten die Sache ganz anspruchslos handwerksmäßig; es war mehr auf eine allgemeine Wirkung abgesehen, auf eine Hebung des Totaleindruckes des Bauwerkes als auf eine vollendete Darstellung im einzelnen. Ueberall gab sich der ornamentale Zweck zu erkennen. So blieb denn auch die Ruhe und Einheit des Baues bei allem Farbenglanze unbeeinträchtigt, während die Bravourstücke unserer Maler es den Kirchenbesuchern kaum gestatten, sich vor Gott zu sammeln. Es thut dringend noth, daß die alten kirchlichen Wandmalereien aufgesucht, studirt und in weitere Kreise gebracht werden, jedoch, wohlgemerkt, nicht zu dem Zwecke, damit man durch Nachbildung derselben oder etwa sogar vorzugsweise desjenigen, was fehlerhaft in ihnen ist, künstliche, gleißnerische Antiquitäten in die Welt setze, sondern damit man im Gegentheil das Natürliche, Wahre und Zweckentsprechende so recht erkennen lerne und ihm nachstrebe.‘ — Aehnliche Principien werden für die Farbenfenster aufgestellt. ‚Vor allem ist dahin zu wirken, daß die Fenstermalerei dem Stile des Bauwerkes entsprechend gehalten wird — die Fenster des dreizehnten Jahrhunderts sollen nur im allgemeinen als Muster dienen. Sie sind, was sie sein sollen: lichtdurchwirkte Teppiche. Es ist eine Flächen- und Decorationsmalerei, welche ihrer Natur nach alle feinern Schattirungen und zarten Einzelzüge sowie jede Rücksichtnahme auf Linien- und Luftperspective ausschließt. Die Farben, die hier unbedingt über die Form dominiren sollen, müssen mäßig, aber harmonisch, reich und mannigfaltig, aber nicht confus erscheinen. Fast alles, was man von den Hervorbringungen unserer Glasmalerei-Anstalten zu loben pflegt, ist geradezu vom Uebel: Schwung in der Composition, sorgfältige Modellirung, Mannigfaltigkeit der Fleischtöne, lebendiges Hervortreten aus der Umrahmung, drangvolle Handlung, Beobachtung der verschiedenartigsten Reflexe, plastisch abgerundete Gruppirungen u. s. w., — alle diese „Errungenschaften“ der Neuzeit, deren relativer Werth hier übrigens in keiner Weise bestritten

werden soll, widerstreben dem innersten Wesen der monumentalen Glasmalerei.' [1]

Auch für die Kirchengeräthe stellt Reichensperger die Erzeugnisse der Kunst des Mittelalters als Mustertypen hin; er warnt aber hier gleichfalls vor Archaisiren wie voreiligem Purificiren. ,Selbst Rococomöbel, die in einer mittelalterlichen Kirche einmal Platz gefunden haben, sind nur dann zu beseitigen, wenn man sie sofort durch etwas unzweifelhaft Besseres zu ersetzen hat. Das Rococo zeichnet sich durchgängig wenigstens durch seine Pracht und sein gediegenes Machwerk aus, und dasselbe verdient jedenfalls den Vorzug vor der immer mehr um sich greifenden, bloß auf den Schein berechneten, glatten Aftergotik, die selbst unter dem Afterclassicismus steht.' In schärfster Weise wird vor allen Surrogaten gewarnt, vor dem, ,was scheint und nicht ist'. Sehr schön sind die Bemerkungen des Verfassers über den ,Hausherrn in der Kirche', das Kreuz am Choreingange und den Gegensatz von Fabrik- und Handarbeit, der leblosen Maschine und dem freien Werk des Menschen, welcher dem Herrn sein Weihegeschenk und in ihm sich selber darbringt.

Im folgenden zieht Reichensperger auch die kirchliche Musik in den Bereich seiner Erörterungen. Er kommt zu dem Ergebniß, daß der altkirchliche Choral, der gregorianische Gesang ,zugleich den Ausgangs- und Mittelpunkt für unsere kirchliche Musik bilden muß'. Auch hier sollen die alten Traditionen wieder aufgenommen werden, wofür er praktische Rathschläge ertheilt.

Moderne Mißbräuche geißelt Reichensperger in dem folgenden Abschnitte ,Der Küster', wobei er besonders das in Belgien leider noch immer andauernde Unwesen im Auge hat. ,Der Küster', sagt er, ,ist der Diener in der Kirche, und zwar deren unterster'; er darf die Kirche nicht als eine zu exploitirende Domäne, nicht als ein Museum behandeln. ,Bisher galt es allgemein als ein rühmlicher und beneidenswerther Vorzug des Katholicismus, daß seine gottesdienstlichen Gebäude stets allen geöffnet seien.' Dem widerspricht das

[1] Die Kühnheit, mit welcher Reichensperger hier so ziemlich allen damaligen Bestrebungen namentlich auf dem Gebiete der Wandmalerei den Fehdehandschuh hinwarf, rief selbstverständlich mehrfachen und heftigen Widerspruch hervor. Selbst ein dem Verfasser der ,Fingerzeige' sehr geneigter Recensent glaubte bemerken zu müssen: ,Wir ehren diese Sprache, da sie aus innerer Ueberzeugung kommt, glauben aber doch, daß die hier ausgesprochenen Grundsätze, obgleich wir denselben im wesentlichen beistimmen, leicht zu Mißverständnissen führen und eben deshalb nur mit Einschränkungen als die maßgebenden betrachtet werden können' (Hist.-polit. Bl. XXXV, 104 f.). Reichensperger antwortete auf die hier geäußerten Bedenken in der besondern Ausgabe seiner ,Fingerzeige' S. VI f. Näher auf diese Controverse einzugehen, ist hier nicht der Ort.

unwürdige Fordern von Eintrittsgeldern, wie es in Belgien und auch sonst üblich ist.

In entschiedener Weise tritt der Verfasser ein für eine würdige Umgebung der Kirche, für den christlichen Charakter der Friedhöfe, die richtige Herrichtung der Pfarrhäuser, Schulen, Priesterseminarien und Klöster. Es folgen dann noch sehr beherzigenswerthe Winke über Museen und Vereine für kirchliche Kunst. Ein kleines Glossar, welches die in der Kirchenbaukunst vorkommenden technischen Ausdrücke erklärt, schließt das ungemein praktische Handbuch. Zu den beigefügten Abbildungen, größtentheils nach Entwürfen von Statz, sind vornehmlich solche Gegenstände gewählt, welche gewissermaßen als Typen dienen können und zugleich den gewöhnlichen Bedürfnissen des Cultus gewidmet sind. Der gotische Stil ist bei diesen Abbildungen ausschließlich berücksichtigt; sie sollen anzeigen, ‚in welcher Art man das Alte benutzen kann, ohne es zu copiren‘.

Die ‚Fingerzeige‘ fanden im allgemeinen eine sehr günstige Aufnahme[1], aber gerade in katholischen Kreisen, auf die sie doch zunächst und vor allem berechnet waren, nicht sofort diejenige allgemeine Verbreitung, welche sie verdient hätten, obgleich Männer wie Kolping auf das wärmste für die Schrift eintraten. Kolping rühmt vor allem, daß Reichensperger das, was ihm nöthig erschien, ‚so klar und deutlich, oft derb und handgreiflich sagt. Das ist die sehr ehrenwerthe Eigenschaft des Verfassers, daß er ganz bestimmt weiß, was er will, daß er festhält, was er für gut und recht anerkannt hat, und einen reichen Schatz von Kenntnissen in seinem Fache besitzt, so daß alles, was er gibt, Hand und Fuß hat, und was er verwirft, auch nichts Besseres werth ist. Das ist kein oberflächliches Räsonniren, sondern ein klar bewußtes Bekämpfen dessen, was nichts taugt.‘[2] Sehr anerkennend sprach sich auch Montalembert aus. Mit der Zeit drangen die von Reichensperger in den ‚Fingerzeigen‘ verfochtenen Ansichten auch bei dem katholischen Clerus Deutschlands immer mehr durch. Bereits im Jahre 1860 konnte ein hervorragender Kunstforscher schreiben: ‚Mehr als sechzig neue Kirchen, die im gotischen Stil in den letzten Decennien allein in der Erzdiöcese Köln und Münster

[1] Neben den bereits angeführten Recensionen der Wiener Lit.-Ztg., der Hist.-polit. Blätter und der Tübinger Quartalschrift vgl. auch W. Menzels Literaturblatt 1854, Nr. 99. Kölner Domblatt 1855, Nr. 123, Organ für christl. Kunst IV, S. 150 f. und Zarnkes Lit. Centralblatt 1855, Nr. 191. Siehe auch Reichensperger und Steinle S. 78.

[2] Rheinische Volksblätter 1854, Nr. 32, vgl. auch das Westfäl. Kirchenblatt 1855, Nr. 2 f. und Frankf. Kirchenblatt 1855, Nr. 5. Keppler in der Zeitschr. für christl. Kunst I, 362 sagt mit Recht, daß Reichenspergers Arbeit unberechenbar viel Segen gestiftet habe.

entstanden sind, zeigen in der harmonischen, stilgerechten Einrichtung des Mobiliars, welchen anregenden Einfluß auf den Clerus am Rhein und in Westfalen die gedachte Schrift Reichenspergers ausgeübt hat.‘[1]

Die ‚Ritter von Gußeißen, Zink, Papiermaché‘ wie die ‚Aftergotiker‘ (unser ‚schwerstes Kreuz‘, wie Ungewitter schrieb) waren freilich wenig erfreut. Bemerkenswerth war übrigens, daß man den Bestrebungen Reichenspergers jetzt gewisse Sympathien selbst in Kreisen zeigte, welche den Zielpunkt in ganz anderer, sogar entgegengesetzter Richtung zu nehmen pflegen. Besonders bezeichnend ist in dieser Hinsicht eine Recension im ‚Grenzboten‘ (1854, Nr. 43), mit deren Verfasser, wenngleich er ein principieller Gegner war, Reichensperger durch eine Erwiderung eine Verständigung anzubahnen suchte. Ungemein anerkennend sprachen sich auch Gelzers ‚Protestantische Monatsblätter für innere Zeitgeschichte‘ über die ‚Fingerzeige‘ aus. ‚Dieselben sind‘, hieß es hier, ‚ebenso viele Schwerthiebe gegen den Geist einer selbstgemachten, anmaßlichen Weisheit, voll roher Verachtung der Geschichte, der im allgemeinen noch immer auf diesem Gebiete herrscht. In seiner Sprache ist eine kräftige Leidenschaft und diejenige kurzgeknüpfte Derbheit, die sich gegenüber einem verachteten, sittlich längst überwundenen Gegner einstellt, den nur noch das Gesetz der Trägheit auf dem Platze hält. Das Buch wendet sich schlechterdings nur an die Angehörigen der Kirche, zu welcher sich der Verfasser bekennt; jede Rücksicht, wenigstens jede ausdrückliche, auf protestantische Verhältnisse ist mit geringer Ausnahme vermieden. Aber die Krankheit, der er zu Leibe geht, ist den protestantischen Kirchen wahrlich nichts Fremdes; die Hauptpunkte, von denen es handelt, müssen nothwendig hier wie dort in Betracht kommen, und seine Ausführung, von Zweck und Richtung ganz abgesehen, ist kenntnißreich, verständig und sachgemäß, so daß man Beachtung der Schrift in den zuständigen protestantischen Kreisen nicht dringend genug empfehlen kann.‘[2]

Wie sehr die Warnungen Reichenspergers hinsichtlich der Restaurationen am Platze waren, zeigte das folgende Jahrzehnt. Auf die Zeit der Vernachlässigung der alten Monumente folgte eine Zeit ganz ungemessener Restaurationslust. Es kam so weit, daß die ‚Allgemeine Zeitung‘ im Jahre 1862 schreiben konnte, die Restaurationslust sei ‚zum Fieber geworden, das in seiner Raserei im Begriffe stehe, die herrlichsten Denkmale unserer Vorfahren zu Grunde zu

[1] Fr. Bock, Die Schriften Reichenspergers und ihre Bedeutung für die Wiederbelebung der christl.-german. Kunst (Wien 1860) S. 7—8).

[2] Protestantische Monatsblätter für innere Zeitgesch., herausgegeben von Gelzer V, 62 f. ‚Die meisten Rathschläge Reichenspergers‘, bemerkte ein auf einem ganz andern Standpunkte stehender Kritiker im ‚Deutschen Kunstblatt‘ (1855, Nr. 19, Beiblatt), ‚sind tüchtig und zeugen von reiflichem Nachdenken und ernsthafter Sorgfalt.‘

richten. Schon ist mehr als ein erhabenes Werk der Kunst ihr zum Opfer gefallen. Noch einige Schritte weiter auf dieser Bahn — und man wird in blindem Wetteifer unsere Monumente diesem neuesten Fanatismus zulieb um den charaktervollen Ausdruck bringen, den die Jahrhunderte ihnen aufgeprägt haben.'[1]

Wesentlichen Antheil an den ‚Fingerzeigen' hatte Reichenspergers Freund Statz, unter dessen Leitung die 31 Tafeln Abbildungen, hauptsächlich Kirchenmöbel, angefertigt worden waren. Als der liebe Freund im Jahre 1856 von dem Herzoge von Dessau in Anerkennung seines Planes für die dortige katholische Kirche die goldene Medaille des anhaltischen Bärenordens erhielt, meldete dies Reichensperger freudig erregt sofort an Thimus mit dem Zusatz: ‚Wenn einmal der edeln Gotik die Fürstensonne zu scheinen anfängt, so werden die akademischen Nebel bald fallen.' Ein Jahr später konnte Reichensperger die Verleihung des päpstlichen Gregoriusordens an Statz melden. ‚Dies hat mich', heißt es in einem Briefe an Thimus, ‚ebensosehr gefreut wie andere Leute geärgert. Statz hat alle Hände voll zu thun.' Mit Thimus führte Reichensperger damals auch eine lange Correspondenz über den gotischen Neubau des Koblenzer Waisenhauses. ‚Alles soll gotisch' werden, hatte er schon früher einmal an Steinle geschrieben. Wiederholt trat er deshalb privatim wie öffentlich dem Vorurtheil entgegen, als ob die Gotik sich nur für Kirchenbauten eigne.

Inmitten aller dieser literarischen und praktischen Bestrebungen behauptete nach wie vor die Dombau-Angelegenheit den Ehrenplatz in Reichenspergers Thätigkeit auf dem Kunstgebiet. Ein großer Theil der freien Nachmittagsstunden war dem Dombauverein gewidmet; wiederholt erfreute er die Mitglieder der Zweigvereine in Bonn und Berlin durch seine Anwesenheit; meist trat er dann auch als Redner auf. Der Dombau verschaffte Reichensperger auch die Ehre der persönlichen Bekanntschaft König Ludwigs I. von Bayern. Im Sommer 1852 hatte der Dombauverein beschlossen, diesem Fürsten, der in großherziger Freigebigkeit für die Kölner Kathedrale allen voranleuchtete, durch eine Deputation seinen Dank abzustatten. Reichensperger war Mitglied dieser Commission, welcher Ludwig I. auf seiner Villa Ludwigshöhe bei Edenkoben in der Pfalz Audienz ertheilte. ‚Vom König auf das huldvollste empfangen, wurden wir zur Mittagstafel eingeladen; die Bewirtung trug, nach der Gattung der Speisen und der Getränke, einen entschieden altbayrischen Charakter an sich; die durchaus ungezwungene Unterhaltung bewegte sich

[1] Der betreffende Artikel, dem jene Principien zu Grunde liegen, welche die ‚Fingerzeige' verfochten, ward im ‚Domblatt' 1862, Nr. 203 auf Veranlassung Reichenspergers abgedruckt.

großentheils um Fragen aus dem Gebiete der Kunst; das Gleiche war aus naheliegenden Gründen bei der vorhergegangenen Audienz der Fall gewesen. Wie lebhaft König Ludwig sich auch für germanisches Wesen und germanische Kunstweise, namentlich für deren Hauptrepräsentanten, unsern Dom, interessirte, so trat doch in seinen Aeußerungen eine zweifelsohne in Italien an ihn gekommene Hinneigung zum Eklekticismus unverkennbar hervor. Leider zeigen ja auch die von ihm angeordneten baulichen Schöpfungen, deren Hauptsammelplatz München ist, ein Hin- und Herschwanken zwischen den verschiedensten Stilarten und Geschmacksrichtungen. Eine gesunde, allerwärts meisterhaft geübte Volkskunst konnte aus einem so schwankenden Boden nicht erwachsen, nicht einmal wahrhaft Vollendetes, Mustergiltiges im einzelnen.'[1]

Die begeisterte Hingebung Reichenspergers an den sein Kunstideal verkörpernden Dom und seine offene Art, für das als recht Erkannte mit aller Entschiedenheit einzutreten, trugen ihm im Verlaufe der Zeit nicht wenige Verdrießlichkeiten und Streitigkeiten ein. Offen theilte er 1853 dem Dombaumeister Zwirner seine von dem französischen Architekten Lassus gebilligten Bedenken gegen eine Bedachung des Domes aus Eisen mit; dieselben wurden jedoch nicht beachtet, deshalb veröffentlichte er einen Aufsatz gegen den Plan im ,Domblatte'. Da das ursprüngliche Bleidach des Chores durch Vergoldung weithin strahlendes Ornament zeigte, war Reichensperger der Ansicht, daß die alten Meister auch das Dach des Hauptschiffes in ähnlicher Art geschmückt haben würden. An der von Zwirner gewählten Bedachung tadelte er nicht nur die gewaltige, eintönige Masse, sondern auch die Beeinträchtigung des Thurmes über der Vierung durch die Eisenconstruction. Jeder Kenner wird ihm beistimmen, daß dieser Thurm ,der Schlankheit, der feinen Durchbildung, der keck aufstrebenden Bewegung entbehrt, wie solches alles die aus dem Mittelalter stammenden sogen. Dachreiter, auch nicht wenige in unserer Zeit errichtete, beispielsweise die der Pariser Kathedrale und der dortigen Sainte Chapelle, dem Beschauer darbieten'[2].

In den folgenden Jahren war es Reichensperger, welcher den ersten Anstoß gab sowohl zur Ausstattung des Hauptschiffes des Domes mit großen Farbenfenstern wie auch zu seinem statuarischen Schmuck. Durch Artikel im ,Domblatt' wie durch persönliche Bemühungen wußte er die Aufmerksamkeit der Dombaufreunde nach der gedachten Richtung hinzulenken und besonders opferwillige zu Stiftungen zu veranlassen. Durch diese Thätigkeit kam Reichensperger in nähere Beziehungen zu dem Kölner Bildhauer Peter Fuchs, aus

[1] Zur Geschichte des Dombaues S. 33.
[2] Ebd. S. 34—35.

dessen Werkstätte ein großer Theil der figürlichen Ausstattung des Domes hervorgegangen ist[1].

Um die Verbreitung der ‚Fingerzeige‘ zu befördern, veranstaltete Reichensperger 1855 eine besondere Ausgabe derselben, welche statt 31 nur 25 Tafeln enthielt und so billig war (1 Thaler), daß jedem die Anschaffung möglich wurde. Er ließ dabei die Gelegenheit nicht unbenutzt, den Text zu verbessern und mit vielfachen Zusätzen zu vermehren.

Großes Aufsehen erregte die Rede, welche Reichensperger am 16. April 1855 in der Zweiten Kammer in betreff des neuen Berliner Museums hielt, dessen Kosten auf 1½ Millionen Thaler veranschlagt waren. Hiervon sollten allein auf die Wandmalereien Kaulbachs im Treppenhause 228420 Thaler fallen. Mit Recht bezeichnete Reichensperger das ‚als eine enorme, beispiellos hohe Summe‘. Er verbreitete sich dann eingehend über das Mißverhältniß zwischen dem Bau und seiner Decoration. Weiterhin sprach er sich näher über die Museen im allgemeinen aus. Er sei ‚weit entfernt, der Idee eines Museums überhaupt entgegenzutreten‘, aber ‚sit modus in rebus‘. Man lege meistens ein viel zu großes Gewicht auf die Sammlung todter Gebeine, während man die lebendigen Kunstorganismen durchweg unbeachtet lasse, oft sogar die Gelegenheit dazu gebe, dieselben zu zerstören, um mit ihren Bestandtheilen die Museen zu bereichern. ‚Das aber ist meiner Ansicht nach, wie all solches übermäßige Anhäufen und Centralisiren, eine Calamität, auf welche ich die Staatsregierung mir erlauben möchte, aufmerksam zu machen. Namentlich möchte ich darauf hinweisen, daß alles dasjenige, was noch dem Leben angehört, ganz besonders aber was zum christlichen Cultus gehört, eine geeignete Stätte in Museen nicht findet, daß alles derartige vielmehr besser dem Leben und dem Cultus zurückgegeben wird, selbst wenn dies mit nicht unerheblichen Opfern verbunden wäre. Ich glaube nicht, daß es einen guten Eindruck macht, wenn man in einem Museum, welches doch lediglich der Neugierde oder der Wißbegierde zum Zielpunkte dient, Gegenstände findet, und zwar fast immer Kunstsachen der reichsten und auserlesensten Art, die ursprünglich zu den Zwecken eines Cultus bestimmt sind, der noch ein lebendiger ist, der noch mitten im Volke und in der Gegenwart steht.‘[2]

Seinen Aufenthalt in Berlin während der Kammersessionen benutzte Reichensperger zu regem Verkehr mit dortigen Kunstgelehrten wie Waagen, Sotzmann, Hermann Grimm, zu einem eingehenden Studium des ägyptischen Museums sowie der in der preußischen Hauptstadt vereinigten Bilderschätze.

[1] Vgl. Zur Geschichte des Dombaues S. 36—39.

[2] Vermischte Schriften S. 506—512.

Ueber seine Eindrücke führte er genau Buch. In der Berliner Galerie stieß er sich mit Recht daran, daß Darstellungen heiliger Gegenstände bunt mit profanen und sogar lasciven Bildern vermischt waren. Einzelne seiner Kunsturtheile, namentlich über die großen italienischen Meister der Renaissance, sind von Härte nicht freizusprechen, so z. B. wenn er über Raphaels Madonna Colonna notirte: ‚Könnte ebensogut eine Venus und ein Amor sein'. Sein Interesse und sein Verständniß concentrirten sich mehr auf die Werke der Architektur als auf jene der Tafelmalerei. Diesem Zwecke diente im April 1855 ein Besuch von Magdeburg, Stendal, Tangermünde und Brandenburg. An letzterem Orte notirte er sich: ‚Bischof Sigismund von Brandenburg, welcher vom katholischen Glauben abfiel und das Domkapitel mit herüberzog, steht in der Chorrundung, erhöht über zwei Cardinälen in bischöflichem Ornate, mit der Bibel in der Hand.' ‚Katholische Kirche neu-akademisch — alles durcheinander, korinthisch, romanisch, gotisch — hölzernes, kassettirtes Tonnengewölbe — alles falsch, zwecklos, elend und doch sehr theuer. Der betreffende Akademiker stand zu hoch für die Muster, welche die Altmark bietet.'

Im Mai besuchte Reichensperger Speier, im Juli Holland. ‚Auf der Reise von Nymwegen nach Amsterdam', notirte er, ‚auch nicht ein einziges schönes architektonisches Denkmal gesehen, mit Ausnahme des Thurmes von Utrecht, der sehr schön ist. Der Helm fehlt; statt desselben ein chinesisches Mützchen. Ueberhaupt China überall. Alles behaglich, wohnlich, rein, aber nichts schön. Ebenso Amsterdam. Alle Bauten sind lächerlich unschön.' Die herrlichen Bilder entschädigten jedoch den Reisenden für alles. Später besuchte Reichensperger Lille, wo man ihn neben Caumont und Didron zum Mitglied der Jury zur Prüfung der Entwürfe für die neu zu erbauende große Kirche gewählt hatte[1].

Mit dem Leipziger Verlagshändler Weigel verabredete Reichensperger im Jahre 1855 die Herausgabe eines großen gotischen Musterbuches, für das er neben Statz auch seinen Freund Ungewitter vorschlug. ‚Ich werde mich glücklich schätzen,' schrieb letzterer am 25. Januar 1855, ‚meine Kräfte einem solchen Unternehmen widmen zu können, dessen Nothwendigkeit ich in meiner jetzigen Stellung (Lehrer der Architektur an der höhern Gewerbeschule zu Kassel) erst so recht einsehen gelernt habe.' Während Reichensperger mit Statz mündlich verhandelte, besprach er das Project des Musterbuches mit Ungewitter brieflich[2]. Reichensperger verfaßte die Einleitung zu dem ver-

[1] Den Bericht der Jury über die Liller Concurrenz veröffentlichte das ‚Organ für christl. Kunst' VI, Nr. 10 und 11.

[2] Näheres in G. G. Ungewitter S. 125 f. 130 f. 131 f. 135. 138. 141. 143, vgl. 150 f. 157. 202. Ueber die Fortsetzung des gotischen Musterbuches unterhandelte

dienstlichen Werke. Auf das entschiedenste vertritt er auch hier die Sache der Gotik und sagt den Gegnern deutsch und derb die Wahrheit. Nicht minder scharf wie mit den ‚exclusiv klassisch Gesinnten‘ und den ‚Eklektikern‘ geht übrigens Reichensperger mit den Pseudogotikern ins Gericht. Die von letztern geschaffenen ‚Zerrbilder‘ erschienen ihm ‚um so widerwärtiger, je edler das Urbild ist‘, und er erklärte die ‚mittelalterlichen Masken und Pfuschwerke für das Gedeihen der echten Kunst unvergleichlich weit gefährlicher als alle Angriffe ihrer principiellen Gegner‘. Am Schlusse seiner weit ausholenden, sich namentlich in das Gebiet des Kunstunterrichts erstreckenden ‚Streifzüge‘ betont Reichensperger, daß die gotischen Musterblätter ‚durch diesen Titel keineswegs Anspruch darauf machen, als Muster für dasjenige zu dienen, was alles vorstehend als wünschenswerth sich bezeichnet findet. Es soll vielmehr nur ein Versuch sein, auf den rechten Weg einzulenken und etwa noch einige Stadien auf demselben zurückzulegen, sodann aber auch für andere eine Aufmunterung zur Nachfolge.‘

Den jungen Architekten gab Reichensperger in der Einleitung den Rath, ‚sich recht emsig nach alten Ansichten von Städten und Gebäuden umzuthun und auf das Studium derselben eine besondere Sorgfalt zu verwenden. Vor allem ist zu diesem Zwecke Merians Topographie zu empfehlen, ein Werk, auf welches unsere Nation alle Veranlassung hätte, stolz zu sein, und das sie wohl nur um deswillen so gut wie ignorirt, weil sie darin zugleich wie in einem Spiegel ihr Unglück und — sagen wir es nur gerade heraus — ihre Schmach erblickt. Es ist bereits von mir darauf hingewiesen worden, wie diese zahllosen Abbildungen, indem sie uns in ihrer anspruchslosen Wahrhaftigkeit die ehemalige monumentale Herrlichkeit der deutschen Nation vor das Auge führen, so recht dazu geeignet sind, unser Nachdenken über den so traurigen Wechsel der Dinge und dessen Ursachen zu wecken. Unsere Baubeflissenen mögen hier an den Wäldern von Thürmen und Monumenten aller Art, an dieser Ueberfülle der malerischen Baugruppen, an diesen so phantastischen und doch immer so gesetzmäßigen Formen und Combinationen sehen, wie Deutschland, ja Europa aus der bildnerischen Hand des Mittelalters hervorgegangen ist, und dann vergleichen, was die „Aufklärung“, der Classicismus, der intelligente Staat, die Akademien und die Bücherweisheit mit Hilfe der Baupolizei und der Stadtbaumeister im Verfolge daraus gemacht haben, und es werden ihnen, denke ich, die Augen darüber aufgehen, wohin wir mit all den besagten Errungenschaften, in ästhetischer Hinsicht wenigstens,

---

Reichensperger laut seinem Tagebuche später mit Baurath Kuno. Er schlug vor, ‚die gotische Profanarchitektur hineinzuziehen, die St. Victorkirche zu Xanten und das Schloß zu Meißen zum Mittelpunkte zu machen‘.

gekommen sind, und was uns noch bevorsteht, wenn es auf diesem Wege weiter gehen sollte. — Sehr instructiv würde es sein, wenn die Bauschüler einzelne Bauwerke und Gruppen aus Merian kunstgerecht im großen ausführten und nach den vorhandenen Andeutungen profilirten. Sie würden sich so allmählich in die Bildungsgesetze der Alten hineinfinden und namentlich sich daran gewöhnen, ihre Erfindungsgabe innerhalb gewisser Schranken zu halten; zugleich wäre dies aber auch der naturgemäßeste Weg, sich in der Geschichte der deutschen Baukunst näher zu orientiren und dieselbe Fleisch und Bein gewinnen zu machen.‘

Dieser Rathschlag wurde in den ‚Mittelalterlichen Bauwerken nach Merian‘ von Vincenz Statz in Anwendung gebracht, und zwar in einer Weise, welche in jeder Hinsicht dem Zwecke der Arbeit entspricht, ‚die mittelalterlichen Bauformen, besonders der bürgerlichen Baukunst, wie sie Merian in seinen Topographien aufbewahrt hat, zu lebendig klarer Anschauung zu bringen‘. ‚Die einzelnen Motive‘, urtheilte ein sachkundiger Kritiker, ‚die mit der größten Umsicht gewählt sind, hat Statz in seinen Zeichnungen in einem solchen Maßstabe vergrößert, daß sie dem Laien und um so mehr den Bauverständigen ein klares Bild und Vorbild von den mittelalterlichen Bauformen geben und selbst in den kleinen Bildern nie die charakteristischen Details übersehen.‘[1] Reichensperger gab in einer Einleitung zu den Zeichnungen seines Freundes historische Notizen über die Künstlerfamilie Merian sowie eine Charakteristik der illustrirten Topographien vor und nach der Zeit Merians. Als den eigentlichen Zweck der Publication bezeichnet er, ‚dem alten, so lange vergessenen und verschollenen Merian und mit seiner Hilfe der vaterländischen Architektur, deren Gebilde sein Stichel so treulich wiedergegeben, abermals Bahn ins Volk zu brechen und in demselben eine Stätte zu bereiten. — Hat einmal die bessere Erkenntniß sich wieder eingestellt, so wird auch hoffentlich die entsprechende That auf dem Fuße folgen. Man wird sich bestreben, das, was noch an Originalien zu den Merianschen Bildern sich zu uns herübergerettet hat, wiederherzustellen und zu erhalten, die weiten Breschen, welche das letzte Jahrhundert in unsere thurmgekrönten Städte gelegt, wieder auszufüllen und letztern jenes „lustige“ Ansehen zurückzugeben, welches die ältern Reisebücher ihnen nachrühmen‘. ‚Man pflegt dem gotischen Stile nachzusagen oder vorzuwerfen, daß, so wie er auf dem Boden der Kirche seine Entstehung gefunden habe, er auch nur für ihre Bedürfnisse wahrhaft zweckentsprechend sei. Hoffentlich wird die nähere Bekanntschaft mit demjenigen, was unter dem Einflusse jenes Stiles während vier Jahrhunderten an Civil- und Kriegs-

[1] Organ für christl. Kunst VI, Nr. 19; vgl. auch W. Menzel, Deutsches Literaturblatt 1856, Nr. 88 und Anz. des german. Museums 1856.

bauten errichtet worden ist, etwas zur Beseitigung dieses Vorurtheiles beitragen, sofern überhaupt der Wille vorhanden ist, sich bekehren zu lassen. Vergleicht man nur die Schlösser, die Rathhäuser, die Stadtthore, kurz alle nichtkirchlichen Zwecken dienende Bauwerke auf den Abbildungen Merians mit den in den letzten Jahrhunderten errichteten, so kann man, wenigstens was die Totalwirkung betrifft, unmöglich zweifelhaft bleiben. Und nicht bloß die einzelnen Bauwerke in ihrer so malerischen ungezwungenen Gruppirung, sondern auch die Städte, als Ganzes betrachtet, bekunden jene hohe, den Stoff wie die Form nach allen Richtungen hin beherrschende Meisterschaft, die, ihres Principes und ihres Zieles sicher, das Auge überall hat, alle Verhältnisse abwiegt und das Recht des Kleinen sowohl wie des Großen zu wahren weiß, ein Ziel, welches auch die Staatenkünstler des Mittelalters stets anstrebten (durchweg allerdings mit weniger Erfolg als die Meister der bildenden Künste), und das wir unbeirrt durch alle Wechselfälle immer wieder aufs neue ins Auge fassen müssen. Ein Hauptzweck der nachfolgenden Blätter besteht nun darin, zu der obgedachten Vergleichung anzuregen und dieselbe zu erleichtern.‘

In der Einleitung zu Merian gab Reichensperger auch die Anregung zur Abfassung einer bildlichen Darstellung und Beschreibung aller noch vorhandenen bedeutenden Baudenkmäler christlichen Ursprunges auf dem Gebiete des weiland heiligen römischen Reiches deutscher Nation etwa bis zum Beginne des siebzehnten Jahrhunderts. Außerdem übergoß er die neuern Verirrungen mit der scharfen Lauge seines Spottes. Was sind die Städte deutschen Schreiberthums, was waren sie zur Zeit der Herrlichkeit des alten Reiches? Diese Frage knüpfte sich ganz naturgemäß an Merians Werke an.

Zur Freude Reichenspergers ward der den ‚akademischen Rittern‘ hingeworfene Fehdehandschuh diesmal aufgehoben. Die Berliner ‚Zeitschrift für Bauwesen‘ gab das Ignoriren auf und brach eine Lanze mit dem Ritter der Gotik. Dem Recensenten begegnete dabei — ‚gewiß unwillkürlich‘, wie Reichensperger meinte — das Mißgeschick, dem berühmten Verfechter der Gotik Behauptungen zu unterschieben, welche derselbe nie ausgesprochen, ja ausdrücklich bekämpft hatte! Sogar auf den ‚Fanatismus‘ Reichenspergers wird in der Besprechung ein Seitenhieb geführt, ‚wohl nur‘, wie der Angegriffene in seiner Erwiderung sagt, ‚um die Tradition aufrechtzuerhalten, welche einen entschieden kirchlichen Sinn bei allen nur einigermaßen gebildeten Leuten nicht anders zu erklären weiß, als daß sie dieselben durch eine mehr oder weniger starke Dosis von Fanatismus für geblendet erachtet‘. Der Humor bei der ganzen Sache bestand darin, daß der fanatisch-katholische Reichensperger in seiner Einleitung mit den wärmsten Worten für das Wirken zweier sehr ent-

schiedener Protestanten sich ausgesprochen hatte, von welchen der eine sogar der Sohn eines von Melanchthon gebildeten Predigers war.

Der geniale Baumeister Ungewitter sprach bereits im Jahre 1852 in einem Briefe die Absicht aus, er wisse nicht, woher Reichensperger die Zeit zu seinen Arbeiten nehme[1]. Man ist versucht, diese Frage namentlich für das Jahr 1856 zu wiederholen; denn an die beiden genannten Arbeiten reiht sich noch die Herausgabe der ‚Vermischten Schriften über Kunst‘ sowie eine Anzahl von Beiträgen für das ‚Domblatt‘ und das ‚Organ für christliche Kunst‘. Dem genannten Jahre gehört ferner an der prächtige Aufsatz über den Humor in der Kunst, unter den vielen geistvollen Abhandlungen Reichenspergers vielleicht die geistvollste. Es wird hier mit Recht auf ein nicht bebeachtetes, aber wichtiges, bedenkliches Symptom hingewiesen, auf das Schwinden des Humors aus dem Bereiche der modernen künstlerischen Thätigkeit. ‚Der Humor‘, sagt Reichensperger, ‚kann meines Erachtens gewissermaßen als Gradmesser für die Energie der künstlerischen Thätigkeit dienen, seit die christliche Kunst als solche selbständig und schöpferisch hervorgetreten ist. Insofern seine Hauptfunction in einem geistreichen Spiele mit Gegensätzen besteht, konnte derselbe nämlich allererst dadurch zu voller Entfaltung kommen, daß das Christenthum die tiefsten, durchgehendsten Gegensätze bloßlegte und zum klaren Bewußtsein brachte. Und so sehen wir denn auch, sobald die Antike überwunden ist, allerwärts den Humor freudig aufsprudeln, ja sogar sein neckisches Spiel im innersten Heiligthume der gottgeweihten Tempel treiben.‘ Mit feinem Spotte weist der Verfasser dann nach, welche Verlegenheit die humoristischen Gestalten in den mittelalterlichen Kirchen vielen modernen Kunstkritikern bereitet haben, wie gerade durch die hochherzige Liberalität der Kirche der Humor so recht sein neckisches Spiel[2] treiben konnte, wie er auch ein Hauptkennzeichen der echten Romantik ist und wie der Absolutismus und das Neuheidenthum ihn durch den Polizeistock im Volksleben ertödtet haben. Wenn in der Gegenwart sich wieder das Bedürfniß nach Humor rege, so könne derselbe doch nur auf dem Boden des Glaubens wirkliche Gestalt annehmen. ‚Es gilt‘, betont Reichensperger sehr zutreffend, ‚der todten Gelehrsamkeit die lebendige, dem Abstracten das Anschauliche entgegenzusetzen; den Accent auf die Wirklichkeit zu legen, dem hohlen Scheine gegenüber, der förmlich zu einem Lebensbedürfniß geworden ist; weiter sodann die pedantische Schulmeisterei und

[1] Siehe G. G. Ungewitter S. 79.

[2] ‚Im Mittelalter‘, sagt Reichensperger, ‚sprudelte der Humor völlig über.‘ Erwähnung hätte aber doch verdient, daß gewisse Excesse auf diesem Gebiet nicht zu läugnen und nicht zu billigen sind. Reichensperger gab das auch mündlich zu und wollte bei einer neuen Auflage nach dieser Hinsicht einen Zusatz zu seinen Ausführungen machen.

Vielwisserei beiseite zu setzen; das Denken mit dem Dichten zu verschmelzen; statt hoffärtig auf das sogen. gemeine Leben herabzuschauen, die Quellen, welche darin entspringen, zu reinigen und zu fassen, vor allem aber den Blick stets auf Gott als das ewige Urbild gerichtet zu halten, statt die Seele auf gut pantheistisch im Universum zerfließen zu lassen. Der Unglaube erzeugt nichts in der Kunst, wie er denn überhaupt die Nationen entmannt. In dem Maße, in welchem die Gesundheit des Volkes zurückkehrt, wird auch der tüchtige, kräftige, frische und erfrischende Humor sich wieder einstellen, der vormals aus allen Gestaltungen des Lebens hervorblitzte und ihm einen so hohen, unnachahmlichen Reiz verlieh.'

Was Reichensperger in der erwähnten Abhandlung über das Mittelalter im allgemeinen bemerkt, erinnert vielfach an die Aussprüche seines Freundes Böhmer. ‚Wenngleich nicht zu verkennen ist,' bemerkt er, ‚daß während der letzten Jahrzehnte in Bezug auf die richtige Würdigung des Mittelalters nicht unerhebliche Fortschritte gemacht worden sind, und daß die Vorurtheile gegen dasselbe sich wenigstens einigermaßen zu verdünnen und zu lichten beginnen, so ist man doch im allgemeinen noch um eine ziemliche Strecke Weges von der richtigen Erkenntniß entfernt. Allerdings thun nicht mehr so viele wie früher, die Dunkelheit diesseits ihrer Augen für Dunkelheit jenseits derselben erachtend, das Mittelalter ganz einfach damit ab, daß sie es als ein Zeitalter der Finsterniß qualificiren; man tritt ihm näher und leuchtet wohl ab und zu hinein, macht selbst schätzbare Entdeckungen auf seinem Gebiete und schreibt gelehrte Bücher darüber. Allein man tritt zumeist vor es hin, wie der Osteolog und der Anatom vor den menschlichen Körper oder wie der Chemiker vor die Natur; die eigentlich treibenden und wirkenden Kräfte, mit einem Worte die Seele, pflegt man zu ignoriren, schon weil man sie eben für längst entwichen wähnt, der eine oder andere vielleicht auch, weil die nähere Bekanntschaft mit selbiger auf die Ruhe der eigenen leicht störend wirken könnte. Die Seele des Mittelalters aber ist die Kirche; sie ist es, die seinen Riesenkörper belebt, Einheitlichkeit in seinen so vielgliedrigen Organismus bringt, seine höhern Functionen regelt. Um den ganzen Menschen — geschweige denn ganze Völker — fassen und leiten zu können, mußten auch seine gesamten Bedürfnisse und Strebungen ins Auge gefaßt, allem nur irgend Berechtigten darin Raum zur Entwicklung gelassen werden. Nach Gottes Vorbild soll und will seine Kirche die Freiheit nicht aufhalten, sondern nur lenken, und was auch immer die Ignoranz von theokratischem Absolutismus gefabelt haben mag, die Kirche war stets die sorgsamste Hüterin der Freiheit; hätte sie nicht schützend die Hand darüber gehalten, so wäre vielleicht nicht einmal der Begriff derselben auf uns gekommen. Sie allein ist principiell unverträglich mit dem Cäsaropapismus, mit der Willkürherrschaft der

Despotie sowohl als der Anarchie; beide sind ihr gleich antipathisch; nur unter ihrer Mitwirkung ist es möglich, der Lösung des großen Problems der Vereinigung der Gesetzmäßigkeit mit der Freiheit immer näher zu kommen.'

Wie begeistert Reichensperger für die große Zeit der deutschen Nation war, zeigt am besten ein Blick in seine ,Vermischten Schriften über christliche Kunst'. Der stattliche Band von fast 600 Seiten enthält eine Sammlung der wichtigern von 1840 bis 1856 in Zeitschriften oder Broschürenform veröffentlichten Aufsätze, deren Wiederabdruck einsichtige Freunde, wie z. B. Ungewitter, schon seit Jahren verlangten[1]; er bringt die rastlose Thätigkeit des Verfassers zur lebendigen Anschauung. Diese Zusammenstellung bildet insofern eine Ergänzung der Abhandlung ,über die christlich-germanische Baukunst' wie der ,Fingerzeige', als die in den genannten Schriften aufgestellten Regeln hier durch concrete Thatsachen näher beleuchtet und belebt werden. Von nicht minderem Interesse ist die Sammlung für die Geschichte der großen Bewegung der Rückkehr zur christlichen Kunst. Es gibt kein ähnliches Werk, aus welchem man so klar erkennte, welche Fortschritte man seit 1840 in Frankreich, England wie Deutschland in dieser Richtung gemacht hat. Zu gleicher Zeit erhält man einen Ueberblick über den Studiengang des Verfassers und seinen Antheil an der Wiederbelebung der mittelalterlichen Kunstweise. Das Werk bildet endlich einen Protest gegen die damaligen Beherrscher des kunstliterarischen Marktes. ,Die Erzeugnisse des modernen Pinsels,' sagt Reichensperger in der Vorrede, ,das Ballett und die Oper figuriren allein unter der Rubrik „Kunst" oder bilden für sie doch jedenfalls deren Culminationspunkt. Alles, was nicht zu dieser Fahne schwört oder gar dagegen ankämpft, wird systematisch ignorirt. Denen nun, welche solcher Strömung sich nicht unbedingt hingeben wollen, wird es, denke ich, erwünscht sein, durch die gedachten Artikel eine summarische Kenntniß von demjenigen zu erhalten, was in neuerer Zeit zusammengetragen und aufgebaut worden, um einen Damm gegen dieselbe zu errichten.'

Die ,Sammlung' enthält zunächst eine Reihe von größern Abhandlungen, dann unter der Ueberschrift ,Kunstliterarisches' Recensionen über viele der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunstgeschichte, die alle voll der vortrefflichsten Bemerkungen sind. Hier erkennt man recht, mit welcher Unermüdlichkeit Reichensperger jede Gelegenheit benutzte, um den christlichen Principien, welche in den ruhmreichsten Jahrhunderten unseres Volkes herrschten, wieder Eingang zu verschaffen. An Wiederholungen fehlt es dabei natürlich

---

[1] Vgl. den Brief Ungewitters vom 23. December 1850. G. G. Ungewitter und sein Wirken S. 39.

nicht. Der Verfasser war sich übrigens dessen bewußt. ‚Für die Wissenschaft‘, bemerkt er, ‚mag es genügen, wenn ein berechtigter Gedanke irgendwo einmal seinen Ausdruck gefunden hat; wer aber, wie dies bei meinen ästhetischen Bestrebungen stets der Fall war, vorzugsweise die Bedürfnisse des Lebens im Auge hat, wird unbedenklich eine Wahrheit so lange proclamiren und unter den verschiedensten Gesichtspunkten klarzustellen suchen, bis sie Fleisch und Bein angenommen hat. So wird voraussichtlich gegen die Tüncherei, das Surrogaten-Unwesen und die sonstigen Quacksalbereien noch gar mancher Schuß fallen müssen.‘ Aber, meint Reichensperger an einer andern Stelle seiner Vorrede, vielleicht ist ‚die Zeit nicht mehr gar fern, wo niemand es mehr gern wahr wird halten wollen, daß er jemals zu den Feinden der mittelalterlichen Kunst gehört; ja wer weiß, ob wir nicht noch des Schauspiels uns erfreuen werden, daß diejenigen, welche der Wiedereinführung dieser Kunst in das Leben des Volkes den heftigsten Widerstand entgegengesetzt, die Baubureaukraten, die Akademiker, die tonangebenden Kunstgelehrten und Kunstliteraten, sich die Ehre und das Verdienst streitig machen, ihr die Heimat zurückerobert, die neue Ordnung wieder auf die alten Fundamente gelegt zu haben! Hier und dort kann man in der That schon ein Einlenken nach diesem Wege hin wahrnehmen.‘

An die Recensionen reihen sich ‚zerstreute Aufsätze‘, von welchen sich fünf mit dem Kölner Dom beschäftigen. ‚An ihm hat der Verfasser sich herangebildet; ihm wendete er bei jeder Veranlassung seine Aufmerksamkeit zu.‘ Daran schließen sich die in der preußischen Kammer namentlich gegen die Bauakademie als Pflegerin der heidnischen, nicht der christlichen Kunst gehaltenen Reden, sowie ‚Aphorismen‘, die sich durch Schärfe der Gedanken auszeichnen. Den Schluß bilden vier in Didrons ‚Annalen‘ veröffentlichte Aufsätze in französischer Sprache, welche den Beweis liefern, wie sehr Reichensperger auch über die Grenzen Deutschlands hinaus zu wirken bemüht war[1]. Im Auslande, namentlich in England, wo Pugin und Scott den Boden vorbereitet, fanden Reichenspergers Ausführungen so großen Beifall, daß die Zeitschrift ‚The Ecclesiologist‘ bereits 1857 eine treffliche Uebersetzung der Aphorismen über Kunst brachte[2]. Einer der Hauptvorkämpfer in Frankreich, Graf de Montalembert, schrieb Reichensperger am 24. October 1856: ‚Vor mir liegt der prächtige Band Ihrer „Vermischten Schriften“, der zu gleicher Zeit in mir Bewunderung, Dankbarkeit und Verwirrung (confusion) hervorruft. Ich fühle mich beschämt, daß ich nicht wie Sie Zeit gefunden, Zeugniß für die Wahrheit und den gesunden Menschenverstand (bon sens) auf dem Gebiete der Kunst

[1] Siehe die Recension in der Wiener katholischen Lit.-Zeitung 1856, Nr. 25.
[2] Vgl. Organ für christl. Kunst VII, 200.

abzulegen. Sie haben gut daran gethan, diese Fragmente, die alle ausgezeichnet sind, aber zerstreut waren, in ein Monument zu sammeln.‘

Im Jahre 1856 entstanden im Vorstande des Dombauvereins ernste Meinungsverschiedenheiten hinsichtlich der Fortlassung des Treppengehäuses am Nordthurme der Kölner Kathedrale. Reichensperger, unterstützt von Cardinal Geissel und dem Domkapitel, bot alles auf, um diese Abweichung von dem ursprünglichen Plane zu verhindern — leider vergebens. Dombaumeister Zwirner setzte es beim Könige durch, daß die Treppe in den Eckpfeiler des Nordthurmes verlegt werden durfte. Gewisse Zeitungen hatten Reichenspergers von rein künstlerischen Erwägungen bestimmtes Vorgehen als ein Parteimanöver hingestellt, welches bezwecke, an Stelle des protestantischen Dombaumeisters einen katholischen zu bringen. In Berlin erhielt Reichensperger guten Grund zu der Annahme, daß diese Insinuation Beachtung gefunden hatte[1].

Nicht minder in Anspruch genommen ward Reichensperger seit dem Jahre 1856 durch die Schwierigkeiten, welche Steinle für seine Fresken im Kölner Wallraf-Richartz-Museum bereitet wurden. ‚Wie einst bei der Ausmalung der Spandrillen im Hochchore des Domes, so war es auch jetzt wiederum wesentlich Reichenspergers Wirken und Walten zu danken, daß des Künstlers Gedanken, wenn auch nicht voll und ganz, doch im wesentlichen und namentlich hinsichtlich der Durchführung des von diesem entworfenen Programms zur Geltung kamen, das eine Art Resumé der Kunstgeschichte ist, welche in der Kölnischen Kunst, wenigstens der Malerei und Baukunst, ihren Culminationspunkt findet. Die Correspondenz der Freunde in den nächsten drei Jahren bezog sich zumeist auf die Kölner Arbeit und die geradezu unglaublichen Hindernisse, welche Steinle trotz der klarsten Abmachungen nicht nur vor, sondern auch nach Genehmigung seiner Pläne und Skizzen in den Weg gelegt wurden, Schwierigkeiten, in welche sich nicht nur Unberufene aller Art mischten, in welche man alle möglichen Kreise, bis zum Regierungspräsidenten hinauf, hineinzuziehen verstanden hatte, ja in die sich schließlich sogar Freunde der Sache und des Künstlers, wie Professor Braun, hatten hineinzerren lassen. Der ruhigen, besonnenen und vermittelnden Thätigkeit Reichenspergers allein ist es zu danken, daß Steinle nicht in gerechtem Unmuth über diese Quertreibereien die Sache aufgab. Wie sehr Steinle recht that, auszuharren und diese seine größte monumentale Arbeit auf

[1] Den abschlägigen Bescheid des preußischen Königs an Cardinal Geissel hat Pfülf II, 152 neuerdings mitgetheilt und auch die Betheiligung des Kapitels klargestellt. Die eigenen Angaben Reichenspergers in seiner Schrift ‚Zur Geschichte des Dombaues‘ S. 39—42 sind Pfülf leider entgangen. Ueber die ganze Frage vgl. außerdem Köln. Domblatt 1856, Nr. 141 und Organ für christl. Kunst VI, 271 f. 286 f.; VII, 8 f. 20 f. 33 f. 46 f. 58. 82 f.

profanem Gebiet auszuführen, dafür ward ihm alsbald, nachdem die Bilder einmal auf der Wand waren, nicht nur in der vorher beeinflußten, nunmehr aber unabhängigen Presse, sondern mehr noch durch die zweifache Preiskrönung seines Werkes auf internationalen Kunstausstellungen (Brüssel und Wien) der triftigste Beweis geliefert.'[1] Zum Dank für die thatkräftige Unterstützung bei den Verhandlungen über die Kölner Museumsbilder schenkte Steinle im Mai 1856 Reichensperger eine aquarellirte Kreidezeichnung: ‚Fra Angelico da Fiesole, in einer Kirche einen Gurtbogen ausmalend, wobei Engel ihm die Farben reiben.' Der gotische Vierpaß, welcher das Bild einfaßt, ist eine Anspielung auf Reichenspergers Lieblingsstil, das Ganze eine sinnvolle Allegorie auf das Verhältniß der beiden Freunde. ‚Wie die Engel den malenden Fra Angelico unterstützen, so dankt Steinle wesentliche Hilfe seiner unter der Aegide der Engel im Kölner Dom geschlossenen Freundschaft mit Reichensperger.'[2]

Anfang September 1856 tagte zu Köln die erste Generalversammlung des ‚Christlichen Kunstvereins für Deutschland'. Reichensperger, der sich früher von dem Verein nicht viel versprochen und sich deshalb zurückgehalten hatte, betheiligte sich dieses Mal; der glänzende Verlauf der Versammlung mußte ihm zeigen, daß es sich um ein lebenskräftiges Unternehmen handle. Man wählte ihn bei der am 11. September vorgenommenen Bildung eines Centralausschusses in denselben[3]. Bald nachher ward er von dem Londoner Verein für kirchliche Kunst und Alterthümer (Ecclesiological Society) zum Ehrenmitglied ernannt. Diese Auszeichnung stellte ihn an die Seite von Didron und Viollet-le-Duc. Im September des folgenden Jahres (1857) fand die Generalversammlung des ‚Christlichen Kunstvereins' zu Regensburg statt[4]. Reichensperger ward hier zum Präsidenten gewählt. In seiner Eröffnungsrede konnte er der Versammlung einen Gruß aus weiter Ferne bringen: von dem christlichen Kunstverein zu Grenoble, vermittelt durch den um die mittelalterliche Kunst in Frankreich gleich Montalembert hochverdienten Grafen de Caumont. Reichensperger schloß seine Rede mit den Worten: ‚Traget Holz und lasset den Herrn kochen.' Am letzten Tage der Versammlung referirte er im Auf-

---

[1] Steinle und Reichensperger S. 81. 83.

[2] Steinle und Reichensperger S. I. Hier S. 48 auch eine Nachbildung des Bildes; vgl. ferner das werthvolle Werk von A. v. Steinle: Steinles Leben und Briefwechsel I, 76 f. 79 f. 91 f. 97 f. 314. 319 f. 426 f. 473. 498 f.; II, 230. 234 f.

[3] Vgl. Organ für christl. Kunst VI, 208 f. 217 f.; vgl. Pfülf, Cardinal Geissel II, 73.

[4] Näheres über diese Versammlung und ihre Beschlüsse siehe im ‚Organ für christl. Kunst' VII, 216 f. 219 f. 230 f. 253 f.; vgl. auch die Schrift ‚Zweite Generalversammlung des christl. Kunstvereins für Deutschland u. s. w.' Regensburg 1858.

trage des Ausschusses für Baukunst über die Frage: ‚Ergeben sich aus den alten Kirchen bestimmte Grundsätze über die Thurmanlagen, insbesondere in betreff der Zahl derselben?‘ und über ‚zweischiffige Kirchen‘. Außerdem hielt er die Schlußrede. Zu den von ihm durchgesetzten Beschlüssen gehörte unter andern eine scharfe Mißbilligung ‚der bloß mechanischen Nachahmung alter Muster und der fabrikmäßigen Vervielfältigung vorhandener Kirchenbilder‘. Die Diöcesankunstvereine wurden demgemäß beauftragt, der Anschaffung von aus Gips gegossenen, aus Papier oder ähnlichen Stoffen gepreßten und fabrikmäßig vervielfältigten Statuen und Bildwerken auf alle Weise entgegenzuwirken. Die Folge davon waren lärmende Angriffe von seiten einiger Massefabrikanten[1], die selbstverständlich Reichensperger in seinem Kampfe gegen dieses Unwesen nur bestärkten.

Nach Schluß der Versammlung begab sich Reichensperger ins Seebad Blankenberghe und von dort nach London, wo die Architekturausstellung sein höchstes Interesse erregte[2]. Ein großer Genuß für ihn war der intime Verkehr mit dem genialen Architekten Gilbert Scott und mit dem berühmten Parlamentarier Beresford Hope. Ersterer war gerade im Begriffe, ein neues Werk herauszugeben, in welchem er darthat, daß der gotische Stil nicht minder für die bürgerliche Architektur wie für die kirchliche jedem andern vorzuziehen sei. Beide Freunde fand Reichensperger nicht wenig erregt anläßlich der seit mehr als zwanzig Jahren in der Schwebe befindlichen Frage in betreff der in London aufzuführenden Ministerialgebäude (public offices). Eine Zeitlang hatte es den Anschein, als sollte dieser großartige Gebäudecomplex in modern-antikem Stil aufgeführt werden. Dem für die Sache der gotischen Kunst so hochverdienten Beresford Hope ist es zu danken, daß dies nicht geschah. Eine von demselben präsidirte, durch Parlamentsbeschluß ernannte Untersuchungscommission stellte durch Vernehmung von Sachverständigen die in Betracht kommenden Fragen ins klare. Der von dieser Commission erstattete Bericht, hochinteressant für die Frage der Wiedereinführung des gotischen Stils auch auf dem Gebiete der Profanarchitektur, zeigte klar, daß dieser Stil auch den praktischen Bedürfnissen der Gegenwart voll zu entsprechen vermöge.

Nach den verschiedensten Richtungen hin gewann Reichensperger während seines diesmaligen Aufenthaltes in England ‚die Ueberzeugung, daß die Bestrebungen zum Zwecke der Wiederbelebung der mittelalterlichen Kunst in allen ihren Verzweigungen, die Kirchenmusik insbesondere nicht ausgeschlossen,

---

[1] Vgl. Hist.-polit. Bl. XLIII, 348 f.

[2] Vgl. über die Architectural Exhibition von 1857 das ‚Organ für christl. Kunst‘ VII, Nr. 6 und 7.

bei unsern Stammverwandten jenseits des Kanals immer mehr Boden gewinne'. Bedeutungsvoll erschienen ihm namentlich die Bestrebungen des Londoner Vereins für christliche Kunst (Ecclesiological Society), die Kunst wahrhaft zu popularisiren, sie mitten ins tägliche Leben einzuführen. Die von der genannten Vereinigung herausgegebene Zeitschrift (‚The Ecclesiologist') hatte keinen eifrigern Leser als Reichensperger. ‚Es wäre zu wünschen,' meinte er, ‚daß die deutschen Pseudo-Classicisten etwas mehr Notiz von dieser so überaus reichhaltigen Sammlung nähmen, als es bisheran der Fall war. Vielleicht würden dieselben sich hier auch dahin belehren lassen, daß nicht bloß „ultramontane Fanatiker" es sind, welche die Wiederaufnahme der Gotik um ihrer allseitigen Vorzüge willen predigen. Können doch sogar nach den Vereinsstatuten bloß Angehörige der anglikanischen Kirche ordentliche Mitglieder des Vereins werden. Nur hinsichtlich der Ehrenmitglieder ist in dieser Beziehung eine Ausnahme gestattet.'

Für die Zeitschrift ‚The Ecclesiologist' hat Reichensperger selbst eine Anzahl von Beiträgen geliefert, während er gleichzeitig das ‚Domblatt' und das ‚Organ für christliche Kunst' nach wie vor unterstützte. Mit der Zeit ward ihm immer mehr die Freude, seine Bemühungen mit Erfolg gekrönt zu sehen: auf dem Gebiete der Architektur zeigte sich immer deutlicher der tiefgreifende Einfluß des mit dem Dombau gegebenen Beispiels. ‚Man braucht in dieser Hinsicht', schrieb er im Sommer 1857, ‚nur auf die in neuerer Zeit namentlich in den Rheinlanden errichteten kirchlichen Bauten sowie auf die großen Restaurationen in Aachen, Koblenz, Neuß u. s. w. hinzuweisen. Ja es darf kühn behauptet werden, daß der Impuls zu dem Verjüngungsprocesse, in welchem wir die Dome von Straßburg, Speier, Mainz, Frankfurt und Ulm begriffen sehen, wesentlich vom Kölner Dombaue ausgegangen ist. In Köln sehen wir sogar schon Civilarchitekten aller Art diesem Impulse folgen, welchem gegenüber die Pseudo-Antike und der akademische Eklekticismus nur eben noch mühsam standhalten, obgleich außer der Macht der Gewohnheit, oder besser gesagt des Schlendrians, der nicht minder gewichtige Einfluß der Kunstbureaukratie ihnen helfend und schützend zur Seite steht.'

‚Es ist ein interessantes Schauspiel,' meinte Reichensperger einige Monate später angesichts einer Publication des Freiherrn v. Sacken über die Maria-Stiegenkirche zu Wien, ‚die Denkmäler des Glaubens unserer christlichen Vorfahren nach und nach aus dem Nebelmeere der Vergessenheit auftauchen zu sehen. Generationen sind an denselben vorübergegangen, ohne sie zu beachten, ja es war der glücklichste Fall, wenn sie unbemerkt blieben, indem sie sonst selten der Zerstörungs- oder Neuerungssucht entgingen. Nachdem England und Frankreich damit begonnen hatten, die Begehungs- und Unterlassungssünden

dieser Generationen zu sühnen oder doch zu constatiren, hat sich auch Deutschland aufgemacht, und wir sind im besten Zuge, es den Nachbarländern mindestens gleichzuthun. Besonders erfreulich und bedeutungsvoll ist solches Beginnen, insofern es mit einer Erneuerung des kirchlichen Lebens zusammentrifft, ohne welches alle kirchliche Kunst stets nur eine todte Sprache sein wird.'

Selbstverständlich fehlte es auch jetzt nicht an Gegnern der von Reichensperger verfolgten Ziele. ‚Den Schmähartikel im „Grenzboten", schrieb er am 22. Juli 1858 an Johannes Janssen [1], ‚habe ich mit Ihnen über die Maßen gemein und absurd befunden, so daß man ihn kaum mit Handschuhen anrühren kann. Deswegen kam ich denn auch nicht auf den Gedanken, daß man ihm entgegenzutreten habe. Mit solchem Gesindel ist ein Duell, selbst eine Boxerei, kaum statthaft; derartiger Schmutz fällt um so eher nieder, je weniger man darin herumrührt. Uebrigens bin ich auch persönlich so abgehärtet und daran gewöhnt, Invectiven über mich ergehen zu lassen, daß dergleichen kaum noch meinen Puls afficirt. Um Ihrem Wunsche indes, der von unserem lieben, trefflichen Freunde [2] getheilt zu werden scheint, wo möglich zu entsprechen, habe ich mich gleich nach Empfang Ihres Schreibens nach dem betreffenden „Grenzboten"-Hefte umgesehen, und es ist mir in diesen Tagen endlich gelungen, seiner habhaft zu werden. Obgleich meine Amtsgeschäfte wegen des bevorstehenden Endes des Justizjahres sich drängen, auch außerdem eine Menge von andern Dingen (Vorbereitungen zur Generalversammlung der katholischen Vereine, zu den Wahlen u. s. w.) mir kaum einen Augenblick Ruhe gönnen und meine Gesundheit an den dünnsten Fäden hängt, will ich wenigstens den Versuch machen, den Verfasser des Schmähartikels in etwa zu züchtigen.' Reichensperger betont dann, daß bei einer Entgegnung doch ‚dem „Grenzboten"-Publikum durch unsere Organe nicht beizukommen' sei. ‚An die Redaction dieser Zeitschrift, die auch mich mehrfach angegriffen hat, kann ich mich unmöglich wenden. Ich hoffe übrigens, daß Freund Steinle sich wenigstens nicht auf längere Zeit das Gemüth hat trüben lassen. Wir Christenmenschen von der ultramontanen Species müssen uns auf allerhand Martyrien gefaßt halten.'

Vom 6. bis 9. September 1858 tagte zu Köln die zehnte Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands, geleitet von Reichensperger als Präsidenten [3]. In seiner Schlußansprache betonte derselbe, daß nicht die einzelnen Reden und Beschlüsse es seien, welche den katholischen

[1] Ueber die Beziehungen Janssens zu Reichensperger vgl. unten Kap. 11.

[2] Steinle.

[3] Vgl. oben S. 388.

Generalversammlungen ihre eigentliche, ihre höhere Bedeutung geben. ‚Bei weitem höher steht in meinen Augen ihre gewissermaßen symbolische Bedeutung. Sie sind mir ein Sinnbild der katholischen Einheit, jener Einheit, welche alle Töne, die über die Erde und durch die Geschichte hinklingen, in einen großen Accord zusammenfaßt; jener Einheit, in welcher alles Edle, Große und Schöne wie in einem Brennpunkt convergirt. In der That weist uns denn auch alles hier wie in den frühern Versammlungen Vorgegangene fort und fort auf diese Einheit hin. Erlauben Sie mir nur eines hervorzuheben, worin meiner Ansicht nach die gegenwärtige Versammlung ihren Höhepunkt gefunden hat: die Einweihung unserer Mariensäule nämlich, welche gestern von unserem hochwürdigsten Oberhirten vollzogen ward. Sie haben gesehen, meine verehrten Herren, daß dieses Denkmal nach der Weise der alten christlichen Kunst aufgerichtet ist; auch diese Kunst, von deren Wiederbelebung das Werk glänzendes Zeugniß ablegt, auch sie erkennt als obersten Grundsatz an, daß in der Einheit das Verschiedenartige zusammenzufassen ist, daß sich die nach allen Richtungen hin pulsirende Bewegung immer durch ein festes, organisches Gesetz beherrscht zeigen muß.‘[1]

Im Frühjahr des folgenden Jahres (1859) sah sich Reichensperger im Abgeordnetenhause genöthigt, den bis dahin stets unbemängelt gebliebenen Staatsbeitrag von 50000 Thalern für den Dombau gegen den Abgeordneten v. Vincke zu vertheidigen. Anläßlich der Debatte über die Ausgaben für Kunst und Wissenschaft am 18. April hatte Reichensperger der Regierung Dank ausgesprochen für die Förderung des Dombaues und ihr empfohlen, die Kunstschüler mehr im Inland als im Ausland ihre Studienreisen machen zu lassen. Abgeordneter v. Vincke begrüßte ‚das verehrte Mitglied für den Landkreis Köln mit Freuden diesseits der Berge‘ und stellte dann die Behauptung auf, daß ‚die Stadt Köln verhältnißmäßig das wenigste für den Dombau thue‘. Nachdem v. Ammon den Vorwurf Vinckes widerlegt, wies Reichensperger noch darauf hin, daß die Opferwilligkeit der Kölner auch noch durch die übrigen zahlreichen Denkmäler der Stadt stark in Anspruch genommen werde, für deren Erhaltung verhältnißmäßig nur Geringes seitens der Staatsregierung geschehe[2].

Bei der Discussion über den Staatshaushalt kam auch die Frage nach Erbauung eines neuen Landtagshauses zur Sprache. Reichensperger gab bei

[1] Verhandlungen der zehnten Generalversammlung der kathol. Vereine Deutschlands (Köln 1859) S. 238.

[2] Vgl. Köln. Domblatt 1859, Nr. 170. 171. 172, und Zur Geschichte des Dombaues S. 45.

dieser Gelegenheit der Hoffnung Ausdruck, ‚daß das Gebäude in seiner äußern Erscheinung das germanische Gepräge an sich tragen werde, daß jenes Gemisch von Griechenthum, Römerthum, Italienerthum und Franzosenthum ihm fernbleiben wird, welches wir leider an unsern meisten öffentlichen Gebäuden wahrnehmen‘ [1].

Bald nachher ernannte der Vorstand des Germanischen Museums zu Nürnberg Reichensperger in Anerkennung seiner Leistungen auf dem Gebiete der germanischen Kunst zum Mitglied des Gelehrtenausschusses.

Da Reichensperger in den Jahren 1856 und 1857 eine ‚Einsalzung‘ im Seebad Blankenberghe sehr gut bekommen war, lenkte er im August 1858 wie auch in den beiden folgenden Jahren wiederum seine Schritte dorthin und verband damit jedesmal eine Studienreise durch das an Kunstwerken so reiche Belgien; er verkehrte dort hauptsächlich mit Bethune und Schollaert. Eingehende Studien wurden namentlich in Brügge gemacht, welches geradezu ‚unerschöpflich an Mustern für die Reproduction der Civilgotik ist‘. Besondern Verdruß verursachte ihm in Belgien das Küsterunwesen, durch welches die kirchlichen Kunstdenkmäler von dieser Menschenklasse in der unwürdigsten Weise ausgebeutet wurden. Um Mißbräuchen dieser Art zu steuern, vertrat er die Zweckmäßigkeit der Gründung eines Küsterordens.

Seine Reisen nach Berlin pflegte Reichensperger stets zu Abstechern nach kunstgeschichtlich merkwürdigen Orten zu benutzen. In der preußischen Hauptstadt selbst besuchte er fleißig die Museen und zeigte für alles auf die Kunst sich Beziehende das lebhafteste Interesse. ‚Am 11. Februar 1860‘, meldet sein Tagebuch, ‚in der Ausstellung bei Sachse. Jeanne la Folle von Gallait gesehen. Theatereffect à la Victor Hugo. Ein Wahnsinniger in Verzweiflung auf einen Leichnam sich beugend — prachtvolle Gewandstücke, Möbelluxus. Alles auf einen durchbissenen Gaumen berechnet. — Bei v. Savigny vierzehn Photographien von den Stationen des Bildhauers Galli in Rom gesehen: lebendige Antike — edle Einfachheit ohne die scharfe Charakterisirung und Individualisirung der mittelalterlichen Kunstwerke. — 4. April. Waagen theilte mir eben mit, daß Kaulbach für seine Malereien im Treppenhaus des Museums in Summa 200 000 Thaler erhalten hat. Höchstens ein Zehntel hat er selbst gemalt, obgleich sein Vertrag ihn zur Ausführung alles Wesentlichen verpflichtete. Herr v. Olfers hat es abgelehnt, durch Anbringung eiserner Galerien das Beschauen der Bilder möglich zu machen.

---

[1] Siehe Organ für christl. Kunst 1859, S. 79—80. Damals sprach Reichensperger auch für eine bessere Dotirung der Berliner Bibliothek; am 15. April 1860 verbreitete er sich über die Mängel der Ausbildung der Architekten.

Das Mittelmäßige im Museum überwuchert mehr und mehr das ausgezeichnet Meisterhafte. — England besitzt die kostbarsten Perlen der Malerei in seinen Museen und Cabinetten — und wie malen seine Künstler!! — Die Landpfarrer sollten Vereine zur Erhaltung resp. Wiederherstellung der Wegekreuze und Heiligenhäuschen bilden. Die Wegebaumeister und ihre Vorgesetzten glauben meist, das Kreuz sei veraltet, — das Volk aber findet nach wie vor seinen Trost darin.‘

Im Laufe des Jahres 1860 veröffentlichte Reichensperger eine dritte Auflage seiner Schrift ‚Die christlich-germanische Baukunst und ihr Verhältniß zur Gegenwart‘. Er hatte eine gründliche Umarbeitung vorgenommen und viele Zusätze gemacht. In der Vorrede berührte er mehrere ungerechte ‚Kritiken‘, namentlich den Angriff, welchen das ‚Deutsche Kunstblatt‘ gegen seine ‚Vermischten Schriften‘ gerichtet, und schloß daran eine Erklärung über sein Verhältniß zur nichtgotischen Kunst[1]. Außerdem gedachte er mit warmen Worten der Verdienste von Boisserée und Görres um den Kölner Dom: ‚Vor etwa einem halben Jahrhundert, als der schwerste politische Druck auf der deutschen Nation lastete, war eine Anzahl ihrer edelsten Söhne bemüht, das Feuer der sogen. Romantik zu hüten und zu nähren, in welcher alle Elemente der Kunst ineinander schmolzen; dadurch, daß unser Sulpiz Boisserée vor der Befreiungsschlacht den Dom zu Köln in der Idee vollendete, war gewissermaßen das erste Wort des Aufrufs gesprochen, welches nach derselben Joseph Görres in seinem ‚Rheinischen Merkur‘ erließ, woran sich dann endlich die That des wirklichen Fortbaues reihte.‘[2]

Eine besondere Bedeutung besitzt die dritte Auflage der ‚Christlich-germanischen Baukunst‘ dadurch, daß in derselben die Beziehungen der gotischen Architektur zum praktischen Leben der Gegenwart in umfassendster Weise dargelegt sind. ‚Man kann wohl sagen,‘ schrieb Franz Bock, ‚daß das socialpolitische Moment in der neuen Auflage dem ästhetischen geradezu die Wage hält. Nur ein praktischer, eine Reihe von Jahren hindurch in der Schule großer Erfahrungen gebildeter Politiker, der zugleich als Jurist thätig ist, konnte dem Gegenstande gewisse Seiten abgewinnen, durch welche das fragliche Buch sich in hervorragender Weise vor andern verwandten Inhalts auszeichnet. Die Beziehungen der immer tiefer in die Zeitbewegung eingreifenden, auf die Wiederbelebung der echt christlichen Kunst gerichteten Bestrebungen zur Cultur- und Staatengeschichte sind in prägnanter, aber darum nicht weniger umfassenden

[1] Hierauf werde ich noch später im zehnten Kapitel zurückkommen.

[2] Die herrlichen Worte von Görres sind dieser dritten Auflage als Anhang (S. 125 f.) beigegeben.

Weise angedeutet als die Ergebnisse der Parteikämpfe der unmittelbaren Gegenwart. Wir glauben nicht zu weit zu gehen, wenn wir sagen, daß selbst der Staatsmann von Profession aus dieser Schrift nicht weniger Nutzen ziehen dürfte als auch Aesthetiker und Kunstgelehrte. Besonders beachtenswerth aber erscheinen uns die allerwärts eingestreuten Winke des Herrn Reichensperger da zu sein, wo das Alte mit dem Werdenden in schwerem Kampfe ringt, wo es sich um die Heranbildung einer neuen politischen Organisation handelt, welche ebensoweit vom centralisirenden Absolutismus wie von zusammenhangsloser Selbstregierung bleiben, das geschichtliche Recht mit den unabweisbaren Anforderungen der Gegenwart ausgleichen soll.‘

Bock stimmt besonders zwei Aussprüchen Reichenspergers vollkommen bei. Zunächst der schönen Stelle, an welcher derselbe die Bedeutung der Wiederbelebung der christlichen Kunst mit folgenden Worten betont: ‚Die Kunst, die höchste und allgemeinste Sprache, ist, wie überhaupt alle Sprache, ein in die Sichtbarkeit tretendes Geistesleben, ein Ausstrahlen des Geistes, welches je nach dem Standpunkte, welchen seine Träger einnehmen, belebend und veredelnd oder aber verwirrend und umnebelnd auf dieselben zurückfällt. Der Zustand der Künste ist aber auch nicht bloß ein Symptom des jedesmaligen geselligen Zustandes; es besteht vielmehr eine Wechselwirkung ins Unendliche zwischen ihnen, so daß man kaum zu sagen vermag, auf welcher Seite das Bedingte und auf welcher das Bedingende ist.‘ Nicht minder wahr ist es, wenn Reichensperger weiterhin schreibt: ‚Es ist fürwahr hohe Zeit, eine ernste Gewissenserforschung darüber anzustellen, in welcher Art wir bisher der Pflege der Kunst, im weitesten Sinne des Wortes, obgelegen haben. Als Gesamtresultat wird sich leider ergeben, daß die individuellen Anflüge der Laune, die schimmernde, nur auf die Einbildungskraft und die Sinne speculirende Chimäre, die durch bloßen Darstellungsreiz kitzelnde Improvisation auf dem großen Markte die unbedingte Herrschaft üben, daß der nachhaltige auf tiefer Ueberzeugung begründete Wille, die Lust und die Kraft, für eine Idee ein Opfer darzubringen, daß alle die strengen Tugenden, wie die schweren Arbeiten des Geistes, auf welchen allein ein Volk sich aufbauen kann, nur allzu seltene Erscheinungen geworden oder doch überfluthet sind von jenem Thun und Treiben, das in der nächsten Minute schon eitel Schaum und Dunst ist. Die Lage ist gewiß kritisch genug, um die noch aufrecht stehenden Gewalten zu einem Eingehen zu veranlassen; große Interessen und Schätze, vor allem aber der Verstand und die sittliche Energie der Völker stehen auf dem Spiele. Bis jetzt haben weder die Kritik noch die öffentliche Meinung noch auch der Staat ihre Schuldigkeit gethan; jeder Theil hat vielmehr das Seinige zur Entthronung der Principien beigetragen. Niemals, wir wiederholen es, ist es zu spät, der Profanation der

Intelligenz entgegenzutreten und dem Verfalle zu steuern; vor allem aber müssen die Wunden bloßgelegt, die eigentlichen Sitze des Uebels erkannt werden. Weit entfernt, daß es zu spät sei, sieht man sogar vielfache Symptome einer heilsamen Reaction hervortreten, die nur aus allen Kräften zu fördern und zu unterstützen ist. Namentlich in Frankreich, von wo das Uebel zumeist ausgegangen, scheint die Einsicht in die wahren Ursachen der politischen Impotenz, welche durch so viele Anstrengungen und Revolutionen nur den Absolutismus zuwege zu bringen vermocht hat, sowie überhaupt die Degradation des öffentlichen Geistes, immer mehr Boden zu gewinnen. Wenn im Beginne dieses Jahrhunderts von Chateaubriand für die „gebildeten“ Kreise sozusagen die Entdeckung gemacht werden mußte, daß das Christenthum Großes und Herrliches in der Vergangenheit gegründet hat, so wird hoffentlich die zweite Hälfte des Jahrhunderts die Belehrung bringen, daß auch die Zukunft nur auf demselben aufgebaut und darin eine Gewähr finden kann. Solche Betrachtungen sind keine Digression von unserem Thema. Die Wissenschaft des Schönen muß mit der Liebe zum Wahren Hand in Hand gehen, wenn eigentliche Thaten sich ergeben sollen, worauf es vor allem anzukommen scheint. Gerade das Ignoriren dieses Zusammenhanges ist eine der tiefsten Wurzeln der ästhetischen Verkommenheit, und es kann darauf nicht oft und eindringlich genug hingewiesen werden.‘

An diese Worte anknüpfend und auf den Anhang der Reichensperger-schen Schrift verweisend legt Bock dar, wie der Restauration unserer christlichen nationalen Kunst gewissermaßen providentiell allmählich die Wege gebahnt worden seien. ‚Betrachtet man aufmerksamer, wie zuerst auf deutschem Boden im Beginne dieses Jahrhunderts hervorragende Geister, wie Goethe, v. Schlegel u. a., der so lange verkannten nationalen Kunstweise in der Literatur anfingen wieder gerecht zu werden; rechnet man hierzu, wie ferner in den zwanziger Jahren Görres und seine Strebensgenossen dem ersten unscheinbaren Wiedererwachen der christlichen Kunst in Wort und That Vorschub leisteten; überschaut man endlich, wie in den letzten Decennien durch die Arbeiten eines Sulpiz Boisserée, Heideloff, Kallenbach, Kugler, Schnaase auf theoretischem wie auf praktischem Gebiet der Regenerirung christlicher Kunst mächtige und nachhaltige Impulse gegeben wurden: so überzeugt man sich, daß die frohe Zuversicht auf den endlichen Sieg der christlich-germanischen Formen, die sich wie ein Purpurfaden durch die letztgedachte Schrift des rheinischen Vorkämpfers der Gotik hindurchzieht, nicht auf leeren Illusionen beruhe, sondern in den Ueberzeugungen und Bedürfnissen der Gegenwart eine tief begründete Hinterlage habe. Wir stimmen der Ansicht unseres Verfassers vollkommen bei, wenn er im Hinblick auf die überraschenden Resultate, die in den letzten Jahren in

England, Frankreich und Deutschland, wissenschaftlich und praktisch in allen Abzweigungen der christlichen Kunst gewonnen worden sind, die Zeiten nicht mehr fern hält, in welchen das Studium der nationalen Kunst der christlichen Vorzeit auch von den Staatsbehörden wieder gefördert, desgleichen von seiten der Akademien und gelehrten Bildungsinstitute nicht mehr so vornehm beiseite geschoben werden wird, wie das noch vor wenigen Jahren üblich war.' [1]

Bald nach Veröffentlichung der erwähnten Arbeit ernannte die Akademie zu Münster Reichensperger zum Ehrendoctor. ,Es ist', schrieb er an Montalembert, ,vielleicht ein bemerkenswerthes Unicum, daß eine deutsche Akademie den Bestrebungen für die Wiederbelebung der christlichen Kunst des Mittelalters ihre Anerkennung zu theil werden läßt. Unsere gelehrten Körperschaften pflegten dieselbe bisheran unter ihrer Würde zu halten.'

Da Reichensperger 1860—1862 stark durch die Politik in Anspruch genommen war, kann es nicht wundernehmen, daß die genannten Jahre verhältnißmäßig wenige kunstgeschichtliche Aufsätze aus seiner Feder aufweisen. Welch großen Platz aber nach wie vor die Kunst in seinem Geiste einnahm, beweisen seine Tagebücher. Eine Anzahl der hier niedergelegten Bemerkungen verdient der Vergessenheit entrissen zu werden.

,Vor einigen Tagen in der Zauberoper „Flick und Flock" gewesen: prachtvolle Scenerien und Decorationsapparat — höherer Kunstschwindel, geeignet, den Sinn für das einfach Bedeutungsvolle mehr und mehr abzustumpfen. — Ausstellung des Modells für das Berliner Rathhaus: glatte, ordinäre Arbeit, allerhand durcheinander, kein Profil charakteristisch und richtig, die höchste Monotonie. — Bei Sachse Ausstellung eines Gemäldes von Wider, bestellt nach der Skizze in Rom durch Friedrich Wilhelm IV.; steht in der Mitte zwischen Historie und Genre. In jeder Hinsicht vortrefflich; maßhaltende Charakteristik, Farben- und Gruppenharmonie selbst nicht durch moderne, an sich sehr unschöne Costüme gestört. — Das Monument Friedrichs II. unter den Linden ist ein klassischer Zopf, übrigens technisch ein Meisterstück.'

,Die Berliner Schönbaukunst steht ungefähr auf der Höhe jener Elegants, welche den Mangel eines präsentabeln Hemdes durch Chemisettchen und Vatermörder aus Perkal ersetzen, das Halstuch durch ein auf Steifleinen gezogenes Stückchen Atlas und mit einer Busennadel von böhmischem Glas. Die moderne Architektur gibt keine Gedanken, sondern nur Rücksichten kund: Rücksichten auf den Geldbeutel des Bauherrn, auf den ersten Eindruck, die Mode, die Polizei u. s. w.'

---

[1] Fr. Bock, Die Schriften Reichenspergers (Wien 1860) S. 10—15.

„Ein Volk, welches sich nicht in seiner Geschichte und deren Denkmälern ehrt, ist wie ein Bau ohne Fundament auf Flugsand gebaut. — Es wäre sehr interessant, einmal photographische Abbildungen der bessern pompejanischen Wandgemälde, der Vasenbilder und des Parthenonfrieses neben Zeichnungen Genellis zu sehen, und es würde sich da sehr bald herausstellen, daß die geistreichste Erfindung und das tiefste Studium nicht das zu ersetzen vermögen, was die antike Kunst in so wunderbarer Weise in sich zu vereinigen wußte: Schönheit der Form, Reinheit der Empfindung und naive, durch keine Reflexion getrübte Phantasie. — Sage mir, wie du baust, und ich sage dir, wie du lebst. — Der Kunstnaturalismus dreht sich im Zirkel, er geht von den geschaffenen Dingen aus, um immer wieder auf dieselben zurückzukommen. — Als die Technik des Mittelalters nicht mehr vorhielt, um die innere Leere der Renaissance zu bedecken, mochte der Naturalismus doch wohl fühlen, daß zur Kunst noch ein anderweites Ingrediens gehöre, und so griff er denn nach dem Pathos, das nothwendig ein falsches sein mußte, d. h. Schwulst. Durch Uebertreibung in den Gebärden und Draperien, durch die in der Luft Purzelbäume schlagenden Engel, durch blendende Effecte u. s. w. suchte man den Andächtigen beizubringen, daß es sich hier um etwas Höheres handle als draußen im Leben, bis endlich der vollendete Theaterspuk Herr ward. Wie in Italien Michelangelo, so hat in den Niederlanden Rubens das Signal, den Hauptimpuls zur Vertreibung der heiligen Kunst gegeben[1]. Ersterer war aber doch auch zugleich Architekt, während letzterer alles lediglich malerisch behandelt. Rubens ist der intellectuelle Autor der famosen Zopfkanzeln, Beichtstühle mit all dem aufgedunsenen, verdrehten, babylonisch durcheinander gewirrten Kram, an welchem nur noch die Leichtigkeit des Materials und die Freigebigkeit der Donatoren Anerkennung verdient. — In belgischen Kirchen (Ostende) hat man die Muttergottes von Salette mit den beiden Hirtenkindern möglichst au naturel, in Lüttich sogar mit veritabeln Kleidern, auf die Altäre gestellt! — Auch das gelehrteste Buch mußte früher seine künstlerische Zuthat haben, selbst Reisebücher nicht ausgenommen. — Fortschrittsgotik: haarsträubende Proben namentlich in Belgien, mittelalterliche und antike Motive, beide unverstanden und unverdaut neben- und durcheinander, Holz und Marmor combinirt — Gußeisen — Elfenbeinmasse u. s. w. Die Modellgotik ist ebenso verwerflich wie die Modeantike. — Der Theaterdecorationsmaler Gropius ist der Herodot der hiesigen jungen Architektenwelt. Was er bei den Alten und Neuern gesehen und für die Oper zurecht gemacht hat, das übertragen sie in

[1] Daß ich diesem Urtheil nicht beistimmen kann, ist vielleicht nicht überflüssig zu betonen.

die Straßen Berlins. Ihre Werke müssen wie Eis und frappirter Champagner gleich genossen werden, denn die Weihe des Alters wird ihnen nie zu theil. Man sieht ordentlich, wie nach einem Theatereffect gehascht ist und da Gips, Gußeisen, Zink und Oelfarbe keine allzu kostspieligen Artikel sind und sich leicht den Gedanken fügen, so geräth der Versuch zuweilen gar nicht übel. Das Material eignet sich in der That sehr für den herrschenden Conditorei-Stil. Man darf aber keine Thüre hart zuschlagen, sonst fällt die Herrlichkeit herab. Gegen das Frühjahr zu erheben sich in allen Straßen mächtige Gerüste, um die durch Thürzuschlagen (wogegen allerwärts durch Schilde gewarnt wird) sowie durch Wind und Wetter entstandenen Schäden durch neue Aufschmierung von Pflastern zu heilen, den mythologischen Figuren neue Arme oder doch Finger anzusetzen u. s. w. Daß hier die Polizei nicht eingreift, um die Vorübergehenden zu schützen!'

Aufs freudigste begrüßte Reichensperger die 1860 bei Veit in Leipzig anonym erschienene Schrift: ‚Redende Bilder. Ein Traum.' ‚Wie weiland', urtheilte er, ‚des unsterblichen Frankfurter Herrn Piepmeyer Humor auf dem so trostlosen politischen Gebiete dem aufgeklärten höhern Philisterium als Gegengift administrirt ward, so wird hier der moderne ästhetische Schwindel in die Lauge des Witzes untergetaucht und lächelnden Mundes manche einschneidende Wahrheit gepredigt.'

Im Sommer empfahl er im ‚Organ für christliche Kunst' sehr warm die Aufforderung zu außergewöhnlicher Beihilfe am Dombau: ‚Glaube nur niemand, daß es gerade seiner Beihilfe nicht bedürfe, sondern thue jeder für sich und in seinem Kreise, was er füglich zu thun vermag, und der Erfolg wird fürderhin nicht zweifelhaft sein.'

Der 29. Juni 1860 ward für Reichensperger ein besonderer Freudentag: konnte er doch an demselben seinen Freund Montalembert, mit dem er seit 1847 im engsten brieflichen Verkehr stand, in Köln begrüßen und ‚durch nichts gehemmt, seinen innersten Gefühlen und Gedanken vor dem theuern Freunde Ausdruck geben'[1]. Daß die Kunst dabei eine Hauptrolle spielte, verstand sich fast von selbst. ‚Montalembert hat', schrieb Reichensperger in sein Tagebuch, ‚mehr den germanischen als den französischen Typus; spricht weder brillant noch hinreißend, sondern durchweg ruhig, aber sehr bestimmt. Er corrigirte hier sechs Druckbogen seiner „Mönche des Abendlandes", schrieb viele Briefe, ist überhaupt sehr thätig, scheint weniger geneigt, in die Gedanken anderer einzugehen, ist aber in seinem Benehmen einfach und freundlich. Seine Tochter Katharina hat viel Aehnlichkeit mit ihrer Schwester Elisabeth (jetzigen Vi-

[1] Vgl. oben S. 409.

[illegible] welche vor zwei Jahren mit ihrer Mutter mich hier [illegible] lebhaft und intelligent. Die Mutter sehr energisch. Ich [illegible] Frauen mehr emporté, überhaupt brillanter in seiner ganzen [illegible]: jedoch ist er einer der geistig hervorragendsten Menschen, [illegible] habe.'

[illegible] Abreise Montalemberts traf am 2. Juli Beresford Hope mit [illegible] ist sehr gesprächig und gutmüthig, formlos, sogar etwas [illegible]', schreibt Reichensperger. ,Seine Frau (geborene Cecil), [illegible] willenskräftig, ohne allen äußern Anstrich des high [illegible] mir in der Verurtheilung der italienischen Politik Eng[illegible]. Alle geben Lord Palmerston preis. Eingehende Gespräche [illegible].'

[illegible] wir uns in Bonn trennten,' schrieb Montalembert am [illegible] 1860, ,habe ich nicht aufgehört, mit innigster Dankbarkeit der [illegible] Aufnahme, die wir bei Ihnen und Ihrer Frau Ge[illegible] fanden, und des vollen Einverständnisses zu gedenken, das [illegible] während der nur zu kurzen Stunden unseres Zusammenseins [illegible].'

[illegible] Montalembert wurde bald nachher durch ein kaiserliches Decret vom [illegible] December 1860 seiner Function als Mitglied der Commission der ge[illegible] Denkmäler enthoben. Reichensperger hatte kaum die Kunde von [illegible] Vorfall erhalten, als er auch schon zur Vertheidigung seines Freundes [illegible] geharnischten Artikel im ,Organ für christliche Kunst' veröffentlichte. ,Die im Jahre 1833 unter dem Ministerium Guizots gegründete Commission zur Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler', so führte er hier aus, ,war unter anderem mit der Vertheilung der zum Zwecke der Unterhaltung der Monumente seitens des Staates bewilligten Summen betraut und bildete überhaupt gewissermaßen den Hohen Rath für alles, was auf die historischen Denkmäler im weitesten Sinne des Wortes Bezug hat. Seit der Errichtung der Commission war Graf Montalembert eine ihrer Hauptzierden gewesen, und noch am Tage vor dem Erscheinen des gedachten Decretes hatte das „Journal des Débats" ihn als denjenigen Mann bezeichnet, welcher am meisten für die Wiederbelebung der mittelalterlichen Kunst gethan habe. Seine Absetzung ist aber um so charakteristischer, als eben erst durch die Circulare des Ministers Persigny eine neue Aera im Sinne des Liberalismus und der Versöhnung in Aussicht gestellt worden war. Unter dem „Nachfolger Karls des Großen und des hl. Ludwig" ist und bleibt danach, wie es scheint, die politische Schmiegsamkeit, die unbedingte Hingabe an die Staatsomnipotenz die unerläßliche Grundbedingung jeder öffentlichen Stellung, selbst auf dem Gebiete der Kunst und der Archäologie. Zu allem Glücke erstreckt sich

indessen die kaiserliche Allmacht doch nicht so weit, daß sie die Wirksamkeit solcher Männer, wie Graf Montalembert, nach Belieben annulliren könnte. Sein letztes Werk noch: „Die Mönche des Abendlandes", eine der glänzendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neuern Literatur, hat in Bezug auf die Würdigung der Erzeugnisse des christlichen Mittelalters sowie seines Geistes und Lebens im allgemeinen für sich allein wieder mehr geleistet, als die privilegirte Staats-Historiographie und -Publicistik jemals wird leisten können. Wie sehr auch der Kampf für die Wahrheit erschwert werden möge, sie wird sich dennoch Bahn brechen, wenn anders ihre Verfechter unbeirrt durch alle Wechselfälle muthig ausdauern, des Spruches eingedenk: Traget Holz und lasset Gott kochen.'

Wie früher, so widmete Reichensperger auch im Jahre 1861 die freien Stunden seines Berliner Aufenthaltes eingehenden Kunststudien. Zum 12. April verzeichnet z. B. das Tagebuch: ‚Im Kupferstich-Cabinet gewesen, wo Director Hotho mir sehr freundlich zur Hand ging. Ein vollständiger Rembrandt neuerdings für 11 000 Thaler acquirirt. Das sogen. Hundertguldenblatt („Christus die Kranken heilend") in einem vorzüglichen Abdruck. Rembrandt versteht man erst aus solchen Abdrücken, da der Totaleffect und die kleinsten Finessen zusammen sein Wesen ausmachen, beide aber durch schlechte Abdrücke nicht erkennbar sind. Das Blatt „Der barmherzige Samariter" überaus zart und ideal. Rembrandt hat für religiöse Gegenstände tiefes Gefühl gehabt. Seine Porträts und seine alttestamentlichen Darstellungen das Beste.' [1]

‚Einen strahlenden Abglanz der frühern Herrlichkeit sah ich bei Waagen in den trefflichen Photographien von Fierlants. In diesen van Eyck, Memling, Schorel, Mostaert: Idealität mit Gemüthstiefe und feinster, eingehendster Individualisirung — Stilisirung — Correctheit — Andacht ohne Kopfhängerei, kein abstractes Wesen, keine Effecthascherei — Blüthezeit der wechselseitigen Durchdringung des christlichen und des germanischen Elements.'

‚26. April. Abends bei Bildhauer Drake. Photographien seiner Werke gesehen. Er weiß die Antike trefflich zu realisiren, ihr das Kalte, Fremdartige zu nehmen, dem Gedanken einen möglichst einfachen, plastischen Ausdruck zu geben, die modernen Costüme zu idealisiren. Für Amerika wäre er der Repräsentant des dort möglichen Idealismus — sein Wesen freundlich und ohne Anmaßung und Affectation.'

---

[1] Die weitern Bemerkungen Reichenspergers hier anzuführen, verbietet der zur Verfügung stehende Raum.

Generalversammlungen ihre eigentliche, ihre höhere Bedeutung geben. ‚Bei weitem höher steht in meinen Augen ihre gewissermaßen symbolische Bedeutung. Sie sind mir ein Sinnbild der katholischen Einheit, jener Einheit, welche alle Töne, die über die Erde und durch die Geschichte hinklingen, in einen großen Accord zusammenfaßt; jener Einheit, in welcher alles Edle, Große und Schöne wie in einem Brennpunkt convergirt. In der That weist uns denn auch alles hier wie in den frühern Versammlungen Vorgegangene fort und fort auf diese Einheit hin. Erlauben Sie mir nur eines hervorzuheben, worin meiner Ansicht nach die gegenwärtige Versammlung ihren Höhepunkt gefunden hat: die Einweihung unserer Mariensäule nämlich, welche gestern von unserem hochwürdigsten Oberhirten vollzogen ward. Sie haben gesehen, meine verehrten Herren, daß dieses Denkmal nach der Weise der alten christlichen Kunst aufgerichtet ist; auch diese Kunst, von deren Wiederbelebung das Werk glänzendes Zeugniß ablegt, auch sie erkennt als obersten Grundsatz an, daß in der Einheit das Verschiedenartige zusammenzufassen ist, daß sich die nach allen Richtungen hin pulsirende Bewegung immer durch ein festes, organisches Gesetz beherrscht zeigen muß.‘ [1]

Im Frühjahr des folgenden Jahres (1859) sah sich Reichensperger im Abgeordnetenhause genöthigt, den bis dahin stets unbemängelt gebliebenen Staatsbeitrag von 50 000 Thalern für den Dombau gegen den Abgeordneten v. Vincke zu vertheidigen. Anläßlich der Debatte über die Ausgaben für Kunst und Wissenschaft am 18. April hatte Reichensperger der Regierung Dank ausgesprochen für die Förderung des Dombaues und ihr empfohlen, die Kunstschüler mehr im Inland als im Ausland ihre Studienreisen machen zu lassen. Abgeordneter v. Vincke begrüßte ‚das verehrte Mitglied für den Landkreis Köln mit Freuden diesseits der Berge‘ und stellte dann die Behauptung auf, daß ‚die Stadt Köln verhältnißmäßig das wenigste für den Dombau thue‘. Nachdem v. Ammon den Vorwurf Vinckes widerlegt, wies Reichensperger noch darauf hin, daß die Opferwilligkeit der Kölner auch noch durch die übrigen zahlreichen Denkmäler der Stadt stark in Anspruch genommen werde, für deren Erhaltung verhältnißmäßig nur Geringes seitens der Staatsregierung geschehe [2].

Bei der Discussion über den Staatshaushalt kam auch die Frage nach Erbauung eines neuen Landtagshauses zur Sprache. Reichensperger gab bei

[1] Verhandlungen der zehnten Generalversammlung der kathol. Vereine Deutschlands (Köln 1859) S. 238.

[2] Vgl. Köln. Domblatt 1859, Nr. 170. 171. 172, und Zur Geschichte des Dombaues S. 45.

dieser Gelegenheit der Hoffnung Ausdruck, ‚daß das Gebäude in seiner äußern Erscheinung das germanische Gepräge an sich tragen werde, daß jenes Gemisch von Griechenthum, Römerthum, Italienerthum und Franzosenthum ihm fernbleiben wird, welches wir leider an unsern meisten öffentlichen Gebäuden wahrnehmen‘ [1].

Bald nachher ernannte der Vorstand des Germanischen Museums zu Nürnberg Reichensperger in Anerkennung seiner Leistungen auf dem Gebiete der germanischen Kunst zum Mitglied des Gelehrtenausschusses.

Da Reichensperger in den Jahren 1856 und 1857 eine ‚Einsalzung‘ im Seebad Blankenberghe sehr gut bekommen war, lenkte er im August 1858 wie auch in den beiden folgenden Jahren wiederum seine Schritte dorthin und verband damit jedesmal eine Studienreise durch das an Kunstwerken so reiche Belgien; er verkehrte dort hauptsächlich mit Bethune und Schollaert. Eingehende Studien wurden namentlich in Brügge gemacht, welches geradezu ‚unerschöpflich an Mustern für die Reproduction der Civilgotik ist‘. Besondern Verdruß verursachte ihm in Belgien das Küsterunwesen, durch welches die kirchlichen Kunstdenkmäler von dieser Menschenklasse in der unwürdigsten Weise ausgebeutet wurden. Um Mißbräuchen dieser Art zu steuern, vertrat er die Zweckmäßigkeit der Gründung eines Küsterordens.

Seine Reisen nach Berlin pflegte Reichensperger stets zu Abstechern nach kunstgeschichtlich merkwürdigen Orten zu benutzen. In der preußischen Hauptstadt selbst besuchte er fleißig die Museen und zeigte für alles auf die Kunst sich Beziehende das lebhafteste Interesse. ‚Am 11. Februar 1860‘, meldet sein Tagebuch, ‚in der Ausstellung bei Sachse. Jeanne la Folle von Gallait gesehen. Theatereffect à la Victor Hugo. Ein Wahnsinniger in Verzweiflung auf einen Leichnam sich beugend — prachtvolle Gewandstücke, Möbelluxus. Alles auf einen durchbissenen Gaumen berechnet. — Bei v. Savigny vierzehn Photographien von den Stationen des Bildhauers Galli in Rom gesehen: lebendige Antike — edle Einfachheit ohne die scharfe Charakterisirung und Individualisirung der mittelalterlichen Kunstwerke. — 4. April. Waagen theilte mir eben mit, daß Kaulbach für seine Malereien im Treppenhaus des Museums in Summa 200 000 Thaler erhalten hat. Höchstens ein Zehntel hat er selbst gemalt, obgleich sein Vertrag ihn zur Ausführung alles Wesentlichen verpflichtete. Herr v. Olfers hat es abgelehnt, durch Anbringung eiserner Galerien das Beschauen der Bilder möglich zu machen.

[1] Siehe Organ für christl. Kunst 1859, S. 79—80. Damals sprach Reichensperger auch für eine bessere Dotirung der Berliner Bibliothek; am 15. April 1860 verbreitete er sich über die Mängel der Ausbildung der Architekten.

Das Mittelmäßige im Museum überwuchert mehr und mehr das ausgezeichnet Meisterhafte. — England besitzt die kostbarsten Perlen der Malerei in seinen Museen und Cabinetten — und wie malen seine Künstler!! — Die Landpfarrer sollten Vereine zur Erhaltung resp. Wiederherstellung der Wegekreuze und Heiligenhäuschen bilden. Die Wegebaumeister und ihre Vorgesetzten glauben meist, das Kreuz sei veraltet, — das Volk aber findet nach wie vor seinen Trost darin.'

Im Laufe des Jahres 1860 veröffentlichte Reichensperger eine dritte Auflage seiner Schrift ‚Die christlich-germanische Baukunst und ihr Verhältniß zur Gegenwart'. Er hatte eine gründliche Umarbeitung vorgenommen und viele Zusätze gemacht. In der Vorrede berührte er mehrere ungerechte ‚Kritiken', namentlich den Angriff, welchen das ‚Deutsche Kunstblatt' gegen seine ‚Vermischten Schriften' gerichtet, und schloß daran eine Erklärung über sein Verhältniß zur nichtgotischen Kunst [1]. Außerdem gedachte er mit warmen Worten der Verdienste von Boisserée und Görres um den Kölner Dom: ‚Vor etwa einem halben Jahrhundert, als der schwerste politische Druck auf der deutschen Nation lastete, war eine Anzahl ihrer edelsten Söhne bemüht, das Feuer der sogen. Romantik zu hüten und zu nähren, in welcher alle Elemente der Kunst ineinander schmolzen; dadurch, daß unser Sulpiz Boisserée vor der Befreiungsschlacht den Dom zu Köln in der Idee vollendete, war gewissermaßen das erste Wort des Aufrufs gesprochen, welches nach derselben Joseph Görres in seinem ‚Rheinischen Merkur' erließ, woran sich dann endlich die That des wirklichen Fortbaues reihte.' [2]

Eine besondere Bedeutung besitzt die dritte Auflage der ‚Christlich-germanischen Baukunst' dadurch, daß in derselben die Beziehungen der gotischen Architektur zum praktischen Leben der Gegenwart in umfassendster Weise dargelegt sind. ‚Man kann wohl sagen,' schrieb Franz Bock, ‚daß das socialpolitische Moment in der neuen Auflage dem ästhetischen geradezu die Wage hält. Nur ein praktischer, eine Reihe von Jahren hindurch in der Schule großer Erfahrungen gebildeter Politiker, der zugleich als Jurist thätig ist, konnte dem Gegenstande gewisse Seiten abgewinnen, durch welche das fragliche Buch sich in hervorragender Weise vor andern verwandten Inhalts auszeichnet. Die Beziehungen der immer tiefer in die Zeitbewegung eingreifenden, auf die Wiederbelebung der echt christlichen Kunst gerichteten Bestrebungen zur Cultur- und Staatengeschichte sind in prägnanter, aber darum nicht weniger umfassenden

[1] Hierauf werde ich noch später im zehnten Kapitel zurückkommen.

[2] Die herrlichen Worte von Görres sind dieser dritten Auflage als Anhang (S. 125 f.) beigegeben.

Weise angedeutet als die Ergebnisse der Parteikämpfe der unmittelbaren Gegenwart. Wir glauben nicht zu weit zu gehen, wenn wir sagen, daß selbst der Staatsmann von Profession aus dieser Schrift nicht weniger Nutzen ziehen dürfte als auch Aesthetiker und Kunstgelehrte. Besonders beachtenswerth aber erscheinen uns die allerwärts eingestreuten Winke des Herrn Reichensperger da zu sein, wo das Alte mit dem Werdenden in schwerem Kampfe ringt, wo es sich um die Heranbildung einer neuen politischen Organisation handelt, welche ebensoweit vom centralisirenden Absolutismus wie von zusammenhangsloser Selbstregierung bleiben, das geschichtliche Recht mit den unabweisbaren Anforderungen der Gegenwart ausgleichen soll.‘

Bock stimmt besonders zwei Aussprüchen Reichenspergers vollkommen bei. Zunächst der schönen Stelle, an welcher derselbe die Bedeutung der Wiederbelebung der christlichen Kunst mit folgenden Worten betont: ‚Die Kunst, die höchste und allgemeinste Sprache, ist, wie überhaupt alle Sprache, ein in die Sichtbarkeit tretendes Geistesleben, ein Ausstrahlen des Geistes, welches je nach dem Standpunkte, welchen seine Träger einnehmen, belebend und veredelnd oder aber verwirrend und umnebelnd auf dieselben zurückfällt. Der Zustand der Künste ist aber auch nicht bloß ein Symptom des jedesmaligen geselligen Zustandes; es besteht vielmehr eine Wechselwirkung ins Unendliche zwischen ihnen, so daß man kaum zu sagen vermag, auf welcher Seite das Bedingte und auf welcher das Bedingende ist.‘ Nicht minder wahr ist es, wenn Reichensperger weiterhin schreibt: ‚Es ist fürwahr hohe Zeit, eine ernste Gewissenserforschung darüber anzustellen, in welcher Art wir bisher der Pflege der Kunst, im weitesten Sinne des Wortes, obgelegen haben. Als Gesamtresultat wird sich leider ergeben, daß die individuellen Anflüge der Laune, die schimmernde, nur auf die Einbildungskraft und die Sinne speculirende Chimäre, die durch bloßen Darstellungsreiz kitzelnde Improvisation auf dem großen Markte die unbedingte Herrschaft üben, daß der nachhaltige auf tiefer Ueberzeugung begründete Wille, die Lust und die Kraft, für eine Idee ein Opfer darzubringen, daß alle die strengen Tugenden, wie die schweren Arbeiten des Geistes, auf welchen allein ein Volk sich aufbauen kann, nur allzu seltene Erscheinungen geworden oder doch überfluthet sind von jenem Thun und Treiben, das in der nächsten Minute schon eitel Schaum und Dunst ist. Die Lage ist gewiß kritisch genug, um die noch aufrecht stehenden Gewalten zu einem Eingehen zu veranlassen; große Interessen und Schätze, vor allem aber der Verstand und die sittliche Energie der Völker stehen auf dem Spiele. Bis jetzt haben weder die Kritik noch die öffentliche Meinung noch auch der Staat ihre Schuldigkeit gethan; jeder Theil hat vielmehr das Seinige zur Entthronung der Principien beigetragen. Niemals, wir wiederholen es, ist es zu spät, der Profanation der

Intelligenz entgegenzutreten und dem Verfalle zu steuern; vor allem aber müssen die Wunden bloßgelegt, die eigentlichen Sitze des Uebels erkannt werden. Weit entfernt, daß es zu spät sei, sieht man sogar vielfache Symptome einer heilsamen Reaction hervortreten, die nur aus allen Kräften zu fördern und zu unterstützen ist. Namentlich in Frankreich, von wo das Uebel zumeist ausgegangen, scheint die Einsicht in die wahren Ursachen der politischen Impotenz, welche durch so viele Anstrengungen und Revolutionen nur den Absolutismus zuwege zu bringen vermocht hat, sowie überhaupt die Degradation des öffentlichen Geistes, immer mehr Boden zu gewinnen. Wenn im Beginne dieses Jahrhunderts von Chateaubriand für die „gebildeten" Kreise sozusagen die Entdeckung gemacht werden mußte, daß das Christenthum Großes und Herrliches in der Vergangenheit gegründet hat, so wird hoffentlich die zweite Hälfte des Jahrhunderts die Belehrung bringen, daß auch die Zukunft nur auf demselben aufgebaut und darin eine Gewähr finden kann. Solche Betrachtungen sind keine Digression von unserem Thema. Die Wissenschaft des Schönen muß mit der Liebe zum Wahren Hand in Hand gehen, wenn eigentliche Thaten sich ergeben sollen, worauf es vor allem anzukommen scheint. Gerade das Ignoriren dieses Zusammenhanges ist eine der tiefsten Wurzeln der ästhetischen Verkommenheit, und es kann darauf nicht oft und eindringlich genug hingewiesen werden.'

An diese Worte anknüpfend und auf den Anhang der Reichensperger-schen Schrift verweisend legt Bock dar, wie der Restauration unserer christlichen nationalen Kunst gewissermaßen providentiell allmählich die Wege gebahnt worden seien. ‚Betrachtet man aufmerksamer, wie zuerst auf deutschem Boden im Beginne dieses Jahrhunderts hervorragende Geister, wie Goethe, v. Schlegel u. a., der so lange verkannten nationalen Kunstweise in der Literatur anfingen wieder gerecht zu werden; rechnet man hierzu, wie ferner in den zwanziger Jahren Görres und seine Strebensgenossen dem ersten unscheinbaren Wiedererwachen der christlichen Kunst in Wort und That Vorschub leisteten; überschaut man endlich, wie in den letzten Decennien durch die Arbeiten eines Sulpiz Boisserée, Heideloff, Kallenbach, Kugler, Schnaase auf theoretischem wie auf praktischem Gebiet der Regenerirung christlicher Kunst mächtige und nachhaltige Impulse gegeben wurden: so überzeugt man sich, daß die frohe Zuversicht auf den endlichen Sieg der christlich-germanischen Formen, die sich wie ein Purpurfaden durch die letztgedachte Schrift des rheinischen Vorkämpfers der Gotik hindurchzieht, nicht auf leeren Illusionen beruhe, sondern in den Ueberzeugungen und Bedürfnissen der Gegenwart eine tief begründete Hinterlage habe. Wir stimmen der Ansicht unseres Verfassers vollkommen bei, wenn er im Hinblick auf die überraschenden Resultate, die in den letzten Jahren in

England, Frankreich und Deutschland, wissenschaftlich und praktisch in allen Abzweigungen der christlichen Kunst gewonnen worden sind, die Zeiten nicht mehr fern hält, in welchen das Studium der nationalen Kunst der christlichen Vorzeit auch von den Staatsbehörden wieder gefördert, desgleichen von seiten der Akademien und gelehrten Bildungsinstitute nicht mehr so vornehm beiseite geschoben werden wird, wie das noch vor wenigen Jahren üblich war.' [1]

Bald nach Veröffentlichung der erwähnten Arbeit ernannte die Akademie zu Münster Reichensperger zum Ehrendoctor. ‚Es ist', schrieb er an Montalembert, ‚vielleicht ein bemerkenswerthes Unicum, daß eine deutsche Akademie den Bestrebungen für die Wiederbelebung der christlichen Kunst des Mittelalters ihre Anerkennung zu theil werden läßt. Unsere gelehrten Körperschaften pflegten dieselbe bisheran unter ihrer Würde zu halten.'

Da Reichensperger 1860—1862 stark durch die Politik in Anspruch genommen war, kann es nicht wundernehmen, daß die genannten Jahre verhältnißmäßig wenige kunstgeschichtliche Aufsätze aus seiner Feder aufweisen. Welch großen Platz aber nach wie vor die Kunst in seinem Geiste einnahm, beweisen seine Tagebücher. Eine Anzahl der hier niedergelegten Bemerkungen verdient der Vergessenheit entrissen zu werden.

‚Vor einigen Tagen in der Zauberoper „Flick und Flock" gewesen: prachtvolle Scenerien und Decorationsapparat — höherer Kunstschwindel, geeignet, den Sinn für das einfach Bedeutungsvolle mehr und mehr abzustumpfen. — Ausstellung des Modells für das Berliner Rathhaus: glatte, ordinäre Arbeit, allerhand durcheinander, kein Profil charakteristisch und richtig, die höchste Monotonie. — Bei Sachse Ausstellung eines Gemäldes von Wider, bestellt nach der Skizze in Rom durch Friedrich Wilhelm IV.; steht in der Mitte zwischen Historie und Genre. In jeder Hinsicht vortrefflich; maßhaltende Charakteristik, Farben- und Gruppenharmonie selbst nicht durch moderne, an sich sehr unschöne Costüme gestört. — Das Monument Friedrichs II. unter den Linden ist ein klassischer Zopf, übrigens technisch ein Meisterstück.'

‚Die Berliner Schönbaukunst steht ungefähr auf der Höhe jener Elegants, welche den Mangel eines präsentabeln Hemdes durch Chemisettchen und Vatermörder aus Perkal ersetzen, das Halstuch durch ein auf Steifleinen gezogenes Stückchen Atlas und mit einer Busennadel von böhmischem Glas. Die moderne Architektur gibt keine Gedanken, sondern nur Rücksichten kund: Rücksichten auf den Geldbeutel des Bauherrn, auf den ersten Eindruck, die Mode, die Polizei u. s. w.'

---

[1] Fr. Bock, Die Schriften Reichenspergers (Wien 1860) S. 10—15.

‚Ein Volk, welches sich nicht in seiner Geschichte und deren Denkmälern ehrt, ist wie ein Bau ohne Fundament auf Flugsand gebaut. — Es wäre sehr interessant, einmal photographische Abbildungen der bessern pompejanischen Wandgemälde, der Vasenbilder und des Parthenonfrieses neben Zeichnungen Genellis zu sehen, und es würde sich da sehr bald herausstellen, daß die geistreichste Erfindung und das tiefste Studium nicht das zu ersetzen vermögen, was die antike Kunst in so wunderbarer Weise in sich zu vereinigen wußte: Schönheit der Form, Reinheit der Empfindung und naive, durch keine Reflexion getrübte Phantasie. — Sage mir, wie du baust, und ich sage dir, wie du lebst. — Der Kunstnaturalismus dreht sich im Zirkel, er geht von den geschaffenen Dingen aus, um immer wieder auf dieselben zurückzukommen. — Als die Technik des Mittelalters nicht mehr vorhielt, um die innere Leere der Renaissance zu bedecken, mochte der Naturalismus doch wohl fühlen, daß zur Kunst noch ein anderweites Ingrediens gehöre, und so griff er denn nach dem Pathos, das nothwendig ein falsches sein mußte, d. h. Schwulst. Durch Uebertreibung in den Gebärden und Draperien, durch die in der Luft Purzelbäume schlagenden Engel, durch blendende Effecte u. s. w. suchte man den Andächtigen beizubringen, daß es sich hier um etwas Höheres handle als draußen im Leben, bis endlich der vollendete Theaterspuk Herr ward. Wie in Italien Michelangelo, so hat in den Niederlanden Rubens das Signal, den Hauptimpuls zur Vertreibung der heiligen Kunst gegeben [1]. Ersterer war aber doch auch zugleich Architekt, während letzterer alles lediglich malerisch behandelt. Rubens ist der intellectuelle Autor der famosen Zopfkanzeln, Beichtstühle mit all dem aufgedunsenen, verdrehten, babylonisch durcheinander gewirrten Kram, an welchem nur noch die Leichtigkeit des Materials und die Freigebigkeit der Donatoren Anerkennung verdient. — In belgischen Kirchen (Ostende) hat man die Muttergottes von Salette mit den beiden Hirtenkindern möglichst au naturel, in Lüttich sogar mit veritabeln Kleidern, auf die Altäre gestellt! — Auch das gelehrteste Buch mußte früher seine künstlerische Zuthat haben, selbst Reisebücher nicht ausgenommen. — Fortschrittsgotik: haarsträubende Proben namentlich in Belgien, mittelalterliche und antike Motive, beide unverstanden und unverdaut neben- und durcheinander, Holz und Marmor combinirt — Gußeisen — Elfenbeinmasse u. s. w. Die Modellgotik ist ebenso verwerflich wie die Modeantike. — Der Theaterdecorationsmaler Gropius ist der Herodot der hiesigen jungen Architektenwelt. Was er bei den Alten und Neuern gesehen und für die Oper zurecht gemacht hat, das übertragen sie in

---

[1] Daß ich diesem Urtheil nicht beistimmen kann, ist vielleicht nicht überflüssig zu betonen.

die Straßen Berlins. Ihre Werke müssen wie Eis und frappirter Champagner gleich genossen werden, denn die Weihe des Alters wird ihnen nie zu theil. Man sieht ordentlich, wie nach einem Theatereffect gehascht ist und da Gips, Gußeisen, Zink und Oelfarbe keine allzu kostspieligen Artikel sind und sich leicht den Gedanken fügen, so geräth der Versuch zuweilen gar nicht übel. Das Material eignet sich in der That sehr für den herrschenden Conditorei-Stil. Man darf aber keine Thüre hart zuschlagen, sonst fällt die Herrlichkeit herab. Gegen das Frühjahr zu erheben sich in allen Straßen mächtige Gerüste, um die durch Thürzuschlagen (wogegen allerwärts durch Schilde gewarnt wird) sowie durch Wind und Wetter entstandenen Schäden durch neue Aufschmierung von Pflastern zu heilen, den mythologischen Figuren neue Arme oder doch Finger anzusetzen u. s. w. Daß hier die Polizei nicht eingreift, um die Vorübergehenden zu schützen!'

Aufs freudigste begrüßte Reichensperger die 1860 bei Veit in Leipzig anonym erschienene Schrift: ‚Redende Bilder. Ein Traum.' ‚Wie weiland', urtheilte er, ‚des unsterblichen Frankfurter Herrn Piepmeyer Humor auf dem so trostlosen politischen Gebiete dem aufgeklärten höhern Philisterium als Gegengift administrirt ward, so wird hier der moderne ästhetische Schwindel in die Lauge des Witzes untergetaucht und lächelnden Mundes manche einschneidende Wahrheit gepredigt.'

Im Sommer empfahl er im ‚Organ für christliche Kunst' sehr warm die Aufforderung zu außergewöhnlicher Beihilfe am Dombau: ‚Glaube nur niemand, daß es gerade seiner Beihilfe nicht bedürfe, sondern thue jeder für sich und in seinem Kreise, was er füglich zu thun vermag, und der Erfolg wird fürderhin nicht zweifelhaft sein.'

Der 29. Juni 1860 ward für Reichensperger ein besonderer Freudentag: konnte er doch an demselben seinen Freund Montalembert, mit dem er seit 1847 im engsten brieflichen Verkehr stand, in Köln begrüßen und ‚durch nichts gehemmt, seinen innersten Gefühlen und Gedanken vor dem theuern Freunde Ausdruck geben'[1]. Daß die Kunst dabei eine Hauptrolle spielte, verstand sich fast von selbst. ‚Montalembert hat', schrieb Reichensperger in sein Tagebuch, ‚mehr den germanischen als den französischen Typus; spricht weder brillant noch hinreißend, sondern durchweg ruhig, aber sehr bestimmt. Er corrigirte hier sechs Druckbogen seiner „Mönche des Abendlandes", schrieb viele Briefe, ist überhaupt sehr thätig, scheint weniger geneigt, in die Gedanken anderer einzugehen, ist aber in seinem Benehmen einfach und freundlich. Seine Tochter Katharina hat viel Aehnlichkeit mit ihrer Schwester Elisabeth (jetzigen Vi-

[1] Vgl. oben S. 409.

comtesse de Meaux), welche vor zwei Jahren mit ihrer Mutter mich hier besuchte, ist sehr lebhaft und intelligent. Die Mutter sehr energisch. Ich hatte mir den Grafen mehr emporté, überhaupt brillanter in seiner ganzen Erscheinung gedacht; jedoch ist er einer der geistig hervorragendsten Menschen, die ich je gesprochen habe.'

Nach der Abreise Montalemberts traf am 2. Juli Beresford Hope mit Familie ein. ,Er ist sehr gesprächig und gutmüthig, formlos, sogar etwas ans Barocke streifend', schreibt Reichensperger. ,Seine Frau (geborene Cecil), sehr bestimmt und willenskräftig, ohne allen äußern Anstrich des high life, stimmte mit mir in der Verurtheilung der italienischen Politik Englands überein. Alle geben Lord Palmerston preis. Eingehende Gespräche über Kunst.'

,Seitdem wir uns in Bonn trennten,' schrieb Montalembert am 22. August 1860, ,habe ich nicht aufgehört, mit innigster Dankbarkeit der so freundschaftlichen Aufnahme, die wir bei Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin in Köln fanden, und des vollen Einverständnisses zu gedenken, das zwischen uns während der nur zu kurzen Stunden unseres Zusammenseins herrschte.'

Montalembert wurde bald nachher durch ein kaiserliches Decret vom 15. December 1860 seiner Function als Mitglied der Commission der geschichtlichen Denkmäler enthoben. Reichensperger hatte kaum die Kunde von diesem Vorfall erhalten, als er auch schon zur Vertheidigung seines Freundes einen geharnischten Artikel im ,Organ für christliche Kunst' veröffentlichte. ,Die im Jahre 1833 unter dem Ministerium Guizots gegründete Commission für Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler', so führte er hier aus, ,war unter anderem mit der Vertheilung der zum Zwecke der Unterhaltung der Monumente seitens des Staates bewilligten Summen betraut und bildete überhaupt gewissermaßen den Hohen Rath für alles, was auf die historischen Denkmäler im weitesten Sinne des Wortes Bezug hat. Seit der Errichtung der Commission war Graf Montalembert eine ihrer Hauptzierden gewesen, und noch am Tage vor dem Erscheinen des gedachten Decretes hatte das „Journal des Débats" ihn als denjenigen Mann bezeichnet, welcher am meisten für die Wiederbelebung der mittelalterlichen Kunst gethan habe. Seine Absetzung ist aber um so charakteristischer, als eben erst durch die Circulare des Ministers Persigny eine neue Aera im Sinne des Liberalismus und der Versöhnung in Aussicht gestellt worden war. Unter dem „Nachfolger Karls des Großen und des hl. Ludwig" ist und bleibt danach, wie es scheint, die politische Schmiegsamkeit, die unbedingte Hingabe an die Staatsomnipotenz die unerläßliche Grundbedingung jeder öffentlichen Stellung, selbst auf dem Gebiete der Kunst und der Archäologie. Zu allem Glücke erstreckt sich

indessen die kaiserliche Allmacht doch nicht so weit, daß sie die Wirksamkeit solcher Männer, wie Graf Montalembert, nach Belieben annulliren könnte. Sein letztes Werk noch: „Die Mönche des Abendlandes", eine der glänzendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neuern Literatur, hat in Bezug auf die Würdigung der Erzeugnisse des christlichen Mittelalters sowie seines Geistes und Lebens im allgemeinen für sich allein wieder mehr geleistet, als die privilegirte Staats-Historiographie und -Publicistik jemals wird leisten können. Wie sehr auch der Kampf für die Wahrheit erschwert werden möge, sie wird sich dennoch Bahn brechen, wenn anders ihre Verfechter unbeirrt durch alle Wechselfälle muthig ausdauern, des Spruches eingedenk: Traget Holz und lasset Gott kochen.'

Wie früher, so widmete Reichensperger auch im Jahre 1861 die freien Stunden seines Berliner Aufenthaltes eingehenden Kunststudien. Zum 12. April verzeichnet z. B. das Tagebuch: ‚Im Kupferstich-Cabinet gewesen, wo Director Hotho mir sehr freundlich zur Hand ging. Ein vollständiger Rembrandt neuerdings für 11 000 Thaler acquirirt. Das sogen. Hundertguldenblatt („Christus die Kranken heilend") in einem vorzüglichen Abdruck. Rembrandt versteht man erst aus solchen Abdrücken, da der Totaleffect und die kleinsten Finessen zusammen sein Wesen ausmachen, beide aber durch schlechte Abdrücke nicht erkennbar sind. Das Blatt „Der barmherzige Samariter" überaus zart und ideal. Rembrandt hat für religiöse Gegenstände tiefes Gefühl gehabt. Seine Porträts und seine alttestamentlichen Darstellungen das Beste.' [1]

‚Einen strahlenden Abglanz der frühern Herrlichkeit sah ich bei Waagen in den trefflichen Photographien von Fierlants. In diesen van Eyck, Memling, Schorel, Mostaert: Idealität mit Gemüthstiefe und feinster, eingehendster Individualisirung — Stilisirung — Correctheit — Andacht ohne Kopfhängerei, kein abstractes Wesen, keine Effecthascherei — Blüthezeit der wechselseitigen Durchdringung des christlichen und des germanischen Elements.'

‚26. April. Abends bei Bildhauer Drake. Photographien seiner Werke gesehen. Er weiß die Antike trefflich zu realisiren, ihr das Kalte, Fremdartige zu nehmen, dem Gedanken einen möglichst einfachen, plastischen Ausdruck zu geben, die modernen Costüme zu idealisiren. Für Amerika wäre er der Repräsentant des dort möglichen Idealismus — sein Wesen freundlich und ohne Anmaßung und Affectation.'

---

[1] Die weitern Bemerkungen Reichenspergers hier anzuführen, verbietet der zur Verfügung stehende Raum.

Am 19. Mai begab sich Reichensperger nach Dresden zu Maler Karl Andreae und besuchte von dort aus Meißen. Im Dresdener Museum bewunderte er neben Raphael besonders die Spanier. Die modernen Bilder erschienen ihm dagegen ,todmatt trotz aller efforts, stumpfe Farben. Herrliche Ruisdael, Mieris, Ostade, van der Neer. Welche Intensität und welcher Glanz der Farben! Sorgsamstes Eingehen in das Wesen der Natur. Holbeins Madonna nicht so tief empfunden und naiv wie Memling. Canaletto: nichts von Zopf — frischeste Auffassung und kräftigste Darstellung, technisch meisterhaft; Leichtigkeit, Kraft, Wahrheit! Pastellmalerei so recht ein Abbild des Wesens der Zopfzeit, parfümirt ohne Saft und Kraft, oberflächlich, blasirt. Ein wahres Pastellideal: La belle chocoladière von Liotard († 1789). So etwas lasse ich mir gern gefallen. — Miserable kleine Gipsreliefs zur Ausstattung der untern Halle des Museums. In den obern Gang ist von einem akademischen Kunstpotentaten (Hübner) vorgeschlagen, an dem einen Ende eine Madonna, an der entgegengesetzten Schlußwand eine nackte Venus zu malen, um allen Geschmäckern Rechnung zu tragen, dem Christenthum und dem Heidenthum, dem Geist und dem Fleisch „gerecht" zu sein. — Die beiden Pole!'

,Die Architektur reflectirt die politische Tendenz der Gleichmacherei, alles historisch Ausgeprägte in einen Bildungsbrei aufgehen zu lassen und die sogen. Errungenschaften der Gegenwart hineinzurühren. Wie alles aus dem Urschleim stammt, so wird es sich auch wieder auf Urschleim reduciren, und die Archäologen der Zukunft werden nichts auszugraben finden. — Die Hauptfrage bleibt immer: Durchdringt die Kunst das Leben des Volkes? Alles Symptomatische bis zu den Berliner beweglichen Blechblumen ist in dieser Hinsicht zu constatiren. Solange die Künstler nach allen Richtungen herumtappen, jeder sich seinen Stil macht (wie jeder seine Moral und seine Religion), wird das Leben sich nicht an ihnen orientiren.'

,Die heutige Kunst, in specie die Düsseldorfer, sündigt durch das Zuviel. Man sieht nicht mehr die gestaltende Hand in den Sachen. Die Oelmalerei wird durch ihre Geleckheit zur Porzellanmalerei. Der Charakter verschwindet hinter der Geleckheit. Die Düsseldorfer Künstler mit ihrer flachen Porzellanmalerei verkennen den strengen Ernst und entbehren der Scheu vor dem Heiligen, die sich in der echt christlichen Kunst kundgeben[1]. Und doch haben sie in der Rambourschen Sammlung die trefflichsten Vorbilder in nächster Nähe, freilich nicht vor Augen. — Unsere heutigen Monumentalbauten fallen meist selbst gegenüber der

[1] Obiges Urtheil vermag ich nicht zu theilen.

Großartigkeit und gediegenen Pracht der Rococobauten (Zwinger in Dresden) ab.'

‚Steinles Bilder im Kölner Museum gesehen: Klarheit, Einfachheit, Reichthum, Individualität; jeder Strich in voller Sachkenntniß und mit klarem Bewußtsein des Warum. Gedankenvoll. Mit wenigen Mitteln vieles ausgedrückt. Meines Erachtens das Beste von moderner monumentaler Kunst.'

Von Ostende, wo Reichensperger viel mit Professor Phillips[1] verkehrte, begab er sich Mitte August nach Antwerpen zu dem dort stattfindenden Kunstcongresse. Er traf dort mit seinen Freunden Alberdingk Thijm, Bethune, Cuypers und Weale zusammen. Die dritte Section des Congresses erwählte ihn zum Vicepräsidenten. ‚Die gotische Richtung überwog. Ich hielt einen sehr lebhaft applaudirten Vortrag über das, was der Kunst noth thut, unter anderem Herstellung der Hierarchie der Architektur principiell — echt — national, christlich: Ego sum via, vita, veritas. Mein Vorschlag, die Meisterschulen der Akademien zu substituiren, ging in gemilderter Fassung durch. Im Congreß suchte Wagner (Freimaurer, Schlaukopf) die Gotiker zu persifliren; ich stellte ihn darauf als einen geschickten Caricaturisten hin und ward wieder lebhaft beklatscht. Ich sah wieder so recht, welch wichtige Rolle der Zufall in meinem Leben spielt. Wäre alles nach meinem ursprünglichen Sinn gegangen, so wäre ich wahrscheinlich unbemerkt geblieben. Den rothen Exdeputirten Madier de Montjau kennen gelernt, einen überaus irritabeln Republikaner, unversöhnlichen Feind Napoleons, der weder Guillotine noch Krieg haben zu wollen vorgibt und an die humanité resp. fraternité absolue glaubt. Seine Beredsamkeit ist von epileptischem Genre.'

‚Chapelle des Ducs de Borgogne gesehen: eine wahre Perle; die Deckenmalerei und die gemalten Fenster ein Muster der Gattung. Von dort zur Riesenprocession: prachtvoll und humoristisch mit traditionellem, echt volksthümlichem Charakter, der dem Kölner Carneval zu sehr abgeht.'

‚In der Kathedrale fast alles Neue schlecht, in specie eine Balustrade zum Einschluß des Chores.'

‚In Ostende den Professor Forchhammer aus Kiel kennen gelernt; er will mir seine Broschüre über die Gotik schicken, desgleichen öfter mit A. Achenbach zusammen: derber, frischer Menschenverstand in seinen Urtheilen; er hält auch wenig auf die neuere Malerei im Vergleich zu der ältern. Professor Floß und Krementz gleichfalls in Ostende.'

---

[1] ‚Phillips', heißt es im Tagebuch, ‚ist etwas zu schwarzseherisch; er hat aber auch viel erdulbet.'

‚Jede Kunstgattung hat ihre natürlichen Grenzen, in deren Verkennung der Hauptgrund des heutigen Verfalls liegt. Der Kupferstecher soll nicht malen, der Steindrucker nicht Kupferstecher sein wollen, der Holzschnitzer dem Steinmetzen nicht ins Gehege gehen wollen u. s. w.‘

‚Im Mittelalter war die corporative Selbständigkeit das Salz aller Institutionen.‘

Der October führte Reichensperger nach Königsberg zur Krönung König Wilhelms I.[1]

‚Das Herz der Stadt‘, berichtete er, ‚ist malerisch und nicht ohne Würde. Die neue Kirche von Schinkel ist eine vermehrte Ausgabe der Werderschen zu Berlin: Conditorgotik. Im Dom eine Menge von herrlichen

[1] ‚Die Feier‘, schrieb er am 18. October 1861, ‚war großartig und angemessen feierlich, nur die Prädicanten mit ihren rothen Adlerorden vierter Klasse auf den Talaren machten sozusagen ein schwarzes Loch in die bunte Pracht; die Liturgie und die Rede des Hofpredigers Snethlage, der den Gegenstand durchaus nicht tiefer zu erfassen wußte, zogen die Feier auf die dürre Heide des Rationalismus bald mehr bald weniger herab. Man schloß sich an die Krönung von 1701 in allen Dingen möglichst an, und man that gewiß recht daran. Ein arger, aber vielleicht nur von Thimus bemerkter faux pas war, daß gerade im feierlichsten Moment die Melodie eines Requiem von Jomelli (am Stuttgarter Hof in der Mitte des vorigen Jahrhunderts) ertönte, und auf dem Schloßhof gab es zum Schluß ein förmliches Charivari, da verschiedene Militärmusikchöre von weit auseinander liegenden Stellen aus das nämliche Stück spielten, welches also zerrissen ans Ohr kam. Der König war sehr würdig, ja imposant. Die Königin sah leidend aus.

‚Die „Liberalen“ außer sich und nichts weniger als befriedigt mit der Krönungsfeier und in specie der Aeußerung des Königs, aus welcher deutlich hervortrat, daß der Krone möglichst der alte Glanz und die unbedingte Suprematie revindicirt werden solle. Die Verfassung begründet keine „neue Aera“, sie gehört zu den „zeitgemäßen Einrichtungen“, von welchen der König auf dem Schloßhofe sprach; die Kammern sind nicht Factoren der Staatsgewalt, sondern bloß „Rathgeber“, wie der König zu den Abgeordneten sagte; die alten Geschlechter und Namen sind der Schmuck des Thrones u. s. w. Die Königin hat sich ganz speciell um das Ceremoniell bekümmert und namentlich die Stellung der katholischen Prälaten gewahrt. Von ihr soll die liturgische Neuerung des Niederknieens der Prediger und demzufolge aller Anwesenden ausgegangen sein, wozu der Kronprinz sichtlich das Signal gab.

‚19. October. Die Autorität ist eine Forderung der Vernunft. Es liegt im Wesen und in der Natur des Geschöpfes, abhängig zu sein. Die höchste Freiheit besteht in der vollen, freiwilligen Abhängigkeit vom Willen Gottes bis in die Einzelheiten. Alle modernen Errungenschaften der Wissenschaft, Erfindungen u. s. w. werden, richtig aufgefaßt und angewandt, mithelfen zur Begründung der christlichen Universalmonarchie. Die Kirche hat vor keiner Wahrheit zurückzuschrecken, sondern nur deren Rangordnung fest im Auge zu behalten. Wenn eine Particularwissenschaft sich verirrt, wird sie endlich merken müssen, daß sie in einem Sumpf oder einer Sackgasse steckt.‘

alten Sachen, besonders Holzschnitzereien aus der gotischen und Renaissancezeit. Kolossales altes Triumphkreuz, herrlicher Kronleuchter aus Messing, musterhafter gotischer Bischofssitz. Menge von Predigerporträts. Auf der Spitze des Lettneraltares, in dessen Mittelnische Gottvater, das Porträt Luthers, welches zweifelsohne den dort befindlich gewesenen Heiligen Geist ersetzt hat.

‚29. October. Zurück von Königsberg.' Unter demselben Datum verzeichnet das Tagebuch ein bemerkenswerthes Urtheil über die bayrische Hauptstadt. ‚München ist ein schlechtes Lehrbuch der Kunstgeschichte en relief. Jeder Kunstgattung wird dort Gewalt angethan, Reminiscenzen aller Art sind durcheinander gewürfelt. In den Malereien von Heß in der Allerheiligenhofkirche finden sich, wie mir Ramboux mittheilte, Stücke aus Cimabue, Giotto, Michelangelo und Raphael in die Compositionen eingewoben.' [1]

‚Die einzige That des Kölner Dombaues wiegt alle Handbücher, Zeitschriften, Cursus und Examina auf. Und wer hat sie ausgeführt? Ein Schinkelianer und zwei unexaminirte Gehilfen und das Volk. — Was ist der Körper ohne die Seele, was die Seele ohne Gott? — Bei aller Kunstproduction muß man das Principielle und Technische wohl von demjenigen unterscheiden, was das Genie und der Geschmack hinzuthun.'

‚Wenn ich die Tagebücher von Varnhagen v. Ense lese, so kommt es mir dabei so vor, als sähe ich den Mann vor seinem Rasirspiegel sitzen und geistreiche Gesichter schneiden. Das Tagebuchschreiben führt leicht zu solcher Attitüde. Im übrigen doch interessante Aperçus und treffende Bemerkungen. Wirklicher Stoff für Geschichte. Er spricht unter anderem dem Protestantismus die Zeugungskraft ab, wenigstens habe der Katholicismus mehr Zukunft (I, 29). I, 27 über unser Kunstwesen.'

‚Martin Schön ist für die Zeichnung der deutsche Fiesole; er hatte einen viel feinern Schönheitssinn und weit mehr Idealität als Dürer,

[1] Die nächste Aufzeichnung stammt aus ‚Köln, 1. Januar 1862. Gestern besuchte mich, von Alberdingk Thijm empfohlen, Dom Antonio de Almeida aus Lissabon, angeblicher Enkel des Ministers Pombal. Er theilte mir den Plan mit, die katholischen Schriftsteller aller Länder zu vereinen, und zwar unter anderem jedes Jahr auf einem Congreß etwa zu Frankfurt. Das Project schien mir mindestens phantastisch; ich erklärte ihm, wir Germanen liebten nicht, uns den Franzosen ins Schlepptau zu hängen, was in solchem Falle wieder eintreten werde; er solle vorerst nur die romanischen Nationen ins Auge fassen, dieselben könnten dann ein Comité bilden, welches sich mit den Comités unserer katholischen Generalversammlungen in Verbindung setzen könne u. s. w. Der Vorschlag schien ihm einzuleuchten.'

der mit Mühe nach dem Erfolge ringen mußte; er war ein Handwerksmeister im edelsten Sinne des Wortes, dem es an Phantasie durchaus nicht fehlte.'

‚Aachen, 19. April. Mit Dr. Sträter die Suermondtschen Bilder gesehen. Mit Interesse lese ich Varnhagens Tagebücher; man sieht daraus so recht, wie bornirt geistreiche Leute sein können, die ohne feste Principien sind. Der Goethe-Cultus noch in voller Blüthe. Die Tagebücher mit allen ihren Lappalien sind wichtig für die Geschichtschreibung, da man nur so einen Blick in die Küche thun kann, besonders für die Charakteristik der damaligen Zeit. Varnhagen Ideal eines geistreichen Mannes, der alles liest, ohne sich damit zu nähren. Fanatischer Haß gegen alles Religiöse, alle Frommen, besonders die Katholiken. Unser Dombau liegt ihm besonders schwer im Magen, was sehr begreiflich ist, desgleichen die wiedereinzuführende Sonntagsfeier. Dafür Goethe-Cultus, Verherrlichung von Voltaire, Bruno Bauer, Bettina, Ronge.'

‚Das weitaus wichtigste Moment in dem ganzen Culturleben des Mittelalters, die Kirche, ist Herrn Giesebrecht offenbar nur eine historische Erscheinung, desgleichen auf dem Kunstgebiet Schnaase, Kugler u. s. w. — immer die Berliner Schule.'

3.

So sehr auch in der Folgezeit die Politik bei Reichensperger in den Vordergrund trat, so verlor er doch die Kunst keineswegs aus den Augen. Im Abgeordnetenhause hatte er schon am 15. April 1861 die enormen Ueberschreitungen des ursprünglichen Kostenanschlages bei Staatsbauten zur Sprache gebracht; er hatte daran kritische Bemerkungen geknüpft über die Mängel und Gebrechen der akademischen Bildung und Mittel und Wege zu deren Entfernung angedeutet. Handelsminister v. d. Heydt versprach, die Regierung werde soweit wie möglich darauf Rücksicht nehmen, daß die Wünsche des Redners erreicht würden.

Im folgenden Jahre trat Reichensperger am 28. Juli bei der Debatte über den Bau eines neuen Abgeordnetenhauses nachdrücklich für die Wahl des gotischen Stils in die Schranken, den er bereits früher schon deshalb empfohlen hatte, weil es sich um ein deutsches Parlament handle. In seiner Rede besprach er die Thatsache, daß Architekt Schmidt einen Preis für seinen Entwurf zum neuen Berliner Rathhause erhalten, daß man aber seinen Plan ‚in der Registratur des Akademiegebäudes beigesetzt habe'. Der Redner schloß mit einer pikanten Enthüllung: ‚Selbst in England hat sich noch in den letzten Jahren ein Gleiches zugetragen. Es sollte dort ein Ministerial-

gebäude gebaut werden; der Gotiker Scott hatte bei dem frühern Ministerium den Sieg davongetragen, aber Lord Palmerston hatte demnächst sich dagegen erklärt aus dem Grunde, weil die Gotik von den Jesuiten erfunden sei.' [1]

Der stenographische Bericht verzeichnet zu der Mittheilung über Palmerston, welche Reichensperger aus sehr guter Quelle zugekommen war, ‚Heiterkeit'. Als jedoch unser muthiger Redner ein halbes Jahr später von der Tribüne des Abgeordnetenhauses herab den niedrigen Stand der Kunst, namentlich der Baukunst, in Berlin den Bewohnern der Hauptstadt der ‚Intelligenz' vorhielt, ging ein Schrei der Entrüstung durch die dortige Tagespresse, welche allen Ernstes ultramontane jesuitische Hintergedanken witterte [2].

Während seines Berliner Aufenthaltes 1862 besuchte Reichensperger häufig seinen Freund Cornelius. ‚Cornelius', erzählt das Tagebuch, ‚fühlt sich hier als Künstler sehr allein. In den höhern Schichten würdigt ihn niemand. Seine beste Kraft leitet er aus seinem angeerbten Katholicismus her, der früher latent gewesen sei. In seiner Familie sei einer Jesuit, ein anderer Cistercienser, eine Tante Nonne, seine Mutter sei eine fromme Frau gewesen. — Das Mittelalter sei so durch und durch künstlerisch infolge seines Verwachsenseins mit der Kirche. Ohne Glauben keine Kunst. Der „dumme Spiritualismus" der Gegenwart biete dafür keinen Ersatz. Es fehle an Kraft und Saft. Er (Cornelius) wolle gegen die Canaille kämpfen, solange er noch Athem habe. Er meint, sie müßten seine Cartons doch noch malen lassen. Zuletzt umarmte er mich tief ergriffen. Unter anderem sagte er, für seine 1810 in Rom gefertigten Faustzeichnungen habe er nur 100 Friedrichsdor bekommen; auch die Nibelungen seien sehr gering honorirt worden.'

‚Auch für die Veduten gibt es einen großen Stil: Canaletto, Vernet. Desgleichen für Stillleben und Thierstücke (Snyders, Seghers).'

‚Der König von Preußen hat bei dem Bildhauer Wolff in Rom eine Psyche und eine Circe bestellt. Zwei Statuetten von Ed. Meyer in Rom, „Gebet" und „Unschuld", gingen unterwegs unter. Stets entweder heidnisch-mythologische, allegorische Persönlichkeiten oder Abstractionen. Und daran soll das Volk sich nähren!'

‚Im Museum: herrliche Stillleben von Pieter Nason und Willem van Aelst — wahrhaft idealistisch.'

---

[1] Vgl. Organ für christl. Kunst XI, 105; XII, 188 f.

[2] Näheres unten S. 548 f.

‚Kunstausstellung der Akademie. Schund comme à l'ordinaire. Die Berliner äffen die Franzosen nach. Jeden Sonntag drängt sich die Berliner Bevölkerung ins Museum — ihr Blick aber wird immer stumpfer.'

‚Cornelius erzählte mir, wie ihn der Primas Dalberg protegirt habe. Dalberg habe bei ihm eine heilige Familie bestellt, dieselbe aber zu heilig und streng gefunden; er habe ihm einen Engel von der verwaschensten Modesorte als Muster vorgehalten. Cornelius sprach seine entschiedene Absicht aus, den betretenen Weg nach der altdeutschen Kunst hin nicht zu verlassen, und büßte damit die Protection von Dalberg ein. Goethe wollte Cornelius von München nach Weimar ziehen. Goethe äußerte, die christliche Richtung sei doch so schlimm nicht, ihr habe man Dante, Shakespeare und Calderon zu verdanken.'

Am 29. August 1862 nahm Reichensperger auf Veranlassung einer von vielen Künstlern an das Abgeordnetenhaus gerichteten Petition um Unterstützung der Kunst von Staats wegen das Wort zu einer Rede, die großes Aufsehen erregte. Das Ansuchen der Künstler ging dahin, zur Förderung der vaterländischen Kunst die Summe von 150000 Thaler jährlich aus Staatsmitteln zu verwenden, und zwar zur Bildung einer Nationalgalerie und zur Ausführung monumentaler und für das öffentliche Leben bestimmter Kunstwerke, wobei jedoch die Architektur im voraus ausgeschlossen sein sollte. Die Abgeordneten Dr. Eberty und Professor Sybel unterstützten auf das lebhafteste den Antrag; nur Reichensperger sprach dagegen. Seine Rede war ‚ein Meisterstück von Geist, Klarheit und Sarkasmus'[1]. Er wies nach, daß der Weg, auf welchen die Künstler die Förderung ihrer Interessen hingeleitet sehen wollten, nicht der rechte sei; denn die Staatsgewalt könne höchstens eine Krücke bieten, indes nur durch die Mitwirkung der Gesamtheit, auf dem Boden eines gesunden Volkslebens, die Kunst blühen und gedeihen könne; durch solch eine bureaukratische Centralisation würde einzig die Mittelmäßigkeit cultivirt, und zwar mit preußischer Exclusivität. Er gebe vollkommen zu, daß die Kunst ebenso unentbehrlich sei wie die Wissenschaft; beide reflectiren die Wahrheit und dienen ihr, nur mit verschiedenen Mitteln. ‚Aber wenn der Staat die Wissenschaft cultivirt, Schulen, Universitäten u. s. w. errichtet, übernimmt er denn auch zugleich die Verpflichtung, dem Arzte seine Kranken und dem Advocaten Processe zu verschaffen? Die Kunst steht der Wissenschaft allerdings gleich; aber übernimmt der Staat denn auch die Verpflichtung, denjenigen Gelehrten, die Bücher schreiben, für welche sie keine Verleger finden, die Manuscripte abzukaufen, auf seine Kosten sie drucken und in öffentlichen Archiven und Bibliotheken unterbringen zu lassen?' Der

[1] Hist.-polit. Bl. LII, 499—591; vgl. auch Domblatt Nr. 218.

Staat müsse den wissenschaftlichen Bestrebungen mitunter beispringen, wenn nämlich die Hilfe der Privaten der Natur der Sache nach nicht eintreten oder ausreichen könne. Aehnlich verhalte es sich auch auf dem Gebiete der Kunst; es gibt Kunstwerke, Kunstunternehmungen, die in der Regel nur vom Staate ausgehen können; aber der Staat könne und dürfe doch nicht den einzelnen Künstlern direct durch Abkaufen ihrer Werke die Existenz sichern! Das wäre ein Meer, welches nicht ausgetrocknet werden könne. Um den Geist, der die frühere Zeit so groß gemacht hat, zu pflegen, müssen wir wieder zu den Meisterschulen zurückkommen, im Gegensatz zu den Akademien, die nur manches lehren, vielerlei Wissen über alle möglichen Kunstgattungen und Hilfswissenschaften uns beibringen, die jedoch zu dem echten, individuellen Können, zur eigentlichen Meisterschaft, wenig befähigen. Fast alle modernen Kunstproducte seien nicht volksthümlich, sondern nichtssagend, platt oder gelehrt, abstract, aus einer Gedankenwelt entlehnt, die nicht die des Volkes ist. Ebenso ist es gefährlich, die preisgekrönten jungen Künstler nach Italien zu senden, wo sie sich in einseitigster Weise nur mit der Antike befreunden, für die eigene deutsche Kunst, von der genug noch zu lernen bleibt, aber alle Basis verlieren. Dagegen sei es eine Hauptaufgabe der Staatsregierung, vor allem die Denkmäler der deutschen Vergangenheit zu schützen und zu erhalten, schon deswegen, weil sie die früher zur Erhaltung dieser Baudenkmäler bestimmten Fonds (wie anderwärts) in ihre Kasse eingezogen habe. Die bedeutendsten Werke der Kunst gingen oft zu Grunde, weil häufig die geringen Mittel, um ein Fenster, ein Dachwerk, einen Wasserabfluß herzustellen, beanstandet würden; mit der Restauration der prächtigsten alten Baudenkmäler könnten Architekten, Bildhauer und Maler in Fülle Beschäftigung finden! Ein Hauptpunkt der heutigen Misere sei endlich die Surrogatenwirtschaft, die mit lügenhafter Breite sich überall bequem macht, mit Phrase und Schein sich einlagert und die Kunstübung oder das Kunsthandwerk erstickt, während die gelehrte Kunst in der Höhe verdampft, das Volk aber mit stumpfem Sinne gleichgiltig danebensteht. Der Schlußantrag Reichenspergers lautete, die Petition der Regierung in der Erwartung zu überweisen, daß sie auf die Erhaltung der alten sowie auf die artistische Ausbildung der neuern Kunstdenkmäler, soweit die Staatsmittel solches nur immer gestatten, Bedacht nehmen werde.

Wenn auch dieser Antrag nicht die gewünschte Unterstützung fand, so ward doch auch die Künstlerpetition abgelehnt. In der Presse erhob sich alsbald ein gewaltiger Sturm gegen den muthigen Bekämpfer der Galerienmanie und der Surrogatenwirtschaft. Einige Zeitungen, wie z. B. die ‚Kölnische‘ und die ‚Vossische‘, entstellten und carikirten die Rede in einer Weise, daß die Leser von dem wirklichen Inhalt derselben unmöglich auch

nur eine Ahnung bekommen konnten. Um so klarer aber trat die Tendenz hervor, in der Person Reichenspergers den Gotiker und Ultramontanen lächerlich zu machen. ‚Um einmal ein Exempel zu statuiren oder doch den genannten Zeitungen Gelegenheit zu geben, die Falschheiten ihrer Correspondenten zu berichtigen‘, veröffentlichte Reichensperger unter genauer Darlegung des Sachverhaltes seine Rede nach dem stenographischen Bericht in einer eigenen Broschüre unter dem originellen Titel: ‚Eine kurze Rede und eine lange Vorrede über Kunst.‘ Die apologetisch-polemischen Ausführungen der langen Vorrede sind eine prächtige Ergänzung zu dem Werke über die christlich-germanische Baukunst.

Von hohem Interesse sind in der Schrift Reichenspergers diejenigen Partien, in welchen er in scharfen Umrissen die Zustände des modernen Kunstlebens sowie die Erforderniße zu dessen Gesundung darstellt. ‚Nachdem die Drehkrankheit des Zopfthums‘, so führt er aus, ‚und die römisch-ägyptische Maskerade der Revolution des Napoleonischen Kaiserreiches überstanden war, proclamirten die ästhetischen Feinschmecker den Satz, daß die Kunst lediglich um ihrer selbst willen da sei (l'art pour l'art), ähnlich wie die Humanisten die höchste Bestimmung des Menschen darin fanden, daß er — Mensch sei. Natürlich kam es nun nicht mehr im geringsten darauf an, auf welchem Boden irgend ein Kunstwerk gewachsen, welchen Geistes Kind es sei oder welchen Zielpunkt sein Verfertiger vor Augen gehabt habe, vorausgesetzt immer, daß es nur nicht christlich oder deutsch sei — das eine wie das andere wurde mit der „echten Humanität“ für unverträglich erachtet. Die Kritik und die Wissenschaft machten den Stoff zurecht, den die schulmäßig abgerichteten Künstler auf die nüchternste, trockenste Weise im Schweiße ihres Angesichts verarbeiteten; von einem lebendigen Pulsschlage, von warmem Blute war kaum noch etwas zu verspüren. Auch die Technik, welche während der Herrschaft des Rococo noch von den alten Traditionen gezehrt und sich aufrecht erhalten hatte, verlor sich mehr und mehr, bis sie endlich völlig unter die Botmäßigkeit der Maschine gerieth.

‚Aber aus dem Exceß des Uebels erwuchs allmählich das Heilmittel. Der gewaltige Aufschwung der Freiheitskriege, der sich nicht auf der Höhe halten konnte, weil er großentheils nur durch äußern Druck veranlaßt war, fand seinen ästhetischen Ausdruck in dem Aufrufe unseres genialen, kerndeutschen Görres, den Kölner Dom auszubauen, auf dessen geistige Restauration Sulpiz Boisserée die Kraft seines Lebens verwendet hatte. Aber die Massen waren noch ein allzu träges und ungleichartiges Conglomerat — zu vielerlei Fermente hielten sich noch wechselweise gebunden, um solche Gedanken zu Thaten zu gestalten. Während mehrerer Jahrzehnte noch schwebte die Idee des Meisters über diesem Dome, bevor zu seiner Vollendung die Hand an-

gelegt wurde. Als man darauf endlich den Grundstein zum Fortbaue in die Tiefe senkte, machte die Neuheit der Erscheinung allerwärts Glück. Selbst die Verfechter des Eklekticismus und der Geschmacksmengerei hießen auch dieses Element willkommen, indem sie hofften, es für ihre Zwecke verarbeiten und ausbeuten zu können. Allein bald zeigte es sich, daß die Kunst dieser Dome ein viel zu selbständiges Leben in sich trug, um solchem Amalgamations-Processe sich zu fügen. Als darauf gar allerwärts die alten Stämme und Wurzelstöcke frische, kräftig gedeihende Zweige trieben, wandten, wie schon bemerkt, gar viele der eifrigsten Förderer der Gotik ihr den Rücken und warnten aufs eindringlichste vor allen Wiederbelebungsversuchen, die am Ende doch immer nur zu schlechthin mit dem Geiste des neunzehnten Jahrhunderts unverträglichen Ergebnissen führen könnten. Insbesondere aber steckten die Praktiker, hoch und niedrig, gar zu tief in den Geleisen des After-Classicismus, um in die neue Bahn füglich einlenken zu können; ihr ganzes Wissen und Vermögen stand in Gefahr, außer Curs gesetzt zu werden, und so machten denn sie vor allen Chorus mit den Starkgeistern, welche, den Katholicismus nur aus Romanen und von der Oper her kennend, schon alle Schrecken der mittelalterlichen Hierarchie im Anzuge gegen die moderne Aufklärung sahen. In allen Stilen, so hieß es von dieser Seite her, möge man nur immer in Gottes Namen bauen, meißeln und malen, nur aber ja nicht im gotischen, der habe sich ausgelebt für immer und könne höchstens nur noch ein gespenstiges Dasein fristen; selbst die Cylinderhüte und die Fracks wurden zu Hilfe gerufen, um darzuthun, daß die spitzbogigen Arcaden, die Fialen, Wimperge und Wasserspeier die schreiendsten Anachronismen seien, indem man es als selbstverständlich voraussetzte, daß unsere Kirchen und Rathhäuser vor allem vor den jeweiligen Modejournalen sich zu beugen hätten. Und so geht es noch bis zur Stunde fort.‘

Soll es besser werden, so muß nach Reichensperger vorerst die Baukunst mit gutem Beispiel vorangehen; denn sie bildet ‚gewissermaßen den Stamm, durch dessen Gesundheit die aller Kunstzweige bedingt ist‘. Es muß als ‚bedenklichstes Symptom erachtet werden, wenn nur überhaupt die übrigen bildenden Künste von der Baukunst sich emancipiren und neben derselben ein schlechthin eigenes, selbständiges Leben führen wollen. Letztere ist stets der Gradmesser des Steigens und Fallens des Kunstlebens überhaupt gewesen; in allen wahrhaft klassischen Kunstperioden war sie tonangebend, wenngleich die Sculptur und die Malerei auch noch nach ihrem Sturze einer kurzen Nachblüthe sich erfreuen und in einzelnen, mit ihr nur in entfernterem Zusammenhange stehenden Gattungen wahre Meisterwerke zu Tage fördern mochten. Insbesondere aber ist es unzweifelhaft, daß die sogen. Historienmalerei, um welche es sich hier gerade, wenn nicht allein, so doch jedenfalls

vorzugsweise handelt, mit der Architektur im innigsten Zusammenhange steht, und zwar schon um deswillen, weil sie nur in Verbindung mit Bauwerken ihre ganze Größe entfalten, Künstler verschiedenster Art und Begabung in gleichzeitiger Thätigkeit verbinden und den Charakter der Permanenz annehmen, eine durchdauernde Bestimmung erfüllen kann. So oft die Kunst gefallen ist, ist sie hauptsächlich durch die Schuld der Architekten gefallen, durch das Abhandenkommen des höhern architektonischen Sinnes und Verständnisses, des Gefühles für principienhafte Einheitlichkeit, welcher vorzugsweise von den Architekten wach erhalten und gepflegt werden muß, wenn er nicht allmählich absterben soll. Nur an der Architektur und durch dieselbe wird unsere Bildhauerei sich wieder zu orientiren und eine zuverlässige Richtschnur zu gewinnen vermögen. Dazu aber thut es natürlicherweise vor allem noth, daß die Architektur selbst ihrerseits den verlorenen Schwerpunkt wiederfindet und nicht in allen Stilen umhertappt, soweit da überhaupt noch von „Stil" die Rede sein kann.' Das Nächste, was nöthig ist, besteht in der Rückkehr zur Benutzung eines naturgemäßen Materials und in der Verbannung der lügenhaften Pracht. Hier wiederholt Reichensperger seine alte Klage, daß kein Stoff mehr sein ehrliches Gesicht zeigt, daß alles verputzt und maskirt wird. ‚Sobald derartigen Bauwerken das Unheil widerfährt, ihre künstliche Oberhaut einzubüßen, müssen sie eine ähnliche Rolle spielen, wie jener Stutzer in dem Lustspiel „Berlin, arm und reich", nachdem er veranlaßt worden, Frack und Weste abzulegen und seine Leibwäsche bloßzustellen, die aus einem Vatermörder und einem baumwollenen Vorhemdchen neuester Façon bestand.' Gegenüber dem ‚bettelhaften Scheinluxus' verlangt Reichensperger auf allen Gebieten der Kunst die ‚Rückkehr zur Wahrheit': ‚Eine echt künstlerische Arbeit von ganz geringem Umfang überwiegt alle Herrlichkeit, womit die Spritze des Gipsers im Verein mit der Tüncherquaste Hunderte von Quadratfuß überkleidet. Hätte der Staat zum Beispiel den directen und den indirecten Einfluß, den er auf die modernste Schöpfung, das Eisenbahnwesen, übt, dazu mit verwendet, um den Stationsgebäuden eine echt künstlerische Ausstattung zu gewähren, statt sie zu Sanctuarien der Langeweile zu machen, so hätte daraus allein schon sehr Ersprießliches erwachsen können. Namentlich war hier ein unabsehbares Feld dem Humor eröffnet, der das Salz bildet, welches die Kunst wie die Literatur vor dem Verwesen behütet, wie dessen Abhandenkommen denn auch immer den Beginn der Stagnation bekundet, so lebendig auch die Farben sein mögen, in welchen dieselbe schillert. Mit dem Gelde allein, welches auf Scheindecoration und insbesondere auf gotisch sich gebärdende Auswüchse, wie z. B. die so beliebten wurstartigen an den Ecken der Gebäude mit ihren Zahnkrönungen, verwendet worden ist, hätte man schon einer Zahl von Künstlern lohnende Beschäftigung gewähren

und ihnen zugleich den Weg in das größere Publikum bahnen können. In ähnlicher Weise verhält es sich mit der ungeheuern Mehrzahl der neuerrichteten öffentlichen Gebäude, bei welchen bloß dem Stuccateur und dem Eisen- oder Zinkgießer die Fürsorge für die ästhetische Ausstattung überlassen zu werden pflegt.‘

Am Schluß der Schrift legt Reichensperger die Grundzüge seiner im wesentlichen mit den Ideen von Lasaulx [1] übereinstimmenden Anschauungsweise also dar: ‚Meines Erachtens faßt sich in dem einen Worte „Wahrheit“ so ziemlich alle Aesthetik zusammen. Gibt es eine absolute, aus einer lebendigen, unversiegbaren Quelle fließende Wahrheit, oder ist alle Wahrheit nur relativ, individuell? Gibt es oberste, dem Geiste eingeschaffene, über seiner Willkür stehende Gesetze, von denen er zwar vermöge seiner Freiheit sich lossagen kann, nach welchen aber jeder Einzelne wie jedes Collectivwesen doch schließlich immer gerichtet, belohnt oder bestraft wird? — Auch auf dem ästhetischen Gebiete ist die Art, wie auf diese Fragen geantwortet wird, am Ende immer maßgebend; jedes Kunstwerk ist gewissermaßen ein Ebenbild der Geistigkeit dessen, der es schafft, und ebenso wird die Kunst eines Volkes, solange überhaupt noch von einer solchen die Rede sein kann, dessen Grundphysiognomie abspiegeln.

‚Hier treten uns denn sofort zwei Grundanschauungen entgegen, welche unsere geistige Welt zerspalten, zwischen denen gewählt werden muß, will man anders nicht vom Zufalle sich hin und her treiben lassen. Das materialistische Bekenntniß beginnt mit einem Fragezeichen, wie sehr seine Anhänger sich auch gerade um ihres Positivismus willen zu rühmen pflegen. Was die Menschheit erreicht, ist sie lediglich sich selber schuldig, weshalb sie dann auch alle Veranlassung hat, vor sich selbst auf den Knieen zu liegen, und der Humanitäts-Cultus der einzig vernünftige ist. Auch die Kunst schreitet, von der Felsenhöhle oder Lehmhütte an, nach diesem Systeme unaufhaltsam fort, und wenn sie selbst für unser Auge unterginge, so wäre das, was man bis jetzt so nannte, eben nur als eine dem Kindesalter der Menschheit entsprechende Vorstufe zu einer höhern Entwicklung zu betrachten.

‚Neu ist diese Doctrin zwar nicht; aber niemals vielleicht hat sie mehr Anhänger gehabt als dermalen. Aus den Marschländern solchen Materialismus ragen nun aber hohe Berge hervor, auf welchen die Fahnen des Spiritualismus wehen. Wie überhaupt alles Streben nach dem Ideale, so ist auch die Kunst der Ausdruck des Strebens, die gestörte Harmonie in der Schöpfung wiederherzustellen, den Schleier hinwegzuziehen, welcher das Wesenhafte vor unsern Augen verbirgt. Daher das Hochtragische in aller vorchristlichen

[1] Siehe E. v. Lasaulx, Philosophie der schönen Künste (München 1860) S. 245 ff.

hieratischen Kunst, besonders der altgriechischen, die, was unsere Renaissancisten sich wohl merken mögen, erhaben, gläubig und national war; daher die Identificirung des Dichters mit dem Seher. So ist denn allerdings die Kunst ein Product des Bedürfnisses, aber des höchsten, geistigsten; sie wurzelt, zugleich mit dem Wahren und Guten, womit sie eine untrennbare Trias bildet, in dem Gesetze der göttlichen Weltordnung und ist daher wesentlich religiös, wie viele Brechungen und Schattirungen sie auch immer zulassen mag. Aeußerte doch selbst Goethe (zu Riemer) sich dahin, daß „die Menschen in Poesie und Kunst nur so lange productiv bleiben, als sie religiös sind"!

‚Zwischen diesen beiden Grundanschauungen, die hier natürlich nur in ihren allgemeinsten Zügen angedeutet werden konnten, muß, wie gesagt, die Wahl getroffen werden. In einem Punkte aber könnten und sollten unseres Erachtens die principiellen Gegner zusammenhalten und sich zu gemeinsamem Wirken die Hand reichen. Einer jeden Periode sind gewisse Tugenden und gewisse Laster vorzugsweise eigen. Das herrschende Laster früherer Jahrhunderte war die Gewaltthätigkeit; irre ich nicht, so ist unsere Gegenwart vorzugsweise mit dem der Verlogenheit behaftet, ein starker Ausdruck, weshalb ich denn auch wohlbedächtlich den noch stärkern des populären Schiller: „Untergang der Lügenbrut!" als Schild vorhalte.

‚Vorzugsweise ist es an der edeln Kunstgenossenschaft, mit den ihr eigenen, so überaus mächtigen Waffen in den Kampf für die höchsten Güter einzutreten und das heilige Feuer der Begeisterung dafür hüten zu helfen. Alles Schein- und Schaumwesen, alle hohle Aufgedunsenheit, alles Kokettiren mit den Gelüsten und Frivolitäten des Tages, alle feile Tendenzmacherei bleibe fern von ihr, die Afterantike wie die Aftergotik, am weitesten aber das Erheucheln von religiösen Gefühlen, solange dieselben nicht im Herzen wurzeln! Die Kunst muß frei sein und wahr vor allen Dingen, im höchsten Sinne des Wortes. Geht das Streben derer, welche sie pflegen, unausgesetzt nach dieser Richtung hin, so wird es ihnen auf die Dauer auch an Anerkennung und Belohnung nicht fehlen; auf beides hat kein anderer Stand einen gerechtern Anspruch. Der Staat aber soll nicht erst abwarten, daß die Kunst als Sollicitantin vor ihn hintritt; in seinem eigenen höchsten Interesse liegt es, durch die Förderung derselben den materialistischen Bestrebungen der Gegenwart ein Gegengewicht zu schaffen, sich mit dem Glanze der reinen Himmelstochter zu durchleuchten, von ihr sich die Kränze für jeden Ruhm, jede Größe, jedes Verdienst flechten zu lassen. Mit bloßen Geldspenden ist aber nicht viel in diesem Sinne gethan; dadurch mag vorübergehend Einzelnen — und wer weiß, ob immer den Würdigsten? — geholfen werden; ein fröhliches, gesundes, kräftiges Kunstleben, welches alle Schichten des Volkes durchdringt,

läßt in solcher Weise sich nicht hervorrufen. Vor allem wären die von Staats wegen der individuellen Entwicklung, namentlich der Architekten, entgegengestellten künstlichen Hindernisse zu beseitigen und mehr Gewicht auf ein tüchtiges Können als auf die Vielwisserei zu legen; demjenigen, welchem zuviel auf einmal einfällt, fällt in der Regel nichts Rechtes ein; wer in allen Stilen arbeitet, wird nie in einem wahrhaft Meister werden. Sodann aber müßte weiter Sorge dafür getragen werden, daß die künstlerische Ausbildung in einheitlicher, principienhafter Weise auf nationaler Basis erfolgt, und daß den also Ausgebildeten, einem jeden in seiner Art und innerhalb des Bereiches seiner besondern Anlage, möglichst Gelegenheit geboten würde, ihr Können zu bethätigen. Nur als ein integrirender Theil des gesamten Volkslebens, nicht als Schaugericht oder Luxusartikel darf die Kunst angesehen und gepflegt werden, wenn sie in Wahrheit ihrer hohen Bestimmung entsprechen soll.'

Steinle erklärte die Ausführungen seines Freundes für ‚meisterhaft'; ‚es scheint', fügte er hinzu, ‚die Kunstspitäler, die man Kunstvereine nennt, reichen nicht mehr aus; es sollen auch noch Nationallazarette geschaffen werden, um die Krankheiten besser zusammenzuhalten. In diesen Tagen fand ich eine interessante Notiz von drei ineinander geschlungenen Ringen, welche Michelangelo fortwährend als ein Zeichen eines unzertrennlichen Trios auf der Brust getragen; sie bedeuteten ihm Architektur, Sculptur und Malerei. Ich glaube aber mit Ueberzeugung sagen zu können, daß ohne einen richtigen architektonischen Sinn nicht einmal ein Porträt gemalt werden kann.' [1]

Ungewitter lobte vor allem die lichtvollen Darlegungen über das Verhältniß des Staates zur Kunst. ‚Sehr gespannt', meinte er, ‚bin ich darauf, wie die edeln, von Ihnen an den Pranger gestellten Journale sich aus der Affaire herausgezogen haben.' Reichensperger mußte darauf antworten, daß die ‚Journale es für gut gefunden, sich gar nicht aus der Affäre herauszuziehen, sondern dieselbe einfach auf sich beruhen ließen'! Der Vorgang erschien ihm mit Recht charakteristisch für ‚unsere Preßzustände' [2].

In den Tagen vom 21. bis 23. August 1862 hatte Reichensperger von Berlin aus einen Ausflug in die Umgebung gemacht. Zunächst wollte er die dortigen Baudenkmäler studiren, daneben aber interessirte ihn auch anderes. In Havelberg notirte er: ‚Seit 1858 katholischer Laiengottesdienst, wo

[1] Steinle und Reichensperger S. 89—90.

[2] G. G. Ungewitter S. 224—226. Eine sehr anerkennende Besprechung der Schrift Reichenspergers brachte W. Menzels Literaturblatt 1863, Nr. 47.

gebetet und gesungen wird; alle vier Wochen hält der Geistliche von Wittenberge Gottesdienst. Die Protestanten durchweg nicht feindlich — alles fast ist „Fortschritt". Die Prediger werden ignorirt oder verachtet — so sagte mir auch der Superintendent. Sonntags circa fünfzig Menschen im Dom! Noch immer predigen sie von „der Dummheit der Katholiken", die an den Papst und ihre Priester statt an die Bibel, das lautere Wort, glaubten. Ihre Pfarrkinder profitiren davon wenigstens so viel, daß sie die Predigerlaufbahn lassen oder als zu kostspieligen Luxus zu beseitigen suchen. In dortiger Gegend noch immer „das ist zum Katholischwerden", „katholisch" der Ausbund von widerwärtig.' Auch auf Schloß Plettenberg vernahm Reichensperger arge Klagen ‚über den überhandnehmenden religiösen Indifferentismus und die Opposition gegen die Prediger. Das letztere Lied hatte auch der Superintendent Kunzmüller in Havelberg mir vorgesungen. Allem Anscheine nach wünschen die Leute, daß sie auf eine gute und leichte Manier wieder katholisch werden könnten' [1]. — Ungemein entzückt war Reichensperger von Brandenburg. ‚Warum', schrieb er in sein Notizbuch, ‚hat man Brandenburg nicht zur Hauptstadt Preußens werden lassen und Berlin treibhausmäßig in eine Sandebene getrieben?' Der Hochaltar der Katharinenkirche schien ihm das ‚Herrlichste, was man sehen kann'. Auch Lehnin ward besucht. Er traf dort alles in entsetzlichster Verwahrlosung. ‚In England hätte sich längst ein Comité gebildet, um die Ruhestätte des Herrschergeschlechtes würdig herzustellen.'

Von sonstigen Tagebuchnotizen sind folgende noch von allgemeinem Interesse: ‚Der Dom ist nicht fertig, solange nicht die rechte Musik darin gemacht wird; dieselbe kann nur aus Orgelschulen und Chorknaben erwachsen. Alle großen Musikmeister des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts sind aus Chorknaben erwachsen, die meisten waren Priester. Das alte Glas- und Farbenfenster verhält sich zum neuen wie das Hand- zum Maschinenpapier [2]. — Die hohle Redensart „Die Kunst ist Geschmacksache" hat es dahin gebracht, daß man die Befriedigung des sogen. Geschmackes für die Hauptsache erachtet und daher stets den Franzosen nachmacht. — Unsere Maler vertiefen sich viel zu wenig in die Gegenstände trotz alles Positivismus und Realismus; sie lieben die Natur nicht, weil sie zu egoistisch verfahren.'

Während der Session zu Anfang des Jahres 1863 verkehrte Reichensperger wieder öfter bei Cornelius. Das Tagebuch verzeichnet hierüber:

---

[1] Diese stark optimistische Anschauung war damals auch sonst in katholischen Kreisen verbreitet.

[2] Als Reichensperger diese Worte schrieb, bemühte er sich eifrig für die Herstellung von würdigen Glasfenstern im Schiff des Kölner Doms; vgl. Leben Steinles I, 501 f.

‚3. Februar. Abends bei Cornelius. Kaulbach, sein undankbarer Schüler, bildete sich unter Cornelius in Düsseldorf und München. Cornelius erklärt dessen Luther für einen Komödianten; die Gruppen auf dem Reformationsbilde laufen ineinander. Cornelius meint, Achenbach nehme es zu leicht mit der Natur, jedes Stück Wirklichkeit genüge ihm zu einem Bilde. Everdingen stehe höher an productiver Kraft; seine Bilder seien ideale Schöpfungen, wahrhaft poetische Compositionen. Ueberhaupt seien die Niederländer sehr hoch zu schätzen — sie hatten aus der katholischen Zeit die Farbenlust und den tiefen Sinn herübergerettet. Jetzt alles meist hohle Phrase oder Gemeinplatz. Cornelius lobt besonders den Metsu. Van der Werff sei ein Modemaler gewesen, besonders für reiche, glänzende Stoffe. Er hält Lebrun hoch, aber die Kupferstiche nach ihm, z. B. von Edelinck, ziehe er fast vor. Von den Neuesten stellt er Flandrin am höchsten, nur seine Monumentalmalerei nicht breit genug. Delaroche habe sich zu eigentlichem monumental-historischem Stil nicht erhoben. Die Düsseldorfer Akademie sei in den Malkasten gegangen. Deger gilt ihm noch am meisten. Den frühern Goethe hält er hoch, perhorrescirt die Wahlverwandtschaften u. s. w. Das pectus und der Glaube fehle den meisten Künstlern.‘

‚Heute‘, meldet das Tagebuch vom 8. Februar, ‚bei Cornelius gegessen. Ich unterhielt mich mit ihm und Brüggemann über Politik und Kunst. Cornelius gibt dem Fresco für die Wandmalerei unbedingt den Vorzug; man könne nicht so viel nachpfuschen, nur dunkle, nicht helle Töne nachtemperiren. Cornelius hat Zweifel über die Dauerhaftigkeit der Kaulbach-schen Wandmalerei im Museum; nach derselben Methode ausgeführte Wandgemälde im Treppenhause des Grafen Raczynski seien bereits sehr verdorben u. s. w.‘

‚19. Februar. In „Elektra“ gewesen. Zauberballett mit Taglioni. Die Sterne fallen auf die Erde, tanzen darauf herum, verlieben sich u. s. w. Kein Wunder, daß dieses überpfefferte Zeug den Berliner für die ernste Kunst unempfänglich macht!‘

‚25. Februar. Vor einigen Tagen eine Ausstellung Menzelscher Bilder gesehen. Eine höchst klare Schilderung Preußens unter Friedrich d. Gr. natürlich en beau. Gemalte Geschichte, knorrige Kraft, phantasielose, hausbackene, derbe Eingebung. Das Gegentheil von Phrase, ungekämmt; dagegen das jetzige, daraus hervorgegangene Berlinerthum! v. Stein sagte, in diesem Preußenthum stecke nur Stoff für Calculatoren und Korporale, subalterne Naturen, tüchtige Hausknechte, keine Basis für französische Atheisterei oder sociale Frivolität, höchstens für gemeine Liederlichkeit. Die künstliche Basis des Fridericianismus hat sich in sich selbst verkrümelt, der Gothaismus war der

Versuch, ihn im Geiste der Neuzeit wiederherzustellen. Alles will mehr scheinen, als es ist.‘

‚2. März. Den jungen Woltmann, der über Holbein schreibt, bei Gruner kennen gelernt. — Ein buntes Gemenge von Theismus, Pantheismus und Atheismus durcheinander gärend ist die Religion unserer Starkgeister.‘

‚10. März. Im Atelier des Bildhauers Wolff das Modell zu dem Monument für Friedrich Wilhelm III. gesehen. Der Reiter einfach, prosaisch. Das Piedestal nüchtern ohne Basrelief, aber mit stark bewegten, freien Figuren. Durcheinander von Linien, so daß ein zopfiger Anstrich herauskommt. Die Lücken überdies (zwischen den Eck- und Mittelfiguren) mit allerhand bric-à-brac ausgefüllt ohne allen Zusammenhang mit dem Monument. Ueberhaupt Mangel an Ruhe und Einheit ohne Actualität, abgedroschene Allegorien. — v. Quast hielt am Schinkelfest abends eine Rede gegen die Gotik, „sie sei todt“, eventuell müsse man alles gotisiren. Schinkel habe außerhalb der Kirche gestanden und habe deshalb auch keine Kirche bauen können.‘

‚19. März. Mit Phil. Veit aus Mainz zusammen. Er meinte, die Arbeitstheilung in den verschiedenen Genres sei keine Schattenseite der heutigen Malerei. Tizian z. B. habe Landschaften als Beiwerk gemalt, die alles Heilige todtschlugen. Die Totalität mit einer lebendigen Gliederung müsse wiederhergestellt werden. Die See- und Landschaftsmaler haschten nach momentanem Effect, stürzende Wellen, die stets in der Luft hängen bleiben.‘

‚24. März. Cornelius besucht. Er sprach sehr bitter über Schadow; seine Bilder seien nur mannequins, er habe Veit untergraben u. s. w. Für das Album zur silbernen Hochzeit des Prinzen von Preußen zeichnete Cornelius die Versenkung des Nibelungenschatzes in den Rhein: er habe sich die deutsche Ehre und Treue darunter gedacht, die Preußen zu hüten habe. Ich gab ihm meine „Kurze Rede“ und verabschiedete mich für die Osterferien. — Rückkehr nach Köln über Hannover‘ (Besuch bei Dr. O. Klopp).

‚Berlin, 21. Mai. Cornelius über Friedrich Wilhelm IV.: Olfers und Kaulbach, die hätten zum König gepaßt — nicht Männer der That und des Gedankens. Mit allem habe er getändelt, kein Ernst! Durch das Brandenburger Thor sei nur Castraten-Kunstware einpassirt. Der preußische Dünkel breche jetzt in Wunden auf. Wie habe Friedrich Wilhelm IV. seinen Ahn Friedrich II. vergöttern können? — Alle modernen Genremaler, inclusive Knaus, seien ihm zuwider; er möchte keines ihrer Bilder im Zimmer haben. Die niederländische Genremalerei sei wahr und gesund; sie zehre fort an den

van Eyck und Genossen. Von den Spaniern halte er Zurbaran am höchsten. Cornelius drückte seine Freude darüber aus, daß der Landschaftsgärtner Lenné wie er selbst zum Glauben zurückgekehrt sei. Nichts sei so groß und gewaltig wie die Kirche und ihre Geschichte.'

,Pfingsten in Potsdam bei Lenné. Babelsberg: alles sehr mesquin. Spielerei, Gußeisen und Conditorgotik. In den Zimmern ist es geradezu zum Tollwerden vor lauter angeflogenem, unverdautem gotischem Wirrsal von Gips u. s. w. Viele schlechte moderne Bilder, so daß man sich nicht rühren kann vor lauter bric-à-brac. Die Kronleuchter die elendesten, dümmsten Fabrikwaaren, von einem gotischen Abcschützen imaginirt. Schmähliches Kokettiren mit Christlich-Germanischem ohne alle Ueberzeugung. Doch tausendmal lieber ein gesunder Zopf als kranke Gotik! Nur die Natur hält Babelsberg aufrecht. — Im neuen Palais. Friedrich II. hat für dasselbe sein Land ausgesogen à la Louis XIV. Die Potsdamer Anlagen haben in Summa 28 Millionen Thaler gekostet. Großartige, echte Pracht besonders im Material; Prachtmöbel. In der Bibliothek nur Französisches! Der Castellan deutet auf ein Bild von Gustav Adolf, „der für die Religion gestorben ist". Ebenso hat Friedrich II. für das Volk gelebt. Aus solchem Boden kann kein gesunder Staat erwachsen. — Eyck'sches Flügelbild im Museum: in den Porträts der erhabenste Realismus, selbst feines Verständniß der Luftperspective. Die damalige Zeit, Gesinnung, Kunstübung, Volksleben ꝛc. spiegeln sich darin ab. Dagegen die heutige Leichtfertigkeit in Form und Stoff!'

,9. Juli mit Reumont, Steinle und Thimus in Brauweiler, wo man die alten Bilder im Kapitelsaale restaurirt d. h. vernichtet hat zur Verherrlichung des lutherischen Cultus, dem der Saal jetzt dient.'

,Köln, 1. August. Gestern mit Thimus und Voigtel auf dem höchsten Gerüste im Querschiffe des Domes, welches gestern Abend abgetragen werden sollte. Der erste freie Durchblick aus dem Schiff ins Chor, da eine Höhe von circa 30 Fuß schon ganz frei war. Ein großer Moment, auf welchen mehr als zwanzig Jahre hingearbeitet worden ist. Hier doch einmal ein positives Ziel erreicht, ein wirkliches Gelingen. Uebrigens doch auch ein Symptom der Zeit. Vielleicht daß auch die politische Misere, gegen welche ich mit so viel Mühe und Opfer angekämpft habe, an diesem Felsenbau in etwa zerschellt. Ein gutes Indicium ist jedenfalls die Thatsache, daß die Opposition der fortschrittlichen Stadtrathspartei (Dr. Claessen, Kyll, Clasen-Kappelmann) gegen das auf den 15. October angesetzte große Domfest vorgestern in unserer Dombau-Vorstandssitzung einstimmig verurtheilt worden ist. Man muß überhaupt den Declamationen Thatsachen entgegenstellen. Auf dem Kunstgebiete sicher viele Erfolge.'

‚5. August nach Badenweiler. Die Hauptkur besteht in der ungebundenen Freiheit und Gedankenlosigkeit. Mit letzterer will es indessen noch nicht recht gehen. Um die Gedanken los zu werden, schreibe ich sie als „Aphorismen über Kunst“ für das „Domblatt“ nieder.‘

‚10. August nach Freiburg. Erzbischof v. Vicari, der sehr freundlich, und Buß besucht. Heute las ich in der „Allgemeinen Zeitung“ Nr. 219 meinen Artikel über Steinles Museumsfresken. Professor Janssen hat die Aufnahme vermittelt. Ich lese Frantz: „Die Quelle des Uebels“; geistreich und tief, dennoch aber einseitiger Fridericianismus.‘

‚11. August. Gestern in Oberweiler bei Venedey. Noch immer der alte Burschenschaftler; er ist halb Landwirt, im übrigen Politiker und Gelehrter; alles nur halb, aber eine ehrliche Haut. — Professor Haakhe aus Stuttgart (Freund von Menzel) kennen gelernt; er gab sich als orthodoxer Lutheraner zu erkennen.‘[1]

‚23. August. Den Professor Curtius aus Leipzig kennen gelernt. Er ein Gothaer; ich echauffirte mich nur zu sehr.‘

Da Reichensperger fühlte, daß seine Gesundheit einen Stoß bekommen hatte, gab er die fest beabsichtigte Reise zum katholischen Congreß nach Mecheln auf und blieb noch bis zum 25. August in Badenweiler. Dann besuchte er noch den Rheinfall[2] und brauchte noch eine Nachkur in Blankenberghe, wo er mit Haulleville und Savigny zusammentraf. Am 24. September

---

[1] Das Tagebuch verzeichnet weiter: ‚Wie wird der gothaische Abgeordnetentag sich hinter dem Fürstencongreß ausnehmen? Letzterer setzt das Alt-, das Neu- und das gothaische Preußenthum in die bitterste Verlegenheit. Die „Berliner Volkszeitung“ (17. August) wittert einen Griff nach der deutschen Kaiserkrone und zu diesem Ende ein Bündniß zwischen Oesterreich und Frankreich, das sie natürlich verdammt, während der Handelsvertrag denselben Zweck hatte für Kleindeutschland (Pourtalès — v. Thielen).‘

Der Frankfurter Fürstentag erregte die großdeutsche Seele Reichenspergers auf das tiefste. ‚Obgleich gewissermaßen meine langjährigen Ideale sich verwirklichen zu wollen scheinen,‘ schrieb er in sein Tagebuch, ‚und überdies es ein merkwürdiges Zusammentreffen mit der Vollendung des Kölner Domes (Görres: „So lange wird Deutschland u. s. w.“) ist, so kann ich mich doch nur mäßig über die Wendung freuen. Ich bin so oft in meinen schlimmen Erwartungen getäuscht worden (Fall von Warschau — Sonderbund — Frankfurter Kaiserwahl — Solferino, Castelfidardo, die mich keineswegs desparat machten), daß ich nun nach der andern Seite hin mich nicht überspannen will und kann. Die Berliner thun mir auch bis zu einem gewissen Grade leid — die Stelzen, worauf man so lange mühsam umherschritt, brechen auf einmal zusammen.‘

[2] ‚1828 war ich hier mit Zuccalmaglio. Quantus mutatus ab illo.‘

war Reichensperger wieder in Köln, wo ihn ‚viele Acten für die Elberfelder Assisen empfingen, desgleichen ein Brief von Montalembert, der unter anderem meldete, daß seine Tochter Katharina ins Kloster gehe. Ein Lohn Gottes für seine ‚Moines d'Occident'.

Der erste Gang Reichenspergers in Köln war zum Dom, wo am 12. September 1863 der letzte Stein der Scheidemauer gefallen war, welche seit der Vollendung des Chores die Schiffe von demselben getrennt gehalten hatte. ‚Für uns alle ein lang erhoffter, überaus freudiger Moment, für den Cardinal-Erzbischof insbesondere ein Lichtblick am Abende seines vielbewegten, der Herbeiführung und Befestigung der Eintracht zwischen der Kirche und dem Staate mit so segensreichem Erfolge gewidmeten Lebens.' [1]

Vom 28. September bis 16. October hielten die Assisen Reichensperger in Elberfeld fest. ‚Das Domfest', schrieb er, ‚geht darin auf, was mir im Grunde nur für die Meinigen leid thut. Mir würde der Spektakel wenig zusagen. Das beste ist die Thatsache, daß, was ich vor mehr als zwanzig Jahren erträumt, jetzt quasi verwirklicht ist. Eine wirkliche Errungenschaft und in wie vielen Beziehungen!' — Und einige Tage später: ‚Das Domfest also ohne König und Königin! Was mag das bedeuten für die Gegenwart und — die Zukunft?'

‚21. December in Roermond bei Cuypers. Die Münsterkirche in Roermond eine der feinsten romanischen Kirchen, die ich gesehen. Die Kuppel die kühnste und zierlichste Arbeit, nie etwas Vollendeteres und Reicheres derart gesehen.'

‚1864. 23. Januar bis 3. Februar zur Assise in Aachen. Vortrag über den Dom und die Renaissance zum Besten der Marienkirche.' [2]

Nicht lange nach der Rückkehr Reichenspergers von Aachen erkrankte seine Tochter Johanna am Typhus. ‚Welcher Wechsel der Dinge!' schrieb der von schwerer Sorge Gepeinigte. ‚Ich habe sehr trübe Ahnungen. Wir waren zu glücklich unter uns. Gott helfe! Es ist wunderbar, welche Energie Clementine jetzt wieder wie früher während der schweren Krankheit von Karl entwickelt. Das ist christliche Ruhe und Stärke. Wie armselig bin ich dagegen!'

---

[1] Zur Geschichte des Dombaus S. 43. Cardinal Geissel starb am 8. September 1864.

[2] ‚Am 31. Februar Gordon aus Stuttgart hier eingetroffen. Eingehendes religiöses Gespräch mit ihm über den Papst und die Jesuiten, sozusagen sein einziger Stein des Anstoßes im Katholicismus. Der Tag muß kommen, an welchem diese Anglikaner zur Kirche zurückkehren.'

,Sonntag den 28. Februar. Johannas Krankheit noch nicht zur Krisis gekommen! Sie ist stets ruhig, geduldig, heiter. Heute war der Jesuitenpater Fürst Zeill bei ihr, mit dessen radicalem Bruder ich 1848 in Frankfurt disputirte. Clementinens Gottvertrauen hält sie stets stark, fast heiter. Ich kann so froh mich nicht halten. Auf mich drückt stets die Sorge, daß es schlimm enden könnte. Nach Koblenz an meine Schwester habe ich mehr Trostgründe gehen lassen, als bei mir solche wirken wollen. Die Nachwehen des Rationalismus! — Vielleicht ist der Höllenstein des Unglücks nöthig, um faules Fleisch wegzuätzen. Aber man darf doch beten: Nimm diesen Kelch von mir. Eben las ich im „Correspondant" (Februar 1864, S. 421): Dieu dispose, comme il lui plait, les prospérités et les infortunes. Sa mesure n'est pas la nôtre. Dans la profondeur de ses desseins ce que nous semble rigueur est parfois miséricorde et ses faveurs les plus prolongées cachent souvent de terribles retours.'

,2. März. Heute Morgen $7^1/_2$ Uhr hat Johanna die heilige Communion und die Sterbesacramente empfangen, nur halb bei Besinnung. Gott prüft uns sehr schwer. Ich war bisher zu glücklich und habe Gott zu wenig geliebt.'

,13. März. Die von Dr. König auf den 21. Tag bestimmte Krisis ist gestern vorübergegangen, ohne daß eine Besserung der armen Johanna eingetreten ist. Gestern ward mir in der Beichte das zwölfte Kapitel des zweiten Buches von Thomas von Kempis „Vom königlichen Wege des heiligen Kreuzes" als Buße aufgegeben. Wir müssen uns wohl auf ein schweres Kreuz gefaßt halten.'

,21. März. Meine Ahnung ist in Erfüllung gegangen. Gestern Abend zwischen 7 und 8 Uhr starb das gute Herzenskind! — Es ist ein schweres, schweres Leid, in das wir uns kaum zu fassen wissen. R. i. p.'

,22. März. Mea culpa! Es hat mir nie ein Schmerz tiefer ins Herz geschnitten. Und doch muß ich Gott danken, daß er Clementine bewahrte, die sich wahrhaft heldenmüthig gehalten hat. Rührende Beweise der Theilnahme.'

,8. April. Vorgestern Nachmittag mit Clementine und den Kindern auf dem Kirchhof gewesen. Ein bitterer Gang! Clementinens Stärke war wunderbar; sie betete uns den Rosenkranz vor mit dem Refrain: „Der du das schwere Kreuz getragen hast." Auch unser Kreuz ist schwer. Der Grabhügel war von Kränzen überdeckt.' [1]

---

[1] Das Tagebuch verzeichnet weiterhin ,Gespräch mit v. Savigny: Usedom ein Hauptgründer des Nationalvereins, Frese diente ihm dabei als commis voyageur. Die Oesterreicher intriguirten viel durch die Zeitungen, kein innerer Frieden mit ihnen. v. Beust bei weitem der talentvollste von den „Kleinen"'.

‚16. und 17. Mai ins Brohlthal bei Wegelers. Ja, Realismus, aber der gesunde eines W. Scott und der altniederländischen Genremaler, nicht der schmutzige, heuchlerische, lügenhafte eines Eugen Sue und unserer Zukunftskünstler, welche nur die falschen Appetite reizen. Dem W. Scott fehlte, was J. Paul zuviel hatte, beiden aber die höhere Gnade.'

‚27. Juni. Besuch von Dr. med. Crull aus Wismar und des Architekten Thomas Henry Watson, letzterer von Scott empfohlen. Crull entschieden historisch gesinnt.'

‚29. Juni. Mit Weihbischof Baudri, Steinle, Statz und Thimus bei Kolping zum Abendessen. Disput über Lettner. Alle gegen mich, der dafür eintrat.'

Bei solchen Gesinnungen versetzte den unermüdlichen Kämpfer für die alte Schönheit unserer Kirchen damals in nicht geringe Aufregung die Nachricht, daß der Lettner des Doms zu Münster in Westfalen, der sogen. Apostelgang, ernstlich bedroht sei. Dieses ‚Meisterwerk der mittelalterlichen Steinmetzkunst, das durch Noth und Krieg, durch das Wüthen der Wiedertäufer und die Misere des 18. Jahrhunderts glücklich zu uns herübergerettet worden war, sollte entfernt werden, „weil es die freie Aussicht in den Chor hemme"![1] Reichensperger hatte bereits im vorhergehenden Jahre die Lettnerfrage zunächst mit Rücksicht auf den Kölner Dom in mehreren Aufsätzen behandelt und hingewiesen auf das Specialwerk von Pugin. Im Jahre 1864 ward die Lettnerangelegenheit auch in Brügge brennend. Reichensperger wie sein Freund Weale säumten nicht, ihre Stimmen zu erheben. Hinsichtlich des Lettners zu Münster hat der rheinische Vorkämpfer für die altkirchliche Kunst alles aufgeboten, was in seinen Kräften stand, um denselben zu erhalten. Dem auch sonst um die Kunst hochverdienten Bischof J. G. Müller rechnete es Reichensperger besonders hoch an, daß er dem Ansinnen, den Lettner aus vermeintlichen Zweckmäßigkeitsrücksichten abzubrechen, widerstand[2]. Auch den Nachfolger Müllers bat Reichensperger auf das dringendste, ‚das Prachtwerk nicht der „öffentlichen Meinung" zu opfern und von dem Attentate abzustehen' — jedoch vergebens. Reichensperger brandmarkte diesen ‚Vandalismus' ‚nach Kräften' in den ‚Kölnischen Blättern'. Sein Unmuth war so groß, daß er erklärte, er werde Münster nie mehr besuchen[3].

[1] Siehe Domblatt 1864, Nr. 227.

[2] Siehe Organ f. christl. Kunst XX, 141.

[3] Die Trümmer des Lettners finden sich noch in Kisten verpackt zu Münster. Reichensperger hoffte bis an sein Ende, daß eine Aufstellung derselben vor dem Westchor, so gut es eben gehen wolle, bewerkstelligt werde. Leider ist dies bis jetzt nicht geschehen, so daß es nicht überflüssig erscheint, die Sache nochmals anzuregen.

Vom 5.—15. Juli mußte sich Reichensperger zu den Assisen nach Aachen begeben. Er verkehrte dort viel mit dem englischen Archäologen Parker und mit Alfred Reumont. ‚Letzterer‘, verzeichnet das Tagebuch, ‚sieht die Situation ähnlich wie ich an. Als Bismarck zugleich die Nachricht von der Einnahme Alsens und der Annäherung Kurhessens in der Zollfrage erhielt, soll er einem Geheimrath gesagt haben: „Nun, aber der Ring des Polykrates!“‘

Am 2. August fuhr Reichensperger mit Statz nach Frankfurt, wo derselbe in Verbindung mit Lange einen Restaurationsplan für den dortigen Kaiserdom entwerfen sollte. Den gerechten Zorn Reichenspergers erregte das Frankfurter Gutenbergmonument: ‚Die drei Buchdruckerfinder auf ihrem Ofen sehen sich nach Leuten um, die ihnen eine Leiter bringen, um endlich wieder herabzukommen; es ist aber auch eine entsetzliche Situation, zum Sterben langweilig. Das Schillermonument sucht durch Kolossalität zu wirken, sehr nüchtern.‘

Wie in frühern Jahren, so ward auch 1864 von Reichensperger das Seebad Blankenberghe aufgesucht. Er fuhr von dort aus wiederholt nach Brügge, wo die Bilder von Memling ihn stets neu entzückten. ‚Himmlische Klarheit, Technik, Wahrheit, Glanz, Harmonie. Jedes Detail vollendet, ohne dem Ganzen zu schaden.‘[1]

Am 29. August 1864 begab sich Reichensperger nach Mecheln zum katholischen Congreß, bei welchem er zahlreiche alte Freunde traf und viel neue Bekanntschaften machte. In den Generalversammlungen des Congresses fand Reichensperger ‚im allgemeinen zu viel Pointen und Weihrauch‘. In

---

[1] Die belgischen Freunde erzählten Reichensperger interessante Details über die jüngste Ministerkrisis. ‚Ebenso wie 1857 haben die Führer der katholischen Partei ihren Feinden ohne Noth das Feld geräumt. Der König wollte dem Ministerium Dechamps die Auflösung gewähren, und dasselbe hätte alsdann zweifelsohne die Majorität bekommen, wenigstens mußte es versucht werden. Dechamps soll ein vortrefflicher Kammerredner gewesen sein (der beste neben Frère), aber kein energischer Staatsmann, kein homme d'action. In dieser Beziehung wird Alphons Nothomb als der bedeutendste bezeichnet. Auch Conway (intendant de la liste civile) ist der Ansicht, daß Dechamps und seine Freunde nicht klug während der Ministerkrisis operirten; um nicht mehr als „Clericale“ stigmatisirt zu werden, hätten sie dem König ein sogen. liberales, fortschrittliches Programm aufnöthigen wollen, allein dieser Weg sei gefährlich. Die „Liberalen“ würden dann ihrerseits ein noch fortschrittlicheres aufgesetzt haben und so immer weiter.‘

‚27. August. Bethune und Schollaert zum Besuch bei mir. Der König erkenne sehr wohl die Gefahr, welche der Autorität aus dem belgischen Liberalismus erwachse.‘

der Section für ‚Christliche Kunst‘ führte er das Hauptwort und ward mit Beifall überschüttet. Eine seiner Eigenthümlichkeiten kam ihm hier zu statten: seine Vorliebe, Widerspruch zu erfahren, ja denselben hervorzurufen. ‚Es ist ihm‘, schrieb ein feinsinniger Beobachter, ‚nicht wohl ohne Widerpart; wozu auch eine Debatte, wenn keine Gegner sind? Genug, in Mecheln hat er Gegner gefunden, aber er siegte über alle. Herzhaft sein germanisches Kunstevangelium verkündend, hat er viele Romanen zu demselben bekehrt. Reichensperger hat schon oft Beifall erfahren und manchen parlamentarischen Triumph gefeiert; — denn er zählte zwölf Jahre lang zu den fünf besten Rednern der preußischen Kammer; ich halte aber dafür, daß er in der Mechelner Congreßwoche 1864 von den Schulbänken des Kleinen Seminars aus die meisten Eroberungen gemacht hat. Das Französisch, das er sprach, mag gerade nicht immer klassisch gewesen sein: aber immer fand er das lichtende Wort, und das hat die Franzosen bezaubert. Er bindet keine Wortguirlanden, im Gegentheil, Humor und Witz, Ironie und Sarkasmus lösen sich bei ihm einander ab, und jedes thut sein Bestes. Die Schlagfertigkeit war für die Combattanten geradezu formidabel. Nach jedem Gang, den Reichensperger machte, entstand ein wahrer Beifallslärm. Es wurde so arg, daß sich ein hohes Präsidium der in der nächsten Nachbarschaft tagenden ersten Section „Les oeuvres religieuses“ veranlaßt fand, Protest einzulegen, und den Jubel etwas zu mäßigen ersuchte.‘[1] ‚Mit Gewalt‘, berichtet das Tagebuch, ‚wollte man mich zum Reden als rapporteur in der Generalversammlung vermögen. Ich lehnte aber hartnäckig die Exhibition ab. Nil nimis. Il faut partir avant le cotillon.‘ Am 1. September machte er in der ‚Section des Beaux Arts‘ den Vorschlag, mittelst Gründung eines Vereins den Mechelner Domthurm auszubauen. Der Vorschlag ward sehr gut aufgenommen und der

[1] A. Niedermayer, Mecheln und Würzburg (Freiburg 1865) S. 45—46. ‚Vous souvient-il, cher lecteur,‘ schrieb der ‚Bien public‘ noch am 19. April 1867, ‚d'avoir écouté, au second Congrès de Malines, ce puissant et original orateur dont la parole incisive soulevait, à chaque instant, les applaudissements de la section d'*Art chrétien?* . . . Il me semble que je le revois, que je l'entends encore. Quelle forte sérénité dans le regard, quel sympathique sourire sur les lèvres, quel accent convaincu, quelle richesse dans l'idée, quel bonheur dans l'expression! *„Je suis Allemand et je tiens à le rester,* disait-il, tout à la fois avec patriotisme et modestie: *excusez donc les germanismes et les aspérités de ma prose . . . gothique.“* Mais combien de Français eussent été fiers de parler comme cet Allemand, à la condition de penser comme lui? Qu'importaient d'ailleurs les légères défectuosités de la prononciation? Vaugelas lui-même eût été séduit, et la France tout entière ne pardonne-t-elle pas à M. Thiers certaines inflexions de voix qui rappellent trop la Provence?‘ . . .

Redacteur des ‚Correspondant', beauftragt, in der Generalversammlung darüber zu berichten.

Am 5. September 1864 trat Reichensperger mit seiner Gattin eine Reise nach der französischen Schweiz an. Wiederum wie vor achtundzwanzig Jahren entzückten ihn die paradiesischen Ufer des Genfersees, weniger die Städte. Das alte Genf fand er ‚trüb und monoton, selbst die Brunnen sind langweilig. Die Küster von St. Pierre sprachen sehr giftig gegen die alte Kirche: die katholischen Geistlichen hätten zumeist nicht lesen und schreiben können. Kein Altar: le bon Dieu est partout. Die katholischen Kirchen könnten nicht so rein bleiben wie der Genfer Dom von wegen des Weihrauchs und der vielen Lichter!' Gar nicht behagen wollte ihm das Hotelwesen. ‚Der moderne Wirt bleibt ebenso wie seine Frau Gemahlin den Gästen unsichtbar: c'est le roi qui règne, mais il ne gouverne pas. Der Oberkellner ist sein Minister en chef, unter den Kellnern eine hierarchische Gliederung, die man genau kennen muß, um nicht von einer incompetenten Stelle zur andern wandern zu müssen u. s. w. Man muß sich alles gefallen lassen.'

So sehr in den folgenden Jahren die Kunst im Vordergrunde der Interessen Reichenspergers stand, so beschäftigten ihn doch zuweilen stark die sich drängenden politischen Ereignisse. Einige hierher gehörige Aufzeichnungen sind von Interesse. So verzeichnet das Tagebuch zum April 1865: ‚Graf Nesselrode erzählte mir, Bismarck sei drauf und dran gewesen, mit Napoleon ein Schutz- und Trutzbündniß zu schließen, dessen Spitze sich natürlich gegen Oesterreich gekehrt haben würde, der König habe nachgeben wollen; wohl mit Rücksicht auf England sei von dem kronprinzlichen Paare und der Königin Sturm gegen das Project gelaufen und dadurch der König davon abgebracht worden. Demzufolge habe Bismarck plötzlich sich zur österreichischen Allianz bekehrt und höchst wahrscheinlich die italienischen Besitzungen garantirt wohl gegen gewisse Concessionen in Schleswig-Holstein. An letzteres Arrangement glaube ich nicht. Oesterreich hat doch schon zu viel Erfahrungen im Punkte der papierenen Garantien gemacht, um sie gegen Realitäten vertauschen zu wollen. — Auch in Wien scheint der Kehraus des Kammertanzes bald aufgespielt werden zu sollen. Es kann nun einmal nicht gehen, wenn die Volksvertretung aus Dilettanten besteht, die keine Tradition und keine persönliche Autorität hinter sich haben und bloß nach Schlagwörtern von Tag zu Tag ordinäre Zeitungspolitik prakticiren wollen. Die Volksvertretung muß ebenso ihre Wurzeln haben wie die Dynastie und die Aristokratie. So in England. Mindestens muß sie aus Notabilitäten des Besitzes oder des Geistes bestehen.'

Auch im September 1865 besuchte Reichensperger Blankenberghe, diesmal von seiner Frau und Tochter begleitet. Bruder Peter fand sich gleichfalls

dort ein. Bei einem Abstecher nach Gent besichtigte man das Gut des Herrn J. de Hemptine: ‚alles bis ins kleinste Detail gediegenste, echteste Gotik von Bethune‘.

‚Eine schlechte Nachkur‘ war für Reichensperger die Betheiligung an der katholischen Generalversammlung zu Trier, bei welcher er zum Vicepräsidenten gewählt wurde.

Reichensperger betheiligte sich vielfach an den Berathungen und brachte ein Hoch auf Erzbischof Hermann v. Vicari aus. Beim Festmahl toastirte er auf den König. ‚Der über den Parteien thronende Fürst‘, so führte er aus, ‚ist der Schirmherr der politischen Freiheit, wie die Parteiherrschaft ihr Gegentheil ist. Aber der Träger der Krone ist auch zugleich der Repräsentant des Princips der staatlichen Autorität; und ich denke, wenn jemals, so ist es jetzt an der Zeit, uns um die Repräsentanten der Autorität zu scharen (Beifall); denn der große Kampf der Gegenwart — das ist meine Ueberzeugung —, er bewegt sich hauptsächlich um das Princip der Autorität (Sehr gut!). Es hat sich die Revolution zur Aufgabe gesetzt, das Princip der Autorität, diese Grundlage aller kirchlichen und staatlichen Ordnung, zu untergraben, um dasselbe demnächst zu stürzen. Aber, meine Herren, nicht bloß vom Verstande aus, um der Principien willen, nicht bloß, weil wir Katholiken schon als solche loyale Unterthanen sein müssen, nicht bloß um deswillen feiern wir unsern König; wir feiern ihn auch von Herzen. Unser erhabener Monarch hat, als er den Thron seiner Väter bestieg, gesagt: „Ich werde im Geiste meines königlichen Bruders regieren.“ Schon von der Tribüne unserer Generalversammlung aus haben Sie gehört, und Sie wissen es alle, welcher Geist der Geist dieses königlichen Bruders war. Sie wissen, meine Herren, daß er es war, der mit dem unvergeßlichen, wahrhaft königlichen Erlaß vom 1. Januar 1841 zuerst aus innerstem, eigenstem Herzensantrieb die Fesseln der Kirche gebrochen, das Axiom der bureaukratischen Bevormundung derselben umgestoßen hat (Beifall). Meine Herren, seit jenem Tage ist bei uns in Preußen die kirchliche Freiheit im Wachsen begriffen gewesen, und wir haben Luft und Licht und Freiheit genug, um, unter Gottes Beistand, dasjenige anzustreben und allmählich zu erkämpfen, was alles an Berechtigtem uns noch zu wünschen übrig bleibt (Beifall). So glaube ich denn, auf Ihrer aller freudigen Zuruf rechnen zu können, wenn ich Ihnen vorschlage, auszurufen: Es lebe Wilhelm I., König von Preußen, hoch! hoch! hoch!‘

Mitte October erkrankte Reichenspergers einziger Sohn Karl am Typhus. Wiederum bewährte sich der ‚Heroismus‘ seiner Gemahlin, die nicht vom Krankenbette wich. ‚Clementine‘, schrieb Reichensperger am 19. October, ‚verharrt in freudiger, ruhiger Pflichterfüllung. Gott sei uns gnädig und barmherzig!‘ Die Krankheit zog sich sehr in die Länge, so daß Reichensperger

von den schlimmsten Ahnungen und Befürchtungen gepeinigt wurde. ‚Aulike todt, Kolping höchst bedenklich. Das Wort: „Herr, dein Wille geschehe“ ist ein bitteres Wort.‘ Diesmal ward das Schlimmste abgewandt: der theure Sohn genas, aber Kolpings Zustand verschlimmerte sich mehr und mehr. ‚Er kämpft‘, schrieb Reichensperger am 21. November, ‚mit christlichem Heldenmuth gegen sein sehr schmerzhaftes Herzleiden. Es droht da ähnlich wie bei Aulike ein schwerer Schlag für die gute Sache. So sterben, die mit mir in der Tiefe zusammengewachsen, allmählich dahin! Am Dienstag vor acht Tagen war Windthorst bei mir abends zu Gast. Der steigende Strom der Reaction hat ihn und seine zwei Collegen vom Ministerposten hinweggeschwemmt. Desgleichen Neumayer in München. Bismarck hat einen langen Arm und ist auf dem besten Wege, übermüthig zu werden. Wie mir Windthorst erzählte, hatte Bismarck vor der Gasteiner Convention das Losschlagen gegen Oesterreich im Schilde oder that wenigstens so. Oesterreich trat den Schritt zurück aus finanziellen Rücksichten; auch hatten sich die höchsten Damen ins Mittel gelegt.‘

Während die alten Zeitschriften (‚Domblatt‘, ‚Organ für christliche Kunst‘) von Reichensperger Beiträge forderten, geschah ein Gleiches von seiten der Brüsseler ‚Revue générale‘. Außerdem bat Weigel um einen Nachruf an den Baumeister Ungewitter. Daneben ging noch die Absicht, eine Broschüre gegen die Civil- und Criminalproceßentwürfe zu schreiben. Dieser Plan kam jedoch nicht zur Ausführung, da die kunsthistorischen Arbeiten Reichenspergers Zeit vollständig in Anspruch nahmen.

Zu Ende des Jahres schrieb er die Vorrede zu seiner Abhandlung über die Restauration der Liebfrauenkirche zu Trier. In der Moselstadt gingen über diese Frage die Meinungen weit auseinander, ja ein ernstlicher Conflict drohte das Unternehmen ins Stocken zu bringen. Reichensperger entschloß sich zu einer öffentlichen Besprechung der hauptsächlichsten Streitpunkte vornehmlich in der Hoffnung, ‚die Gegensätze, wenn auch nicht beseitigen, so doch in etwa mildern zu können‘. An und für sich bedauerte er den Streit nicht. ‚Kampf ist Leben oder doch die wesentlichste Grundbedingung des Lebens. Nur allzulange hat die schlaffste Gleichgiltigkeit die monumentalen Vermächtnisse der Vorzeit ihrem Schicksale, d. h. dem Verfalle und der Zerstörung oder der Verunstaltung preisgegeben; es ist die höchste Zeit, daß das allgemeine Interesse sich denselben wieder zuwendet. Soll aber jener Kampf belebend wirken, so dürfen die Kämpfenden nie die Sache, um welche es sich handelt, über den Personen aus dem Auge verlieren; die Einigung zu Nutz und Frommen der erstern muß ihr gemeinsamer Zielpunkt bleiben. Allen kann nun einmal nichts recht gemacht werden; möge man sich vorläufig wenigstens dahin einigen, das in Rede stehende Unternehmen in denjenigen

Theilen, hinsichtlich deren keine Meinungsverschiedenheit obwaltet, mit gemeinsamer Kraft zu fördern! Dadurch wird sich am ehesten auch eine Verständigung über diejenigen Punkte anbahnen, in betreff welcher die Ansichten auseinander gehen. Die Stadt Trier kann gegenüber allen andern deutschen Städten sich der erlauchtesten Abkunft rühmen, deren Signatur sie trotz aller durch eigene und durch fremde Schuld erlittenen Unbilden noch immer an der Stirne trägt, die einstmals ein Kaiserdiadem schmückte. Sie wird darauf bedacht sein, nach Kräften alles zu wahren, was von ihrer geschichtlichen Größe Zeugniß gibt, und zu diesem Zwecke Opfer zu bringen wissen eingedenk des Spruches: Noblesse oblige — Adel verpflichtet.‘

Die freundschaftlichen Beziehungen Reichenspergers zu Janssen, Thissen und Haffner veranlaßten ihn zu einer Betheiligung an den von den Genannten herausgegebenen populären Broschüren. Seine als siebente Broschüre des ersten Jahrganges erschienene Arbeit führt den Titel: ‚Die Kunst jedermanns Sache.‘ ‚Ich freue mich sehr auf deine Broschüre,‘ schrieb ihm Steinle, ‚um so mehr, als ich deine Aphorismen im „Domblatt“ gelesen. Wahrheit, Kürze und Salz sind wohl die Hauptingredienzen.‘[1] Diese Vorzüge sind allerdings der Abhandlung Reichenspergers in hohem Grade eigenthümlich. Für ‚alle diejenigen, welche an den Grundlehren des Christenthums festhalten‘, wird hier auf zwei Bogen die Frage behandelt, ‚in welcher Art und mit welchen Mitteln wieder in die Bahn zu kommen sein möchte, welche auf dem Kunstgebiete nach dem rechten Ziele hinführt‘. Für diejenigen, welche die frühern Schriften Reichenspergers kennen, wird allerdings wenig Neues gesagt; ‚wer sie nicht kennt, findet die dort in mannigfachen Variationen vorgetragenen und durchweg so richtigen reformatorischen Grundanschauungen des berühmten Kunstkenners hier in kurzer und populärer, wenn auch mit allzu vielen Fremdwörtern gespickter Darstellung‘[2]. Die Broschüre enthält übrigens nebenher auch manche Bemerkung über Politik und was sonst zur modernen Bildung gehört. Auch Gegner haben zugestanden, daß diese Arbeit viele beherzigenswerthe Aeußerungen über die moderne Scheinkunst enthält, die in ‚einem energischen und nicht selten pikanten Stil‘ vorgetragen werden[3].

Trotz der Last der Amtsgeschäfte entstanden dank der wahrhaft wunderbaren Arbeitskraft Reichenspergers auch in der nächsten Zeit noch mannig-

[1] Steinle und Reichensperger S. 94.

[2] Lit. Handweiser 1865, S. 265. Siehe auch Organ für christl. Kunst XV, 180 und Wiener kath. Literatur-Zeitung XII, 271.

[3] Vgl. Schaslers Deutsche Kunstzeitung 1865, Nr. 34—35. Gegen einige Bemerkungen dieser Recension vertheidigte sich Reichensperger in Nr. 38—39.

fache literarische Früchte, Aufsätze namentlich für das ,Domblatt' und das ,Organ für christliche Kunst'. Am 29. November 1865 konnte er auch sein Buch über Ungewitter an Weigel senden. Die Schrift, deren Ertrag der Wittwe des theuern Freundes bestimmt war, führt den Titel: ,Georg Gottlob Ungewitter und sein Wirken als Baumeister, zumeist aus den Briefen desselben dargestellt.' In derselben wird zunächst das Leben des genialen Architekten skizzirt, der von 1851 bis zu seinem Tode am 6. October 1864 als Lehrer der Baukunst an der höhern Gewerbeschule zu Kassel wirkte. In dieser Stellung wie als schaffender Künstler und schlagfertiger Schriftsteller seines Faches hat der edle, ungemein thätige Mann mit unerschütterlicher Treue, selbstlos und opferwillig für die echte Gotik gekämpft bis zum letzten Athemzuge. ,Vom Schlendrian der Bureaukratie gehemmt, von Engherzigkeit und Mißverständniß kurz gehalten, im Kampfe mit Zopf und Eklekticismus blieb Ungewitter in seiner Thätigkeit vorzüglich auf sein Lehramt und auf das Papier angewiesen; was er hat ausführen dürfen, war verschwindend klein im Vergleich zu der ergiebigen Ader des höchsten künstlerischen Schaffens, die in ihm lag.'[1] Trotzdem ist seine Wirksamkeit nicht unfruchtbar geblieben; seine Richtung lebt fort nicht nur in seinen Publicationen, sondern vor allem auch in einer wackern Schule. Ueber die Kämpfe, welche dieser Mann zu bestehen hatte, über die Hindernisse, welche ihm die Baubureaukratie und das moderne Kunstliteratenthum bereiteten, über die ernste Geistesarbeit und das unablässige Ringen dieses hochbegabten Vorkämpfers für die mittelalterliche Kunst geben eingehenden Aufschluß seine Briefe an Reichensperger und Weigel, welche den Hauptbestandtheil der Schrift bilden. Der Briefwechsel beginnt mit dem Jahre 1850 anläßlich einer Recension, die Reichensperger über eine von Ungewitter veröffentlichte Schrift geschrieben, und reicht bis zum Tode des Meisters. Ganz vortrefflich hat es der Herausgeber verstanden, ohne die Unmittelbarkeit und Frische des Briefwechsels zu trüben, das Interessanteste und Pikanteste zusammenzustellen und durch eigene Andeutungen zu erklären und zu verbinden.

Mit Schmerz muß den unparteiischen Leser die Wahrnehmung erfüllen, welche Anfechtungen und Hindernisse Unverstand, Geschmacklosigkeit und böser Wille einem feurigen, geistvollen und energischen Manne entgegensetzten, der sein Leben opferte für das, was er als das Rechte erkannte. Manche der mitgetheilten Vorkommnisse würden unglaublich erscheinen, wären sie nicht genau belegt. Zu dem bittern Ernst gesellt sich nicht selten der köstlichste Humor. So wenn Ungewitter in einem Briefe vom 5. Februar 1852 folgendes Baucuriosum meldet: ,Ein Bekannter von mir, der in Holstein als

[1] Organ für christl. Kunst XVI, 131.

Architekt fungirt, soll für die reformirte Gemeinde in F . . . . t eine Kirche bauen und hat mir das Programm des Herrn Pastors mitgetheilt, aus welchem ich folgende Punkte entnehme: „Es soll nicht bloß ein Altar, sondern auch jede Andeutung, daß an einen solchen gedacht worden, vermieden werden. Hinsichtlich des Stiles haben wir den klassisch-griechischen gewählt als am bestimmtesten den eigentlichen Geist unserer Kirche aussprechend; unser Geist ist liberal, frei, hell, klar, klassisch-griechisch, der äußersten Linken der Reformation angehörend. Der dorische dünkte mich am mehrsten geeignet, wenn nicht der jonische gefälliger wäre; die dorischen Pilaster werden sich etwas schwer machen. Oben inwendig, dem klassischen Stil entsprechend, ein Tonnengewölbe. Sorgen Sie weiter, bitte ich, für recht viel Tag, und lassen Sie die Kirche einen recht freien, heitern, frohen Eindruck machen. Die Kirche soll mehr Hörsaal als Bethaus sein; auch soll es nicht eine deutsche, sondern eine holländische Kirche sein."' Nicht minder ergötzlich ist ein anderes ‚Curiosum aus dem Gebiet protestantisch-kirchlicher Kunst'. ‚Es war ein Steinhauer bei mir,' erzählt Ungewitter am 15. Juni 1852, ‚welcher mir einen Brief eines Geistlichen aus dem Hannoverschen mittheilte des Inhalts, daß für einen Amtsbruder ein Monument gesetzt werden solle, und zwar habe man sich über dessen Gestalt so weit geeinigt, daß es aus einem Würfel bestehen müsse, auf welchem ein Phönix durch künstliche Haltung der Flügel die Kreuzform herausbringe.' Es klingt fast wie ein Scherz, wenn der vielgeplagte Architekt in einem andern Briefe berichtet, daß er bei Entwurf eines Monumentes für die gute Stadt Leipzig Wasserspeier nicht anwenden konnte, weil dieselben dort ‚als superstitiöse Bildungen aus der Zeit der Finsterniß angefeindet worden waren'. Ganz unglaublich klingt heute, wie man damals mit den herrlichen Baudenkmälern des Hessenlandes umging. So erfährt man (S. 139) von einem Baubeamten, der die Stiftskirche zu Treysa, deren Dach schadhaft geworden, sofort abzubrechen anfing, den Dachstuhl herunterwarf und dann seine Kunst an den Gewölben versuchte. Da diese nicht so gutwillig sich zerschlagen ließen, so reiste er in seinem Zerstörungsfanatismus nach Kassel, um Artillerie zu requiriren, die er allerdings nicht bekam, aber höchst wahrscheinlich nur aus militärischen und finanziellen Gründen. Eine ähnliche Wuth im Zerstören scheint auch wohl den Landbaumeister beseelt zu haben, der die Bonifatiuskapelle zu Fritzlar, welche dem Dome angebaut ist, abbrechen wollte, um letztern zu reinigen, und den ungenannten Aesthetiker, welcher die Abwesenheit des Landrathes dazu benutzte, von den prächtigen Mauerthürmen ebendaselbst die Helme herunterwerfen zu lassen, damit diesem bei seiner Rückkehr eine angenehme Ueberraschung bereitet werde. — Kein Wunder, daß die leicht erregbare Natur Ungewitters von solchen Vorkommnissen auf das tiefste angegriffen wurde.

Manche Briefe Ungewitters sind von Bitterkeit nicht frei, so daß der Herausgeber abschwächende oder erläuternde Anmerkungen hinzufügen mußte; alle aber eröffnen überaus interessante Einblicke in die deutschen Kunstzustände von 1850 bis 1864. Deshalb hat die Schrift nicht bloß für die Schüler, Freunde und Verehrer des ‚armen Gotikers‘, wie sich Ungewitter einmal nannte, hohes Interesse und dauernden Werth, sondern auch für alle wahren Freunde der Kunst, wie sie denn gleichfalls für den künftigen Geschichtschreiber der neuern Kämpfe auf praktisch-ästhetischem Gebiete von großer Bedeutung ist. Die Publication verfolgt aber in erster Linie wie fast alle Schriften Reichenspergers praktische Zwecke: sie sollte wie ‚Essig-Räucherung in der Krankenstube der deutschen Kunst‘ wirken. ‚Der Grundgedanke Ungewitters wie auch des Herausgebers ist, daß aus der gegenwärtigen Stillosigkeit oder Stilmengerei wie auch aus der gewissenlosen Pfuscherei und Schwindelei im Bauwesen keine Erlösung möglich sei als durch die Rückkehr zum echt deutschen Stil des Mittelalters.‘

‚Wir stimmen dem vollkommen bei,‘ schrieb Wolfgang Menzel in seinem ‚Literaturblatt‘ (1866, Nr. 81), ‚müssen jedoch bemerken, daß der große Abfall der Deutschen von sich selbst, die wahnsinnige Verläugnung der eigenen Nationalität und des Besten und Herrlichsten, was sie ehedem auszeichnete, sich nicht bloß auf dem Gebiete der Baukunst vollzogen hat, sondern in allen Gebieten des Denkens, Dichtens und Handelns. Ganz eingetaucht in die klassische Schulweisheit und in die französische Mode und Denkweise haben wir seit drei Jahrhunderten die Fähigkeit verloren, deutsches Wesen nur zu begreifen, geschweige denn darzustellen. — In einem Zeitpunkt, in welchem von einer politischen Verjüngung Deutschlands die Rede ist, sollte man nie vergessen, daß noch mehr zu verjüngen ist als die staatliche Einigung. Daß das Volksthümliche wieder in sein Recht eingesetzt und nach und nach verbannt werde, was uns von den mit dem Auslande buhlenden Fürsten, von den im undeutschen Sinne gegründeten Universitäten und von den bestochenen und verführten Männern der Wissenschaft und Kunst an Ausländerei, Vernarrtheit ins klassische Alterthum, französischer Modethorheit, Weltbürgerei u. s. w. octroyirt worden ist, das ist uns so nöthig, wie irgend welche staatliche Einigung. Auch kann die letztere nur in volksthümlich deutschem Wesen gedeihen, nicht in bloßer Nachäffung des französischen Cäsarismus oder einer Parlamentsregierung.‘[1] Das war auch ganz Reichenspergers Ansicht.

[1] Auch Zarnkes Lit. Centralblatt 1866, S. 1258 f. spendete der Arbeit über Ungewitter reiches Lob; vgl. ferner Liter. Beil. zu den Köln. Blättern 1866, Nr. 18; Beil. 32 zur Augsb. Postzeitung vom 11. Mai 1866 und Helbig in der ‚Gazette de Liège‘ vom 2. April 1866. Dr. M. Schaslers ‚Deutsche Kunstzeitung‘ brachte 1866,

Ueber der Schriftstellerei vernachlässigte Reichensperger wie früher so jetzt keineswegs das thätige Wirken für die alten Denkmäler. Wie er in Mecheln den Ausbau des dortigen Domes angeregt, so machte er einen ähnlichen Versuch in Frankfurt a. M. Sein Tagebuch berichtet hierüber zum 4. December 1865: ‚Als ich mit Statz zu Anfang August 1864 in Frankfurt war, um über die projectirte Restauration des Domes ein Gutachten abzugeben, setzte sich mir auf der Höhe des Domthurmes die Idee in den Kopf, derselbe müsse ausgebaut werden. Ohne weiteres suchte ich den Senator v. Bernus auf, den ich seit 1848 nicht mehr gesehen hatte, und warf ihm das Project an den Hals, diesen Thurmausbau in die Hand zu nehmen. Bernus war höchst überrascht und hielt die Proposition lange für Scherz. Schließlich meinte er indes, er wolle den Stadtbaumeister zuziehen. Ich lehnte den Stadtbaumeister schlechthin ab, weil nur ein erprobter Gotiker über solch eine Frage urtheilen könne. Dabei blieb es damals. Vor einigen Wochen schrieb mir Steinle, der Gedanke habe doch bei Bernus gezündet, ich möge einen ostensibeln Brief durch Statz an Steinle schreiben lassen. Statz machte dazu noch eine Zeichnung. Nun meldete Steinle, daß Bernus immer entschiedener für das Unternehmen sei und sogar auf meine Anregung hin nicht abgeneigt sei, einen Verein zu gründen, falls der Senat nicht anbeißen wolle. — Auch im hiesigen Dom haben meine Anregungen glücklichen Erfolg. So hatte ich vorgeschlagen, die Figuren in den Fenstern des Hochschiffes nicht in Berlin machen zu lassen, vielmehr den Raum mit Brettern zu blenden und auf Donatoren Jagd zu machen. Es geht nun damit trefflich. Der Adel allein hat achtundvierzig Figuren übernommen. Desgleichen habe ich den Herrn v. Geyr aus Bonn veranlaßt, die erste Statue ins Hauptschiff setzen zu lassen. Ihm folgt der Fürst von Hohenzollern mit zwei Statuen. Man sieht, wie klein und durch welche unbedeutende Veranlassung das Große oft entsteht, besonders auf dem Kunstgebiet!‘

‚5. December. Gestern Nachmittag 3 Uhr ist Kolping gestorben! Er war eben auf seinem Höhepunkte angekommen. Für die gute Sache ein gewaltiger Verlust, für mich und mein Leben und Thun eine schmerzliche Lücke.‘

Nr. 26 f. aus dem Werke über Ungewitter unter dem Titel ‚Die Gotik und ihre Bedeutung für die Wiedergewinnung eines nationalen Baustils‘ eine Anzahl von bemerkenswerthen Stellen über die Schäden der modernen deutschen Kunstthätigkeit und die Nothwendigkeit der Wiedergewinnung eines nationalen Stils zum Abdruck. Die Redaction betonte dabei, daß sie allerdings in manchen Punkten auf einem andern Standpunkt als Reichensperger stehe, erkannte aber letztern an als ‚einen der unermüdlichsten und geistvollsten Vorkämpfer für die Regeneration der deutschen Kunst‘.

‚24. December. Beresford Hope und Nelson, Secretäre des Royal Institute of British Architects, melden mir meine Ernennung zum correspondirenden Ehrenmitglied des Instituts, am 18. December erfolgt. Gut, um manchen antigotischen Ultramontanenfresser zu ärgern!‘ [1]

‚9.—10. Januar 1866. v. Savigny sehr malcontent über die Oesterreicher. — Savigny ist gut auf Bismarck zu sprechen; derselbe sei ernst, wisse auch die katholische Kirche zu würdigen, arbeite viel und schnell, wolle nicht carrière à tout prix machen. — Bismarck war für v. Ketteler als Erzbischof von Köln — allein von allen Seiten, selbst seitens der Generale (z. B. Etzel in Trier) Sturm gegen denselben, der confessionelle Friede stehe auf dem Spiel u. s. w.‘

Wiederholt hatten Reichenspergers Freunde denselben gedrängt, Mittheilungen aus dem reichen Schatze seiner Reiseaufzeichnungen zu veröffentlichen. Es bleibt sehr zu bedauern, daß der Vielbeschäftigte nur dazu kam, jene Aufzeichnungen zu publiciren, die er bei seinen Schweizerreisen gemacht hatte. Er ließ dieselben unter dem Titel: ‚Reisenotizen über Kunst‘ in den ‚Historisch-politischen Blättern‘ drucken. Selbstverständlich spielt auch hier die Gotik die Hauptrolle. ‚Spielend und nebenher läßt sich nun einmal die echte Gotik nicht treiben; sie erfordert einen ganzen Mann, der sich mit der vollen Kraft seines Geistes in dieselbe hineinstudirt, ja hineinlebt. Bücher und Vorbilder mögen recht nützliche Hilfsmittel sein, das eigentliche Können erwächst aber nur aus der That, die Hand muß gleichzeitig mit dem Kopfe gebildet werden; nicht aus den Hörsälen, nur aus den Handwerksstätten und den Bauhütten kann die Kunst, in unablässigem Ringen mit dem Stoffe, wieder zu frischem, gedeihlichem Leben erwachsen. Nichts charakterisirt denn auch die heutige Impotenz entschiedener als der Hang zu Kleister- und Gußwerk, zum Uebertünchen und Beschmieren, zu Surrogaten aller Art, welche dem Geiste die Mühe ersparen, die besondere Natur eines jeden Materials zu ergründen und dem Arme die Mühe, mit demselben zu ringen, seiner Natur entsprechend es zu gestalten. Darum die herrschende anarchische Stillosigkeit; denn was man Stil nennt, besteht eben unter anderem wesentlich darin, daß das betreffende Werk seinem Materiale und seiner Bestimmung entsprechend gebildet wird, daß es in rhythmischer Gliederung sich sofort als dasjenige zu

[1] ‚Zugleich mit Statz‘, meldete Reichensperger am 31. December 1865 dem Maler Karl Andreae, ‚bin ich am 18. December zum Ehrenmitglied und Correspondenten des Royal Institute of British Architects einstimmig gewählt worden, was mich insofern doppelt freut, als bei uns zu Lande der Gotiker fast stets von den Ultramontanenfressern mitverspeist wird und bei allen „Gebildeten“ keine Gnade findet. Hat mich doch selbst die Wiener Centralcommission als „Ultramontanen“ in den Bann gethan.‘

erkennen gibt, was es wirklich ist und sein soll. Solche Stilgerechtheit ist keineswegs durch einen unverhältnißmäßig großen Aufwand von Mitteln oder von Geld bedingt, wie oft man auch die Aeußerung hört: ‚Ja, wir würden gerne gotisch bauen, wenn nur nicht unsere Mittel so beschränkt wären.‘ Wer so redet, beweist eben dadurch, daß er das Wesen und die Geschichte unseres nationalen Stiles nicht kennt. Mehr als drei Jahrhunderte hindurch haben die Meister desselben, ja die Handwerksmeister insgesammt, durchweg nur Schönes geliefert, obgleich sie gewiß, damals so wenig wie jetzt, stets bei vollen Geldsäcken standen, vielmehr für alle Schichten der Gesellschaft stets in demselben Stile arbeiteten. Nur verstanden die alten Meister ihr Handwerk durch und durch; sie wußten das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden; mit ein paar Einschnitten, Hammerschlägen, Vorkragungen oder Durchbrechungen an der rechten Stelle ward ein ästhetischer Effect erzielt; die Eurythmie aber, die Hauptsache, kostet nichts, sobald nur erst der Sinn dafür vorhanden ist. Auch auf der besten Geige wird dahingegen falsch gespielt, wenn es dem Musiker am Gehörorgane oder an der erforderlichen Geschicklichkeit fehlt. Das Sparen am unrechten Orte ist das gerade Gegentheil von Oekonomie; so ist denn auch ein Pfuschwerk immer zu theuer, mag es auch noch so wenig Geld kosten, während das Geld, welches man einem bewährten Meister für einen ordentlichen Plan bezahlt, sich stets aufs beste rentirt.‘

Bei Besprechung von Basel bedauert Reichensperger den modernen Vandalismus. ‚Bei allen Kennern und Kunstfreunden galt stets die städtische Befestigung als ein Unicum; sie allein schon verlohnte eine weite Reise nach Basel, zumal da die verhältnißmäßig treffliche Erhaltung der alten Mauern, Thürme und Thore, welche sich noch zu uns herübergerettet hatten, einen Einblick in das kleinste Detail der mittelalterlichen Befestigungskunst gestatteten. Mit den Schlagwörtern „Licht und Luft“ zog das „aufgeklärte“ Philisterium gegen diese ehrwürdigen Zeugen vormaligen Bürgerstolzes zu Felde, und zwar galt der erste Angriff gerade dem malerischsten, romantischsten Theile der Umwallung, wo sie mit mannigfachen Hindernissen, namentlich einem die Stadt durchfließenden Bache, im Kampf, zu den keckſten und originellsten Gestaltungen ihre Zuflucht nehmen mußte. So wurden denn, wie es so oft bei mittelalterlichen Bauwerken der Fall ist, die Hindernisse zu Schönheitsmotiven, indem sie den Architekten zur vollen Bethätigung seiner Meisterschaft veranlaßten. Ein Park soll nun an die Stelle treten, welcher zugleich noch einem andern monumentalen Thore von hoher ästhetischer Bedeutung, dem sogen. Spalenthore, den Untergang droht! Dem modernen Spießbürgerthum — auch wohl das „gebildete Publikum“ genannt — ist alles in die Höhe Strebende antipathisch; nur das Flache, Charakterlose zieht dasselbe an, wie es dem Wesenhaften, Bedeutungsvollen stets den äußerlichen Schein vorzieht. Was hier

von Basel gemeldet ist, hat sich mutatis mutandis fast in allen historischen Städten unseres Vaterlandes begeben.'

Im Anschluß hieran wiederholt Reichensperger eine bereits früher gegebene Anregung: ,Ich meine, daß es ein sehr zeitgemäßes Unternehmen sein würde, wenn jemand zu den Bädekerschen Reisehandbüchern Supplemente herausgäbe, in welchen die historischen Städte einerseits so abgebildet wären, wie sie heute aussehen, und andererseits die Prospecte derselben aus dem Merianschen Werke dem Auge sich darböten. Auch der heißblütigste Fortschrittler würde, bei solcher Vergleichung des Sonst mit dem Jetzt, meines Erachtens, nicht umhin können zuzugestehen, daß die Renaissance, der Classicismus und der moderne Eklekticismus das Zerstörungswerk des dreißigjährigen Krieges getreulich fortgesetzt und ein Ergebniß zuwege gebracht haben, welches jeden ästhetisch Gebildeten nur mit Unwillen erfüllen kann und dem Patrioten die Schamröthe ins Gesicht treiben muß.'

Wie anderwärts, so fand Reichensperger auch in der Schweiz, ,welcher nur das Meer fehlt, um alle Herrlichkeit der Natur in sich zu vereinen', eine zunehmende Ausbreitung ästhetischer Unsitten. ,Ich habe viermal die Schweiz durchwandert, und jedes folgende Mal fand ich, daß die Langweiligkeit weiter um sich gegriffen hatte. Im Kasernenstile der Berliner Akademie erbaute Gasthäuser werden immer zahlreicher und machen sich immer breiter; Neusilber und Bougies, pomadisirte Kellner, Portiers in Livree, lungernde Commissionäre, aufgeblasene, von ihren „Bureaux" aus regierende Wirthe, die einen domestikenlosen Gast kaum eines Blickes würdigen, kleine Portionen und endlich beim Abschied große Rechnungen, sowie nach Trinkgeldern ausgestreckte Hände (da das pour le service ja in die Wirthskasse fließt) — dies alles und gar manches andere noch, was sich in jenen Karawanseraien begibt, thut unwidersprechlich dar, wie das von den Touristen importirte „moderne Bewußtsein" mehr und mehr das Alpenland überwuchert und sozusagen seine Luft mit blasirter Nüchternheit schwängert. Da auch das Landvolk diese Luft einathmet, so kann es nicht fehlen, daß sein Naturell wie sein ganzes Thun und Lassen allmählich dadurch afficirt wird. Wer etwa daran zweifeln möchte, braucht nur auf dem Wege von Arth nach dem Rigi einen Blick auf Neu-Goldau zu werfen. Die geheimen Bauräthe, welche die Straßen ziehen, müssen nothwendig ihre Freude daran haben, wie sehr man sich hier schon ihrem Ideale vom „Einfach-Edeln" genähert hat: viereckige Kasten von glatt gehobelten, weiß angestrichenen Brettern, mit großen, stets gleich weit voneinander abstehenden Fenstern, in welche das Wetter ganz ungenirt hineinschlagen kann und wonach die innern Gemächer sich richten müssen, die Hausthüre hübsch in der Mitte, keinerlei Vorsprung, der an altbäuerliche Sitte erinnern könnte, kurz alles so

akademisch correct, daß solch ein Bau ganz füglich als Café-chantant, Odeon oder Musenhalle vor den Thoren einer deutschen Residenz sich sehen lassen könnte. Kommt da noch der stille „humanisirende" Einfluß des über Zürich thronenden Central-Polytechnicums hinzu, so wird auch für das raffinirteste Kennerauge nichts mehr zu wünschen übrig bleiben. Schon jetzt gewahrt man fast allerwärts Gußeisen, mit Anklängen an griechische Formgebung, bronzirtes Zink, Akroterien, Attiken, Cement und Tünche; der Kunstschmied und der Holzschnitzer ziehen sich vor dem Gips- und dem Zinkgießer in die Dunkelheit zurück. Sowie die Häuser ihre Schuppenpanzer ablegen, so entäußern sich, ebenwohl der höhern Bildung zulieb, die Frauen und Mädchen ihrer Medaillen, Ketten, Treffen, Haarnadeln und Goldspitzen, um sich modischen Flitter an- und umzuhängen; das handfeste Tuch muß dem Calicot nebst Crinoline weichen, so daß vielleicht bald schon die schmucken Landestrachten nur noch auf den Schaubühnen zu sehen sein werden. Man fängt auch bereits an, sich des angestammten Dialektes zu schämen, und radebricht Hochdeutsch, um desto naiver prellen zu können. Armes, edles, kerniges Volk, was wird die „Bildung" nicht noch alles aus dir machen?! Der geniale Pariser Baumeister Viollet-le-Duc hat gewiß mit vollem Rechte den jungen Architekten gerathen, statt in Rom ihre Mappen mit klassischen, tausend- und abertausendmal wiedergekäuten Gemeinplätzen zu füllen, die alten Holzbauten der Schweiz studiren und zeichnen zu gehen, und zwar baldmöglichst. Wer weiß, wie lange solche noch gegen den Andrang dieser Bildung standhalten werden!'

Wie richtig Reichensperger in architektonischen Fragen urtheilte, zeigte sich 1866 beim Umbau der an der Nordseite des Kölner Domes befindlichen Sacristei. Der Dombaumeister ging von der Ansicht aus, das Ganze sei ein späterer Anbau, welcher den Freunden der Geradlinigkeit zuliebe verändert werden könne. Reichensperger vertrat den gegentheiligen Standpunkt. Als der Abbruch erfolgte, stellte sich in unwidersprechlicher Weise heraus, daß er das Richtige getroffen [1].

Am 28. April 1866 schrieb Reichensperger in sein Tagebuch: ‚Es könnte also wieder Frankfurter Parlament gespielt werden!! Dazu würde ich wohl eine Wahl annehmen. Die Situation wäre doch zu pikant, um nicht den Appetit zu reizen.'

‚2. Mai. Assisen in Düsseldorf. Verkehr mit Dr. Ferber, P. Robiano, Kiesel und Archivar Harleß. Mittags Fürst Bratiano aus der Moldau mein Tischnachbar; er ist Ueberbringer des Fürstenthums an Karl von Hohenzollern. Der Fürst sprach französisch und entschieden gegen die Centralisation.

[1] Zur Geschichte des Dombaues S. 44.

Bei Maler Mintrop, ein Original, gesund und tüchtig, auch tieferes Verständniß für Architektur, was allen hiesigen Künstlern fehlt. Dann im Atelier von Karl Müller: zu süß und weich. Bei Frau Deger: Erinnerungen an unsern gemeinsamen Aufenthalt in Rom 1839 [1]. Gestern Abend war Parker bei mir, der über seine römischen Forschungen sehr interessant erzählte (gegen Niebuhr und Mommsen). Allerwärts die höchste Mißstimmung über den bei uns für den „Beruf Preußens" in Scene gesetzten Krieg. Was wird noch kommen? Mein Optimismus geht zu Ende. Die Zukunft sehe ich jetzt ungefähr wieder ebenso entmuthigt an wie nach der Schlacht von Solferino.'

Der Krieg gegen Oesterreich wurde von Reichensperger auf das schärfste mißbilligt: sein strenger Rechtsstandpunkt wie seine großdeutsche, auf ein Zusammengehen beider deutschen Großmächte gerichtete Gesinnung kommen in seinem Tagebuch wie in seinen Briefen zum lebhaftesten Ausdruck [2].

‚20. Juni. Vor welcher Katastrophe stehen wir!! Selbst im besten Falle kann erst nach langer Zeit Gutes daraus erwachsen. Könnte doch der altpreußische Hochmuth, der die Katastrophe bei den Haaren herbeigezogen hat, ohne Blutvergießen gebrochen werden! Das Preußenthum hat so viel Respectables, die von Friedrich II. her sich datirende Marotte von seinem „historischen Beruf" hat aber seine gesunden Säfte inficirt und es auf eine Bahn geschoben, die jedenfalls zum Abgrund hinführt, und zwar auch jenes Preußenthum selbst — früher oder später. Merkwürdig, welche Stellung der Hochmuth vom Sturze der Engel an bis auf diesen Tag herab in der Geschichte alles Erschaffenen spielt! — Vor etwa acht Tagen erhielt ich einen Brief von Dr. Max Schasler in Berlin, Redacteur der Dioskuren, worin er sich mit großem Lob über die Schrift für Ungewitter ergeht und auch um meine Mitwirkung an seinem Blatte ersucht. Es scheint überhaupt, daß die ästhetischen Doctrinen, welche ich nun schon seit sechsundzwanzig Jahren öffentlich verfechte, endlich auch im gegnerischen Lager zur Anerkennung gelangen. Jedenfalls ist das im letztern bisheran befolgte Ignorirsystem durchbrochen. Wird die begonnene Weltkatastrophe die „christlich-germanischen" Tendenzen zum Siege führen oder ihnen für immer den Garaus machen, so daß die gotische Bewegung nur das letzte Aufflammen des alten Geistes war und ein allgemeines Nivellement sich einstellt? Werden die gotischen Dome ausgebaut oder dem Untergange preisgegeben werden? Das ist die Frage, welche die meisten andern Fragen in sich beschließt. Nur Gott kann antworten.'

---

[1] Vgl. oben S. 118.

[2] Die Erregung Reichenspergers wird manchem über das Maß hinausgehend erscheinen. Nachdem aber die Ereignisse von 1866 längst der Geschichte angehören, können die Aeußerungen seiner damaligen Gesinnung unbedenklich mitgetheilt werden.

‚21. Juni. Eben mit Firmenich-Richartz gesprochen, der von Berlin kommt und in höhern Regionen gut orientirt ist. Er wußte nicht zwölf irgend nennenswerthe Berliner Persönlichkeiten anzuführen, welche für den Krieg gewesen seien — auch der König habe gegen den Gedanken stets angekämpft, insbesondere aber die höchsten Damen alle sowie die Erzherzogin Sophie und die Königin von Sachsen. Ein Fatum scheine obzuwalten. Compiègne sei wohl der Ausgangspunkt gewesen, Benedetti der Vertraute Napoleons, der Inspirator resp. Treiber Bismarcks. Es sei vielfach der Gedanke angeregt worden, die hohenzollerischen Lande an Oesterreich abzutreten (excl. allenfalls des Burgschlosses), die drei Hauptminister von Oesterreich, Preußen und Sachsen zu entlassen, einen persönlichen Monarchencongreß zu veranstalten u. s. w. — Alles sei stets an einer geheimen Klippe gescheitert. v. Cornelius sei außer sich über das Bismarcksche Vorgehen, äußere sich kräftigst, selbst im Beisein seiner Frau, gegen die „italienischen Lumpen".‘

‚28. Juni. Am Sonntag nach Remagen, wo Mutter und Schwester schön und behaglich im Klosterpensionat eingerichtet. Montag zu Fuß nach Laach. Alle Leute schimpften über den Urheber des Krieges, der alles niederbeugt. — Die Kirche in Laach die schönste Blume der romanischen Baukunst am Rhein, ganz leer. Dann ins Kloster der Jesuiten. P. Roh und P. Anderledy. Roh kolossal, voll Feuer und Energie, erzählt von dem herrlichen Erfolg der Jesuitenmission in München. Der Hof stets in den Predigten. Der König Ludwig II. ließ sich durch den Erzbischof von München die Predigt Rohs über die Unsterblichkeit der Seele geben und äußerte seine Zufriedenheit. Der König soll sittlich nicht verkommen, aber von Wagner wie behext sein. Sein Vater, König Max, soll ihn viel zu strenge gehalten haben. Als dessen Tod gemeldet ward, soll Ludwig II. sofort den Koch herbeibefohlen und ihm gesagt haben: „Jetzt mache mir eine Bratwurst." Früher hatte er über nichts zu befehlen. — Dienstag Abend wieder in Köln.‘

‚29. Juni. Abends 8 Uhr mit Saedt am Rhein spazierend begegneten wir dem Polizeipräsidenten, der uns die telegraphische Nachricht von einem großen Sieg über die Oesterreicher mittheilte. Novus oritur rerum ordo! Wie Gott will! Nun wird wohl bald Napoleon in den Vordergrund treten und sich seinen Antheil ausbitten. Und die vielen Menschenleben!! Venetien wird nachstürzen und dann Rom. — Vor einigen Tagen machte ich im Dombauvereins-Vorstand dem Herrn Erzbischof Melchers Mittheilung von den alten Farbenfenstern, welche in der Domsacristei höchst verwahrlost liegen. Sofort wurden Gegenmaßregeln getroffen. Der Herr Erzbischof nahm mich dann mit in seine Wohnung, wo er mir vertraulich erzählte, Fürst Radziwill habe auf seine Anfrage, wie ein Brief für Erhaltung des Friedens resp. Mißbilligung

des Krieges und der Gemeinschaft mit Italien sicher in die Hand des Königs zu bringen sei, diese Anfrage sofort dem Könige übergeben, welcher darauf gesagt habe, der Herr Erzbischof möge nur an ihn schreiben, was denn auch in sehr unverblümter Weise geschah (vor einigen Wochen hatte mir der Herr Erzbischof seinen Entwurf, der in schlichter Weise den Krieg als höchst unpopulär im Rheinlande und als nicht provocirt durch Oesterreich darstellte, mitgetheilt). Ganz bald darauf erhielt der Herr Erzbischof eine eigenhändige, offenbar rasch hingeschriebene Antwort, worin der König nach Art der „Kölnischen Zeitung" sich als zum Kriege durch Oesterreich gezwungen hinstellte, das Zusammengehen mit Italien unerwähnt ließ und in betreff der von Frankreich her der Rheinprovinz drohenden Gefahr sagte, daß „Ströme von Blut" fließen müßten, bevor er sich zur Abtretung eines Schuhbreit deutschen Bodens verstehen werde. Dem Herzen des Königs macht das gewiß alle Ehre, und ich kann kaum daran zweifeln, daß *er* bona fide vorgeht.'

‚3. Juli. In den nächsten Tagen wird wohl Benedek selbst die Entscheidungsschlacht in Scene setzen. Welche Entscheidung! Es liegt ein tiefes Geheimniß darin, daß wenige Menschen das Los von Millionen und Generationen aufs Spiel setzen resp. bestimmen können. Wird Oesterreich besiegt, so stürzt das noch aufrecht stehende Stück der *historischen* Welt zusammen. *Deswegen* schon halte ich es für wahrscheinlich, daß Preußen siegt, da der ganze Zug der Welt antihistorisch ist.'

‚4. Juli. Gestern kam Steinle mit Mallinckrodt, welche auf dem allein noch von Mainz fahrenden niederländischen Dampfboot zusammengetroffen waren. Mallinckrodt kam von München, war empört über den von Bismarck angezettelten Krieg und hatte sich zur Annahme einer Wahl bereit erklärt, um von der Tribüne aus offen seine Meinung zu sagen und seine Regierungsrathstelle dranzugeben. Steinle auf dem Weg nach Aachen, um dort sein Bild im Chorschluß zu malen. Gestern Abend aß Thimus mit Steinle bei uns. Natürlich viel über den Krieg gesprochen. Steinle allein lebte noch der Hoffnung, daß der Deutsche Bund siegen werde. Thimus argumentirte dagegen von dem Satze aus, daß der Fürst der Welt kein Engel des Lichtes sei, daß die lichten Zwischenräume in der Weltgeschichte nur höchst seltene, vorübergehende Erscheinungen seien, daß in der Regel Recht und Wahrheit im Stande der Verfolgung sich befänden, wie es ja geschrieben stehe. Schon der heutige Tag hat ihm und mir recht gegeben. An den Straßenecken ist der große Sieg zu lesen. Es kostet sehr viel Mühe, sich in *solche* Rathschlüsse Gottes zu fügen und nicht zu der Ansicht zu gelangen, daß nur für kleine bürgerliche Verhältnisse das Recht existenzberechtigt

sei, daß im großen und ganzen aber Gewalt, List und Trug zur Herrschaft berufen seien, und der Zweck sowohl als die Mittel nicht religiösen und moralischen Principien unterliegen. — Es ist mehr als jemals Zeit, zu beten: Et ne nos inducas in tentationem, und zu denken: Deus patiens quia aeternus.'

‚6. Juli. Gestern hatte unser Oberbürgermeister mit pomphaften Phrasen eine „große" Triumphillumination angesagt. Die fortschrittlichen Abgeordneten traten in einem Inserat dagegen auf. Ein Appellrath beschloß sofort, vor dem „Erfolg" die Kniee zu beugen; niemand vielleicht hatte mehr für Oesterreich geschwärmt, ja radotirt. Ainsi va le monde! Im übrigen hat die Beleuchtung Fiasco gemacht. — Thimus kam zu uns, war höchst afficirt, brach in Thränen aus über den Zusammensturz des historischen Europa und des Rechts. Bis $^1/_2$12 Uhr nachts unterhielten wir uns über die Ereignisse und die Eventualitäten, des wahrscheinlichen Hervortretens Napoleons, nachdem die von ihm „detestirten" Verträge von 1815 über Bord gegangen sind, seine Compensationsansprüche „zur Herstellung des Gleichgewichts". Auf dem Wege zu mir war Thimus dem ... begegnet, der in roher und abgeschmackter Weise die Ereignisse besprach, der Kaiser von Oesterreich sei an allem schuld. So die Gebildeten, ja die Gelehrten, die Leuchten der Rechtswissenschaft! Ruens in servitium! wie Tacitus von der feilen Senatorenbande sagt, die zu den Füßen des Tiberius sich im Staube krümmte.'

‚Das Gefühl, welches in Ihrem Schreiben sich ausspricht,' schrieb Reichensperger am 12. Juli an einen hervorragenden protestantischen Maler, ‚ist auch das meinige sowie das von Millionen und Millionen, wie viele auch mit dem Erfolge Götzendienerei treiben mögen. Ein Stück Weltgeschichte ist eingestürzt: was wird an die Stelle treten? Die Antwort auf diese Frage steht wohl zunächst von Paris her zu erwarten, wohin das Schiedsrichteramt thatsächlich übertragen war, sobald Oesterreich aus Deutschland verdrängt werden sollte. Darum ist die Abtretung Venetiens an Napoleon nur die logische Consequenz. Sollte die Provinz etwa dem Könige Biedermann zu Füßen gelegt werden, nachdem derselbe, die Verträge zertretend, ohne alle Veranlassung von seiten Oesterreichs dasselbe überfallen hatte? Ich kann mich nur einigermaßen durch den Gedanken beruhigen, daß Gott geduldig ist, weil er ewig ist, und daß seine Mühlen mitunter zwar sehr langsam, stets aber sicher mahlen, wie das Sprichwort sagt. Ich an meinem Theile verlange nichts als: Fiat iustitia!'

Zum 13. Juli verzeichnet das Tagebuch: ‚Bei Thimus. Ueber die neuesten Ereignisse sprach er sich in der energischsten Weise aus, über den Bund mit der Revolution, die moderne Barbarei des Militarismus.'

‚15. Juli. Preußischer Sieg bei Aschaffenburg. Eine rechte Probe auf die öffentliche Meinung, die allerwärts aufs entschiedenste gegen Bismarck war, auch in der Armee! Die Macht der Maschine und des Erfolges überwältige alles. — Statt Zeitungen zu lesen, schreibe ich Artikel über Kunst, die überhaupt noch am meisten Beruhigung gewährt. Nous n'avons pas le droit d'acheter le bonheur d'une génération par le malheur d'une autre. — L'honneur qui combat pour la justice et la vérité n'a pas le droit de croire sa défaite inévitable; son devoir étant de lutter toujours, son devoir est aussi d'espérer toujours. Il ne doit jamais dire ce que Kosciusko lui même n'a pas dit: Finis Poloniae. Cte de Champagny, ‚Correspondant' XXXII, 511.'

‚20. Juli. Wieder (wie die vorhergehenden Abende) Vorlesung von Thimus aus seinem großen Werke: Chinesische Urweisheit, in höchstem Maße übereinstimmend mit der hebräischen. Ein wahrer Trost in dieser traurigen, zerfahrenen, fast hoffnungsleeren Zeit!'

‚9. August. Consummatum est. Oesterreich aus Deutschland herausgeschlagen. Selbst Napoleon ist durch die Raschheit des Erfolges überrumpelt. Er muß eine neue Gelegenheit ablauern, welche wohl der „kranke Mann" in Konstantinopel bieten wird. Oesterreich kann jetzt die Rheingrenze an Frankreich, Konstantinopel an Rußland concediren und für sich dann Rache nehmen. — Fast regelmäßig abends Vorlesung von Thimus aus seinem großen Werke. Sein Rechtsgefühl bäumt sich auf gegen die letzten politischen Vorkommnisse. Besonders empört ihn der Aufruf an die Nassauer (durch den Fürsten von Hohenzollern), sich gegen ihren Fürst zu empören, die Erklärung, daß die Kurhessen als rebellische Parteigänger behandelt werden, sofern sie fernerhin unter der Fahne ihres Landesherrn kämpfen würden, der Bund mit Victor Emanuel und ganz insbesondere der Handel mit Klapka, der aus den gefangenen Ungarn eine Hilfslegion für Preußen bilden, also die Soldaten dazu verführen soll, ihren Fahneneid unter die Füße zu treten.'

‚Künftigen Montag will ich über Tournay und Calais nach England reisen. Es kostet der Entschluß mich viel Ueberwindung, da die gute Clementine durch die Choleragefahr sich ängstigt, die auch in England haust. Ich scheide auch schweren Herzens von ihr und den Kindern. Aber es treibt mich wie in frühern Jahren hinaus, um zu sehen und zu lernen, nicht zu verphilistern. Und wenn ich jetzt nicht reise — wann denn? In England interessirt mich vieles an Dingen und Personen, das Parlament ist versammelt u. s. w. Für meine Kunstschriftstellerei ist England zugleich der ergiebigste Boden, auf welchem ich um so mehr zu Hause sein möchte, als so wenige (in Deutsch-

land vielleicht kein Kunstschriftsteller) ihn kennen. Ich bedarf auch der Auffrischung und Erholung.'

Reichensperger fuhr über Tournay und Lille; diese Städte hatten ein specielles Interesse für ihn. In Tournay fand er bei Generalvicar Voisin, in Lille bei Architekt Charles Leroy eine sehr zuvorkommende Aufnahme. Am 18. August war Reichensperger in Calais. Er lebte dort ‚ganz isolirt', was ihm ‚sehr wohl that'. ‚Es fehlt nur ein Vertrauter,' schrieb er am 18. August, ‚Clementine oder Thimus oder eines der Kinder, um die Freude theilen zu können. In Köln konnte ich es kaum noch aushalten. Die politische Katastrophe hatte mich doch sehr tief ergriffen; das einzig Erfreuliche, daß die verruchten Italiener gedemüthigt worden sind. Preußen und Frankreich warfen dem König Biedermann die Eingeweide des erlegten Edelfisches zu. Die italienische Meute wird sich nun wohl an dem alten Papst revanchiren und ein neues Castelfidardo in Scene setzen. — Die öffentliche Meinung hat wieder schön Fiasco gemacht. In Oesterreich erhob sie Benedek auf den Schild, in Preußen verwünschte sie den Grafen Bismarck; nach ihr mußte die italienische Flotte die österreichische als Frühstück verspeisen, das „bewaffnete Volk" Italiens mit Garibaldi an der Spitze Venetien und das italienische Tirol im Sturm nehmen, Napoleon schließlich den Ausschlag geben. Alles ist anders gekommen, als alle Welt meinte.'

‚Auf der Düne das Athemholen und die Pulsschläge des Meeres. Erster herrlicher Sommertag seit Monaten. Die Einsamkeit thut mir sehr wohl — eine fieberhafte Unruhe war in mich gefahren. Gestern an Pugin und heute an Beresford Hope geschrieben, um mich nach der Cholera zu erkundigen. Ob sie antworten werden und wie? Nun auch hier wird wohl wieder das Unerwartete eintreffen.'

‚20. August. Eben las ich im „Moniteur", daß Virchow als Adreßberichterstatter einen von Bruder Peter prononcirten, auf das Budget bezüglichen Paragraphen aufgenommen habe. Man sieht, daß die Conservativen der Fortschrittspartei „fürchterlich zu werden anfangen".'

‚Ich thue kaum etwas anderes,' heißt es in einem Briefe vom 21. August an Thimus, ‚als am Meere, seiner Luft und seinem Wasser mich erlaben.'

Wegen der Choleragefahr und der Abwesenheit Beresfords von London gab Reichensperger die Reise nach England auf und verlängerte seinen Aufenthalt im Seebade bis zum 28. August. ‚Die schweigsame Langeweile' bewährte sich als ‚eine gute Arznei'. ‚Es war eine Art Retraite, die jedenfalls auf meine Nerven wohlthätig einwirkte. Nie vielleicht habe ich zehn Tage hintereinander so schweigsam verbracht. Die Physiognomie von Calais bot manches Interessante dar. Der französische Nationalcharakter zeichnet sich schon ziemlich

deutlich. Selbst an den Plakaten ein gewisses Pathos — alles auf Effect berechnet bis auf die Apotheken herab, an deren Läden großmächtige grüne, rothe, gelbe und blaue Flaschen prangen. Der Tambourmajor mit seiner gewaltigen Bärenmütze und dem hin und her schwankenden großen dreifarbigen Federbusch darauf ist der wahre Typus. Auch auf die circenses stets Bedacht genommen: militärische Fackelzüge mit Feuerwerk und Concert auf dem „grande place“, Zapfenstreich im großen Stil, tir au canon mit spielender Regimentsmusik auf dem jetée, Sapeurs mit kolossalen Aexten und langen Leitern — vulgus vult decipi. Im übrigen zeichnet sich das Militär auch unter den Waffen stets durch Nonchalance aus. In den Kaffeehäusern Spektakel, aber keine Politik.‘

Auf der Rückreise besuchte Reichensperger Namur und Luxemburg. An dem letztern Orte machte er die Bekanntschaft von Bischof Adams. Besonders interessirte ihn in Luxemburg die ehemalige Jesuitenkirche: ‚Gotisches Schema mit reichen Renaissancezuthaten. Die Orgelbühne sehr schön aus Stein im Renaissancestil. Das Ganze läßt auf spanischen Einfluß schließen; erbaut von 1605 bis 1616. Ich habe noch kein so entschieden gotisches Werk aus dieser Zeit gesehen.‘

Ein Aufenthalt in Trier, Mettlach (bei Boch) und Wehlen schloß die Erholungsreise des Jahres 1866.

‚Köln, 14. September 1866. Heute Morgen war Geh. Rath Bindewald bei mir, Gesinnungsgenosse und intimer Freund v. Gerlachs, bis zur äußersten Grenze katholisirend. Mit v. Golz, Savigny, Bismarck und v. Gerlach hat er 1848 den ersten conservativen Verein und die „Kreuzzeitung“ begründet. Er ist jetzt mit Gerlach desparat über den Abfall der Kreuzzeitungspartei und des Herrenhauses von allen ihren Principien und ihrer ganzen Vergangenheit, über die Annexionen (besonders von Hannover, welches man ganz füglich in ein Vasallenverhältniß hätte stellen können), sieht die Zukunft Deutschlands und der evangelischen Sache sehr schwarz, verdammt den Bund mit Napoleon und Italien, das suffrage universel. Nur sehr wenige seiner ehemaligen Parteigenossen seien ihren Grundsätzen treu geblieben. Gerlach stehe im Begriff, sein politisches Glaubensbekenntniß in einer Broschüre abzulegen, da er mit der „Kreuzzeitung“ gebrochen habe; v. Quast schwanke. Der König sei ganz in der Hand Bismarcks, dem jedes Mittel recht sei. Kirchenfeindlich sei er übrigens nicht. Graf Karolyi habe dem König die Proposition der Abtretung der Grafschaft Glatz gemacht und dieser darauf geantwortet, „sein Vater sei ein abgesagter Feind der Seelenverkäuferei gewesen“. Wegen dieses harten Ausdruckes habe Oesterreich solche Propositionen nicht förmlich gestellt. Bismarck sei nicht abgeneigt gewesen, darauf ein-

zugehen; zuletzt habe Napoleon sein Veto gegen ein weiteres Vorgehen Preußens eingelegt.‘

‚18. September. Heute werden die siegreich heimgekehrten Truppen mit Fahnen, Böllern, Triumphpforten, Gürzenich-Diner, allgemeiner Illumination u. s. w. befeiert. Thimus ist, um dem Spektakel zu entfliehen, nach Aachen gereist, und ich sitze ruhig zu Hause. Den Soldaten, so meint Thimus, sei das Fest zu gönnen; allein es fördere die Vergötterung des Erfolges und erschüttere resp. untergrabe das Rechtsgefühl immer mehr.‘

‚8.—16. October. Assise in Bonn. Bei Professor Kampschulte mit Professor Reusch. Letzterer wünscht die Vertreibung des Papstes aus Rom herbei (vorbehaltlich späterer Wiederkehr?!), damit dort einmal gründlich aufgeräumt werde. Heftige Debatte mit ihm. Meines Erachtens wäre solche Arznei unendlich schlimmer als das Uebel; ich erblicke in der Vertreibung des Papstes die furchtbarste Heimsuchung der katholischen Christenheit, mag selbst endlich Gutes daraus hervorgehen wie aus den Christenverfolgungen, um deren Abwendung die Kirche täglich betet. Aber so sind unsere „Träger der Wissenschaft“, selbst die kirchlich gesinnten! Ihrem Ideale muß alles sich beugen. — Vorher hatte ich von Simpson eine Aufforderung erhalten, mich an einer neuen Zeitschrift zu betheiligen: „The Chronicle“, welche unter dem Einfluß von Dalberg-Acton erscheinen soll. Alle theologische Polemik soll ausgeschlossen sein. Ich sagte zu. Am 10. October ist v. Lerchenfeld gestorben. Für die preußischen Annexions-Tendenzen eine gewonnene Schlacht! Alles stürzt ein, was zu meinen Idealen gehörte — Sachen und Personen! Er war ein echter Liberaler, christlichen Sinnes, muthig, unverdrossen, wahrhaft nobel. Sit illi terra levis! Am 11. October hatte ich noch von Bonn aus an den bereits Todten nach Berchtesgaden geschrieben. Sein letzter Brief an mich, datirt Berchtesgaden, 22. September 1866, schloß mit den Worten: „So sehe ich denn mit sehr geringen Hoffnungen, aber ungebeugten Muthes in eine trübe Zukunft und bitte Sie, auch ferner freundlich meiner zu gedenken.“ Nun wird wohl Montalembert nachfolgen!‘

‚11. November. Je mehr die Politik mich anekelt, um so eifriger werfe ich mich auf die Kunst. Auf dem Gebiete des Schönen begeben sich bereits Zeichen und Wunder.‘[1]

[1] Was Reichensperger hier meinte, sprach er in einem vom 11. November 1866 datirten Briefe an Maler Andreae aus: ‚Was sagen Sie dazu, daß in München (!!) ein gotisches Rathhaus erbaut werden soll?‘

‚15. November. Gestern erhielt Statz das Patent als Baurath. Es freut mich für ihn und die gotische Sache. Am 21. dieses Monats wird der hl. Mauritius auf der Thurmspitze der hiesigen Mauritiuskirche Platz nehmen. Ohne mein Drängen und Treiben wäre vielleicht der Thurm ohne Helm der Zukunft überliefert worden. Dazu die Madonna auf den Höhen von Aachen und Trier! Eigenthümliche Erscheinungen in dieser Zeit! Hoffentlich kein letztes Aufflackern des katholischen Geistes!‘

‚21. December. Vorgestern Abend brachte Clementine die Zeitung, worin die Ernennung von Haugh zum Senatspräsidenten stand, also Pelmann und ich übergangen. Clementine war sehr ergriffen, da sie wußte, daß damit mein höchster Zukunftswunsch vereitelt sei. Ich hatte nicht daran gedacht, diesmal solchen Erfolg haben zu können; indes geht mir doch der Einschnitt in meine Zukunftspläne nahe, mehr noch das Gefühl, vom Zenith meines Lebens abwärts zu steigen, ins alte Eisen geworfen zu sein. Es ist eine capitis deminutio. Wenn indes nur keine tiefern Wunden folgen! Ich habe viel unverdientes Glück gehabt und bin bemüht, mich zu bescheiden. Für Pelmann ist es viel schmerzlicher. Gestern ging ich zu Haugh gratuliren. Ihm gönne ich es von Herzen, und wir schieden in alter Freundschaft.‘

Den Neujahrsabend verbrachte Reichensperger bei Wittgenstein. ‚In summa‘, heißt es in seinem Tagebuch, ‚ein Unglücksjahr, welches den Wunsch nach stiller Zurückgezogenheit immer mehr in mir gesteigert hat. Meine Zeit ist vorüber. Vor acht Tagen sprach mich der Landrath v. Loe aus Cleve darauf an, mich zum norddeutschen Parlament wählen zu lassen. Ohne alles Schwanken habe ich abgelehnt[1]. Könnte ich nur auch der Juristerei wie der Politik absagen! Nur die Kunst hat noch Reiz für mich, aber verbittert durch den Gedanken an meine Amtspflicht, deren Erfüllung mir sauer wird.‘

Außer dem Umbau der Domsacristei hatte Reichensperger im Jahre 1866 nicht wenig die weitere Ausmalung von St. Maria im Capitol beschäftigt. Mit aller Energie bemühte er sich, die in dieser Frage von einigen ‚Archaisten‘ aufgeworfenen Hindernisse zu beseitigen — jedoch vielfach vergeblich. So kam das Jahr 1867, von welchem er hoffte, daß es nicht dem abgelaufenen gleichen werde. Die Angelegenheit von St. Maria im Capitol nahm auch jetzt Reichensperger sehr stark in Anspruch; in einer Anwandlung von Ueberdruß über seine Thätigkeit schrieb er am 26. April 1867 an Steinle: ‚Ich stehe nicht weit von dem Wunsche, mein Kunststeckenpferd nur noch in der Kinderstube herumtummeln zu dürfen. Auch am Dom stehen wieder allerhand

[1] Er that dies auch noch am 19. Januar 1867 in einem Schreiben an J. P. Bachem.

böse Dinge bevor. Man muß sich damit zu trösten wissen, daß am jüngsten Tage doch alles einstürzt.‘ [1]

Anwandlungen dieser Art überwand Reichensperger um so schneller, je mehr er erkannte, daß sein Wirken in zunehmendem Maße gute Früchte gezeitigt hatte. Von ganz besonderer Bedeutung erschien ihm, daß gerade diejenigen Städte, welche einst die Hauptsitze deutscher Kunst waren, sich mehr und mehr auf ihre Vergangenheit besannen und allem, was davon Zeugniß ablegte, ein reges Interesse zuwandten: Köln und Nürnberg. Durch die Schöpfung des Germanischen Museums hatte in der That letztere Stadt eine centrale Bedeutung gewonnen, welche in ihrer Wichtigkeit für die gesamte deutsche Kunst und deren Wiederbelebung von Reichensperger sehr hoch angeschlagen wurde. ‚Wie es Nürnberg durch sein Nationalmuseum beabsichtigt, so hat die Stadt Köln in Wirklichkeit durch ihren Dombau einen über ganz Deutschland und selbst noch weit über dessen Grenzen hinaus sich erstreckenden Impuls gegeben. Hier steht das praktische Element im Vordergrund; es handelt sich direct um die Wiederbelebung der monumentalen Kunst in allen ihren Verzweigungen, um das Schaffen von Neuem im Geiste des Alten, um eine Emancipation von der gänzlich princip- und wurzellosen akademischen Routine.‘ Besondere Hoffnungen setzte Reichensperger für den Norden Deutschlands auf das Wiederaufleben der alten Backstein-Architektur, für deren Schönheit Ungewitter, Essenwein und Adler mit ebensoviel Eifer wie Verständniß eintraten. Für Oesterreich eröffnete eine freudige Aussicht in die Zukunft der Entschluß des vortrefflichen Bischofs Rudigier in Linz, nach dem Entwurf von Statz einen großartigen Mariä-Empfängniß-Dom erbauen zu lassen. Ein bedeutungsvolles Zeichen der Zeit war, daß in dem genannten Jahre sogar die ‚Vossische Zeitung‘, ‚das Leiborgan des ‚Berliner aufgeklärten Philisterthums‘, über die Leistungen und das Wirken der Berliner Bauakademie sowie über das ganze moderne Bauwesen den Stab brach. Reichensperger sprach im ‚Organ für christliche Kunst‘ die Hoffnung aus, daß ‚die Bekehrung der privilegirten berlinischen Zeitung noch recht viele andere Bekehrungen im Gefolge haben werde und daß insbesondere die Architekten unseres Rheinlandes, dem modernen Schwindel absagend, zum Echten und Rechten sich wieder bekennen‘ [2]. Mit energischen Worten wandte sich Reichensperger 1867 gegen ‚ein Hauptproduct der modern-akademischen Baukunst‘, die Miethskaserne. ‚Die vom pseudoklassischen Schwindel noch nicht erfaßten Engländer halten unerschütterlich fest

---

[1] Steinle und Reichensperger S. 96.

[2] Eine Tagebuchnotiz aus jener Zeit lautet: ‚Unsere akademisch klassische Production verhält sich zu der altgriechischen ungefähr wie die schöne Helena oder die schöne Galathea vom Berliner Krolltheater zur Antigone des Sophokles.‘

an dem Satze, daß unter einem Dache nur einer Herr sein darf (my house is my castle), mag das Haus nun in der Welthauptstadt London oder im freien Felde liegen.'

Welche Fortschritte die Sache der wahren Kunst und speciell der Gotik jenseits des Kanals machte, davon hatte Reichensperger noch im Jahre 1867 Gelegenheit, sich mit eigenen Augen zu überzeugen. Anfang August trat er seine Reise an, die sowohl der Erholung wie Studien dienen sollte. Sein Weg führte ihn zunächst nach Brüssel und von dort nach Rixenaert zu seinem schwer leidenden Freunde Montalembert. ‚Die Gräfin von Montalembert', berichtete Reichensperger seiner Frau, ‚empfing mich wie einen alten Freund; sie gestattete sofort eine halbstündige Unterhaltung mit ihrem Mann, den ich im Bette liegend und recht leidend aussehend fand. Aus der halben Stunde ward eine Stunde und mehr. Montalembert wollte alles mögliche von mir wissen und sprach sich in seine frühere Lebhaftigkeit hinein, wie er denn überhaupt geistig noch der alte ist. Neben seinem Bett stand ein Tisch mit einem Haufen Zeitungen, Broschüren von allerwärts her. Eine Nonne, welche ihn pflegen hilft, sagte, die Aerzte glaubten an seine Wiederherstellung, allein es könne noch lange werden. Der Heroismus der Frau von Montalembert ist bewunderungswerth. In meiner Gegenwart dictirte der Graf einige englische Briefe, die ich mitnahm, so daß ich jetzt für London, was Empfehlungen betrifft, fast über embarras de richesse klagen möchte. Um 6 Uhr gingen wir zu Tisch. Der arme Montalembert fand sich auch ausnahmsweise dabei ein, und ich saß neben ihm. Allein nicht selten empfand er so heftige Schmerzen (wie es scheint, von einer noch von der Operation herdatirenden Wunde), daß ihm plötzlich das Wort im Munde stockte. Es ist ein Jammer! Um 9 Uhr fuhr ich zurück nach Brüssel.'

Aus dem Gespräche mit Montalembert verzeichnet das Tagebuch unter anderem folgendes: ‚Tout le monde a peur, l'audacieux l'emporte. Die Furcht der Fürsten Deutschlands mit Ausnahme des Königs von Hannover, „des blinden Königs Johann". — Der Absolutismus der schlimmste Feind der Kirche. — Montalembert meinte, der Absolutismus Frankreichs werde schon gebrochen sein, wenn nur gesetzlich festgestellt würde, daß die Unterpräfecten und Präfecten in ihren Departements ansässig sein müßten. Er klagte sehr über seine Lähmung, während Guizot, Thiers &c. noch in voller Wirksamkeit im Leben ständen. — Montalembert bezeichnete die Berufung des ökumenischen Concils als einen eigenen persönlichen Gedanken des Papstes, einen ‚Umschwung', welcher den Vertheidigern des Papstabsolutismus in die Quere komme. Mögen auch die Vertheidiger dieses nach seiner Ansicht sehr gefährlichen, ja verderblichen Systems dort in der Majorität sein, was sich indes nicht voraussagen lasse,

immer bleibe die Anerkennung des Parlamentarismus [1]. Die Möglichkeit einer Discussion und Opposition überaus bedeutungsvoll; es werde eine Belebung für die Kirche und eine Abkühlung für diejenigen, welche, wie er es von Champions jenes Absolutismus habe äußern gehört, behaupten, daß kein Mensch mit Gewißheit etwas wisse außer dem Papst. Ob Rom im Jahre 1868 noch dem Papste angehören werde, sei unberechenbar. Napoleon wünsche eine solche Katastrophe fernhalten zu können; allein er habe nicht den Muth, mit der Revolution offen zu brechen und dem fait accompli eines siegreichen Handstreiches entgegenzutreten. Der Papst habe viel Muth, aber wenig Energie. Madame de Montalembert, die würdige Frau eines Kreuzfahrers, äußerst lebendig und energisch, meint, es fehle in Rom an einem Sixtus V. — Montalembert hofft wenig für Oesterreich. Seine Töchter, selbst die Kleinste (8—10 Jahre), bekannten sich als entschieden „schwarzgelb". Montalembert citirte das Wort von Jules Simon: En France nous avons la démocratie sans la liberté. Die Demokratie bestehe darin, daß das Volk alle socialen Sommitäten durch das suffrage universel ꝛc. der Massen herabgedrückt sehe. Das zweite Empire habe keine artistischen oder literarischen Größen aufwachsen sehen. Auf keine Nation setze er mehr Vertrauen. In Spanien habe ihm ein Priester gesagt, er hoffe, daß Bismarck in Spanien helfen werde, der verstehe es, mit den liberalen Schwätzern fertig zu werden.'

In London suchte Reichensperger zunächst seinen Neffen Haßlacher auf, der ihn zu Beresford Hope und Scott geleitete. Ersterer verschaffte ihm am 9. August den hohen Genuß, einer Parlamentssitzung des Ober- und Unterhauses beiwohnen zu können. Beresford stellte seinen Kölner Freund vielen hervorragenden Abgeordneten vor, unter andern auch ‚dem Führer der Erzprotestanten' Newdegate. Beim Abschied lud er Reichensperger für den nächsten Freitag auf sein Landgut Bedgebury Park auf eine Woche ein. Bei Scott traf Reichensperger mit Burges zusammen und schwelgte in Gotik. Er besuchte auch Parker und die Schwiegereltern seines Freundes Schilling.

Beresford Hope hatte Reichensperger so viele Empfehlungen gegeben, daß dieser manchmal nicht wußte, wo anfangen. Durch seine Vermittlung machte er auch die Bekanntschaft mit ‚seinem Antagonisten Canonicus Rock'. Er schloß mit demselben nicht nur Frieden, sondern sie schieden als die besten Freunde. Rock sprach sich gegen Ward, ‚den englischen Veuillot', aus. ‚Der Anglikanismus', meinte Rock, ‚sei wesentlich politisch; es bestehe das Vorurtheil, der Katholicismus sei unverträglich mit der politischen Freiheit. Manning sei überaus thätig.'

---

[1] Zu dieser Bemerkung hat Reichensperger ein Ausrufezeichen gemacht.

Allenthalben fand Reichensperger die größte Zuvorkommenheit. ‚Kurz, in gewissem Sinne,‘ berichtete er den Seinigen, welche im Schwarzwald weilten, ‚ich bin in London auf Händen herumgetragen worden, obgleich meine eigenen Beine ein Liedchen davon zu singen wissen. Ich kann Gott danken, daß die furchtbare Hetze, namentlich bei der tropischen Hitze, so glücklich vorübergegangen. Mein Befinden ist gut. Nur das Zittern meiner Hände fängt an bedenklich zu werden.‘

Am 19. August begab sich Reichensperger nach Bedgebury Park, wo es ‚prinzlich herging. Die Familie Hope überbietet sich sozusagen von Tag zu Tag in splendider Aufmerksamkeit. So ein Leben, wie da geführt wird, ist etwas ganz Apartes und gewissermaßen schon allein eine Reise nach England werth. Was nur irgend in der weiten Umgegend bemerkenswerth ist, wird mir gezeigt, und überdies ist der genialste Gotiker Englands, Burges, mit mir nach Bedgebury Park eingeladen, nachdem ich den Wunsch, seine Bekanntschaft zu machen, zu erkennen gegeben hatte. Die Unterhaltung drehte sich fast nur um Kunst und Politik. Scott pries begeistert die Kathedrale von Lincoln als die schönste in ganz England.‘

Am 23. August fuhr Reichensperger nach Ramsgate, sowohl um Pugins Familie zu besuchen, als auch um einmal gänzlich auszuschnaufen und nicht allzuhäufig eingeladen zu werden. ‚Die englische Gastfreundschaft geht, soweit meine Erfahrung reicht, fast zu weit.‘ ‚Wieviel Interessantes‘, heißt es in einem Briefe an seine Frau vom 23. August, ‚(fast mitunter zum Erdrücken) ich in England auch sehe, so wünsche ich mich doch gar oft zu euch hinüber in die Waldeinsamkeit, ja ich erwecke mitunter geradezu Reue und Leid darüber, daß ich euch nicht begleitet habe. Im ganzen aber beruhige ich mich durch den Gedanken, daß ich für die Zukunft sammle und gar vieles lerne, was ich nützlich oder doch zur Ehre Gottes verwenden kann. Ich bin nun einmal, wie es scheint, zur Kunstwühlerei prädestinirt und, — so viel ist jedenfalls sicher — keine Reise kann sich in dieser Hinsicht besser rentiren als meine gegenwärtige. Das einzige, worüber ich, wie gesagt, klagen kann, ist embarras de richesse. Deshalb habe ich denn auch auf eine weitere Excursion in England verzichtet und will mir dafür hier und vielleicht noch während einiger Tage in Calais, wo das Terrain mir bekannt und billiger ist, volle Ruhe anthun, damit die Ferienzeit nicht für meine Gesundheit verloren geht.‘

Am 27. fuhr er nach Canterbury, am 28. bei schönstem Wetter von Dover nach Calais. Die Eindrücke auf französischem Boden waren nicht günstig. ‚Aus den englischen Zeitungen weht einem eine frische Seeluft entgegen, aus den französischen schlechte Landluft, wenn nicht Sumpfluft. In England alles gediegen, in Frankreich schlodderig.‘ Der englischen Gotik stand Reichens-

perger etwas kritisch gegenüber. ‚Ihr fehlt‘, meint er, ‚das harmonische Ebenmaß — bald zu roh (Außenseite von Westminster und Canterbury) bald überladen mit Detail und zu sehr gegliedert, oft an einem und demselben Bauwerk.‘

Von Calais begab sich Reichensperger nach Amiens, wo er die Kathedrale noch einmal studiren wollte, und dann — ‚um später nicht von allen „Gebildeten“ gesteinigt zu werden‘ — zu einem kurzen Besuch nach Paris zur Weltausstellung. ‚Die Hetze ist meist der Natur der Sache nach‘, schrieb er am 1. September an seine Frau, ‚nicht arg, da ich fast ausschließlich in der Ausstellung herumbummle und dieses Meer keineswegs auszutrinken denke. Im übrigen kenne ich ja Paris sattsam und will keine Besuche machen.‘

Das Interesse Reichenspergers in der Weltausstellung concentrirte sich auf die Kunst, vor allem die Architektur. Im Centralhof empörten ihn die ‚klassischen marmorenen Nuditäten in allen möglichen Wendungen und Windungen — „Studien des Nackten“. Das langweilige Genre wird am meisten cultivirt, weil man dabei an nichts zu denken braucht. Das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert haben Kunstreicheres geliefert als das neunzehnte. Unbefriedigende Farbenfenster aus Belgien (Bethune fehlt), doch guter Stil. Gute Bilder von Leys. Kirchliche Ausstellung: vieles aus den Münchener Backwarenfabriken. — Was mögen die Engländer zu all dem geschminkten Plunder denken? Angekleidete Wachsheilige in großen Glaskästen, desgleichen ein Wachschristkindchen in einer ganz natürlichen Krippe auf ganz natürliches Stroh gelegt! Von einzelnen Geistlichen mit Ausdrücken der Bewunderung angeschaut. Fast nichts wahrhaft verstanden. Die kirchliche Kunst muß wieder in die Katakomben zurück, um wieder zu kirchlichem Ernst zu gelangen. Lauter süße, matte Ware. (Hier wird mir vom Aufseher untersagt, Notizen zu machen!)‘

Am 5. September verließ Reichensperger die französische Hauptstadt, um nach kurzem Aufenthalt in Metz nach der Mosel zu fahren, wo er in Wehlen mit den Seinigen zusammentraf.

‚An meinen Herd heimgekehrt,‘ schrieb Reichensperger an Montalembert, ‚drängt es mich, nachdem die unaufschiebbarsten mich erwartenden Amtsgeschäfte nothdürftig erledigt, vor allem Ihnen, wenn auch vorläufig nur in flüchtigster Weise, Bericht zu erstatten. Wie oft weilte ich nicht in Gedanken in Rixenaert, an welches meine liebsten und interessantesten Reiseerinnerungen sich knüpfen, wie vieles Schmerzliche denselben auch beigemischt ist! — Den allgemeinen Eindruck, der mir von meinem Aufenthalt in England geblieben, kann ich im allgemeinen nur dahin bezeichnen, daß die Achtung, welche mir stets das frische und energische, seinem Grundtypus nach echt germanische

Allenthalben fand Reichensperg… Maße gestiegen ist, ob-
gewissem Sinne,' berichtete er … l'Angleterre a peur,
,ich bin in London auf Hän… fand. Der übermäßige Reich-
Beine ein Liedchen davon … so vieles in Verfall gebracht hat,
die furchtbare Hetze, na… zugleich andererseits in den Massen
gegangen. Mein Besi… Bresche brechen zu wollen scheint.
an bedenklich zu wer… habe ich den Herrn Wetherell, Herausgeber
Am 19. Au… Herrn Rock, Canonicus an Westminster, sich
es ,prinzlich hero… Situation äußern gehört und dabei Ihre Andeu-
zu Tag in spl… wie es denn überhaupt sehr schwer halten dürfte,
ist etwas gar … etwas Neues in betreff Englands zu berichten. Nur
land werth. … zeichnet sich auch jenseits des Kanals der Gegensatz
wird mir … Vertretern des Absolutismus und dem Streben, das in dubiis
mit mir … überall zur Verwirklichung zu bringen, den Individualitäten einen
Bekann… freien Spielraum zu bewahren. Leider scheint in den hohen Regionen
sich … erstere Tendenz vorzuwalten, wie bei Erzbischof Manning in England,
von … bei uns in Deutschland zu München in der Nuntiatur, welche den Mit-
arbeitern am Bonner „Theologischen Literaturblatt“ das Zusammenkommen zu Freiburg zu behindern für gut fand. Es mag sein, daß diese Herren etwas zuviel von der „Wissenschaft“ und etwas zuwenig vom lebendigen, durch Opfer wirkenden Glauben erwarten und auf erstere zu stolz sind, daß sie das Herz allzusehr dem Kopfe unterordnen — aber gerade darum sollte man sie sich öffentlich ausreden, ihre Einseitigkeit an den Tag legen lassen. Wohin hat in Italien das Bevormundungssystem, das ewige Vertuschen und Verkleistern geführt!

‚Doch noch einiges über England. Sie wissen, daß das Wiederaufleben mittelalterlicher Kunst mutatis mutandis mir besonders am Herzen liegt. In dieser Beziehung hat mir, was ich in England sah, viel Trost und Beruhigung gewährt. Der pseudo-klassische Schlendrian geht dort immer mehr auf die Neige, insbesondere sucht man nicht das Heil der Kunst in den periodischen Bilderausstellungen, sondern vor allem in der Rückkehr zu den Grundprincipien aller Kunstübung, wie dieselbe in unserer nationalen Architektur sich verkörpert findet. Der Sinn für die monumentale Kunst ist mit einem Worte wieder mächtig erwacht, und der Eklekticismus zieht die Segel ein. Ein paar Tage verbrachte ich auf dem Landsitze des Herrn Beresford Hope und ein paar weitere in Ramsgate, wo ich meine Reminiscenzen an den alten Pugin, den eigentlichen Reformator und zugleich den Martyrer der echten Kunst, in dessen Nachlaß wieder auffrischte. Schließlich tauchte ich dann noch in die „Pariser Weltausstellung“ unter, die mich in summa mehr betrübt als erfrischt und erhoben hat. Hierher zurückgekehrt,

'rch die Kunde meiner Wahl zum Reichstagsmitgliede überrascht.
ѵieselbe abgelehnt, so peinlich dies war.'[1]

‿ie vielen Amtsgeschäfte, die Reichensperger gerade damals zu erledigen ᴌe, verhinderten ihn nicht, Beiträge für Baudris ,Organ' und die Schrift ,Allerlei aus dem Kunstgebiete' abzufassen. Dem bunten Inhalt dieser Arbeit gehen einige Worte zur Orientirung und Verständigung voran. Dann folgen Glossen zu einer Festrede F. Eggers am Geburtstage Schinkels über Zweckmäßigkeit und Schönheit. Hier werden die Schöpfungen jener Architekten, welche dem von Schinkel vorgetragenen Banner zu folgen angeben, in der gewohnten scharfen Weise gegeißelt. ,Es sieht da ein modernes Haus durchweg genau so wie das andere aus, von „Eurhythmie" keine Spur, alles vielmehr rein mechanisch aneinander gereiht, wie bei einem Aufbau aus Domino-Steinen, kaum die nothwendige Rücksicht auf die trockenste Zweckmäßigkeit, geschweige denn eine „Darstellung des Ideals der Zweckmäßigkeit". Statt des „besten Materials in der besten Verarbeitung" überall Gußeisen, Zink und Gips, durch irgend eine Bronzirung oder Oelfarbe möglichst unkenntlich gemacht, florentinisirende Felsburgen en miniature, mit Mörtelquadern prunkend, überhaupt Fassaden, an welche schließlich der Cementzieher den Stil anputzt, während der Tüncher den malerischen Reiz hinzuthut, antikisirende Gesimse aus Tannenbrettern, darüber etwa noch Vasen mit Blech-Aloes, stets Proben des letzten Regens bereit haltend, und was dergleichen mehr ist. Wenn sie ihre Erker auf maskirten Eisenstangen hervortreten lassen, so rührt dies einfach daher, weil sie die allerdings schwierige Kunst des Vorkragens und des Fugenschnittes nicht verstehen; das Gußeisen wenden sie anderwärts an, weil sie nicht im stande sind, Kunstschmiede heranzubilden oder denselben die erforderlichen Anleitungen und Zeichnungen zu geben; aus ähnlichem Grunde nimmt man zum Zink, Gips und Cement seine Zuflucht, geht man den complicirten Steinwölbungen aus dem Wege und macht man geradlinigte, aus Brettern zusammengenagelte Gesimse. Die ungeheure Geschmacklosigkeit ist nun noch dazu hochnasig, stolzirt in den Kunstlehrbüchern wie ein Pfau daher, setzt sich auf das höchste akademische Roß, welches freilich nur ein Kamel ist, und prahlt mit Philosophie. Wenn den Leuten die Häuser über den Köpfen einstürzen, wird keine philosophische Phrase über „Zweckgebundenheit und Selbstzweck, geistige Baukraft, Momente der Zeit und des Raumes, idealen Aufschwung" u. s. w. sie dazu bringen, den Mann, welcher den Plan gemacht hat, ferner für einen „Meister der Kunst" zu halten; alle die farbenschimmernden Seifenblasen sind für sie mit einemmal an der brutalen Thatsache geplatzt. Allein auch

[1] Hier bricht das Briefconcept leider ab.

Wesen seiner Bewohn
gleich ich die Richti
wo immer ich hinb
thum, der auf der
droht auch Englo
die Nivellirung
Von hervorrag
des „Chroni
eingehenderr
tungen bes
Ihnen, g
mit ver
zwische
libe
mögl
jene
so
a

[illegible] müssen dem Publikum [illegible] was es mit der „gestrichenen Bau- [illegible] aus Backstein und Mörtel, den Balkonen und [illegible] Kalk und Cement, den flachen Verdachungen aus [illegible] den gebackenen Modillonen und Balustraden, den [illegible] die nur durch Verankerungen sich aufrecht haltenden [illegible] der Tünche, und was dergleichen kosmetische [illegible] im Grunde für eine Bewandtniß hat. Mag man das [illegible] noch so sehr mit volltönenden Redensarten „verputzen“, mögen die [illegible] auch unausgesetzt von einem Baue zum andern wandern, die [illegible] des Kernes bricht endlich doch durch die gleißende Schale, für jedermann erkennbar, hindurch.'

An die Glossen schließen sich an ein Bericht über den Londoner Verein für kirchliche Kunst (Ecclesiological Society), Besprechungen von Essenweins mittelalterlichen Kunstdenkmalen der Stadt Krakau, von Bocks monumentalem Rheinland und von Proudhons Buch: Du principe de l'art et de sa destination sociale. Dann folgen Aphorismen, ein Aufsatz über das hanseatische Haus in Brügge und ein solcher über den Münchener Rathhausbau. Menzels ‚Literaturblatt' [1] rühmt mit Recht die geistvollen, großentheils aus dem ‚Domblatt' abgedruckten Aphorismen. Man hat an diesen Aphorismen die logische Anordnung nach der Gleichartigkeit der Materien vermissen wollen [2], jedoch dabei übersehen, daß Aphorismen ihrem Wesen und dem Wortbegriffe nach eben zerstreute, durch kein logisches Band zusammengehaltene Gedanken sind und sein sollen. Reichensperger selbst bezeichnet seine Aphorismen als ‚gotische Pillen, die nur einzeln oder doch in kleinern Dosen zu nehmen sind, widrigenfalls sich leicht eine Unverdaulichkeit einstellen kann'.

Der Zweck der Schrift im allgemeinen war wiederum in erster Linie ein praktischer. Der Verfasser wollte ‚das Interesse für unsere christlich nationale Kunst wecken und beleben, und weiter sodann insbesondere die „Träger der Wissenschaft und der Kritik“, überdies aber auch einen sehr namhaften Theil des lesenden Publikums darauf aufmerksam machen, wie sie die Kunstübung viel zu sehr aus dem Auge gelassen haben und lassen, daß dieser mit aller Kunstschreiberei gar wenig genützt wird, wenn nach wie vor nicht auf das Können, sondern auf das Wissen das Hauptaugenmerk gerichtet wird, daß man den Hervorbringungen der Gegenwart, allem Thun und Lassen auf dem Kunstgebiete, wenige Ausnahmen abgerechnet, sofort den Mangel an jedwedem tiefern Verständnisse, was vor allem noth thut, ins-

[1] 1868, Nr. 11.
[2] Wiener kathol. Literaturzeitung XIV, 366.

besondere des Stilverständnisses, abmerkt, und daß insbesondere wir Katholiken alle Veranlassung haben, in weit höherem Grade, als bisher der Fall war, das Verhalten derjenigen zu überwachen, welche als Hüter für unsere gottesdienstlichen Gebäude bestimmt sind oder darauf bezügliche artistische Aufgaben zu lösen haben.‘

Die originellste Kritik des ‚Allerlei aus dem Kunstgebiete‘ stammt aus der Feder Janssens [1]. Er nahm dabei den Ausgangspunkt von einem persönlichen Erlebniß. Ganz unfreiwillig war nämlich Janssen auf einer Reise Zeuge gewesen, wie ein Kunstprofessor von neuestem Schlage und ein Kunstjünger aus der Schule Kaulbachs sich folgendermaßen expectorirten: „„Der gefährlichste aller neuern Kunstobscuranten ist ohne Zweifel August Reichensperger.... Er ist so gefährlich, weil er kein bloßer unschuldiger Schwärmer ist, wie wir deren unter den modernen Ultramontanen viele zählen, sondern ein eigentlicher Fanatiker, der alles daran setzt, um alle wahre klassische Kunst mit Stumpf und Stil auszurotten.... Er ist ein Kunstjesuit, macht jährlich mehrmals Missionsreisen und bindet auf den Eisenbahnen und Dampfschiffen überall Unterredungen an, um für den Kunstultramontismus zu wirken. Die mittelalterlichen Dome erklärt er für Erzeugnisse der Hierarchie, während sie doch als Werke der damaligen Freimaurer dastehen, die damit, so gut sie konnten, gegen den hierarchischen Geist ankämpften.“ Der Schluß der Unterhaltung war: „Da man Reichensperger nicht ignoriren kann, so muß man ihn lächerlich machen.“ Ein gewiß toleranter Vorsatz. Auf einen in der Gesellschaft anwesenden Kaufmann aus Bremen brachte das Gespräch die Wirkung hervor, daß er Janssen fragte, ob er ihm nicht einige Schriften Reichenspergers nennen könnte, die er dann kaufen wolle; „denn“, sagte er, „es muß was dahinterstecken, sonst wären die Herren nicht so böse und grimmig“. Der Kaufmann war ein Altlutheraner und als solcher ein Gegner der Freimaurerei; aber er betheuerte, daß er sich mit derselben aussöhnen wolle, wenn sie auch in unserer Zeit solche Werke hervorbringen würde, wie es nach Aussage der Herren das Mittelalter in den Domen gethan. Schließlich stellte der verständige Mann noch die Frage: „Schreibt auch dieser Reichensperger bloß, um zu schreiben, wie es die Herren von der Feder zu thun pflegen?“ worauf Janssens Antwort: „Er schreibt bloß zur Ehre der Kunst der mittelalterlichen Freimaurerei, von der wir eben sprechen hörten, und in seinem Ultramontanismus ist er so bescheidener Natur, daß er uns deren Schöpfungen nur erklären will und nur verlangt, man solle sie erhalten und pflegen und in ihrem Geiste weiterwirken.“

[1] Katholik 1868 II, 92 f.

ohne ein so drastisches Mittel, wie der [illegible] fährt Janssen fort,
allmählich die Augen darüber aufge[illegible] aus dem Kunstgebiete“
kunst“, mit den Säulenschäften an [illegible] lesen ist: „Ich gestehe es
Erkern aus Eisenstangen, Zink [illegible] lingen mag, daß ich mehr
Asphalt oder Steinpappe, den [illegible] Kapelle vor dem Einsturz zu
hölzernen Gesimsen, den n[illegible] kunstgerechten zu veranlassen, als
Gewölben, dem Farbenrei[illegible] einem Bande voll nagelneuer Defini-
Mittel mehr sind, im [illegible] Klassische, das Kunstideal, das Erhabene
alles auch noch so sehr [illegible] zu haben, welches nur dem Lesepublikum einen
Tünchergerüste auch [illegible] keineswegs die Verstandesspeculation oder
Misere des Kernes [illegible] Entdeckungen auf dem Gebiete der Kunstgeschichte;
erkennbar, hindur[illegible] Ueberzeugung in mir, daß, wie die Dinge nun
An die G[illegible] vor allem anderes noth thut, und zwar die
für kirchliche [illegible] stehen, die Energie des Erhaltens und Schaffens wieder
weins mittel[illegible] Thätigkeit.

mentalem [illegible] Um Politik kümmerte sich Reichensperger laut Ausweis seines Tagebuches
de sa d[illegible] im Jahre 1867 möglichst wenig, wenn er auch nicht so weit ging wie
hanseati[illegible] der überhaupt keine Zeitungen mehr las. Mit dem genannten
bau. [illegible] Freunde stimmte Reichensperger darin überein, daß Bischof von Ketteler für
aus [illegible] seine Schrift ‚Deutschland nach dem Jahre 1866‘ ‚mindestens das Trauerjahr
die [illegible] erst hätte vorübergehen lassen sollen (wie die französischen Legitimisten, Louis-
je[illegible] Philippisten u. s. w.), bevor er die „vollendeten Thatsachen“ zum Fundament seines neuen Hoffnungsbaumes gemacht habe‘.

Im Februar 1867 war Reichensperger von verschiedenen Seiten zur Annahme eines Mandates für das norddeutsche Parlament ersucht worden — er lehnte jedoch ab. ‚Mein Schutzengel‘, schrieb er am 5. Februar an Maler Andreae, ‚hat den Sieg über den Versucher davongetragen, und ich bleibe der Politik ferne. Würde mir dadurch nur mehr Zeit für die edle Kunst zu theil! Allein ich fürchte sogar, selbst ihr noch erheblichen Abbruch thun zu müssen, da meine Amtsgeschäfte sich stets mehren.‘ Näher über die Gründe seines Verhaltens sprach er sich in seinem Tagebuche aus. ‚Meine Zeit‘, heißt es hier, ‚ist jedenfalls noch nicht wiedergekommen — falls sie überhaupt jemals wiederkommen wird. Wenn es zum Wählen kommt, ist alle Welt in Verlegenheit; ist man gewählt, so weiß jeder es besser, und niemand dankt einem für das, was man thut. Ich habe in dieser Hinsicht genug Erfahrungen gemacht.‘ Als er dann im September seine Wahl im Landkreis Aachen-Eupen vernahm, urtheilte er: ‚Kein Grund mit alleiniger Ausnahme die Rücksicht auf die Wähler schien mir für die Annahme der Wahl obzuwalten. Ich hätte es keinem Theile recht gemacht.‘ Statt zum Parlament zu gehen, fuhr er nach Gladbach zur Versammlung des Historischen Vereins für den

·uf welcher er zur Erforschung und Erhaltung der ‚gebauten, ılten Urkunden‘ aufforderte.

Vovember 1867 wird das bisher in Reichenspergers Tagebuch . Schweigen[1] über politische Dinge gebrochen mit den Worten: .om alles auf der äußersten Spitze, Garibaldi vor den Thoren, die .ınzosen in Civitavecchia. Heute las ich in der Bibel Pauli Brief an die Römer: „O Tiefe des Reichthums der Weisheit und Erkenntniß Gottes! Wie unbegreiflich sind seine Gerichte und wie unerforschlich seine Wege! Denn wer hat den Sinn des Herrn erkannt? Oder wer ist sein Rathgeber gewesen? Oder wer hat ihm zuerst etwas gegeben, daß es ihm wieder vergolten werde? Denn von ihm und durch ihn und in ihm ist alles. Ihm sei Ehre in Ewigkeit! Amen.“ In der jetzigen Zeit kann man diese Worte nicht genug beherzigen, um nicht des Vertrauens auf Gott verlustig zu werden.‘

‚14. November. Thimus in sehr gedrückter Stimmung. Nur mit Noth konnte ich ihn dazu bringen, wenigstens die Niederlage der Revolution in Rom als einen Lichtpunkt, wenn auch einen vorübergehenden, anzuerkennen.‘

Auch das folgende Jahr brachte Reichensperger viele Amtsgeschäfte, so daß für die Kunst nur mit Noth Zeit gefunden wurde.

Am 2. März 1868 begann man in Köln mit dem Abbruch des Domkrahnes. ‚Also eine neue Dom-Aera!‘ schrieb Reichensperger freudig erregt. ‚So hoch verstiegen sich meine kühnsten Erwartungen nicht, als ich 1840 die Domagitation begann. Gott sei von Herzen gedankt, daß ich das und so erlebe, wie vieles mittlerweile auch eingestürzt ist und sich zum Schlimmen, namentlich in politischen Dingen, gewendet hat!‘

Auf dem Hinwege nach Saarbrücken zu einer Schwurgerichtssitzung besuchte Reichensperger im März Frankfurt, wo er bei Steinle, Janssen und Thissen geistige Erfrischung in seltenem Maße fand. ‚Die in Frankfurt verbrachten Stunden‘, schrieb er am 8. März an Janssen, ‚werden mir stets eine werthe und liebe Erinnerung bleiben. Könnten wir doch öfter so uns zusammenfinden! — In Mainz war Herr Moufang so freundlich, mich zur Seminartafel zu ziehen, wo sich auch Herr Heinrich einfand. Thun Sie doch ja, was Sie vermögen, dazu, daß Freund Steinle sein eminentes Talent in den Dienst des Humors stellt.‘ Zwei Monate später sandte Reichensperger Janssen eine Erwiderung auf eine ‚Kritik‘ seines ‚Allerlei‘ in der ‚Wiener katholischen Literaturzeitung‘. ‚Die ganze Kritik umfaßt genau sechzehn Zeilen, so daß auf je fünf Zeilen ein mir applicirter Fußtritt kommt. Demnach sehe

[1] In einem Briefe vom 25. Juni 1867 kommt Reichensperger auf das Jahr 1866 zurück, indem er schreibt: ‚Einen Erfolg haben jedenfalls die Ereignisse des vergangenen Jahres, nämlich daß sich kein Theil hinfort durch Verträge oder moralische Rücksichten genirt zu fühlen braucht.‘

an dem Satze, daß unter einem Dache nur einer Herr sein darf (my house is my castle), mag das Haus nun in der Welthauptstadt London oder im freien Felde liegen.'

Welche Fortschritte die Sache der wahren Kunst und speciell der Gotik jenseits des Kanals machte, davon hatte Reichensperger noch im Jahre 1867 Gelegenheit, sich mit eigenen Augen zu überzeugen. Anfang August trat er seine Reise an, die sowohl der Erholung wie Studien dienen sollte. Sein Weg führte ihn zunächst nach Brüssel und von dort nach Rixenaert zu seinem schwer leidenden Freunde Montalembert. ‚Die Gräfin von Montalembert', berichtete Reichensperger seiner Frau, ‚empfing mich wie einen alten Freund; sie gestattete sofort eine halbstündige Unterhaltung mit ihrem Mann, den ich im Bette liegend und recht leidend aussehend fand. Aus der halben Stunde ward eine Stunde und mehr. Montalembert wollte alles mögliche von mir wissen und sprach sich in seine frühere Lebhaftigkeit hinein, wie er denn überhaupt geistig noch der alte ist. Neben seinem Bett stand ein Tisch mit einem Haufen Zeitungen, Broschüren von allerwärts her. Eine Nonne, welche ihn pflegen hilft, sagte, die Aerzte glaubten an seine Wiederherstellung, allein es könne noch lange werden. Der Heroismus der Frau von Montalembert ist bewunderungswerth. In meiner Gegenwart dictirte der Graf einige englische Briefe, die ich mitnahm, so daß ich jetzt für London, was Empfehlungen betrifft, fast über embarras de richesse klagen möchte. Um 6 Uhr gingen wir zu Tisch. Der arme Montalembert fand sich auch ausnahmsweise dabei ein, und ich saß neben ihm. Allein nicht selten empfand er so heftige Schmerzen (wie es scheint, von einer noch von der Operation herdatirenden Wunde), daß ihm plötzlich das Wort im Munde stockte. Es ist ein Jammer! Um 9 Uhr fuhr ich zurück nach Brüssel.'

Aus dem Gespräche mit Montalembert verzeichnet das Tagebuch unter anderem folgendes: ‚Tout le monde a peur, l'audacieux l'emporte. Die Furcht der Fürsten Deutschlands mit Ausnahme des Königs von Hannover, „des blinden Königs Johann". — Der Absolutismus der schlimmste Feind der Kirche. — Montalembert meinte, der Absolutismus Frankreichs werde schon gebrochen sein, wenn nur gesetzlich festgestellt würde, daß die Unterpräfecten und Präfecten in ihren Departements ansässig sein müßten. Er klagte sehr über seine Lähmung, während Guizot, Thiers ꝛc. noch in voller Wirksamkeit im Leben ständen. — Montalembert bezeichnete die Berufung des ökumenischen Concils als einen eigenen persönlichen Gedanken des Papstes, einen ‚Umschwung', welcher den Vertheidigern des Papstabsolutismus in die Quere komme. Mögen auch die Vertheidiger dieses nach seiner Ansicht sehr gefährlichen, ja verderblichen Systems dort in der Majorität sein, was sich indes nicht voraussagen lasse,

immer bleibe die Anerkennung des Parlamentarismus [1]. Die Möglichkeit einer Discussion und Opposition überaus bedeutungsvoll; es werde eine Belebung für die Kirche und eine Abkühlung für diejenigen, welche, wie er es von Champions jenes Absolutismus habe äußern gehört, behaupten, daß kein Mensch mit Gewißheit etwas wisse außer dem Papst. Ob Rom im Jahre 1868 noch dem Papste angehören werde, sei unberechenbar. Napoleon wünsche eine solche Katastrophe fernhalten zu können; allein er habe nicht den Muth, mit der Revolution offen zu brechen und dem fait accompli eines siegreichen Handstreiches entgegenzutreten. Der Papst habe viel Muth, aber wenig Energie. Madame de Montalembert, die würdige Frau eines Kreuzfahrers, äußerst lebendig und energisch, meint, es fehle in Rom an einem Sixtus V. — Montalembert hofft wenig für Oesterreich. Seine Töchter, selbst die Kleinste (8—10 Jahre), bekannten sich als entschieden „schwarzgelb". Montalembert citirte das Wort von Jules Simon: En France nous avons la démocratie sans la liberté. Die Demokratie bestehe darin, daß das Volk alle socialen Sommitäten durch das suffrage universel ꝛc. der Massen herabgedrückt sehe. Das zweite Empire habe keine artistischen oder literarischen Größen aufwachsen sehen. Auf keine Nation setze er mehr Vertrauen. In Spanien habe ihm ein Priester gesagt, er hoffe, daß Bismarck in Spanien helfen werde, der verstehe es, mit den liberalen Schwätzern fertig zu werden.'

In London suchte Reichensperger zunächst seinen Neffen Haßlacher auf, der ihn zu Beresford Hope und Scott geleitete. Ersterer verschaffte ihm am 9. August den hohen Genuß, einer Parlamentssitzung des Ober- und Unterhauses beiwohnen zu können. Beresford stellte seinen Kölner Freund vielen hervorragenden Abgeordneten vor, unter andern auch ‚dem Führer der Erzprotestanten' Newdegate. Beim Abschied lud er Reichensperger für den nächsten Freitag auf sein Landgut Bedgebury Park auf eine Woche ein. Bei Scott traf Reichensperger mit Burges zusammen und schwelgte in Gotik. Er besuchte auch Parker und die Schwiegereltern seines Freundes Schilling.

Beresford Hope hatte Reichensperger so viele Empfehlungen gegeben, daß dieser manchmal nicht wußte, wo anfangen. Durch seine Vermittlung machte er auch die Bekanntschaft mit ‚seinem Antagonisten Canonicus Rock'. Er schloß mit demselben nicht nur Frieden, sondern sie schieden als die besten Freunde. Rock sprach sich gegen Ward, ‚den englischen Veuillot', aus. ‚Der Anglikanismus', meinte Rock, ‚sei wesentlich politisch; es bestehe das Vorurtheil, der Katholicismus sei unverträglich mit der politischen Freiheit. Manning sei überaus thätig.'

---

[1] Zu dieser Bemerkung hat Reichensperger ein Ausrufezeichen gemacht.

Allenthalben fand Reichensperger die größte Zuvorkommenheit. ‚Kurz, in gewissem Sinne,‘ berichtete er den Seinigen, welche im Schwarzwald weilten, ‚ich bin in London auf Händen herumgetragen worden, obgleich meine eigenen Beine ein Liedchen davon zu singen wissen. Ich kann Gott danken, daß die furchtbare Hetze, namentlich bei der tropischen Hitze, so glücklich vorübergegangen. Mein Befinden ist gut. Nur das Zittern meiner Hände fängt an bedenklich zu werden.‘

Am 19. August begab sich Reichensperger nach Bedgebury Park, wo es ‚prinzlich herging. Die Familie Hope überbietet sich sozusagen von Tag zu Tag in splendider Aufmerksamkeit. So ein Leben, wie da geführt wird, ist etwas ganz Apartes und gewissermaßen schon allein eine Reise nach England werth. Was nur irgend in der weiten Umgegend bemerkenswerth ist, wird mir gezeigt, und überdies ist der genialste Gotiker Englands, Burges, mit mir nach Bedgebury Park eingeladen, nachdem ich den Wunsch, seine Bekanntschaft zu machen, zu erkennen gegeben hatte. Die Unterhaltung drehte sich fast nur um Kunst und Politik. Scott pries begeistert die Kathedrale von Lincoln als die schönste in ganz England.‘

Am 23. August fuhr Reichensperger nach Ramsgate, sowohl um Pugins Familie zu besuchen, als auch um einmal gänzlich auszuschnaufen und nicht allzuhäufig eingeladen zu werden. ‚Die englische Gastfreundschaft geht, soweit meine Erfahrung reicht, fast zu weit.‘ ‚Wieviel Interessantes‘, heißt es in einem Briefe an seine Frau vom 23. August, ‚(fast mitunter zum Erdrücken) ich in England auch sehe, so wünsche ich mich doch gar oft zu euch hinüber in die Waldeinsamkeit, ja ich erwecke mitunter geradezu Reue und Leid darüber, daß ich euch nicht begleitet habe. Im ganzen aber beruhige ich mich durch den Gedanken, daß ich für die Zukunft sammle und gar vieles lerne, was ich nützlich oder doch zur Ehre Gottes verwenden kann. Ich bin nun einmal, wie es scheint, zur Kunstwühlerei prädestinirt und, — so viel ist jedenfalls sicher — keine Reise kann sich in dieser Hinsicht besser rentiren als meine gegenwärtige. Das einzige, worüber ich, wie gesagt, klagen kann, ist embarras de richesse. Deshalb habe ich denn auch auf eine weitere Excursion in England verzichtet und will mir dafür hier und vielleicht noch während einiger Tage in Calais, wo das Terrain mir bekannt und billiger ist, volle Ruhe anthun, damit die Ferienzeit nicht für meine Gesundheit verloren geht.‘

Am 27. fuhr er nach Canterbury, am 28. bei schönstem Wetter von Dover nach Calais. Die Eindrücke auf französischem Boden waren nicht günstig. ‚Aus den englischen Zeitungen weht einem eine frische Seeluft entgegen, aus den französischen schlechte Landluft, wenn nicht Sumpfluft. In England alles gediegen, in Frankreich schlodderig.‘ Der englischen Gotik stand Reichens-

perger etwas kritisch gegenüber. ‚Ihr fehlt', meint er, ‚das harmonische Ebenmaß — bald zu roh (Außenseite von Westminster und Canterbury) bald überladen mit Detail und zu sehr gegliedert, oft an einem und demselben Bauwerk.'

Von Calais begab sich Reichensperger nach Amiens, wo er die Kathedrale noch einmal studiren wollte, und dann — ‚um später nicht von allen „Gebildeten" gesteinigt zu werden' — zu einem kurzen Besuch nach Paris zur Weltausstellung. ‚Die Hetze ist meist der Natur der Sache nach', schrieb er am 1. September an seine Frau, ‚nicht arg, da ich fast ausschließlich in der Ausstellung herumbummle und dieses Meer keineswegs auszutrinken denke. Im übrigen kenne ich ja Paris sattsam und will keine Besuche machen.'

Das Interesse Reichenspergers in der Weltausstellung concentrirte sich auf die Kunst, vor allem die Architektur. Im Centralhof empörten ihn die ‚klassischen marmorenen Nuditäten in allen möglichen Wendungen und Windungen — „Studien des Nackten". Das langweilige Genre wird am meisten cultivirt, weil man dabei an nichts zu denken braucht. Das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert haben Kunstreicheres geliefert als das neunzehnte. Unbefriedigende Farbenfenster aus Belgien (Bethune fehlt), doch guter Stil. Gute Bilder von Leys. Kirchliche Ausstellung: vieles aus den Münchener Backwarenfabriken. — Was mögen die Engländer zu all dem geschminkten Plunder denken? Angekleidete Wachsheilige in großen Glaskästen, desgleichen ein Wachschristkindchen in einer ganz natürlichen Krippe auf ganz natürliches Stroh gelegt! Von einzelnen Geistlichen mit Ausdrücken der Bewunderung angeschaut. Fast nichts wahrhaft verstanden. Die kirchliche Kunst muß wieder in die Katakomben zurück, um wieder zu kirchlichem Ernst zu gelangen. Lauter süße, matte Ware. (Hier wird mir vom Aufseher untersagt, Notizen zu machen!)'

Am 5. September verließ Reichensperger die französische Hauptstadt, um nach kurzem Aufenthalt in Metz nach der Mosel zu fahren, wo er in Wehlen mit den Seinigen zusammentraf.

‚An meinen Herd heimgekehrt,' schrieb Reichensperger an Montalembert, ‚drängt es mich, nachdem die unaufschiebbarsten mich erwartenden Amtsgeschäfte nothdürftig erledigt, vor allem Ihnen, wenn auch vorläufig nur in flüchtigster Weise, Bericht zu erstatten. Wie oft weilte ich nicht in Gedanken in Rixenaert, an welches meine liebsten und interessantesten Reiseerinnerungen sich knüpfen, wie vieles Schmerzliche denselben auch beigemischt ist! — Den allgemeinen Eindruck, der mir von meinem Aufenthalt in England geblieben, kann ich im allgemeinen nur dahin bezeichnen, daß die Achtung, welche mir stets das frische und energische, seinem Grundtypus nach echt germanische

‚15. Juli. Preußischer Sieg bei Aschaffenburg. Eine rechte Probe auf die öffentliche Meinung, die allerwärts aufs entschiedenste gegen Bismarck war, auch in der Armee! Die Macht der Maschine und des Erfolges überwältige alles. — Statt Zeitungen zu lesen, schreibe ich Artikel über Kunst, die überhaupt noch am meisten Beruhigung gewährt. Nous n'avons pas le droit d'acheter le bonheur d'une génération par le malheur d'une autre. — L'honneur qui combat pour la justice et la vérité n'a pas le droit de croire sa défaite inévitable; son devoir étant de lutter toujours, son devoir est aussi d'espérer toujours. Il ne doit jamais dire ce que Kosciusko lui même n'a pas dit: Finis Poloniae. C[te] de Champagny, ‚Correspondant' XXXII, 511.'

‚20. Juli. Wieder (wie die vorhergehenden Abende) Vorlesung von Thimus aus seinem großen Werke: Chinesische Urweisheit, in höchstem Maße übereinstimmend mit der hebräischen. Ein wahrer Trost in dieser traurigen, zerfahrenen, fast hoffnungsleeren Zeit!'

‚9. August. Consummatum est. Oesterreich aus Deutschland herausgeschlagen. Selbst Napoleon ist durch die Raschheit des Erfolges überrumpelt. Er muß eine neue Gelegenheit ablauern, welche wohl der „kranke Mann" in Konstantinopel bieten wird. Oesterreich kann jetzt die Rheingrenze an Frankreich, Konstantinopel an Rußland concediren und für sich dann Rache nehmen. — Fast regelmäßig abends Vorlesung von Thimus aus seinem großen Werke. Sein Rechtsgefühl bäumt sich auf gegen die letzten politischen Vorkommnisse. Besonders empört ihn der Aufruf an die Nassauer (durch den Fürsten von Hohenzollern), sich gegen ihren Fürst zu empören, die Erklärung, daß die Kurhessen als rebellische Parteigänger behandelt werden, sofern sie fernerhin unter der Fahne ihres Landesherrn kämpfen würden, der Bund mit Victor Emanuel und ganz insbesondere der Handel mit Klapka, der aus den gefangenen Ungarn eine Hilfslegion für Preußen bilden, also die Soldaten dazu verführen soll, ihren Fahneneid unter die Füße zu treten.'

‚Künftigen Montag will ich über Tournay und Calais nach England reisen. Es kostet der Entschluß mich viel Ueberwindung, da die gute Clementine durch die Choleragefahr sich ängstigt, die auch in England haust. Ich scheide auch schweren Herzens von ihr und den Kindern. Aber es treibt mich wie in frühern Jahren hinaus, um zu sehen und zu lernen, nicht zu verphilistern. Und wenn ich jetzt nicht reise — wann denn? In England interessirt mich vieles an Dingen und Personen, das Parlament ist versammelt u. s. w. Für meine Kunstschriftstellerei ist England zugleich der ergiebigste Boden, auf welchem ich um so mehr zu Hause sein möchte, als so wenige (in Deutsch-

land vielleicht kein Kunstschriftsteller) ihn kennen. Ich bedarf auch der Auffrischung und Erholung.'

Reichensperger fuhr über Tournay und Lille; diese Städte hatten ein specielles Interesse für ihn. In Tournay fand er bei Generalvicar Voisin, in Lille bei Architekt Charles Leroy eine sehr zuvorkommende Aufnahme. Am 18. August war Reichensperger in Calais. Er lebte dort ‚ganz isolirt', was ihm ‚sehr wohl that'. ‚Es fehlt nur ein Vertrauter,' schrieb er am 18. August, ‚Clementine oder Thimus oder eines der Kinder, um die Freude theilen zu können. In Köln konnte ich es kaum noch aushalten. Die politische Katastrophe hatte mich doch sehr tief ergriffen; das einzig Erfreuliche, daß die verruchten Italiener gedemüthigt worden sind. Preußen und Frankreich warfen dem König Biedermann die Eingeweide des erlegten Edelfisches zu. Die italienische Meute wird sich nun wohl an dem alten Papst revanchiren und ein neues Castelfidardo in Scene setzen. — Die öffentliche Meinung hat wieder schön Fiasco gemacht. In Oesterreich erhob sie Benedek auf den Schild, in Preußen verwünschte sie den Grafen Bismarck; nach ihr mußte die italienische Flotte die österreichische als Frühstück verspeisen, das „bewaffnete Volk" Italiens mit Garibaldi an der Spitze Venetien und das italienische Tirol im Sturm nehmen, Napoleon schließlich den Ausschlag geben. Alles ist anders gekommen, als alle Welt meinte.'

‚Auf der Düne das Athemholen und die Pulsschläge des Meeres. Erster herrlicher Sommertag seit Monaten. Die Einsamkeit thut mir sehr wohl — eine fieberhafte Unruhe war in mich gefahren. Gestern an Pugin und heute an Beresford Hope geschrieben, um mich nach der Cholera zu erkundigen. Ob sie antworten werden und wie? Nun auch hier wird wohl wieder das Unerwartete eintreffen.'

‚20. August. Eben las ich im „Moniteur", daß Virchow als Adreßberichterstatter einen von Bruder Peter prononcirten, auf das Budget bezüglichen Paragraphen aufgenommen habe. Man sieht, daß die Conservativen der Fortschrittspartei „fürchterlich zu werden anfangen".'

‚Ich thue kaum etwas anderes,' heißt es in einem Briefe vom 21. August an Thimus, ‚als am Meere, seiner Luft und seinem Wasser mich erlaben.'

Wegen der Choleragefahr und der Abwesenheit Beresfords von London gab Reichensperger die Reise nach England auf und verlängerte seinen Aufenthalt im Seebade bis zum 28. August. ‚Die schweigsame Langeweile' bewährte sich als ‚eine gute Arznei'. ‚Es war eine Art Retraite, die jedenfalls auf meine Nerven wohlthätig einwirkte. Nie vielleicht habe ich zehn Tage hintereinander so schweigsam verbracht. Die Physiognomie von Calais bot manches Interessante dar. Der französische Nationalcharakter zeichnet sich schon ziemlich

deutlich. Selbst an den Plakaten ein gewisses Pathos — alles auf Effect berechnet bis auf die Apotheken herab, an deren Läden großmächtige grüne, rothe, gelbe und blaue Flaschen prangen. Der Tambourmajor mit seiner gewaltigen Bärenmütze und dem hin und her schwankenden großen dreifarbigen Federbusch darauf ist der wahre Typus. Auch auf die circenses stets Bedacht genommen: militärische Fackelzüge mit Feuerwerk und Concert auf dem „grande place", Zapfenstreich im großen Stil, tir au canon mit spielender Regimentsmusik auf dem jetée, Sapeurs mit kolossalen Aexten und langen Leitern — vulgus vult decipi. Im übrigen zeichnet sich das Militär auch unter den Waffen stets durch Nonchalance aus. In den Kaffeehäusern Spektakel, aber keine Politik.'

Auf der Rückreise besuchte Reichensperger Namur und Luxemburg. An dem letztern Orte machte er die Bekanntschaft von Bischof Adams. Besonders interessirte ihn in Luxemburg die ehemalige Jesuitenkirche: ‚Gotisches Schema mit reichen Renaissancezuthaten. Die Orgelbühne sehr schön aus Stein im Renaissancestil. Das Ganze läßt auf spanischen Einfluß schließen; erbaut von 1605 bis 1616. Ich habe noch kein so entschieden gotisches Werk aus dieser Zeit gesehen.'

Ein Aufenthalt in Trier, Mettlach (bei Boch) und Wehlen schloß die Erholungsreise des Jahres 1866.

‚Köln, 14. September 1866. Heute Morgen war Geh. Rath Bindewald bei mir, Gesinnungsgenosse und intimer Freund v. Gerlachs, bis zur äußersten Grenze katholisirend. Mit v. Golz, Savigny, Bismarck und v. Gerlach hat er 1848 den ersten conservativen Verein und die „Kreuzzeitung" begründet. Er ist jetzt mit Gerlach desparat über den Abfall der Kreuzzeitungspartei und des Herrenhauses von allen ihren Principien und ihrer ganzen Vergangenheit, über die Annexionen (besonders von Hannover, welches man ganz füglich in ein Vasallenverhältniß hätte stellen können), sieht die Zukunft Deutschlands und der evangelischen Sache sehr schwarz, verdammt den Bund mit Napoleon und Italien, das suffrage universel. Nur sehr wenige seiner ehemaligen Parteigenossen seien ihren Grundsätzen treu geblieben. Gerlach stehe im Begriff, sein politisches Glaubensbekenntniß in einer Broschüre abzulegen, da er mit der „Kreuzzeitung" gebrochen habe; v. Quast schwanke. Der König sei ganz in der Hand Bismarcks, dem jedes Mittel recht sei. Kirchenfeindlich sei er übrigens nicht. Graf Karolyi habe dem König die Proposition der Abtretung der Grafschaft Glatz gemacht und dieser darauf geantwortet, „sein Vater sei ein abgesagter Feind der Seelenverkäuferei gewesen". Wegen dieses harten Ausdruckes habe Oesterreich solche Propositionen nicht förmlich gestellt. Bismarck sei nicht abgeneigt gewesen, darauf ein-

zugehen; zuletzt habe Napoleon sein Veto gegen ein weiteres Vorgehen Preußens eingelegt.'

‚18. September. Heute werden die siegreich heimgekehrten Truppen mit Fahnen, Böllern, Triumphpforten, Gürzenich-Diner, allgemeiner Illumination u. s. w. befeiert. Thimus ist, um dem Spektakel zu entfliehen, nach Aachen gereist, und ich sitze ruhig zu Hause. Den Soldaten, so meint Thimus, sei das Fest zu gönnen; allein es fördere die Vergötterung des Erfolges und erschüttere resp. untergrabe das Rechtsgefühl immer mehr.'

‚8.—16. October. Assise in Bonn. Bei Professor Kampschulte mit Professor Reusch. Letzterer wünscht die Vertreibung des Papstes aus Rom herbei (vorbehaltlich späterer Wiederkehr?!), damit dort einmal gründlich aufgeräumt werde. Heftige Debatte mit ihm. Meines Erachtens wäre solche Arznei unendlich schlimmer als das Uebel; ich erblicke in der Vertreibung des Papstes die furchtbarste Heimsuchung der katholischen Christenheit, mag selbst endlich Gutes daraus hervorgehen wie aus den Christenverfolgungen, um deren Abwendung die Kirche täglich betet. Aber so sind unsere „Träger der Wissenschaft", selbst die kirchlich gesinnten! Ihrem Ideale muß alles sich beugen. — Vorher hatte ich von Simpson eine Aufforderung erhalten, mich an einer neuen Zeitschrift zu betheiligen: „The Chronicle", welche unter dem Einfluß von Dalberg-Acton erscheinen soll. Alle theologische Polemik soll ausgeschlossen sein. Ich sagte zu. Am 10. October ist v. Lerchenfeld gestorben. Für die preußischen Annexions-Tendenzen eine gewonnene Schlacht! Alles stürzt ein, was zu meinen Idealen gehörte — Sachen und Personen! Er war ein echter Liberaler, christlichen Sinnes, muthig, unverdrossen, wahrhaft nobel. Sit illi terra levis! Am 11. October hatte ich noch von Bonn aus an den bereits Todten nach Berchtesgaden geschrieben. Sein letzter Brief an mich, datirt Berchtesgaden, 22. September 1866, schloß mit den Worten: „So sehe ich denn mit sehr geringen Hoffnungen, aber ungebeugten Muthes in eine trübe Zukunft und bitte Sie, auch ferner freundlich meiner zu gedenken." Nun wird wohl Montalembert nachfolgen!'

‚11. November. Je mehr die Politik mich anekelt, um so eifriger werfe ich mich auf die Kunst. Auf dem Gebiete des Schönen begeben sich bereits Zeichen und Wunder.'[1]

---

[1] Was Reichensperger hier meinte, sprach er in einem vom 11. November 1866 datirten Briefe an Maler Andreae aus: ‚Was sagen Sie dazu, daß in München (!!) ein gotisches Rathhaus erbaut werden soll?'

‚15. November. Gestern erhielt Statz das Patent als Baurath. Es freut mich für ihn und die gotische Sache. Am 21. dieses Monats wird der hl. Mauritius auf der Thurmspitze der hiesigen Mauritiuskirche Platz nehmen. Ohne mein Drängen und Treiben wäre vielleicht der Thurm ohne Helm der Zukunft überliefert worden. Dazu die Madonna auf den Höhen von Aachen und Trier! Eigenthümliche Erscheinungen in dieser Zeit! Hoffentlich kein letztes Aufflackern des katholischen Geistes!‘

‚21. December. Vorgestern Abend brachte Clementine die Zeitung, worin die Ernennung von Haugh zum Senatspräsidenten stand, also Pelmann und ich übergangen. Clementine war sehr ergriffen, da sie wußte, daß damit mein höchster Zukunftswunsch vereitelt sei. Ich hatte nicht daran gedacht, diesmal solchen Erfolg haben zu können; indes geht mir doch der Einschnitt in meine Zukunftspläne nahe, mehr noch das Gefühl, vom Zenith meines Lebens abwärts zu steigen, ins alte Eisen geworfen zu sein. Es ist eine capitis deminutio. Wenn indes nur keine tiefern Wunden folgen! Ich habe viel unverdientes Glück gehabt und bin bemüht, mich zu bescheiden. Für Pelmann ist es viel schmerzlicher. Gestern ging ich zu Haugh gratuliren. Ihm gönne ich es von Herzen, und wir schieden in alter Freundschaft.‘

Den Neujahrsabend verbrachte Reichensperger bei Wittgenstein. ‚In summa‘, heißt es in seinem Tagebuch, ‚ein Unglücksjahr, welches den Wunsch nach stiller Zurückgezogenheit immer mehr in mir gesteigert hat. Meine Zeit ist vorüber. Vor acht Tagen sprach mich der Landrath v. Loe aus Cleve darauf an, mich zum norddeutschen Parlament wählen zu lassen. Ohne alles Schwanken habe ich abgelehnt[1]. Könnte ich nur auch der Juristerei wie der Politik absagen! Nur die Kunst hat noch Reiz für mich, aber verbittert durch den Gedanken an meine Amtspflicht, deren Erfüllung mir sauer wird.‘

Außer dem Umbau der Domsacristei hatte Reichensperger im Jahre 1866 nicht wenig die weitere Ausmalung von St. Maria im Capitol beschäftigt. Mit aller Energie bemühte er sich, die in dieser Frage von einigen ‚Archaisten‘ aufgeworfenen Hindernisse zu beseitigen — jedoch vielfach vergeblich. So kam das Jahr 1867, von welchem er hoffte, daß es nicht dem abgelaufenen gleichen werde. Die Angelegenheit von St. Maria im Capitol nahm auch jetzt Reichensperger sehr stark in Anspruch; in einer Anwandlung von Ueberdruß über seine Thätigkeit schrieb er am 26. April 1867 an Steinle: ‚Ich stehe nicht weit von dem Wunsche, mein Kunststeckenpferd nur noch in der Kinderstube herumtummeln zu dürfen. Auch am Dom stehen wieder allerhand

[1] Er that dies auch noch am 19. Januar 1867 in einem Schreiben an J. P. Bachem.

böse Dinge bevor. Man muß sich damit zu trösten wissen, daß am jüngsten Tage doch alles einstürzt.‘ [1]

Anwandlungen dieser Art überwand Reichensperger um so schneller, je mehr er erkannte, daß sein Wirken in zunehmendem Maße gute Früchte gezeitigt hatte. Von ganz besonderer Bedeutung erschien ihm, daß gerade diejenigen Städte, welche einst die Hauptsitze deutscher Kunst waren, sich mehr und mehr auf ihre Vergangenheit besannen und allem, was davon Zeugniß ablegte, ein reges Interesse zuwandten: Köln und Nürnberg. Durch die Schöpfung des Germanischen Museums hatte in der That letztere Stadt eine centrale Bedeutung gewonnen, welche in ihrer Wichtigkeit für die gesamte deutsche Kunst und deren Wiederbelebung von Reichensperger sehr hoch angeschlagen wurde. ‚Wie es Nürnberg durch sein Nationalmuseum beabsichtigt, so hat die Stadt Köln in Wirklichkeit durch ihren Dombau einen über ganz Deutschland und selbst noch weit über dessen Grenzen hinaus sich erstreckenden Impuls gegeben. Hier steht das praktische Element im Vordergrund; es handelt sich direct um die Wiederbelebung der monumentalen Kunst in allen ihren Verzweigungen, um das Schaffen von Neuem im Geiste des Alten, um eine Emancipation von der gänzlich princip- und wurzellosen akademischen Routine.‘ Besondere Hoffnungen setzte Reichensperger für den Norden Deutschlands auf das Wiederaufleben der alten Backstein-Architektur, für deren Schönheit Ungewitter, Essenwein und Adler mit ebensoviel Eifer wie Verständniß eintraten. Für Oesterreich eröffnete eine freudige Aussicht in die Zukunft der Entschluß des vortrefflichen Bischofs Rudigier in Linz, nach dem Entwurf von Statz einen großartigen Mariä-Empfängniß-Dom erbauen zu lassen. Ein bedeutungsvolles Zeichen der Zeit war, daß in dem genannten Jahre sogar die ‚Vossische Zeitung‘, ‚das Leiborgan des ‚Berliner aufgeklärten Philisterthums‘, über die Leistungen und das Wirken der Berliner Bauakademie sowie über das ganze moderne Bauwesen den Stab brach. Reichensperger sprach im ‚Organ für christliche Kunst‘ die Hoffnung aus, daß ‚die Bekehrung der privilegirten berlinischen Zeitung noch recht viele andere Bekehrungen im Gefolge haben werde und daß insbesondere die Architekten unseres Rheinlandes, dem modernen Schwindel absagend, zum Echten und Rechten sich wieder bekennen‘ [2]. Mit energischen Worten wandte sich Reichensperger 1867 gegen ‚ein Hauptproduct der modern-akademischen Baukunst‘, die Miethskaserne. ‚Die vom pseudoklassischen Schwindel noch nicht erfaßten Engländer halten unerschütterlich fest

---

[1] Steinle und Reichensperger S. 96.

[2] Eine Tagebuchnotiz aus jener Zeit lautet: ‚Unsere akademisch klassische Production verhält sich zu der altgriechischen ungefähr wie die schöne Helena oder die schöne Galathea vom Berliner Krolltheater zur Antigone des Sophokles.‘

an dem Satze, daß unter einem Dache nur einer Herr sein darf (my house is my castle), mag das Haus nun in der Welthauptstadt London oder im freien Felde liegen.'

Welche Fortschritte die Sache der wahren Kunst und speciell der Gotik jenseits des Kanals machte, davon hatte Reichensperger noch im Jahre 1867 Gelegenheit, sich mit eigenen Augen zu überzeugen. Anfang August trat er seine Reise an, die sowohl der Erholung wie Studien dienen sollte. Sein Weg führte ihn zunächst nach Brüssel und von dort nach Rixenaert zu seinem schwer leidenden Freunde Montalembert. ‚Die Gräfin von Montalembert', berichtete Reichensperger seiner Frau, ‚empfing mich wie einen alten Freund; sie gestattete sofort eine halbstündige Unterhaltung mit ihrem Mann, den ich im Bette liegend und recht leidend aussehend fand. Aus der halben Stunde ward eine Stunde und mehr. Montalembert wollte alles mögliche von mir wissen und sprach sich in seine frühere Lebhaftigkeit hinein, wie er denn überhaupt geistig noch der alte ist. Neben seinem Bett stand ein Tisch mit einem Haufen Zeitungen, Broschüren von allerwärts her. Eine Nonne, welche ihn pflegen hilft, sagte, die Aerzte glaubten an seine Wiederherstellung, allein es könne noch lange werden. Der Heroismus der Frau von Montalembert ist bewunderungswerth. In meiner Gegenwart dictirte der Graf einige englische Briefe, die ich mitnahm, so daß ich jetzt für London, was Empfehlungen betrifft, fast über embarras de richesse klagen möchte. Um 6 Uhr gingen wir zu Tisch. Der arme Montalembert fand sich auch ausnahmsweise dabei ein, und ich saß neben ihm. Allein nicht selten empfand er so heftige Schmerzen (wie es scheint, von einer noch von der Operation herdatirenden Wunde), daß ihm plötzlich das Wort im Munde stockte. Es ist ein Jammer! Um 9 Uhr fuhr ich zurück nach Brüssel.'

Aus dem Gespräche mit Montalembert verzeichnet das Tagebuch unter anderem folgendes: ‚Tout le monde a peur, l'audacieux l'emporte. Die Furcht der Fürsten Deutschlands mit Ausnahme des Königs von Hannover, „des blinden Königs Johann". — Der Absolutismus der schlimmste Feind der Kirche. — Montalembert meinte, der Absolutismus Frankreichs werde schon gebrochen sein, wenn nur gesetzlich festgestellt würde, daß die Unterpräfecten und Präfecten in ihren Departements ansässig sein müßten. Er klagte sehr über seine Lähmung, während Guizot, Thiers ꝛc. noch in voller Wirksamkeit im Leben ständen. — Montalembert bezeichnete die Berufung des ökumenischen Concils als einen *eigenen* persönlichen Gedanken des Papstes, einen ‚Umschwung', welcher den Vertheidigern des Papstabsolutismus in die Quere komme. Mögen auch die Vertheidiger dieses nach seiner Ansicht sehr gefährlichen, ja verderblichen Systems dort in der Majorität sein, was sich indes nicht voraussagen lasse,

immer bleibe die Anerkennung des Parlamentarismus [1]. Die Möglichkeit einer Discussion und Opposition überaus bedeutungsvoll; es werde eine Belebung für die Kirche und eine Abkühlung für diejenigen, welche, wie er es von Champions jenes Absolutismus habe äußern gehört, behaupten, daß kein Mensch mit Gewißheit etwas wisse außer dem Papst. Ob Rom im Jahre 1868 noch dem Papste angehören werde, sei unberechenbar. Napoleon wünsche eine solche Katastrophe fernhalten zu können; allein er habe nicht den Muth, mit der Revolution offen zu brechen und dem fait accompli eines siegreichen Handstreiches entgegenzutreten. Der Papst habe viel Muth, aber wenig Energie. Madame de Montalembert, die würdige Frau eines Kreuzfahrers, äußerst lebendig und energisch, meint, es fehle in Rom an einem Sixtus V. — Montalembert hofft wenig für Oesterreich. Seine Töchter, selbst die Kleinste (8—10 Jahre), bekannten sich als entschieden „schwarzgelb". Montalembert citirte das Wort von Jules Simon: En France nous avons la démocratie sans la liberté. Die Demokratie bestehe darin, daß das Volk alle socialen Sommitäten durch das suffrage universel ꝛc. der Massen herabgedrückt sehe. Das zweite Empire habe keine artistischen oder literarischen Größen aufwachsen sehen. Auf keine Nation setze er mehr Vertrauen. In Spanien habe ihm ein Priester gesagt, er hoffe, daß Bismarck in Spanien helfen werde, der verstehe es, mit den liberalen Schwätzern fertig zu werden.'

In London suchte Reichensperger zunächst seinen Neffen Haßlacher auf, der ihn zu Beresford Hope und Scott geleitete. Ersterer verschaffte ihm am 9. August den hohen Genuß, einer Parlamentssitzung des Ober- und Unterhauses beiwohnen zu können. Beresford stellte seinen Kölner Freund vielen hervorragenden Abgeordneten vor, unter andern auch ‚dem Führer der Erzprotestanten' Newdegate. Beim Abschied lud er Reichensperger für den nächsten Freitag auf sein Landgut Bedgebury Park auf eine Woche ein. Bei Scott traf Reichensperger mit Burges zusammen und schwelgte in Gotik. Er besuchte auch Parker und die Schwiegereltern seines Freundes Schilling.

Beresford Hope hatte Reichensperger so viele Empfehlungen gegeben, daß dieser manchmal nicht wußte, wo anfangen. Durch seine Vermittlung machte er auch die Bekanntschaft mit ‚seinem Antagonisten Canonicus Rock'. Er schloß mit demselben nicht nur Frieden, sondern sie schieden als die besten Freunde. Rock sprach sich gegen Ward, ‚den englischen Veuillot', aus. ‚Der Anglikanismus', meinte Rock, ‚sei wesentlich politisch; es bestehe das Vorurtheil, der Katholicismus sei unverträglich mit der politischen Freiheit. Manning sei überaus thätig.'

---

[1] Zu dieser Bemerkung hat Reichensperger ein Ausrufezeichen gemacht.

Allenthalben fand Reichensperger die größte Zuvorkommenheit. ‚Kurz, in gewissem Sinne,‘ berichtete er den Seinigen, welche im Schwarzwald weilten, ‚ich bin in London auf Händen herumgetragen worden, obgleich meine eigenen Beine ein Liedchen davon zu singen wissen. Ich kann Gott danken, daß die furchtbare Hetze, namentlich bei der tropischen Hitze, so glücklich vorübergegangen. Mein Befinden ist gut. Nur das Zittern meiner Hände fängt an bedenklich zu werden.‘

Am 19. August begab sich Reichensperger nach Bedgebury Park, wo es ‚prinzlich herging. Die Familie Hope überbietet sich sozusagen von Tag zu Tag in splendider Aufmerksamkeit. So ein Leben, wie da geführt wird, ist etwas ganz Apartes und gewissermaßen schon allein eine Reise nach England werth. Was nur irgend in der weiten Umgegend bemerkenswerth ist, wird mir gezeigt, und überdies ist der genialste Gotiker Englands, Burges, mit mir nach Bedgebury Park eingeladen, nachdem ich den Wunsch, seine Bekanntschaft zu machen, zu erkennen gegeben hatte. Die Unterhaltung drehte sich fast nur um Kunst und Politik. Scott pries begeistert die Kathedrale von Lincoln als die schönste in ganz England.‘

Am 23. August fuhr Reichensperger nach Ramsgate, sowohl um Pugins Familie zu besuchen, als auch um einmal gänzlich auszuschnaufen und nicht allzuhäufig eingeladen zu werden. ‚Die englische Gastfreundschaft geht, soweit meine Erfahrung reicht, fast zu weit.‘ ‚Wieviel Interessantes‘, heißt es in einem Briefe an seine Frau vom 23. August, ‚(fast mitunter zum Erdrücken) ich in England auch sehe, so wünsche ich mich doch gar oft zu euch hinüber in die Waldeinsamkeit, ja ich erwecke mitunter geradezu Reue und Leid darüber, daß ich euch nicht begleitet habe. Im ganzen aber beruhige ich mich durch den Gedanken, daß ich für die Zukunft sammle und gar vieles lerne, was ich nützlich oder doch zur Ehre Gottes verwenden kann. Ich bin nun einmal, wie es scheint, zur Kunstwühlerei prädestinirt und, — so viel ist jedenfalls sicher — keine Reise kann sich in dieser Hinsicht besser rentiren als meine gegenwärtige. Das einzige, worüber ich, wie gesagt, klagen kann, ist embarras de richesse. Deshalb habe ich denn auch auf eine weitere Excursion in England verzichtet und will mir dafür hier und vielleicht noch während einiger Tage in Calais, wo das Terrain mir bekannt und billiger ist, volle Ruhe anthun, damit die Ferienzeit nicht für meine Gesundheit verloren geht.‘

Am 27. fuhr er nach Canterbury, am 28. bei schönstem Wetter von Dover nach Calais. Die Eindrücke auf französischem Boden waren nicht günstig. ‚Aus den englischen Zeitungen weht einem eine frische Seeluft entgegen, aus den französischen schlechte Landluft, wenn nicht Sumpfluft. In England alles gediegen, in Frankreich schlodderig.‘ Der englischen Gotik stand Reichens-

perger etwas kritisch gegenüber. ‚Ihr fehlt‘, meint er, ‚das harmonische Ebenmaß — bald zu roh (Außenseite von Westminster und Canterbury) bald überladen mit Detail und zu sehr gegliedert, oft an einem und demselben Bauwerk.‘

Von Calais begab sich Reichensperger nach Amiens, wo er die Kathedrale noch einmal studiren wollte, und dann — ‚um später nicht von allen „Gebildeten“ gesteinigt zu werden‘ — zu einem kurzen Besuch nach Paris zur Weltausstellung. ‚Die Hetze ist meist der Natur der Sache nach‘, schrieb er am 1. September an seine Frau, ‚nicht arg, da ich fast ausschließlich in der Ausstellung herumbummle und dieses Meer keineswegs auszutrinken denke. Im übrigen kenne ich ja Paris sattsam und will keine Besuche machen.‘

Das Interesse Reichenspergers in der Weltausstellung concentrirte sich auf die Kunst, vor allem die Architektur. Im Centralhof empörten ihn die ‚klassischen marmorenen Nuditäten in allen möglichen Wendungen und Windungen — „Studien des Nackten“. Das langweilige Genre wird am meisten cultivirt, weil man dabei an nichts zu denken braucht. Das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert haben Kunstreicheres geliefert als das neunzehnte. Unbefriedigende Farbenfenster aus Belgien (Bethune fehlt), doch guter Stil. Gute Bilder von Leys. Kirchliche Ausstellung: vieles aus den Münchener Backwarenfabriken. — Was mögen die Engländer zu all dem geschminkten Plunder denken? Angekleidete Wachsheilige in großen Glaskästen, desgleichen ein Wachschristkindchen in einer ganz natürlichen Krippe auf ganz natürliches Stroh gelegt! Von einzelnen Geistlichen mit Ausdrücken der Bewunderung angeschaut. Fast nichts wahrhaft verstanden. Die kirchliche Kunst muß wieder in die Katakomben zurück, um wieder zu kirchlichem Ernst zu gelangen. Lauter süße, matte Ware. (Hier wird mir vom Aufseher untersagt, Notizen zu machen!)‘

Am 5. September verließ Reichensperger die französische Hauptstadt, um nach kurzem Aufenthalt in Metz nach der Mosel zu fahren, wo er in Wehlen mit den Seinigen zusammentraf.

‚An meinen Herd heimgekehrt,‘ schrieb Reichensperger an Montalembert, ‚drängt es mich, nachdem die unaufschiebbarsten mich erwartenden Amtsgeschäfte nothdürftig erledigt, vor allem Ihnen, wenn auch vorläufig nur in flüchtigster Weise, Bericht zu erstatten. Wie oft weilte ich nicht in Gedanken in Rixenaert, an welches meine liebsten und interessantesten Reiseerinnerungen sich knüpfen, wie vieles Schmerzliche denselben auch beigemischt ist! — Den allgemeinen Eindruck, der mir von meinem Aufenthalt in England geblieben, kann ich im allgemeinen nur dahin bezeichnen, daß die Achtung, welche mir stets das frische und energische, seinem Grundtypus nach echt germanische

Allenthalben fand Reich[illegible] ... Maße gestiegen ist, ob- gewissem Sinne,' berich[illegible] ... aussi l'Angleterre a peur, ,ich bin in London a[illegible] ... fand. Der übermäßige Reich- Beine ein Liedchen ... so vieles in Verfall gebracht hat, die furchtbare He[illegible] ... während zugleich andererseits in den Massen gegangen. Mei[illegible] ... mehr Bresche brechen zu wollen scheint. an bedenklich[illegible] ... immer ... habe ich den Herrn Wetherell, Herausgeber

Am 19 ... Katholiken ... Herrn Rock, Canonicus an Westminster, sich es ,prinzlich[illegible] ... und einen ... Situation äußern gehört und dabei Ihre Andeu- zu Tag i[illegible] ... über die ... wie es denn überhaupt sehr schwer halten dürfte, ist etwa[illegible] ... bestätigt gefunden, etwas Neues in betreff Englands zu berichten. Nur land [illegible] ... geehrter Herr, zeichnet sich auch jenseits des Kanals der Gegensatz wird ... veränderter Farbe zwischen den Verfechtern des Absolutismus und dem Streben, das in dubiis mit ... libertas überall zur Verwirklichung zu bringen, den Individualitäten einen möglichst freien Spielraum zu bewahren. Leider scheint in den hohen Regionen jene erstere Tendenz vorzuwalten, wie bei Erzbischof Manning in England, so bei uns in Deutschland zu München in der Nuntiatur, welche den Mitarbeitern am Bonner „Theologischen Literaturblatt" das Zusammenkommen zu Freiburg zu behindern für gut fand. Es mag sein, daß diese Herren etwas zuviel von der „Wissenschaft" und etwas zuwenig vom lebendigen, durch Opfer wirkenden Glauben erwarten und auf erstere zu stolz sind, daß sie das Herz allzusehr dem Kopfe unterordnen — aber gerade darum sollte man sie sich öffentlich ausreden, ihre Einseitigkeit an den Tag legen lassen. Wohin hat in Italien das Bevormundungssystem, das ewige Vertuschen und Verkleistern geführt!

,Doch noch einiges über England. Sie wissen, daß das Wiederaufleben mittelalterlicher Kunst mutatis mutandis mir besonders am Herzen liegt. In dieser Beziehung hat mir, was ich in England sah, viel Trost und Beruhigung gewährt. Der pseudo-klassische Schlendrian geht dort immer mehr auf die Neige, insbesondere sucht man nicht das Heil der Kunst in den periodischen Bilderausstellungen, sondern vor allem in der Rückkehr zu den Grundprincipien aller Kunstübung, wie dieselbe in unserer nationalen Architektur sich verkörpert findet. Der Sinn für die monumentale Kunst ist mit einem Worte wieder mächtig erwacht, und der Eklekticismus zieht die Segel ein. Ein paar Tage verbrachte ich auf dem Landsitze des Herrn Beresford Hope und ein paar weitere in Ramsgate, wo ich meine Reminiscenzen an den alten Pugin, den eigentlichen Reformator und zugleich den Martyrer der echten Kunst, in dessen Nachlaß wieder auffrischte. Schließlich tauchte ich dann noch in die „Pariser Weltausstellung" unter, die mich in summa mehr betrübt als erfrischt und erhoben hat. Hierher zurückgekehrt,

.o ich durch die Kunde meiner Wahl zum Reichstagsmitgliede überrascht. Ich habe dieselbe abgelehnt, so peinlich dies war.‘[1]

Die vielen Amtsgeschäfte, die Reichensperger gerade damals zu erledigen hatte, verhinderten ihn nicht, Beiträge für Baudris ‚Organ‘ und die Schrift ‚Allerlei aus dem Kunstgebiete‘ abzufassen. Dem bunten Inhalt dieser Arbeit gehen einige Worte zur Orientirung und Verständigung voran. Dann folgen Glossen zu einer Festrede F. Eggers am Geburtstage Schinkels über Zweckmäßigkeit und Schönheit. Hier werden die Schöpfungen jener Architekten, welche dem von Schinkel vorgetragenen Banner zu folgen angeben, in der gewohnten scharfen Weise gegeißelt. ‚Es sieht da ein modernes Haus durchweg genau so wie das andere aus, von „Eurhythmie“ keine Spur, alles vielmehr rein mechanisch aneinander gereiht, wie bei einem Aufbau aus Domino-Steinen, kaum die nothwendige Rücksicht auf die trockenste Zweckmäßigkeit, geschweige denn eine „Darstellung des Ideals der Zweckmäßigkeit“. Statt des „besten Materials in der besten Verarbeitung“ überall Gußeisen, Zink und Gips, durch irgend eine Bronzirung oder Oelfarbe möglichst unkenntlich gemacht, florentinisirende Felsburgen en miniature, mit Mörtelquadern prunkend, überhaupt Fassaden, an welche schließlich der Cementzieher den Stil anputzt, während der Tüncher den malerischen Reiz hinzuthut, antikisirende Gesimse aus Tannenbrettern, darüber etwa noch Vasen mit Blech-Aloes, stets Proben des letzten Regens bereit haltend, und was dergleichen mehr ist. Wenn sie ihre Erker auf maskirten Eisenstangen hervortreten lassen, so rührt dies einfach daher, weil sie die allerdings schwierige Kunst des Vorkragens und des Fugenschnittes nicht verstehen; das Gußeisen wenden sie anderwärts an, weil sie nicht im stande sind, Kunstschmiede heranzubilden oder denselben die erforderlichen Anleitungen und Zeichnungen zu geben; aus ähnlichem Grunde nimmt man zum Zink, Gips und Cement seine Zuflucht, geht man den complicirten Steinwölbungen aus dem Wege und macht man geradlinigte, aus Brettern zusammengenagelte Gesimse. Die ungeheure Geschmacklosigkeit ist nun noch dazu hochnasig, stolzirt in den Kunstlehrbüchern wie ein Pfau daher, setzt sich auf das höchste akademische Roß, welches freilich nur ein Kamel ist, und prahlt mit Philosophie. Wenn den Leuten die Häuser über den Köpfen einstürzen, wird keine philosophische Phrase über „Zweckgebundenheit und Selbstzweck, geistige Baukraft, Momente der Zeit und des Raumes, idealen Aufschwung“ u. s. w. sie dazu bringen, den Mann, welcher den Plan gemacht hat, ferner für einen „Meister der Kunst“ zu halten; alle die farbenschimmernden Seifenblasen sind für sie mit einemmal an der brutalen Thatsache geplatzt. Allein auch

[1] Hier bricht das Briefconcept leider ab.

ohne ein so drastisches Mittel, wie der Einsturz ist, müssen dem Publikum allmählich die Augen darüber aufgehen, was es mit der „gestrichenen Baukunst“, mit den Säulenschäften aus Backstein und Mörtel, den Balkonen und Erkern aus Eisenstangen, Zink und Cement, den flachen Verdachungen aus Asphalt oder Steinpappe, den gebackenen Modillonen und Balustraden, den hölzernen Gesimsen, den nur durch Verankerungen sich aufrecht haltenden Gewölben, dem Farbenreize der Tünche, und was dergleichen kosmetische Mittel mehr sind, im Grunde für eine Bewandtniß hat. Mag man das alles auch noch so sehr mit volltönenden Redensarten „verputzen“, mögen die Tünchergerüste auch unausgesetzt von einem Baue zum andern wandern, die Misere des Kernes bricht endlich doch durch die gleißende Schale, für jedermann erkennbar, hindurch.‘

An die Glossen schließen sich an ein Bericht über den Londoner Verein für kirchliche Kunst (Ecclesiological Society), Besprechungen von Essenweins mittelalterlichen Kunstdenkmalen der Stadt Krakau, von Bocks monumentalem Rheinland und von Proudhons Buch: Du principe de l'art et de sa destination sociale. Dann folgen Aphorismen, ein Aufsatz über das hanseatische Haus in Brügge und ein solcher über den Münchener Rathhausbau. Menzels ‚Literaturblatt‘ [1] rühmt mit Recht die geistvollen, großentheils aus dem ‚Domblatt‘ abgedruckten Aphorismen. Man hat an diesen Aphorismen die logische Anordnung nach der Gleichartigkeit der Materien vermissen wollen [2], jedoch dabei übersehen, daß Aphorismen ihrem Wesen und dem Wortbegriffe nach eben zerstreute, durch kein logisches Band zusammengehaltene Gedanken sind und sein sollen. Reichensperger selbst bezeichnet seine Aphorismen als ‚gotische Pillen, die nur einzeln oder doch in kleinern Dosen zu nehmen sind, widrigenfalls sich leicht eine Unverdaulichkeit einstellen kann‘.

Der Zweck der Schrift im allgemeinen war wiederum in erster Linie ein praktischer. Der Verfasser wollte ‚das Interesse für unsere christlich nationale Kunst wecken und beleben, und weiter sodann insbesondere die „Träger der Wissenschaft und der Kritik“, überdies aber auch einen sehr namhaften Theil des lesenden Publikums darauf aufmerksam machen, wie sie die Kunstübung viel zu sehr aus dem Auge gelassen haben und lassen, daß dieser mit aller Kunstschreiberei gar wenig genützt wird, wenn nach wie vor nicht auf das Können, sondern auf das Wissen das Hauptaugenmerk gerichtet wird, daß man den Hervorbringungen der Gegenwart, allem Thun und Lassen auf dem Kunstgebiete, wenige Ausnahmen abgerechnet, sofort den Mangel an jedwedem tiefern Verständnisse, was vor allem noth thut, ins-

[1] 1868, Nr. 11.

[2] Wiener kathol. Literaturzeitung XIV, 366.

besondere des Stilverständnisses, abmerkt, und daß insbesondere wir Katholiken alle Veranlassung haben, in weit höherem Grade, als bisher der Fall war, das Verhalten derjenigen zu überwachen, welche als Hüter für unsere gottesdienstlichen Gebäude bestimmt sind oder darauf bezügliche artistische Aufgaben zu lösen haben.'

Die originellste Kritik des ‚Allerlei aus dem Kunstgebiete' stammt aus der Feder Janssens [1]. Er nahm dabei den Ausgangspunkt von einem persönlichen Erlebniß. Ganz unfreiwillig war nämlich Janssen auf einer Reise Zeuge gewesen, wie ein Kunstprofessor von neuestem Schlage und ein Kunstjünger aus der Schule Kaulbachs sich folgendermaßen expectorirten: ‚„Der gefährlichste aller neuern Kunstobscuranten ist ohne Zweifel August Reichensperger. ... Er ist so gefährlich, weil er kein bloßer unschuldiger Schwärmer ist, wie wir deren unter den modernen Ultramontanen viele zählen, sondern ein eigentlicher Fanatiker, der alles daran setzt, um alle wahre klassische Kunst mit Stumpf und Stil auszurotten. ... Er ist ein Kunstjesuit, macht jährlich mehrmals Missionsreisen und bindet auf den Eisenbahnen und Dampfschiffen überall Unterredungen an, um für den Kunstultramontismus zu wirken. Die mittelalterlichen Dome erklärt er für Erzeugnisse der Hierarchie, während sie doch als Werke der damaligen Freimaurer dastehen, die damit, so gut sie konnten, gegen den hierarchischen Geist ankämpften." Der Schluß der Unterhaltung war: „Da man Reichensperger nicht ignoriren kann, so muß man ihn lächerlich machen." Ein gewiß toleranter Vorsatz. Auf einen in der Gesellschaft anwesenden Kaufmann aus Bremen brachte das Gespräch die Wirkung hervor, daß er Janssen fragte, ob er ihm nicht einige Schriften Reichenspergers nennen könnte, die er dann kaufen wolle; „denn", sagte er, „es muß was dahinterstecken, sonst wären die Herren nicht so böse und grimmig". Der Kaufmann war ein Altlutheraner und als solcher ein Gegner der Freimaurerei; aber er betheuerte, daß er sich mit derselben aussöhnen wolle, wenn sie auch in unserer Zeit solche Werke hervorbringen würde, wie es nach Aussage der Herren das Mittelalter in den Domen gethan. Schließlich stellte der verständige Mann noch die Frage: „Schreibt auch dieser Reichensperger bloß, um zu schreiben, wie es die Herren von der Feder zu thun pflegen?" worauf Janssens Antwort: „Er schreibt bloß zur Ehre der Kunst der mittelalterlichen Freimaurerei, von der wir eben sprechen hörten, und in seinem Ultramontanismus ist er so bescheidener Natur, daß er uns deren Schöpfungen nur erklären will und nur verlangt, man solle sie erhalten und pflegen und in ihrem Geiste weiterwirken."

[1] Katholik 1868 II, 92 f.

‚Daß ich mit dieser Antwort das Rechte getroffen,‘ fährt Janssen fort, ‚lehrt uns Reichenspergers neueste Schrift „Allerlei aus dem Kunstgebiete“ (Brixen, Wagner, 1868), in der Seite 5 zu lesen ist: „Ich gestehe es unumwunden, wie barbarisch es auch immer klingen mag, daß ich mehr Werth darauf legen würde, eine einzige alte Kapelle vor dem Einsturz zu retten oder die Erbauung einer neuen, kunstgerechten zu veranlassen, als auf den Ruhm, die Bibliotheken mit einem Bande voll nagelneuer Definitionen und Abhandlungen über das Klassische, das Kunstideal, das Erhabene und Schöne u. dgl. bereichert zu haben, welches nur dem Lesepublikum einen Genuß gewährte. Ich unterschätze keineswegs die Verstandesspeculation oder die Untersuchungen und Entdeckungen auf dem Gebiete der Kunstgeschichte; allein von jeher lebte die Ueberzeugung in mir, daß, wie die Dinge nun einmal bei uns stehen, vor allem anderes noth thut, und zwar die lebendige Thätigkeit, die Energie des Erhaltens und Schaffens wieder zu wecken.“‘

Um Politik kümmerte sich Reichensperger laut Ausweis seines Tagebuches in dem Jahre 1867 möglichst wenig, wenn er auch nicht so weit ging wie Thimus, der überhaupt keine Zeitungen mehr las. Mit dem genannten Freunde stimmte Reichensperger darin überein, daß Bischof von Ketteler für seine Schrift ‚Deutschland nach dem Jahre 1866‘ ‚mindestens das Trauerjahr erst hätte vorübergehen lassen sollen (wie die französischen Legitimisten, Louis-Philippisten u. s. w.), bevor er die „vollendeten Thatsachen“ zum Fundament seines neuen Hoffnungsbaumes gemacht habe‘.

Im Februar 1867 war Reichensperger von verschiedenen Seiten zur Annahme eines Mandates für das norddeutsche Parlament ersucht worden — er lehnte jedoch ab. ‚Mein Schutzengel‘, schrieb er am 5. Februar an Maler Andreae, ‚hat den Sieg über den Versucher davongetragen, und ich bleibe der Politik ferne. Würde mir dadurch nur mehr Zeit für die edle Kunst zu theil! Allein ich fürchte sogar, selbst ihr noch erheblichen Abbruch thun zu müssen, da meine Amtsgeschäfte sich stets mehren.‘ Näher über die Gründe seines Verhaltens sprach er sich in seinem Tagebuche aus. ‚Meine Zeit‘, heißt es hier, ‚ist jedenfalls noch nicht wiedergekommen — falls sie überhaupt jemals wiederkommen wird. Wenn es zum Wählen kommt, ist alle Welt in Verlegenheit; ist man gewählt, so weiß jeder es besser, und niemand dankt einem für das, was man thut. Ich habe in dieser Hinsicht genug Erfahrungen gemacht.‘ Als er dann im September seine Wahl im Landkreis Aachen-Eupen vernahm, urtheilte er: ‚Kein Grund mit alleiniger Ausnahme die Rücksicht auf die Wähler schien mir für die Annahme der Wahl obzuwalten. Ich hätte es keinem Theile recht gemacht.‘ Statt zum Parlament zu gehen, fuhr er nach Gladbach zur Versammlung des Historischen Vereins für den

Niederrhein, auf welcher er zur Erforschung und Erhaltung der ‚gebauten, gemeißelten, gemalten Urkunden' aufforderte.

Am 1. November 1867 wird das bisher in Reichenspergers Tagebuch beobachtete Schweigen[1] über politische Dinge gebrochen mit den Worten: ‚In Rom alles auf der äußersten Spitze, Garibaldi vor den Thoren, die Franzosen in Civitavecchia. Heute las ich in der Bibel Pauli Brief an die Römer: „O Tiefe des Reichthums der Weisheit und Erkenntniß Gottes! Wie unbegreiflich sind seine Gerichte und wie unerforschlich seine Wege! Denn wer hat den Sinn des Herrn erkannt? Oder wer ist sein Rathgeber gewesen? Oder wer hat ihm zuerst etwas gegeben, daß es ihm wieder vergolten werde? Denn von ihm und durch ihn und in ihm ist alles. Ihm sei Ehre in Ewigkeit! Amen." In der jetzigen Zeit kann man diese Worte nicht genug beherzigen, um nicht des Vertrauens auf Gott verlustig zu werden.'

‚14. November. Thimus in sehr gedrückter Stimmung. Nur mit Noth konnte ich ihn dazu bringen, wenigstens die Niederlage der Revolution in Rom als einen Lichtpunkt, wenn auch einen vorübergehenden, anzuerkennen.'

Auch das folgende Jahr brachte Reichensperger viele Amtsgeschäfte, so daß für die Kunst nur mit Noth Zeit gefunden wurde.

Am 2. März 1868 begann man in Köln mit dem Abbruch des Domkrahnes. ‚Also eine neue Dom-Aera!' schrieb Reichensperger freudig erregt. ‚So hoch verstiegen sich meine kühnsten Erwartungen nicht, als ich 1840 die Domagitation begann. Gott sei von Herzen gedankt, daß ich das und so erlebe, wie vieles mittlerweile auch eingestürzt ist und sich zum Schlimmen, namentlich in politischen Dingen, gewendet hat!'

Auf dem Hinwege nach Saarbrücken zu einer Schwurgerichtssitzung besuchte Reichensperger im März Frankfurt, wo er bei Steinle, Janssen und Thissen geistige Erfrischung in seltenem Maße fand. ‚Die in Frankfurt verbrachten Stunden', schrieb er am 8. März an Janssen, ‚werden mir stets eine werthe und liebe Erinnerung bleiben. Könnten wir doch öfter so uns zusammenfinden! — In Mainz war Herr Moufang so freundlich, mich zur Seminartafel zu ziehen, wo sich auch Herr Heinrich einfand. Thun Sie doch ja, was Sie vermögen, dazu, daß Freund Steinle sein eminentes Talent in den Dienst des Humors stellt.' Zwei Monate später sandte Reichensperger Janssen eine Erwiderung auf eine ‚Kritik' seines ‚Allerlei' in der ‚Wiener katholischen Literaturzeitung'. ‚Die ganze Kritik umfaßt genau sechzehn Zeilen, so daß auf je fünf Zeilen ein mir applicirter Fußtritt kommt. Demnach sehe

[1] In einem Briefe vom 25. Juni 1867 kommt Reichensperger auf das Jahr 1866 zurück, indem er schreibt: ‚Einen Erfolg haben jedenfalls die Ereignisse des vergangenen Jahres, nämlich daß sich kein Theil hinfort durch Verträge oder moralische Rücksichten genirt zu fühlen braucht.'

ich mich denn auch nicht gerade veranlaßt, Sammethandschuhe anzuziehen. So rentirt sich die gotische Kunstschreiberei bei denjenigen, auf welche sie gerade vorzugsweise gemünzt ist, bei welchen es mir vorzugsweise darum zu thun ist, einen Erfolg zu erzielen! Ganz abgesehen von dieser Lappalie, bin ich übrigens längst davon überzeugt, daß dem österreichischen Katholiken-schlendrianismus nur durch den Garibaldianismus, mit Feuer und Schwert und Confiscationen im großen Stile, auf die Beine zu helfen ist. — Meiner neulichen Danksagung für das Böhmer-Werk habe ich nun abermals den Ausdruck des Bedauerns beizufügen, daß ich schwerlich vor der Ferienzeit dasselbe so recht con amore von A bis Z werde durchlesen können. Wäre ich doch endlich einmal ein freier Mann, um dem Zuge meines Herzens und meines Geistes ungehindert folgen zu können!‘

Zu jener Zeit hatte der unermüdliche Kämpe nicht bloß mit den ‚Oesterreichern‘, sondern auch mit einigen seiner engern Landsleute einen harten Streit, in welchem er mit aller Entschiedenheit die Zerstörung des Lettners der St. Victorskirche zu Xanten zu verhindern suchte [1]. Auch seinem Erzbischofe trat er mit ‚rückhaltloser Offenheit‘ in verschiedenen Kunstfragen entgegen. Wahrhaft bewundernswerth ist es, wie Reichensperger fortwährend auch nach allen andern Gegenden des deutschen Vaterlandes ausschaute und unablässig zum Studium wie zum Schutze der alten Monumente mahnte. ‚Fahren Sie doch ja mit Ihren Local- und Specialstudien in solcher Art fort‘, schrieb er an Dr. Crull in Wismar, der ihn mit Arbeiten über die Kunst- und Culturgeschichte seiner Heimat erfreut hatte, ‚und halten Sie dabei namentlich nach wie vor Ihre schützende Hand auch über dem Kleinsten, was vom Unverstande bedroht erscheint! Wie gering auch immer der augenblickliche praktische Erfolg sein mag, man muß mit ausdauerndster Zähigkeit an dem für recht Erkannten festhalten, indem sonst jede Hoffnung aufs Besserwerden schwindet. Uebrigens ist es in der That unverkennbar, daß auf dem in Rede stehenden Gebiete bereits Erhebliches wiedergewonnen ist, wie gar vieles auch noch zu wünschen übrig bleibt. — An unserer Domsacristei wird nun wirklich der projectirte Verstümmelungsact vollzogen; möge es die letzte der vielen Versündigungen an dem erhabenen Werke sein!‘

[1] Mit Bezug hierauf heißt es bereits am 14. Juni 1867 in einem Briefe an Andreae: ‚In Xanten hatte ich einen heißen Kampf gegen die dortige Geistlichkeit zu bestehen, die aus allerhand Zweckmäßigkeitsrücksichten der herrlichen, an allem möglichen so reichen St. Victorskirche sozusagen die Eingeweide aus dem Leibe reißen möchte. Namentlich steht der so originelle Lettner den Leuten im Wege, sie wollen die Chorschranken durchbrechen und noch mancherlei andern Vandalismus treiben — alles natürlich in der allerbesten Absicht, die dermalen fast gefährlicher ist als die böswillige Brutalität.‘

‚Was die politische Situation anbelangt,‘ schrieb Reichensperger am 3. April 1868, ‚so ist im Augenblick gewiß keine Partei und kein Parteiführer zufrieden damit oder auch nur in etwa beruhigt — von Garibaldi und Mazzini bis hinauf zu Herrn v. Bismarck. Darin liegt ein gewisser Trost.‘

‚20. April nach Düsseldorf zur Assise. v. Kühlwetter stimmt mir bezüglich der Restauration der Lambertikirche bei. Oefter bei Andreas Achenbach. Er sowohl als Knaus verurtheilten die akademische Künstlerbildung auf das entschiedenste; sie sind für Meisterschulen, Entwicklung der Individualitäten. Besuch bei Keller (herrlicher Stich der Sixtinischen Madonna noch in der Arbeit), Commans, Mintrop, Deger, Salentin (zwei schöne Bilder), Kiesel. Viel Freundlichkeit von Deger empfangen.‘

‚9. Mai. Oberjustizrath Probst aus Stuttgart (Bruder des Deputirten) bei mir. Er bekennt sich zur katholisch-demokratischen Partei, welche, wie er sagt, im Schwabenland einmal versuchen wolle, den christlichen Inhalt der demokratischen Principien zur Geltung zu bringen und die schlechtern modernen Elemente sowie deren heuchlerische Repräsentanten auszuscheiden. Ich machte auf das Bedenkliche des Unternehmens aufmerksam.‘

‚23. Juli. Soeben ist mir das Diplom als wirkliches Mitglied der k. k. Wiener Akademie der Künste zugegangen.‘

Im August besuchte Reichensperger das Seebad Blankenberghe. Auf der Reise traf er den auf seiten Döllingers stehenden Richard Simpson. ‚Derselbe‘, berichten die Aufzeichnungen Reichenspergers, ‚sprach mit äußerster Erbitterung gegen Manning, Ward, die Jesuiten, die „Civiltà cattolica“, den Papst, der nichts als Syllabus der Welt zu bieten wisse und die Bedürfnisse der Gegenwart nicht verstehe ꝛc. Bei dem Stichwort ultramontane heresies brach ich das Gespräch ab mit den Worten: Das ist denn doch etwas stark, Herr Simpson. Newman, Renouf, Acton gehen mit Döllinger Hand in Hand. Simpson hatte bemerkt, daß auch Dieringer ihm zustimme! Dieringer ist zweifelsohne dadurch zu weit links geschoben, daß der Erzbischof ihn links liegen läßt.‘ — In Blankenberghe fanden sich auch Bruder Peter und Thimus ein. Werthvoll war ihm die Bekanntschaft des Rectors der Löwener Universität, Laforêt. ‚Er ist Feind aller Uebertreibung; seine Ansichten erinnerten mich sehr an Janssen, eine harmonische Natur. Er erwähnte eine Aeußerung eines amerikanischen Bischofs, es sei zu wünschen, daß jeder Papst drei Jahre Bischof in Amerika gewesen sei. Montalembert sei zu verbittert und reizbar. Auch Döllinger habe sich festgerannt, er (Laforêt) habe ihn vor einigen Jahren besucht und dringend gebeten, mit ihm nach Rom zu reisen. Döllinger habe von Rom aber nichts wissen wollen. Die Uebertreibungen der Manning, Ward ꝛc. seien sehr zu beklagen. Auch betreffs

des suffrage universel schien er mir zuzustimmen, daß es als vorübergehend gebrauchte Arznei für Belgien heilsam sein möge. — Peter theilt mir mit, Cornelius habe sich überaus anerkennend über meine Schrift „Die Kunst jedermanns Sache“ ausgesprochen; seit den Schriften von Görres habe er nichts ihn Ansprechenderes gelesen.‘

Mit Thimus besuchte Reichensperger dann noch Antwerpen, wo Schollaert ihn anzog und die Bekanntschaft von Leys gemacht wurde, Rotterdam, Haag, Amsterdam und Utrecht. Von Köln aus machte er im Herbst noch mit der Lucasgilde (Bethune, Helbig, Weale, Blanchard ꝛc.) einen Ausflug nach Xanten, bei welchem Alle ein Votum zur Erhaltung des bedrohten Lettners der St. Victorskirche abgaben. Später nahm ihn in Aachen die Frage der Herstellung des Mosaikschmuckes im Octogon Karls d. Gr. in Anspruch. Auch für Beiträge zum ‚Bonner theologischen Literaturblatt‘ fand der Unermüdliche noch Zeit. Diese Aufsätze zeigen, mit welcher Ausdauer er namentlich die ausländische Literatur verfolgte, und zwar nicht bloß die kunstgeschichtliche.

Am 27. November erhielt Reichensperger den Besuch von Bethune, der einen ‚Feldzugsplan gegen das Brüsseler Kunstcomité‘ mit ihm berathen wollte. ‚Ich las ihm meinen für die „Historisch-politischen Blätter“ bestimmten Artikel „Die Kunst in Belgien und Holland“ vor, womit er einverstanden war und wir verabredeten, daß ich ihm einen Brief an Viollet-le-Duc schreiben solle. — Die hiesige Jesuitenmission in sieben Kirchen hat einen überraschenden Erfolg. P. Roh war ganz begeistert davon; er werde gern, sagte er, hier auf der Kanzel sterben.‘

Zu Anfang des Jahres 1869 hatte Reichensperger in Elberfeld ‚eine recht unangenehme Assise‘ durchzumachen; dann begab er sich nach Mainz, wo er mit Dr. F. Schneider über die Restauration der Domkuppel conferirte, und nach Frankfurt zu Steinle und Janssen. Mit beiden verkehrte er in den nächsten Monaten sehr viel brieflich. Indem er am 7. Juli 1869 Janssen für die Uebersendung des Aufsatzes über Kaiser Maximilian I. dankte, fügte er hinzu: ‚Zugleich hat die Zusendung mich in angenehmer Weise daran erinnert, wie wohlwollend Sie das Treiben und Streben des gegenwärtige Zeilen niederschreibenden „Kunstjesuiten“ beurtheilen. Derselbe fühlt sich dadurch für manche ihm zu theil gewordene üble Nachrede vollauf entschädigt und zur Fortführung seines gotischen Wühlergeschäftes ermuntert.‘ Etwas gedrückter lautet ein Brief an Dr. Crull vom 25. des genannten Monats, in dessen Eingang Reichensperger um Nachsicht für seine Säumigkeit im Schreiben bittet. ‚Um die ganze Wahrheit zu sagen, füge ich noch hinzu, daß die Acten nicht allein auf mich gedrückt haben. Trotz aller Versuche, der Kunst nur noch nebenher zu meiner Erholung obzuliegen, bin ich, freilich halb mit Gewalt,

auch durch sie nicht selten arg gequält worden, und zwar, was das Schlimmste ist, in nicht wenig Fällen, ohne daß die Quälerei durch Erfolg belohnt ward. Die meisten Rathsuchenden befolgen eben nur denjenigen Rath, welcher mit ihrer eigenen Meinung übereinstimmt. — Wie selten sind die Charaktere! Dank dem obligatorischen Schulunterricht, der allgemeinen Militärpflicht und der Zeitungsleserei nimmt die Fabrik-Dutzendware immer mehr Platz in der Welt ein. Wie viele Kuren müssen erst noch durchgemacht werden, bevor der Strom wieder eine andere Richtung einschlägt! Wie hoffnungslos einstweilen im großen der Kampf für das Rechte und Wahre aber auch sein mag, ein jeder muß auf seinem Posten das Seinige thun und Gott für das Weitere sorgen lassen.'

Anfang September ging Reichensperger zur Düsseldorfer Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands, auf welcher er sich an den Verhandlungen der Section für christliche Kunst lebhaft betheiligte [1].

Die Ferien brachte Reichensperger mit den Seinigen im Schwarzwald zu. Zum Schluß machte er noch eine Reise durch Bayern; er besuchte zunächst jene Stadt, ‚mit der ein Gotiker nie zu Ende kommt', Nürnberg, und verlebte dort interessante Stunden mit gleichgesinnten Freunden des Alterthums. Dann besuchte er die Münchener Kunstausstellung. ‚Das moderne München hat mich geradezu angewidert; da sieht man so recht, wohin principlose Geschmacksmengerei führt. Den einzigen Trost gewährte mir der gotische Rathhausbau. So bricht sich also selbst in München die edle Gotik Bahn, ergo nil desperandum.' — In den altbayrischen Städten, die er durchzog, fiel ihm ‚wieder so recht die Lumperei unseres neunzehnten Jahrhunderts im Gegensatz zu der principienfesten Gediegenheit der Altvordern auf'. — Den Schluß der Ferien verbrachte er in Ostende in regem Verkehr mit Helbig, der erklärte, daß sich seine Situation durch die Reichenspergersche Kritik der belgischen Kunstzustände wesentlich gebessert habe. Anfang October hatte Reichensperger in Aachen einer Assise präsidiren müssen. Nach Köln zurückgekehrt, schrieb er an Dr. Crull in Wismar: ‚Das Schicksal Ihres bedrohten Stadtthores, dessen Photographie vor mir liegt, interessirt mich. Zweifelsohne werden Ihre Philister sich für so etwas ebenso stumpfsinnig-unerbittlich erweisen wie die unsrigen, die immer fragen, was denn eigentlich „Schönes" an so einem alten, dicken Klumpen sei. Im übrigen glaube ich, daß es in Mecklenburg gar so schlimm nicht aussieht. Schon der Umstand, daß der landläufige Liberalismus so schlecht auf

[1] Seine Anregung, die Bilder des ‚Düsseldorfer Vereins zur Verbreitung religiöser Bilder' farbig zu gestalten, wurde — wohl mit Recht — von Karl Müller bekämpft; s. Finke, Karl Müller (Köln 1896) S. 49.

Ihr Land zu sprechen ist, erweckt bei mir eine günstige Vermuthung für dasselbe. Gehen Sie doch nur ja nach Kräften dem modernen Schwindel zu Leibe — auch wenn augenblicklicher Erfolg nicht zu erwarten ist! Wer kann, zumal in unserer so confusen Zeit, sagen, welche Samenkörner aufgehen und Früchte tragen?'

Von diesem Gesichtspunkte aus war denn auch Reichensperger durch Wort und Schrift für die Sache der christlichen Kunst unermüdlich thätig. Für die vielen Enttäuschungen, die er hier erlebte, entschädigte ihn reichlich der ungestörte Fortgang des Kölner Dombaues sowie der durch dieses Unternehmen gegebene Impuls. Deshalb erschien ihm der Fortbau des Domes als ‚ein Wendepunkt in der Kunstgeschichte'. ‚Zufolge desselben ist die germanische Architektur und mit ihr die monumentale Bildnerei wieder in den Vordergrund getreten, von welchem sie seit dem Beginne der sogen. Renaissance erst durch das französische und demnächst durch das fade, afterklassische Zopfwesen hinweggedrängt worden war, so daß — abgesehen von der Musik — alle Kunstinteressen sich schließlich auf die Staffelmalerei concentrirten und alle Welt immer nur an Oelmaler dachte, wenn von Künstlern und Künstlerschaft die Rede war. Allein das Interesse für die monumentale Kunst unserer Vorfahren', betont er weiter, ‚ist nur dann ein wahrhaft lebendiges und fruchtbringendes, es trägt nur dann die Gewähr der Dauer in sich, wenn ihm ein tiefes Verständniß ihres Wesens zu Grunde liegt.' Dieses Verständniß weitern Kreisen zu vermitteln, war niemand so unermüdlich thätig als der Kölner Appellationsgerichtsrath, der jede freie Stunde ausbeutete und sich nur einmal in der Woche einen Spaziergang gönnte. Das ‚Organ für christliche Kunst', das Bonner ‚Theologische Literaturblatt' wie die ‚Kölnische Volkszeitung' brachten Beiträge auf Beiträge aus seiner unermüdlichen Feder. — Von diesen kleinern Aufsätzen erzielte einer zur nicht geringen Freude Reichenspergers einen durchschlagenden Erfolg. Derselbe betraf das große Fenster der Thurmfassade des Kölner Domes. Es verlautete, daß dasselbe nur mit einfachem Maßwerke versehen werden sollte, obgleich der aus dem Mittelalter stammende südliche Thurm auf das deutlichste die Anlage doppelten Maßwerkes zu erkennen gab. Reichensperger stellte nun in dem erwähnten Aufsatze alle Gründe für die Anbringung doppelten Maßwerkes so lichtvoll und schlagend zusammen, daß man sich für dasselbe entschied. Daneben veröffentlichte er noch zwei besondere Abhandlungen in Bocks ‚Rheinlands Kunstdenkmale des Mittelalters' über die Matthiaskapelle zu Kobern und die Kamperhofkapelle zu Köln sowie über die Kirche zum hl. Gereon.

Das Kölner Theaterbauproject veranlaßte Reichensperger, nachdrücklich seine Stimme für Freund Statz und die Gotik zu erheben. ‚Es möge', schrieb er, ‚nur ein einziger Punkt namhaft gemacht werden, in betreff

dessen bei einem Theaterbau der gotische Stil nicht ausreicht oder bloß hinter irgend einem andern Stile zurücksteht! Auch die gotischen Rathhäuser erklärten die nämlichen Stimmen für unverträglich mit dem Geiste und den Bedürfnissen des neunzehnten Jahrhunderts — und doch stehen gegenwärtig zwei Hauptstädte, Wien und München, im Begriffe, sich solche zu errichten.'

Im Frühling des folgenden Jahres (1870) bemühte sich Reichensperger für die Restauration der arg beschädigten Abteikirche in Knechtsteden und für die Rettung der steinernen Chorschranken im Dom zu Limburg, wo er auch die Herstellung der Stadtkirche, ,eines der interessantesten gotischen Bauwerke des dreizehnten Jahrhunderts', anregte.

Mehr aber als die Kunst nahmen damals die kirchlichen Fragen Reichenspergers Aufmerksamkeit in Anspruch. Schon im Juli 1869 hatte er an Dr. Crull geschrieben: ,In unserer katholischen Welt geht es im Hinblick auf das Concil ziemlich kraus durcheinander. Zu meinem Bedauern macht eine Partei sich bemerklich, welche im ancien régime der „allerchristlichsten u. s. w. Könige" das Heil erblickt und zwischen echtem und falschem Liberalismus nicht zu unterscheiden weiß. Ich halte an der Hoffnung fest, daß die kirchliche Erbweisheit sich auch diesmal bewähren wird. An sich betrachtet ist der Kampf, den sich die Geister liefern, kein Unglück — im Gegentheil.' Gleich seinem Freunde Janssen[1] gehörte Reichensperger zu denjenigen, welche gegen die Opportunität der Definirung der päpstlichen Unfehlbarkeit, aber von vornherein entschlossen waren, wie es treuen Söhnen der Kirche entspricht, die Entscheidung des allgemeinen Concils ,in Ehrfurcht anzuhören und ihr zu folgen'. Die von Döllinger und Genossen begonnene Agitation, namentlich die ,hämischen Artikel der ,Augsburger Allgemeinen Zeitung', mißbilligte er, und bereits im Februar 1870 hatte er die ihm angesonnene Unterzeichnung der Kölner Döllinger-Adresse ,ohne Bedenken abgelehnt'. Gleichzeitig gestand er jedoch seinem Freunde Thissen, daß er ,ebenso unbedenklich eine Zustimmungsadresse an die „Civiltà cattolica" zurückgewiesen haben würde. Die Partei des Herrn Veuillot scheint förmlich darauf auszugehen, uns, in confessionell gemischten Staaten wenigstens, das Leben zu erschweren.'

Die großen politischen Ereignisse sollten bald alles andere in den Hintergrund drängen. Zum 18. Juli 1870 verzeichnet das Tagebuch: ,In der Sitzung des Corps législatif vom 15. ward der Krieg gegen Preußen beschlossen. Der Vorwand bei den Haaren herbeigezogen. Der zweite Act des 1866 begonnenen Schicksalsdramas von „Blut und Eisen"! Wie wird es enden? Gott schütze Deutschland!'

---

[1] Vgl. Pastor, Joh. Janssen (Freiburg 1892) S. 59.

Unbedenklich brachte Reichensperger jetzt auch ein persönliches Opfer für die Sache des Vaterlandes, indem er sofort seinen einzigen Sohn Karl als freiwilligen Krankenpfleger in das Hauptquartier des achten Armeecorps ziehen ließ. ‚Morgen Abend‘, meldet das Tagebuch zum 30. Juli, ‚wird Karl sich auf den Weg begeben. Gott möge alles zum Guten lenken!‘

‚7. August. Glänzende Siegesnachrichten. Zweifelsohne wird der preußische Kaiser daraus hervorgehen und der französische darüber den Hals brechen. Ein Glück, daß letzterer vorher den Kirchenstaat geräumt hat — das gibt ihm den Gnadenstoß auch in den Augen der französischen Katholiken. Die Verbrennung Saarbrückens eine würdige Schlußillustration des Empire! Auch von Karl gute Nachrichten.‘

‚Vor einigen Tagen lange Unterredung mit unserem Herrn Erzbischof. Er und seine Gesinnungsgenossen seien von den Infallibilisten lange Zeit hindurch als halbe Häretiker angesehen worden. In den stets katholisch gebliebenen Ländern habe kein Katholik die päpstliche Infallibilität bezweifelt; freilich neigten die dortigen Bischöfe, namentlich die spanischen (wie z. B. der hervorragende Erzbischof von Granada), entschieden zum Absolutismus hin. — Er, der Erzbischof, habe in Rom ein schweres Kreuz zu tragen gehabt, aber vieles gelernt. Leider gebe es in Rom Uebelstände, welche ein „gutmüthiger“ Papst nicht zu beseitigen vermöge. Vielleicht sei eine Katastrophe in Rom nothwendig, wieviel Herrliches auch dadurch zu Grunde gerichtet werde. Das römische Volk sei durchaus gut geartet, allein es fehle an einem kernigen Mittelstande. Das Kunstleben und -treiben stehe auf der tiefsten Stufe — die merkwürdigsten Kirchen, wie z. B. San Lorenzo fuori le Mura, seien zu Schanden restaurirt. Unter den Bischöfen sei Stroßmeyer in formaler Beziehung die brillanteste Erscheinung gewesen, ein Redner ohnegleichen. Auch der Primas Simor habe durch seine Rednergabe und seine Herrschaft über die lateinische Sprache geglänzt. Den ersten Preis aber in summa erkenne er seinem Freunde, dem Bischof Ketteler, zu; seine lateinische Rede habe er freilich nur abzulesen vermocht. — Er bedauerte tief die Zurückziehung aller männlichen Orden von der Armeekrankenpflege durch den Kriegsminister Roon und gab der Besorgniß Ausdruck, daß nach dem Kriege leicht der Uebermuth der Antikirchlichen hervorbrechen werde.‘

‚8. August. Gestern Abend mäßige Illumination. Wie glänzend auch der vorgestrige Erfolg war, so fühlt sich doch durch, daß noch viel zu thun übrig bleibt, falls nicht der napoleonische Bau in sich selbst zusammenstürzt. Am gespanntesten bin ich daher auf Nachrichten aus Paris. Es fragt sich, ob dort der National- oder der Parteigeist die Oberhand gewinnt. Der letzte Act dieses Stückes Weltgeschichte wird wohl mit der Krönung des preußischen

Kaisers schließen. Gut ist, daß Napoleon den Papst im Stiche gelassen hat, bevor er geschlagen war.'

,30. August. Bis jetzt blutige Siege. Es ist wunderbar, wie Karl bis jetzt die argen Strapazen und Entbehrungen aushalten konnte.'

,3. September. Die Gefangenschaft Napoleons gemeldet zugleich mit der Capitulation der Mac Mahonschen Armee. Nun wird wohl noch die Anarchie in Paris als Schlußscene spielen. Dem einen gegenüber hat die Nemesis sich wunderbar zu Ehren gebracht. Karl heute zurück.'

,5. August. Knoodt schrieb mir in ähnlichem Tone wie Michelis, der Anklagen erhebt „gegen Pius IX. als einen Häretiker und Vernichter der Kirche", weil er die Lehre von der unfehlbaren Lehrgewalt des Statthalters Christi hat verkünden lassen. Ich habe Knoodt heimgeleuchtet.'

,8. September. Also in Frankreich Republik mit Rochefort, Crémieux und Consorten an der Spitze! So sind also die Herren von Paris wieder im Nu die Herren von Frankreich! — Napoleon in Wilhelmshöhe!'

,Am 1. October nach Frankfurt. Bei Steinle Entwurf einer Scene aus „Die bezähmten Widerspänstigen" von Shakespeare. Mein Bemühen, Steinle dazu zu bewegen, daß er Skizzen zu den Shakespeareschen Stücken componirt, scheint nicht ohne Erfolg geblieben zu sein.'

,3. October. Nach Niederrad. Frau Pastor dort getroffen. Gespräch über Kunst, Shakespeare. Steinle sehr erregt über die Anti-Infallibilisten, so daß ich kaum zu Wort kommen konnte. Janssen bis zur Schwermuth niedergedrückt. Ich bot alles auf, ihn etwas beruhigter in die Zukunft blicken zu machen, da er einen massenhaften Abfall von der Kirche befürchtet.'

,Am 8. October förmliche Anfrage seitens des Präsidenten Heimsoeth, ob ich die Präsidentenstelle am Clevener Landgericht anzunehmen bereit sei. Ich antwortete verneinend, hauptsächlich mit Rücksicht auf meine Mutter, Schwester und Frau. Dazu kommt, daß ich wieder eine Wahl nach Berlin annehmen will und daß Cleve für mich eine terra incognita ist, auf welcher ich leicht versauern könnte, endlich die Beschwerlichkeiten des Umzugs.'

Unterdessen nahmen die Vorbereitungen zu den Neuwahlen Reichensperger so sehr in Anspruch, daß er kaum ,zu Athem kommen konnte'. ,Der Wendepunkt, an welchem wir stehen,' schrieb er am 22. October einem protestantischen Freunde, dem Maler Andreae, ,ist so überaus bedeutungsvoll, daß ich mich nicht mehr der Politik entziehen zu dürfen glaube.'

Peter Reichensperger begrüßte den Entschluß seines Bruders mit der größten Freude. ,Ich theile im höchsten Grade', schrieb er am 22. October, ,deinen Wunsch, daß wir mit respectabeln Protestanten ein Wahlprogramm

aufstellen möchten; allein ich sehe keine hierzu geeigneten, da wir nun einmal principiell als Ultramontane verschrieen sind und keiner sich unter diese Firma wird stellen wollen.'

‚Lieber Alter,' beginnt ein Brief Peters vom 21. November 1870, ‚ich bin noch ganz überrascht von dem unerwartet großen Wahlerfolge, den wir davongetragen zum Entsetzen der liberalen Zeitungen. Nächst dem Gneistschen Berichte [1] haben wir diesen Erfolg großentheils dir zu verdanken, und ich freue mich dessen doppelt, weil er zugleich dich wieder in die Arena führt. Es ist dies um so nöthiger gewesen, weil es vor allem gilt, eine neue Fraction zu bilden, und hierzu deine Vermittlungsgabe ganz unentbehrlich sein wird.'

Zum 21. November erzählt das Tagebuch: ‚Ein neuer Abschnitt in meinem Leben durch meine Wahl in die Kammer. Mehr als ein Dutzend Anträge kamen, z. B. Landkreis Köln, Brilon, Bochum, Beckum, Montjoie, Düren u. s. w. Trotz meiner Abmahnungen in Münster, Düren, Koblenz, Soest und Landkreis Köln in die Wahl gekommen. Desgleichen in Aachen und in hiesiger Stadt ohne jede vorherige Anfrage bei mir. In Münster fast einstimmig (250 von 270 Stimmen), in Aachen mit einer Majorität von ca. 300 Stimmen, in Koblenz mit 198 von 373 in einer engern Wahl gewählt. So mußte ich denn für Koblenz annehmen, wie peinlich mir auch die Ablehnung in Münster und Aachen war. Also Vogue la galère! wie mir mein Bruder schrieb, als er zum Frankfurter Vorparlament abreiste.'

[1] In der Klosterfrage vgl. von dem vorliegenden Werke Bd. 2, S. 4.